

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweite Band

auf das Jahr 1844.



Göttingen,

gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerey.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1844

by unknown author

Göttingen; 1844

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. 71. Stück.

Den 2. May 1844.

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: 'Anatomie et physiologie du système nerveux de l'homme et des animaux vertébrés; ouvrage contenant des observations pathologiques, relatives au système nerveux et des expériences sur les animaux des classes supérieures; par F. A. Longet.'

In der That unterstützt die Pathologie die Experimentalphysiologie in dieser Ansicht. Unter mehr als drey hundert verglichenen Fällen von Krankheiten des N. M. waren freylich nur wenige auszumitteln, in welchen das Leiden sich nur auf Einen Strang bestimmt und allein beschränkte; weshalb der Beobachter hier leicht geteuscht werden und Misgriffe thun kann, wie nach dem Tode erst manche Veränderung vor sich gehen mag, die vorher noch nicht Statt fand; dieß und dergl. gibt der Verf. zu bedenken. Zwanzig lehrreiche Fälle führt er vor, von denen 19 die obige Ansicht mit genügender Uebereinstimmung bestätigen; nur in dem einen von Kullier mitgetheilten Falle wird sie

zweifelhaft, es läßt sich aber dagegen nicht ohne Grund einwenden, daß die Untersuchung zu spät bey großer Hitze geschah. Diesen Fällen werden noch 6 Fälle von Tetanus hinzu gefügt, wo eine anomale Beschaffenheit der vorderen Stränge (Erweichung gewöhnlich) angetroffen wurde, bey Menschen wie bey Pferden.

Zur näheren Bezeichnung der krankhaften Affection der vorderen Stränge diene übersichtlich noch Folgendes: 1) Ist der vordere Strang Einer Seite völlig verlegt, so findet an der correspondirenden Seite ein absoluter Verlust der Bewegung aller unterhalb der Verletzung befindlichen Theile Statt, während die Sensibilität fortbauert; 2) die vollständige Alteration der beiden vorderen Stränge bedingt den Verlust aller Bewegkraft in den Organen, welche unterhalb der verletzten Stelle liegen, diese behalten aber ihre gehörige Sensibilität. 3) Ist die Verletzung der genannten Stränge unvollständig, selbst in der Nackengegend über der Ursprungsstelle der Armnerven, so können die Oberextremitäten in ihrem natürlichen Zustande verbleiben, während die unteren, ihr Gefühl bewahrend, keine freywillige Bewegung mehr zeigen. 4) Gegenseitig aber, in dem Falle wo ein einziger vorderer Strang unvollständig verlegt worden, selbst in der oberen Abtheilung der Halsgegend, kann man wahrnehmen, daß die obere Extremität ganz ihre Bewegungsfähigkeit verliert, während die correspondierende untere sie ganz bewahrt, in beiden übrigens die Sensibilität gleich lebhaft bleibt.

Was die Verletzung der hinteren Stränge betrifft, so bringt eine solche, sobald sie tief und auf jene allein beschränkt ist, einen absoluten Verlust der Sensibilität hervor. Wenn einige weiße noch unversehrte Fasern in der Mitte der hinteren Stränge

sich vorfinden, so können noch schwache Eindrücke durch sie zum Gehirne gelangen.

Die medulla oblongata betrachtet er nicht bloß als einen einfachen Conductor der respiratorischen Bewegung, sondern vielmehr als einen centralen Heerd und Regulator der zur Lebenserhaltung dienstbaren Bewegungen. Ref. hält sie allerdings auch für einen Hauptheerd des motilen und sensilen Lebens, aber nicht für einen centralen, sondern wieder untergeordneten. — Unter den pathologischen Beobachtungen dieser Region zeichnet sich ein von Lebert mitgetheilter Fall aus. Ein Tischler spürte Schwere und Schmerz im Kopfe, Beengung beyhm Athmen, die Stimme ward schwächer, die Articulation der Wörter schwierig; dieser Zustand dauert viele Jahre, die Bewegungskraft schwindet so, daß er weder aufrecht stehen noch gehen kann, die Sinne, die allgemeine Sensibilität und die Intelligenz verlieren nicht in ihrer Thätigkeit. Die Schwierigkeit im Articulieren, Athmen und Schlingen nimmt zu, bis völlige Adynamie und Tod erfolgt. Eine aneurysmatische Geschwulst von der Größe eines kleinen Hühnereyes fand sich an der Vorderseite der med. obl., die hier wie ausgehöhlt war; nur vorn bemerkte man eine Spur der Pyramiden, die Oliven waren nieder gedrückt und aus einander gedrängt, die N. hypogl. glosso-pharyng. und pneumo-gastr. gedrückt und die Wurzeln der ersteren zum Theil zerstört.

Bev Durchschneidung eines der Mittelschenkel des kleinen Hirns ergab sich eine drehende Bewegung, die Magendie von derselben Seite wollte ausgehend gefunden haben, unser Verf. behauptet indes das Gegentheil, so daß auch hier eine kreuzweise Bewegung Statt finden soll, wofür drey bejahende pathologische Beobachtungen angeführt wer-

den, die freylich besser reden als die so vielfach teuschenden künstlichen Verletzungen durch Messer und Nadel. Ob übrigens jene krankhafte rotirende Bewegung direct von dem Schenkel des kleinen Gehirns ausgegangen sey, wäre der aufgestellten Hypothese von der verschiedenen Thätigkeit der vorderen und hinteren Stränge zuwider, Ref. meint auch nach der Beschreibung dieser Fälle, daß dabey zweifelhaft geblieben, ob nicht eine Abtheilung des motilen Stranges in Mitleidenschaft gewesen sey.

Die Barolsbrücke besitzt nach Serres Versuchen einen bedeutenden Grad von Sensibilität, aber auch der Factor der Bewegung spielt in ihr eine große Rolle, wie die äußere und innere Construction es schon von selbst verräth, und mit vollem Rechte möchte Ref. sie den großen Knoten nennen, der großes und kleines Hirn vereint und durchschlingt, und so beider Kraft vermischt. Pathologische Wahrnehmungen beweisen die Wichtigkeit dieses centralisirenden Organs, und der Verf. hat 14 solcher nach anderen Autoren wieder gegeben; den epileptischen ähnliche Contractionen gehen, bey Verletzung desselben, in der Regel den paralytischen Erscheinungen voran und die Kranken sterben immer asphyctisch. Unter den angeführten Beyspielen befinden sich vier, wo die Krankheit vorzugsweise nur Eine Seite ergriff, und zwar so, daß die Hemiplagie an der entgegengesetzten Seite sich kund gab. Es ist also auch hier eine kreuzweise Thätigkeit anzunehmen und wir können wirklich im Inneren der Brücke eine Durchkreuzung der Fasern erblicken und so ihre wechselseitige Wirkung annehmen. In dreyen dieser Fälle bemerkte man auch eine unwiderstehliche Propulsionskraft nach vorn.

Die anatomische Beschreibung des Bierhügel-Systems ist, wie die vergleichende, ziemlich umfassend gegeben, obgleich sie auf die Lagerung der grauen Substanz, besonders der, welche den Canal zunächst umgibt, und auf des letzteren innere so wichtige Bildung keine Rücksicht nimmt. Die bisherigen physiologischen Ansichten über dies Central-system sind nach dem bisherigen Standpuncte entwickelt. Experimente und pathologische Beobachtungen machen den Zusammenhang desselben mit dem Sehvermögen wahrscheinlich; daß indes diese Wechselwirkung eher eine reflexive als directe sey, möchte Ref. aus seinen Wahrnehmungen folgern. Serres ist geneigt, die Bierhügel als einen Sitz der Bewegungsassociation, der Equilibration, zu betrachten und führt vier Beispiele an, denen zufolge diese ganz besonders unter der Chorea ähnlichen Erscheinungen gelitten hatte und die Untersuchung eine Desorganisation dieser Gegend zeigte, ohne daß die Sehkraft theilhaftig worden war, indes lassen jene Beispiele den Zweifel über, daß dabey die Bierhügel nicht allein gelitten haben möchten. Uebrigens läßt sich mit Grund vermuthen, daß hier der motile Factor mit dem sensilen in engerer Verbindung, als sonst wo, stehe. — Die Anwesenheit der Zirbel bey den Fischen ward von Einigen geleugnet, indes fand sie Serres bey mehreren und der Verf. unzweifelhaft bey einem Karpfen.

Die sandartigen Körnchen kommen bey den Thieren nicht vor, doch wollte Sömmerring bey einem Dammhirsch und Malacarne bey einer Ziege dergl. gefunden haben; Ref. fand kleine harte Partikeln, die aber eher knochenartige Concremente zu seyn schienen, einst bey einem Pferde und einem alten Raben. Pathologische Beobachtungen an diesem

Gebilde scheint der Verf. nicht gekannt zu haben, er erwähnt keiner, jedoch ist in Meckels physiol. Archiv ein interessanter Fall dieser Art niedergelegt, und genauere Untersuchungen lehrten Ref., daß pathologische Zustände eben hier nicht zu den seltenen, sondern selbst häufigen gehören. Zu den bekannten Hypothesen über den Zweck dieses Gebildes, der ohne Frage ein wichtiger ist, wagt der Verf. nichts hinzu zu setzen; Ref. findet darin einen ähnlichen, wie ihn die Belegungssubstanz überhaupt besitzt, und als solcher ist er um so wichtiger, als das unter und hinter ihr liegende Organ eines der wichtigsten des Gehirns genannt werden muß, wie denn dieses bey den Säugethieren überall in mancherley Gradationen, in den übrigen Thierclassen nur auf eine andere Weise, vorkommt. — Nach dem Verf. sollen die thalami optici nicht oder kaum so viel Einfluß auf die Gesichtsfunctio- nen äußern wie die Bierhügel, er möchte eher in jenen einen Heerd der locomotiven Thätigkeit finden, eine Ansicht, die man in so fern theilen kann, wenn jene Thätigkeit nur als eine theilweise betrachtet wird, was schon aus der inneren Radication der Markschichten, die sich sowohl nach vorn als nach hinten werfen, zu schließen ist. Saucrotte wollte bemerkt haben, daß die nach hinten auslaufende Radication ihre Wirksamkeit mehr auf die oberen, die vorderen dagegen mehr auf die unteren Extremitäten erstrecke; Andere haben aus ihren Versuchen das Gegentheil gefolgert, aber schon Andral hat nach vielen verglichenen Fällen gezeigt, wie wenig die eine oder die andere Hypothese bis jetzt für begründet gehalten werden kann. Ueber die innere Structur der thalami wie der Corp. striata, die so compliciert ist, daß sie eine der schwierigsten und noch zu lösenden Aufgaben

ist, hat der Verf. keinen neuen Aufschluß gegeben, selbst den wesentlichen Kern der ersteren, unterwärts und vorn, zunächst dem Verlaufe des Sehnerven, der sich durch eine dreytheilige gradative Ausstrahlung und eine lichtere gelbliche Färbung der grauen Substanz auszeichnet, nicht berücksichtigt. Die Meinungen, welche Serres, Saucerotte, Magendie u. s. w. über die Function der C. striata hegten, werden nach eigenen Experimenten und durch sonstige Gegengründe in Zweifel gezogen.

Foville wandte eine neue Präparationsweise des Balkens an, die durch eine gute Abbildung anschaulich wird; er ist danach geneigt, diesen für eine Verlängerung eines Theiles der hinteren Stränge zu halten; wenn er indes annimmt, daß der Balken einen abgemarkten Theil für sich darstelle, so muß dieser Annahme auch Ref. nach vielfachen Untersuchungen widersprechen, indem zwischen den Schichtungen des Marks von Seiten des Balkens und der Peripherie der Windungen her in einander übergreifende wirbelartige Verschlingungen Statt finden. Dugès (physiol. comp.) will bey dem Kaninchen und Sichhörnchen zwey Marklagen deutlich bemerkt haben, von denen die eine zu den Windungen geht, die andere in die thalami hinab steigt. Dieser Uebergang ist gewiß, wenn auch nicht der alleinige, indem vorn ein solcher in die corp. striata zu bemerken ist, das Doppellager der Fasern halten wir aber deshalb nicht für wahrscheinlich. Schon Meckel und Vicq-d'Azyr nahmen die grauen Zwischenschichten in den Schichtungen des Balkens wahr, der Verf. sah sie nicht und zweifelt daran; er muß wenig aufmerksam beobachtet haben, denn die erwähnte Beobachtung ist eine Wahrheit und ganz unbestreitbar, vielfach vom Ref. gemacht, nur ist hinzu zu fügen, daß so offenbar diese abwechselnde

Lagerung ist, doch es Fälle gibt, wo sie kaum oder nur mit schärfster Besichtigung wahrgenommen werden kann, so daß man schließen muß, die graue Zwischenlage könne primitiv stärker und geringer seyn oder auch bey krankhafter Disposition mehr und weniger schwinden.

Wenn Descartes der Zirbel, Willis den Streifenhügeln die größte centrale Thätigkeit vindicieren wollten und Lapeyronie meinte, sie im Balken zu finden, so sind dergl. Behauptungen freylich nicht durchzuführen, wenn indes des Verf. Experimente an Kaninchen und jungen Hunden ihm, gegen die Wahrnehmungen anderer, nur negative Resultate hinsichtlich einer bedeutenden physiologischen Thätigkeit dieser großen Hirncommissur lieferten, so ist solche doch keinesweges zu bezweifeln, wie wohl nach Ref. Erfahrung die Störungen in der Bewegung und Intelligenz, welche durch organische Störungen des Balkens erzeugt werden, nicht sowohl in directem Zusammenhange mit diesem als mit dem auf das engste ihm verknüpften System des fornix stehen. Im Gebiete der Pathologie erwähnt der Verf. nur des einen von Reil angeführten, längst bekannten Falles, wo der Balken bey einer weiblichen Person größtentheils fehlte. — Die Beschreibung des Gewölbes ist genauer als bey manchen der früheren Auctoren, doch läßt sie einiges vermissen, besonders ist hier die vergleichende Anatomie sehr mangelhaft und das Verhältniß dieses Organs zwischen dem menschlichen und thierischen noch nicht begriffen. Recht hat der Verf., wie schon Reil und Andere bemerkten, daß außer der Verbindung der Schenkel oder Pfeiler desselben mit den corp. mammillaria noch ein zarter Markzug sich hinzu gesellt, der aus den thalami entspringt.

Bier pathologische Fälle von Desorganisation dieses Gebildes werden angeführt, die ihn zweifeln lassen, daß es eine besondere Wichtigkeit für die intelligente Kraft besitze, indes lassen Ref. vielfältige genaueste Beobachtungen keinen Zweifel in dieser Beziehung mehr aufkommen.

Den für das Blutleben des Gehirns so wichtigen und reich ausgestatteten inneren Plexus, so namentlich den plexus chorioidei, hat der Verf. weniger seine Aufmerksamkeit zugewandt, daher fehlt auch hier die Angabe eines eigenthümlichen Körpers, den Ref. nucleus genannt hat, so wie des daran befindlichen, von demselben entdeckten und in der Zeitschrift des sel. Prof. Mende ausführlich beschriebenen sandartigen Minerals, das dem der Zirbel ähnelt und zum gefunden und normalen Zustande gehört, so daß dessen Mangel nur als Folge mangelhafter Hirnthätigkeit angesehen werden muß.

Die Darstellung der Hinterhörner, der Grenzgürtel und der Ammonshörner ist zwar sorgfältiger und klarer als bey manchen Anderen, dennoch mangelhaft in Hinsicht der feineren Organisation geblieben. Den Uebergang der Gürtel in die penicilli, wie Ref. sie genannt, hat auch der Verf. nach dessen Vorgange gefunden; was aber die Endigung derselben nach Fovilles Angabe betrifft, so ist sie nicht richtig, sie findet zum Theil im Mittellappen, größtentheils aber am vorderen Rande der Kuppe der Ammonshörner Statt.

Einige ältere und neuere Angaben über Umfang und Gewicht des großen Hirns in Bezug auf Geschlecht, Alter und Statur, so wie über deren Einfluß auf eine zunehmende Intelligenz sind benutzt; sie lassen gewisse Resultate zwar vermuthen, ohne jedoch schon jetzt positive zu versprechen. Selbst

die Ungleichheit der Hemisphären, wie auch Cruveilhier wahrnahm, bringt nicht immer den Nachtheil hervor, den Manche daraus folgern wollten; das Beyspiel Bichats, der den nachtheiligen Einfluß dieses Mangels an Symmetrie geltend machen wollte, könnte als Gegenbeweis dienen, indem sein eigenes Gehirn einen solchen Mangel darbot. Mag übrigens ein gewisser Grad von Asymmetrie der beiden Hälften, in so fern sie die äußere Gestalt betrifft, nicht überall störend und hemmend auf die Function einwirken, so viel ist gewis nach Ref. Beobachtungen, daß Misverhältnisse dieser Art im Innern, seyen sie durch ursprüngliche Hemmungsbildung oder andere Veranlassungen erzeugt, meistens, wenn nicht immer, mit besonderen Abweichungen der Intelligenz im Zusammenhange stehen.

Schon Treviranus fand in der vergleichenden Anatomie gute Gründe, die Bedeutsamkeit der Ammonshörner zu ahnen, Foville schrieb neuerdings ihnen einen speciellen Einfluß auf die Sprache zu; wenn diese Annahmen hier bezweifelt werden, so geschieht es in so weit mit Unrecht, als pathologische Nachforschungen uns häufig lehrten, ja es zur Gewisheit machten, daß hauptsächlich von ihnen die Bewegung ausgeht, daß jene Fähigkeit aber nicht als eine specielle oder partielle, sondern nur als eine generelle Folge jener dynamischen Leitung angesehen werden muß.

Ueber die Construction der Windungen werden die neuen umfassenderen Untersuchungen Lenrets mit Recht herangezogen, sie werden künftig noch zu bestimmteren Vergleichen und Aufschlüssen führen. Indem dieser Beobachter von einem Typus des Thiergehirns, nämlich dem des Fuchses, zu weiterer Entwicklung ausgeht, um einen Anfangspunct für die Ausbildung des so verwickelten

Geschleß im Menschenhirne zu gewinnen, kommt er zu der allgemeinen Uebersicht, daß die Zusatzwindungen und damit die Stufen der Vervollkommnung nicht vorn, sondern an den Seiten und hinten und innen sich besonders bemerklich machen. Wenn gleich die Richtigkeit dieser Auffassung nicht zu bestreiten ist, so muß doch Ref. dabey erinnern, daß mit jener Vervollkommnung auch eine große und wesentliche des Mittellappen an seiner Spitze unten, nicht sowohl im Aeußeren wie ganz vorzüglich im Inneren, verknüpft ist.

Baillarger (in den *Mém. de l'Acad. de méd.* 1840) will in der Rindensubstanz vermittelst einer Vorrichtung, wodurch dünne Scheiben durchscheinend werden, eine sechsfache, mit grauer und weißer Substanz abwechselnde Schichtung gefunden haben, so zwar, daß die äußerste Lage eine mehr der weißen Substanz ähnliche ist, die auch in pathologischen Fällen, wo die Rinde eine starke Röthung zeigt, an dieser nicht Theil zu nehmen pflegt. Ob hierbey nicht Täuschung obwalte, will Ref. dahin gestellt seyn lassen, möchte aber nach seinen Untersuchungen, die er in Müllers Archive für die Physiologie nieder gelegt hat, es fast vermuthen. Die hier beschriebene, durch Gefrieren gefundene, aus Fasern zusammen gefetzte Lamellenform wird durch die von Lenret angestellten Versuche, indem er die Hirnsubstanz in Salzwasser kochen ließ, und in Terpentineffenz längere Zeit aufbewahrte, bestätigt; auch der Verf. versichert, solche nach bloßer Aufbewahrung in Weingeist beobachtet zu haben. — Galls Angaben über das Auseinanderfalten der Windungen, auf die er doch vielen Werth legte, weist der Vf. als unstatthaft zurück. — Bey Gelegenheit der embryologischen Entwicklung der Lappen des großen Hirns, welche, wie die der anderen

Theile, meistens nach den genauen Darstellungen Liedemanns wieder gegeben werden, läßt der Verf. auch dessen Ansicht von der gradativen Ausbildung derselben in den Thierclassen nicht unerwähnt. — Gegen Reil und Liedemann sucht er mit Baillarger darzuthun, daß der Zuwachs der Hirnlappen nicht durch Absatz sich folgender Lagen von außen nach innen, sondern durch Intussusception geschieht und die Rindenlage, während der ferneren Dauer der Entwicklung, als die äußere verbleibt. Man hat dabey zu bedenken, daß die Gefäße von allen Seiten in die Hirnmasse eindringen und sich darin bis ins Unendliche vertheilen, daß ferner das Gehirn des Fötus ungemein gefäßreich ist und in ihm die Gefäße im Centrum weit zahlreicher als im Umkreise sind, so daß die Marksubstanz in der Regel röthlicher und gefäßreicher erscheint als die blasse Rindensubstanz. — Lenret stellte das Verhältnis des Gewichts des Gehirns zum ganzen Körper im Allgemeinen auf, wie folgt: 1:5668 bey den Fischen, 1:1321 bey den Amphibien, 1:212 bey den Vögeln, 1:186 bey den Säugethieren. Hiernach darf im Einzelnen nicht auf den Grad der Intelligenz geschlossen werden, und dasselbe gilt für das Verhältnis des großen Gehirns zum kleinen und des ganzen Gehirns zum verlängerten Marke. — Die von demselben im ersten Bande seiner Anat. du système nerveux dans ses rapports avec l'intelligence (dessen versprochene Fortsetzung noch weitere Aufschlüsse hoffen läßt) über die Verhältnisse und die Lagerung der Bindungen bey dem Menschen und in den verschiedenen Thierclassen angestellten Vergleichen sind ziemlich ausführlich wieder gegeben und von bedeutendem Interesse; es kann indes hier nicht auf sie eingegangen, nur auf sie aufmerksam gemacht werden.

Zur Bezeichnung einiger ansprechenden Resultate diene Folgendes: man kann die Säugethiere nach der Gleichartigkeit der Windungen eintheilen; man kann die Uebergänge des Typus zu einem andern verfolgen; der Elephant, Nashorn und Affe haben Windungen, die nur bey dem Menschen sich finden; die Entwicklung der Windungen steht nicht immer im Verhältnisse zum Volumen des Gehirns; bey dem Fuchse, Wolfe, Hunde sind sie einfach, bey den Katzen vereinen sie sich an mehreren Stellen, bey den Bären, Coaiti u. s. w. zeigen sie viele Verschiedenheit im Einzelnen; der größere Grad der Intelligenz steht mit einer größeren Undulation der Windungen im Verhältnisse, jedoch nicht immer.

Die allgemeine Form der Windungen theilt er in drey Gruppen, die mehr geradlinige, die mehr gewundene und die gemischte; zu der ersten gehören mehr die Fleischfresser, zu der zweyten die Pflanzenfresser, zur dritten die Allesfresser, wie Bären, Marder, Schweine u. s. w. Mag Manches gesucht und mit Gewalt herbey gezogen erscheinen, es wird doch die Brücke zum Fortschritte seyn.

Die Frage, ob die Hirnlappen sensibel seyen, verneint der Verf. gegen Serres und Andere, er will sie nach vielen mechanischen und chemischen Reizen gänzlich unempfindlich gefunden haben. Nach Ref. Meinung möchten diesem apodictischen Satze doch manche pathologische Erscheinungen widersprechen.

Des Verf. Versuche bestätigen, daß die allgemeine Sensibilität auch nach Wegnahme der beiden Lobi des großen Hirns fortdauert; Vögel können solche Wochen, ja Monate überleben und zeigen trotz vorherrschender Somnolenz und Betäubtheit doch noch Empfänglichkeit und Reaction gegen äußere Reize, so wie einen gewissen Grad von Be-

wegungsfähigkeit. Jene Zerstörung hebt absolut die Sensation nicht auf, aber sie bleibt mehr ein dunkles Erfühlen, ein weniger bewußtes, in die Vorstellung kaum hinein gedringenes Gefühl. Da das Licht trotz solcher Verletzung noch einigen Einfluß kund gibt, so ist der Schluß nahe, daß diese Sensation noch einen andern Heerd habe; Gleiches wird vom Gehör nachgewiesen; so viel aber läßt sich voraussetzen, daß dergl. Empfindungen der Vorstellung entbehren, unvollkommene Perceptionen sind, *perceptions brutes*. Ähnliches gilt auch für die Willens- und Bewegungskraft. — Der Streit, ob die Willensäußerungen mehr durch Verletzung der weißen oder der grauen Substanz abweichend werden, scheint Ref. ein unnützer, da beide nichts ohne einander sind und können, übrigens kannte der Verf. noch nicht die interessanten Andeutungen, welche wir Stilling verdanken.

Bovillaud meinte den Sitz des gesetzgebenden Organs der Sprache in den Vorderlappen annehmen zu dürfen, Ref. hat durch vielfältige Beobachtung und Vergleichung die feste Ueberzeugung gewonnen, daß diese Localisation nicht die richtige und nur eine scheinbare ist, indem durch deren krankhafte Zustände die Dynamik nur im Allgemeinen leidet und so nach Umständen nur die Sprache mehr oder weniger betheiltigt wird, was sich durch manche pathologische Thatsachen nicht schwer beweisen läßt. — Daß die Intelligenz und die Thätigkeit der Sinne gesund bleiben können, wenn auch nur Eine Hemisphäre gesund ist, wird durch drey Fälle gezeigt; daß auch bey schweren Verletzungen und bey Substanzverlust die Intelligenz bestehen kann, dafür sprechen 16 entlehnte Beispiele. In letzterer Beziehung kann die sensibile Thätigkeit fortdauern, mehr aber leidet die motile,

so daß leicht epileptische Zufälle die Folgen seyn können. — Für die besondere Localisation der intellectuellen, moralischen und instinctiven Vermögen findet der Verf. bislang noch nicht genügende Beweise, worin er Recht hat, in so fern die bisherige Betrachtung des Gehirns nur fast immer noch auf die Oberfläche sich beschränkte und die so gewonnenen pathologischen Beobachtungen, wie die künstlichen Versuche, mehr verwirren als etwas feststellen ließen; trotz seines Widerspruchs ist aber eine gewisse Localisation nicht bloß zu rechtfertigen, sondern strenge zu begründen, nur freylich in vielfacher Hinsicht anders, als aus dem phrenologischen Gesichtspuncte. In die Beurtheilung der Phrenologie läßt der Verf. sich nicht tiefer ein, und bezieht sich nur auf einige Einwendungen dagegen von Lafarge, Velut und Venret.

Was die allgemeine anatomische Beschreibung des kleinen Hirns betrifft, so ist wenig zu vermissen, in der feineren Organisation aber vieles. Wenn Einige und auch der Verf. über die Anwesenheit einer interstitiellen gelben Substanz zweifelhaft sind, beruht dies doch auf nicht genauer Beobachtung, sie ist immer zugegen; auch bey gewissen Säugthieren trifft man eine Spur davon an, selbst bey Vögeln, namentlich sah sie Ref. sehr deutlich bey einem Papagey. Die lamellöse Schichtung des Markstocks, ähnlich der des großen Hirns, wie sie Ref. gleichfalls dargestellt hat, ist mit Umsicht beschrieben. Bemerkenswerth ist die Beobachtung Cruveilhiers, nach welcher in vier Fällen zugleich Atrophie der rechten Hemisphäre des großen und der linken Hemisphäre des kleinen Gehirns Statt fand, woraus man folgern dürfte, daß zwischen beiden eine kreuzweise Wechselwirkung obwalte.

Den Functionen des kleinen Gehirns wird eine

ausgedehnte critische Erörterung gewidmet, ohne daß jedoch schon auf die neueren Beobachtungen von Marshal Hall, Budge, Stilling u. s. w. Rücksicht genommen ist. Bey den gewöhnlichen künstlich angebrachten Reizen scheint es an sich nicht empfindlich zu seyn. Nach fünf vorgeführten pathologischen Fällen läßt sich eine kreuzweise Thätigkeit nach unterwärts auch hier vermuthen. Die Meinung Rolandos, daß dies Organ die Quelle der Bewegung sey, wird mit Fug bestritten, auch der Ausspruch von Flourens, daß es der ausschließliche Sitz desjenigen Principis sey, welches die Ortsbewegungen coordiniert, zweifelhaft gemacht.

Zufolge eigener und anderer Wahrnehmungen, daß Verletzungen des kleinen Hirns eine rückgängige Bewegung veranlaßten, schloß Magendie, daß dem großen Hirne und namentlich den C. striata eine rückwärts, dem kleinen eine vorwärts strebende Kraft beyzumessen sey; die angestellten Versuche von Lafarge und die von Andral zusammen gestellten Fälle lauten nicht günstig für diese Ansicht. Bey einem Blödsinnigen nahm Ref. eine rückgängige, zuweilen mit einer traversierenden verbundene, Bewegung oft und lange wahr, wo das kleine Hirn an sich keine auffallende Abweichung darbot, wohl aber das große. Wenn eine solche einzelne Beobachtung auch für Magendies Hypothese sprechen könnte, so ist doch im Allgemeinen dagegen wieder die Thatsache aufzustellen, daß bey Irren, während bedeutende Desorganisationen im großen Hirne in Menge vorkommen, dies aber am kleinen Hirne zugleich selten der Fall ist, man auch sehr häufig jene Erscheinung hätte bemerken müssen, was nicht eingeräumt werden kann.

(Schluß folgt)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 4. May 1844.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Anatomie et physiologie du système nerveux de l'homme et des animaux vertébrés; ouvrage contenant des observations pathologiques, relatives au système nerveux et des expériences sur les animaux des classes supérieures; par F. A. Longe.'

Außer den Älteren neigen sich auch Neuere, wie Foville, Dugès, Grandchamp u. s. w. der Ansicht zu, daß das kleine Hirn ein Hauptheerd der sensitiven Thätigkeit sey, wofür die Pathologie nicht unwichtige Beyträge liefert, sich aber, unter nicht seltenen Ausnahmen, noch nicht bestimmt genug ausspricht.

Etwas bestimmter läßt sich der Satz hinstellen, daß die intellectuellen Fähigkeiten weniger an dasselbe geknüpft sind; wenn aber auch einige Beyspiele nicht damit überein zu stimmen scheinen, ist doch nicht unbeachtet zu lassen, daß eine nothwendige Wechselwirkung zwischen beiden Organen vor-

ausgesetzt werden muß, welche hinreichen kann, auch die intelligente Seite zu trüben.

Wenn Gall die Ansicht zu begründen suchte und festhielt, daß dem kleinen Hirne hauptsächlich der Zeugungstrieb eigen sey, wenn selbst 10 hier angeführte Fälle, worunter einer auch eine Kuh betrifft, (von deutschen Beobachtern wären noch mehrere interessante Beispiele dieser Art heran zu ziehen) dafür zu sprechen scheinen, so wird sie doch gleichfalls vom Verf. in Zweifel gestellt. Er will mit Petrequin lieber vermuthen, daß in jenen Fällen mehr das obere Rückenmark im Spiele gewesen sey, und, mit Venret, in der vergleichenden Anatomie Gegenbeweise finden. Ein einziger dagegen aufgestellter Fall bey einem Mädchen ist übrigens als nicht treffend zu bezeichnen. Nach Ref. Beobachtungen ist hierbey ein gewisser Antheil, eine gewisse Mitwirkung des großen Hirns nicht abzuleugnen, er fühlt sich aber zu der Annahme geneigt, daß die nächste Bedingung dieses Triebes doch im kleinen Hirn gesucht werden müsse.

Der Bewegung des Hirns, auf die man schon seit den frühesten Zeiten aufmerksam wurde, ist eine weitläufige historische und physiologische Betrachtung zugewandt, die folgende Resultate gibt: 1) das Hirn bewegt sich bey dem Erwachsenen nicht, so lange der Schädel unverletzt ist, es vermehrt sich an Masse bey dem Ausathmen, vermindert sich an Masse bey dem Einathmen, aber sein Volumen verändert sich nie. 2) Es bewegt sich bey den Kindern, so lange die Suturen nicht vereint sind, oder bey pathologischen Ursachen und Operationen. 3) Die Bewegung ist immer abhängig von der Anschwellung und Entleerung der Gefäße des Hirns, nicht von einer Locomotion desselben; diese ist unmöglich. 4) Sie ist von zweyerley Art, die eine

correspondiert mit der Contraction des Herzens, die andere mit der respiratorischen Bewegung. 5) Die Turgescenz oder Erhebung des Hirns correspondiert mit der Expiration, erzeugt durch die Nähe des Venenbluts und den stärkeren Zufluß des Arterienbluts; die Senkung correspondiert mit der Inspiration, und entsteht durch den Zufluß des Venenbluts vom Gehirn in die Brust und den langsameren Lauf des Arterienbluts.

Auch darüber, ob das Rückenmark sich bewege, ist man uneins; Magendie meinte, die Bewegung finde nicht beständig Statt, nach Cruveilhier existiert sie gar nicht. Unser Verf. prüfte die Sache und folgert daraus, daß das Rückenmark weder Locomotion noch eine alternierende Expansion und Contraction erkennen läßt, und daß seine Gefäße mehr Blut im Moment der Expiration als der Inspiration enthalten.

Als Beschluß der eigentlichen Hirnlehre folgt noch ein Abschnitt über den Einfluß der Circulation auf die Functionen des Gehirns, der nicht ohne Interesse ist, sodann die kurze Darstellung der Verbindung der verschiedenen Theile der Cerebrospinal-Achse unter einander, und zulezt eine ziemlich umfassende, wenn auch nicht vollständige, anatomisch-physiologische und pathologische Bibliographie. Mit der Beschreibung der Rückenmarksnerven, einer analytischen und alphabetischen Tafel des Inhalts, einem reichhaltigen Register der citierten Schriftsteller und der Erklärung der Abbildungen auf vier Tafeln endet der erste Band.

Der zweyte Band beginnt mit der Beschreibung der Hirnnerven, indem bey einem jeden auf die Function, die vergleichende Anatomie, die Pathologie und die Literatur Rücksicht genommen wird. Wenn der Verf. den Nerven nie hohl gefun-

den hat und überhaupt bezweifelt, was Mehrere schon beobachtet haben, so irrt er; denn Ref. hat gleichfalls ein Paar Mal diese an sich selten vorkommende Höhle wahrgenommen. Gegen dessen Meinung, als ob zwischen diesem Nerven und dem Streifenhügel keine Verbindung Statt finde, muß er erinnern, daß wirklich eine solche zugegen ist, namentlich mit der Markschale, welche zunächst jenen Körper vorn umgibt.

Mit guten Gründen bestreitet er Magendies Annahme, daß der n. trigeminus wesentlich der Geruchsfunctio diensam sey. Die pinselförmigen Ausstrahlungen des Nierchnerven sind durch eine schöne Abbildung versinnlicht. — Von krankhaften Zuständen der inneren Sehnerven, die häufig vorkommen, sind Beispiele genug gesammelt; wenn man eine theilweise Kreuzung zugibt, lassen sich die meisten erklären.

Auf die mangelhafte Ausbildung der vom n. acusticus in die Hautengrube auslaufenden Fasern will der Verf. kaum Werth legen, mit Unrecht, indem Ref. nach sehr zahlreichen Untersuchungen sich überzeugt hält, daß die immer mit dem Nerven zusammen hängenden Ausstrahlungen einen wesentlichen Nutzen für eine vollkommene Gehörperception besitzen. Ihre mehr und weniger fehlerhafte oder mangelhafte Bildung findet sich bey an Seelenstörung Leidenden ungemein häufig. Unter den Thieren bemerkte Ref. ein Analogon davon bey dem Pferde und Esel, aber nur bey diesen. Die beygegebene Abbildung der Vertheilung des Schneckenerven (nach Breschet) ist trefflich. Der pathologische Theil wird nur flüchtig berührt.

Dem n. trigeminus sind über 100 Seiten gewidmet. Das Resultat der Versuche und pathologischen Ergebnisse ist: daß die Verletzungen dessel-

ben nur die allgemeine Sensibilität an der Tiefe und Oberfläche des Gesicht's, nebst dem Geschmacksorgan, in Anspruch nehmen, daß sie die allgemeine Sensibilität und die specielle stören, indem sie deutliche Unordnungen in der Nutrition und Secretion der Sinnorgane veranlassen. Eine neue Abbildung vom Ursprung der großen Portion des fünften Nerven, wie ihn Ref. auch mehrmahls in gleicher Weise verfolgte, zeichnet sich aus.

Der n. glossoph. ist, wie Johannes Müller annahm, kein gemischter Nerv, sondern ein rein sensibler Nerv, wie der Verf. durch galvanische und andere Versuche will gefunden haben, jedoch nur bis zu seinem Ganglion, indem er weiterhin wegen seiner Anastomosen mit dem n. facial. u. s. w. auch eine motile Thätigkeit äußert.

Der n. pneumo-gastricus nebst dem n. accessorius hat eine reiche Darstellung gefunden, die auch von eigenen Experimenten unterstützt wird. Während der erste der Sensibilität der Schleimmembranen des Larynx, der trachea, der Bronchien, des pharynx, der Speiseröhre und des Magens vorsteht, auch vielleicht auf die Secretion der Galle u. s. w. Einfluß hat, belebt der zweyte die Muskeln des Larynx, das contractile Gewebe der trachea und der Bronchien, der 3 musc. constrict. pharyng. der Muskelhaut der Speiseröhre, des Magens und der m. trapez. und sterno-cleido-mast. Jener ist sensil, dieser motil, und galvanische Versuche, nach gehöriger Präparation, bestätigten diesen Satz. Von den gewonnenen Resultaten einige herzusetzen, hält Ref. nicht für unnütz: Der Einfluß des n. pn. gastr. auf die Leber ist noch näher erst zu bestimmen, der auf das dunkle Gefühl des Herzens ist wahrscheinlich. Die n. laryng. sup. et inf. wirken auf die Stimme; von

den beiden Nerven des laryng. sup. modificiert nur die Durchschneidung des äußeren die Stimme; die n. recurr. bewirken die Contraction aller Muskeln des larynx, mit Ausnahme des cricothyreoid. und haben daher zu gleicher Zeit auf die Constriction und Dilatation der glottis Einfluß.

Das Gefühl des Bedürfnisses zu athmen wird durch die Durchschneidung der beiden n. pneumogastr. nicht aufgehoben. Dieser wirkt nur mittelbar auf die Hämatoße und ist nicht ohne Einfluß auf den Herzschlag. Die Bewegung des Magens während der Chymification scheint gar nicht vom n. sympath. abhängig zu seyn. Es läßt sich annehmen, daß nach Durchschneidung der n. pneumogastr. das Gefühl des Hungers und Durstes, eben wie des Athmungsbedürfnisses, fort dauert. Die Durchschneidung derselben hindert weder die Secretion, noch den Säureproceß des Magensaftes. Die Frage, ob nach Durchschneidung des achten Paares die in den Magen gebrachten Gifte noch ihre gewöhnliche Wirkung hervor bringen, ist noch nicht hinlänglich zu beantworten. Der Verf. glaubt nicht, daß der n. trochlearis, wie Cruveilhier annahm, einen Faden für die dura mater abgibt, sondern daß dieser ein Zweig des ramus ophthalmicus ist. Nach Szokalskis Beobachtungen bestehen die Zeichen der Paralyse dieses Nerven darin, daß die Rotation des Auges unmöglich ist, das kranke Auge fixiert bleibt und nicht der Rotation des andern folgt, daß beständig eine Diplopie mit über einander stehenden Bildern eintritt, indem im kranken Auge das unterwärts stehende Bild sich darstellt, und daß dies Doppelsehen vergeht, wenn man den Kopf nach der dem kranken Auge entgegen gesetzten Seite neigt.

Dem Verf. zufolge, anastomiert der n. acust.

im inneren Gehörgange nicht mit dem *facialis*, er verflebt sich nur mit einem kleinen Zwischenerven, den *Wrisberg* die *portio media* nannte. Diesen Zweig hält er nicht mit *Bischoff* u. s. w. für eine sensitive Wurzel des *n. facialis*, sondern für eine motile; er scheint sich ihm deutlich vom letzteren zu sondern und den von ihm so genannten kleinen *n. petrosus* zu bilden, welcher, nach seinem Durchgang durch das *gang. oticum*, sich an den inneren Muskel des Hammers begibt. Er vermuthet, daß ein anderer Theil dieses Zwischenerven den Muskel des Steigbügels belebe, und so würde dieser mit Recht den Namen eines motorischen Nerven des Trommelfelles verdienen; mit Unrecht aber haben Einige die Existenz dieses Muskels und dieses Nervenzweigs geleugnet. — Der *n. facialis* ist beim Hunde vom Austritte aus dem *for. stylo-mastoid.* an sensibel, und selbst auf dem Gesichte verrathen alle seine Zweige seine Empfindlichkeit, aber diese rührt nur von den Anastomosen mit dem *n. trigem.* her.

Die Durchschneidung dieses Nerven stört die Function des Gesichts, des Geruchs und selbst des Geschmacks, aber nur dadurch, daß die Muskeln, welche die Oeffnung dieser Organe umgeben, gelähmt werden. Die Pathologie, die Versuche an lebenden Thieren, die chirurgischen Operationen und Verwundungen thun zur Genüge dar, daß er ein rein motorischer Nerv ist. Dasselbe gilt vom *n. hypoglossus*, und wenn *Mayer* ihn für einen gemischten Nerven halten wollte, so streiten Versuche dagegen; von ihm hängen die Bewegungen der Zunge ab, so wie die Thätigkeit der Muskeln, welche das *os hyoid.* und den *larynx* niederziehen. — Der große sympathische Nerv ist von allen Seiten, nach dem gegenwärtigen Stand-

puncte der Wissenschaft, in anatomischer und physiologischer Rücksicht, mit Umsicht dargestellt. Unter den für die Physiologie gewonnenen Resultaten mögen einige hier ihre Stelle finden. Der große sympathische Nerv besitzt einen gewissen Grad von Sensibilität, es ist leicht, auch seine motile Eigenschaft zu zeigen. Die Quelle seiner Thätigkeit ist seine eigene Gangliensubstanz und vorzüglich die graue des Rückenmarks. Nicht jedes Ganglion ist ein Heerd für sich und unabhängig von der Cerebrospinal-Achse. Von dieser ausgehende heftige Einflüsse können stark auf ihn wirken. Eine reflexive Kraft, wie dem Rückenmarke, ist ihm nicht beizulegen. Wenn die in ihm Statt findenden Eindrücke nicht zum Bewußtseyn gelangen, so kommt das nicht von der Ganglienkette, sondern daher, daß sie im Rückenmarke verschwinden und die ursprünglichen Fibern desselben nicht, wie die der anderen Nerven, zur Quelle des Willenseinflusses hinansteigen. Der Typus der rhythmischen und peristaltischen Bewegung ist unabhängig vom Hirn und Rückenmark, selbst von den Ganglien und Plexus, das Nervenprincip wohnt daher noch den Endigungen des sympathischen Nerven bey. Chemische, mechanische und galvanische Reize wirken blitzschnell auf die Hirn- und Rückenmarksnerven, langsam auf die sympathischen, dort hört die Contraction mit dem Reize auf, hier beginnt sie erst nach dem Reize und dauert länger als dieser. Es ist wahrscheinlich, daß die Hämatose und die Schleimabsonderung der Bronchien vorzüglich vom n. sympathicus abhängen. Das gangl. cardiacum ist nicht der Heerd, von wo die Bewegung des Herzens ausgeht, die Contractionen des Magens stehen nicht, wie S. Müller meinte, unter dem Einflusse des n. sympath., sondern nur unter

dem des achten Paares; auf die Secretion des Magensaftes hat der erstere Einfluß, wohl aber auch der letztere. Eine Scheidewand ist zwischen dem sympathischen und Rückenmarks-System nicht zu ziehen; daß jenes der Nutrition und Secretion allein vorstehe, ist ein Irrthum. Der sympathische Nerv bildet eine Kette oder einen Verein von Hirn- und Rückenmarksnerven für das animale und vegetative Leben. Er ist nur eine Reihe von Arcaden, die vom Rückenmarke ausgehen, mit sensilen und motilen Fasern und einer ähnlichen grauen Substanz; man kann ihm daher kein oberes und unteres Ende beylegen, und er besitzt keine primitiven, ihm eigenthümlichen Fasern. Jedes sympathische Ganglion hängt bald mit beiden Arten der Spinalnerven, bald zugleich mit denen des Gehirns zusammen. Außer den sympathischen Fäden, welche die Ganglien unter sich verketten, gibt es noch sensitive und motorische Zweige, die den Schleimhäuten, den drüsigten und contractilen unwillkürlichen Theilen bestimmt sind. Daß besondere Fasern aus den Ganglien kugeln entspringen, ist nicht bewiesen. Die Correspondenz der convergierenden Fasern (der sensitiven und motorischen) und der divergierenden, der eigentlichen sympathischen, kann man am besten am gangl. ophthalm. kennen lernen. Der n. sympath. ist nicht ausschließlich den Arterien bestimmt. Die Herznerven, über die man hier und da noch zweifelhaft war, erkennt man besonders gut an einem macerierten, von seinem Fette entblößten Pferdeherzen. — In einem kurzen Anhange äußert sich der Verf. noch über das Nervensystem der wirbellosen Thiere, wobey er besonders auf die neueren Untersuchungen von Newport und Grant Rücksicht nimmt. Ihre Nervenachse nebst den daraus entspringenden Nerven stellt,

seiner Ansicht nach, das Rückenmark mit seinen Nerven und den großen sympathischen Nerven zu gleicher Zeit dar, und die Kopfganglien, besonders der Articulaten, haben hinsichtlich der sensiblen und motorischen Kraft ähnliche Functionen wie die des Gehirns.

Jeder Band ist mit vier Tafeln ausgestattet, die ausgewählte und reinlich und gut lithographierte Abbildungen enthalten. Druck und Papier sind lobenswerth.

M. S. H. Bergmann.

L e i p z i g,

bey Weichard 1843. Atlas der Cranioscopie, oder Abbildungen der Schädel- und Antlitzformen berühmter oder sonst merkwürdiger Personen. Von Carl Gustav Carus. Heft 1. 24 Seiten und 10 lithographierte Tafeln in Quart.

Bekanntlich nehmen ältere wie neuere Craniologen an, daß der vordere oder Stirntheil des Gehirns der Intelligenz, der obere mittlere Theil dem moralischen Gefühl oder Gemüth, der hintere Theil aber den thierischen Trieben entsprechend sey. Hr Carus, der eben so philosophische als technisch gewandte Physiolog, hat es in seiner Schrift: 'Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Cranioscopie, Stuttg. 1841. Octav' versucht, die bald übermäßig gepriesene, bald einseitig verspottete Craniologie auf eine solide physiologische Basis zurück zu führen. Er stellte daselbst die Ansicht auf, daß in den drey Schädelwirbeln eine bestimmte Bedeutung des individuellen Verhältnisses der genannten 3 urwesentlichen Richtungen der Seele zu erkennen sey. In diesem Atlas beabsichtigt der Verf. nun durch Umriffe von Schädeln merkwür-

diger Personen Material für die Schädellehre zu liefern. Diese Umriffe sind in natürlicher Größe, genau en profil (oder, wenn ein Kopf in den Breitendimensionen besondere Merkwürdigkeiten darbietet, auch genau en face), und zwar nach Abformungen mit Thon oder Gyps, welche in den genannten Dimensionen durchschnitten sind; auch sind die Rätze der Knochen sehr genau und nach wirklicher Messung in die Zeichnung aufgetragen. Die in diesem Hefte (en profil) dargestellten Schädel sind der von Schiller, von Talleyrand-Perigord, von einem Grönländer, von einem Gletin, von Napoleon (Todtenmaske), von einem alten Scandinavier, von einem Kaffer und von einem Bali-Sulaner. Auf Taf. 9 sind die Umriffe der 4 erst genannten, auf Taf. 10 die der 4 letzten Schädel, mit verschiedenen Farben und sich deckend, aufgetragen, so daß man mit einem Blicke das Profilverhältniß dieser Schädel übersehen kann. Dabey ist der Meatus auditorius externus für alle als gemeinschaftlicher Mittelpunkt gewählt. Diese Darstellungsweise ist höchst originell, und wir wünschen, daß der Verf. durch neue Hefte das Material recht bald bereichern möge. Da indes der Gehörgang bey verschiedenen Menschen sehr verschieden, bald höher, bald tiefer, oft aber auch verhältnißmäßig mehr vorn, oft mehr hinten gelegen ist, so steht zu bezweifeln, daß dieser Gang mit Recht als Punctum comparationis zu betrachten sey. Vielmehr dürfte das Foramen magnum, welches eine bey weitem constantere Lage hat, und wo gerade die Grenze zwischen Gehirn und Rückenmark sich befindet, diese Bedeutung in Anspruch zu nehmen haben. Dessen Planum würde denn auch zugleich die Norm für die gesammte Stellung des Schädels angeben. Da es schwer hält

von lebenden Personen, wegen Elasticität der Haare, einen ganz richtigen Gypsabdruck des Schädels zu erhalten, so würde wohl in solchen Fällen die Abnahme der Kopfform mittelst eines Bleydraths bey gehöriger Vorsicht größere Sicherheit gewähren, wovon sich Ref. durch vielfache Versuche überzeugt hat.

An Schillers Kopf ist jeder der drey Hauptwirbel in voller schöner Entwicklung; besonders groß, schön gerundet und fein modellirt erscheint das Mittelhaupt. Bey Talleyrand herrscht Vorder- und Hinterhaupt vor, letzteres besonders in seiner äußeren oberen Wölbung, welches mit der zähen hartnäckigen Willensenergie dieses Staatsmannes übereinstimme. Die Maske Napoleons zeige, daß noch an keinem andern Schädel eine solche beträchtliche Höhe der Vorderhauptwirbelgend bemerkt worden, als hier, — die Breite aber sey nicht bedeutend zu nennen: 'abermals ein Beweis, daß die gegenständliche Energie des geistigen Lebens sich mehr in der Höhe der vorderen Hirnmasse und des Vorderhauptwirbels ausspricht, während das analytische oder philosophische Denken (welches als sogenannte Ideologie von Napoleon oft genug detestiert wurde) in der Dimension der Breite sich andeutet.' Ref. möchte fragen, warum die Maske Napoleons mit dem Schädel des Scandinaviers, des Kaffern und des Bali und nicht vielmehr mit denen von Schiller und Talleyrand auf eine Tafel projectiert wurde?

Ueber die Bedeutung der Cranoscopie hat Ref. in seiner Physiologie seine Ansicht ausgesprochen. Besonders der Umstand, daß es in der gesammten organischen Natur keinen Theil gibt, welcher in sich so manigfaltig organisiert und gegliedert ist als das menschliche Gehirn, im Verein mit

der Thatsache, daß gerade die menschliche Seele Dasjenige ist, was sich in den manigfaltigsten Formen zu äußern vermag, deutet darauf hin, daß bestimmte Hirnregionen bestimmten Seelenäußerungen entsprechen. Ob aber diejenigen Hirntheile, welche die Phrenologie als bestimmten Seelenäußerungen entsprechend festgesetzt, mit dem Zirkel abgemessen hat und mit der Hand äußerlich am Schädel zu untersuchen lehrt, auch wirklich die ihnen beygelegte Bedeutung haben, — das ist eine andere Frage. Die allgemeine Bedeutung der oben angegebenen 3 Regionen von Vorder-, Mittel- und Hinterhaupt hat Kes. anerkannt, — viel mehr scheint sich aber vor der Hand noch nicht bestimmen zu lassen. Dem Lieblingsrefrain neuerer Physiologen 'das Organ ist erwiesen' setzte er in Bezug auf das vermeintliche Organ des Geschlechtstriebes schon eine Beobachtung Cruveilhiers entgegen, welcher gänzlichen Mangel des kleinen Gehirns bey einem 10 jährigen Mädchen beobachtete, bey dem der Geschlechtstrieb groß war, und das sich bis ans Ende seines Lebens dem Laster der Onanie ergeben hatte. Gegenwärtig mag noch die Complementär-Beobachtung D'Bryens zugesügt werden, wo bey einem 20 jährigen Mädchen, dessen Geschlechtsorgane gänzlich in ihrer Entwicklung zurück geblieben waren, das kleine Gehirn fast der einzige gesunde Gehirntheil war.

Berthold.

G r e i f s w a l d e .

Typis Fr. Guil. Kunike 1839. De academia Pomerana ab doctrina Rom. ad Evangelium traducta. Sacra saecularia restitutae ante hos trecentos annos acad. Gri-

pesvoldensis die secunda mens. Decembr. pie celebranda auctoritate Rectoris ac Senatus indicturus scripsit Jo an. Godofr. Ludov. Kosegarten, theol. prof. 70 Seiten in Quart.

Die Reformationsgeschichte darf sich der Subiläen unserer Kirche von Herzen erfreuen, denn sie bringen in vieles Alte neues Leben. Oft freylich sind die durch Subiläen veranlaßten reformationshistorischen Schriften nicht viel dauernder und nutzbarer, als die hölzernen Subelsäulen, die dem Marmor gleichen sollen. Unser vorliegendes Programm aber ist nicht von der Art und deshalb finden wir es auch jetzt noch einer Anzeige nicht unwerth. In schlichter, etwas umständlicher Erzählung werden die Pommerschen und Greifswalder Verhältnisse aus der Reformationszeit vorgelegt und sehr gründlich mit Stellen aus Urkunden und ungedruckten Quellen unterstützt. Nur Zweyerley ist uns zu wünschen übrig gelassen: daß der Verfasser über diese Quellen, die meist gleichzeitig sind und der Greifswalder Universität angehören, ausdrücklich Etwas gesagt hätte; sodann, daß er sein Schriftchen mehr auf die Reformationsgeschichte der Universität zusammen gezogen hätte, da die allgemeinen Verhältnisse Pommerns schon öfter und genügend behandelt sind. — Der Verf. behandelt seinen Stoff in 4 Abschnitten. 1) Die anfängliche Verbindung der Universität mit dem römischen Klerus. Greifswalde ist Universität seit 1456 und erhielt gleich anfangs ein theologisches Studium, was Rostock, die uralte Nebenbuhlerin, nicht schon 1419 bey ihrer Stiftung, sondern erst dreyzehn Jahre später erlangte. Die Academie Pommerns war durch ein starkes Band mit dem Klerus verbunden, durch das des Geldes. Es ist interessant zu sehen, welche Bestechungen nöthig

waren, um bey der römischen Curie ein Stück der Bestätigung nach dem andern zu erlangen. Die Dotierung selbst geschah meist durch Gründung eines colleg. canonicorum zu St. Nicolai mit dem Beding, daß keiner Canonicus seyn dürfe, der nicht an der Universität eine Stelle versehe. Hieraus folgt nothwendig, daß der Verfall dieser clericalischen Stiftung den der Universität nach sich ziehen mußte. 2) Art der Zwistigkeiten, welche durch die Reformation in Pommern hervorgerufen wurden. Pommern hat sich bekanntlich früh bey Luthers Neuerungen betheiliget; aus Kloster Belbog (Bugenhagen) sandten schon 1521 die Gegner selbst durch Vertreibung lutherische Apostel in alle Städte. Aber diese hatten in sich vielerley verderbten republicanischen Zunder aus der Hansezeit: — so trat die Reformation nicht rein ins Leben. Dazu kamen ungewöhnlich viel sectiererische Menschen. In Pommern entstand der Name Martinisten für die Lutheraner. Der Vf. theilt p. 26 — 33 einen langen Abschnitt mit aus der handschriftlichen Reformationsgeschichte Pommerns von Jac. Runge, der 1557 — 94 Superintendent in Wolgast war. Die Darstellung ist so geistvoll und die Sprache so würdig, daß wir sehr dafür halten, das ganze Werk möge gelegentlich veröffentlicht werden. Als Prediger stehen Knipstrow und Kettelhud an der Spitze der reformatorischen Bewegung; sie blieben Freunde, selbst als der Eine die schweizerische Abendmahllehre eine Zeitlang zu der seinigen gemacht hatte. Herm. Bonnus galt für den niedersächsischen Luther, als Liederdichter. Eigenthümlich ist es, daß Pommern die Bischöfe nicht aufgeben wollte, was bekanntlich auch Melancthon's Privatansicht war. Nach mancherley Verwirrung ward die Reformation auf dem Landtage

zu Treptow 1534 durchgesetzt. Adel und Geistlichkeit widersprachen natürlich, 'denne ehr men dat Erdische gut verlet, verliete men leuer den ganzen hemmel.' Aber beide Herzoge — Philipp, bey seinem Oheim dem Kurfürsten von der Pfalz erzogen, und Barnim, in Wittenberg gebildet und Carlstadt's Begleiter zur Disputation mit Eck nach Leipzig — waren der Neuerung gewogen. Im Jahre 35 erscheint Bugenhagens 'Kercken-Ordeninge.' —

3) Schicksal der Academie in diesen Stürmen. Schon vor 1517 hatte sie durch die Pest gelitten. Doch weist der Verf. aus Urkunden nach, daß sie nie ganz einging, wie man wohl geglaubt hat. Indessen blieb wohl wenig mehr im Gange, als die Artistenfacultät, eine Art Pädagogium für sehr junge Schüler, die man 'Supposita' gleichsam neutrius generis nannte. Bey der Verwirrung der kirchlichen und politischen Dinge konnte, als die Canonicate eingingen, auch die Universität nur mit Mühe fortbestehen. Es ist wahrscheinlich, daß das städtische Regiment sich so weit eingemischt hat, daß sogar einmahl der Rector von ihm ernannt ward; doch sind aus dem academischen Album (Matrikelbuch) dieser Zeit drey Blätter (wahrscheinlich absichtlich) herausgeschnitten. Es ist wenigstens mittelbar wieder Bugenhagens Verdienst, daß die Academie 1539 durch Herzog Philipp in neuer Gestalt wieder hergestellt wurde. Dies erzählt der Verf. im vierten Abschnitte. Die Hauptsache ist, daß die Canonicatseinkünfte und zwey Klöster der Universität zugewiesen wurden. Doch fehlt es auch nicht an neuen Dotationen. — Außer den Urkundenausügen dürfen wir diese Schrift besonders noch wegen mancher Einzelheiten, Archäologie und Litterarhistorie betreffend, empfehlen. R. Ad.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 6. May 1844.

Frankfurt a. M.,

bey H. L. Brönnner 1842. Lehrbuch der reinen
Elementar=Mathematik von Dr. S. H. A. Her-
ling, Prof. am Gymnasium zu Frankfurt am
Main u. s. w. Mit 151 im Text eingedruckten
Figuren.

Der rühmlichst bekannte Verfasser dieses mathe-
matischen Lehrbuchs, welches im Verlaufe seines
zwanzigjährigen öffentlichen Unterrichts entstanden,
gibt im Vorworte als Bestimmung desselben an:
'es solle den Schüler, ihm den wissenschaftlichen
Zusammenhang der einzelnen mathematischen Dis-
ciplinen in bündiger Abfolgerung vergegenwärti-
gend, während des Unterrichts begleiten, ihm das
Hilfsmittel einer gründlichen Wiederholung, ja,
nach einiger Anleitung — weßwegen auch anfangs
die Schlüsse ausführlicher aufgestellt worden —
einer genügenden Vorbereitung seyn, ihm aber
keineswegs den Beystand des Lehrers entbehrlich
machen.' Wir gestehen, daß uns das Buch zu
dieser Absicht, wenigstens in seinem geometrischen

Theile, zu weitläufig scheint; für den angegebenen Zweck würde eine kurze, übersichtliche Andeutung der Beweisglieder und ihrer Verknüpfung genügt haben, während uns hier der ganze Beweis in einer Ausdehnung vorgelegt wird, wie sie für ein Compendium, das den Lehrer nicht ersetzen soll, unangemessen genannt werden muß. In Ansehung des Stoffs dagegen hat der Verf. sich im Ganzen auf das Nöthigste der Elemente zu beschränken gesucht, wenn man allenfalls die sphärische Trigonometrie und einzelne Theoreme der Lehre von den Kegelschnitten ausnimmt. Dem Vorworte zufolge 'hätte er gern in den algebraischen Theil noch die Lehre von den höheren Gleichungen, den Functionen und den Elementen der Differential- und Integralrechnung aufgenommen; aber die Rücksicht, daß diese Ausdehnung seltener dem Bedürfnisse begegnen würde, hielt ihn davon zurück.' Die letzterwähnten Disciplinen waren unstreitig hier nicht an ihrem Orte gewesen, da sie nicht in den Bereich der Elementar-Mathematik gehören; die allgemeine Auflösung numerischer Gleichungen dagegen hätte allerdings eine Aufnahme verdient.

Gehen wir auf das Einzelne der Darstellung ein, so sehen wir uns zu mancher Ausstellung genöthigt. Zunächst finden wir keineswegs jene vom Verf. erstrebte 'schärfere Begründung und Durchschaulichkeit der Lehren' in den Anfängen der Arithmetik, namentlich in den Begriffsentwickelungen der Multiplication und des Verhältnisses, welches hier im Partialverhältniß ($a - b$) und Factoralverhältniß ($a : b$) geschieden wird, da man doch endlich nach dem Rathe Lagranges und anderer französischer und deutscher Mathematiker den alten Unfug abstellen sollte, eine Differenz

ein Verhältniß zu nennen. Wie hier so treffen wir auch an andern Orten der Darstellung auf veraltete Formen und Ansichten, denen man in neueren Schriften zu begegnen gar nicht mehr gewohnt ist. Ganz besonders gehört dahin das unbedenkliche Rechnen mit dem Zeichen des Unendlich-Großen (∞), gleich als ob es die Andeutung irgend einer endlichen Zahl wäre, so daß wir u. A. im §. 117 für eine unendliche Reihe von Potenzen der natürlichen Zahlen die Summations-

formel $S = \frac{\infty^{g+1}}{g+1}$ erhalten, von welcher spä-

ter in der Geometrie Anwendung gemacht wird. Aber die sehr mißlichen algebraischen Entwicklungen (in §. 168 und 184) in Bezug auf Pyramide und Kugelsegment werden durch die späteren rein-geometrischen Betrachtungen überflüssig gemacht, und die Quadratur der Parabelfläche (§. 281) bedurfte eben so wenig der Beyhilfe des Divisors ∞ . Freylich mußte dann aber auch der Begriff der unendlichen Reihe, mit Rücksicht auf ihre Convergenz, viel strenger gefaßt werden, während sie hier nur ganz beyläufig als ein specieller Fall den endlichen Reihen beygestellt wird. Ueberhaupt hätte den arithmetischen Lehren eine größere Ausdehnung gebürt, wodurch mehrere Mängel der Anordnung von selbst wären vermieden worden, in so fern dieselben als eine Folge des Bestrebens sich kund geben, eine Betrachtung gelegentlich zu erledigen. Dahin gehört z. B. die Wegschaffung des Wurzelzeichens im §. 42, der zu seiner Begründung auf §. 87 verweist. Der ganze geometrische Theil der Schrift sagt uns in Absicht der getroffenen Anordnung mehr zu. Die Auswahl dessen, was hier geboten wird, zeugt von der practischen

Erfahrung des Verfassers; doch möchte die Planimetrie etwas zu dürftig bedacht seyn, was auch das Vorwort anzuerkennen scheint. Wozu aber die eben so weitläufige als veraltete Form der Beweise, die uns in die Zeiten der Wolfischen Lehrbücher versetzt? Nimmt doch z. B. der Beweis über die Congruenz zweyer Dreyecke aus der Gleichheit ihrer Seiten eine ganze Seite ein! In diesem Betracht ist dem Buche eine wahre Verschwendung des Raumes vorzuwerfen, mehr aber noch, daß es dem Schüler die Operation des Denkens nicht genugsam überläßt. Wenig befriedigend erscheint die Darstellung der Aehnlichkeitslehre ganz nach Euklidischem Zuschnitt und allzu arm an Stoff, an welchem hier doch kein Mangel war. Die Beschränkung in der Auswahl der stereometrischen Betrachtungen wird durch die Rücksicht gerechtfertigt, daß der Unterricht sich auf diesem Gebiete mit dem (für weitere Anwendungen) Nothwendigsten zu begnügen hat, da die Körperlehre wenig Anlaß zu Constructionen bietet, welche der Planimetrie so sehr zum Vorzuge gereichen und der Klarheit und Schärfe geometrischer Betrachtungen überhaupt so förderlich werden. Daß uns die Einmischung des Unendlichen in einige Untersuchungen über die Inhaltsbestimmung von Körpern unpassend erscheint, ist bereits erwähnt. Von den nun folgenden Abtheilungen der (ebenen und sphärischen) Trigonometrie ist begreiflich wenig zu sagen, da kein Theil der Elemente eine gleichförmigere Behandlung erfährt, als gerade dieser. Die obsolet gewordenen Functionen des Sinus versus und Cosinus versus hätten wir dem Buche freylich gern geschenkt; könnte man doch allenfalls auch der Secante ganz entbehren. Fast überraschend ist es, bey der sonstigen ziemlich engen Begrenzung

des Lehrbuchs die nach Gauß (und Mollweide) benannten allgemeinen Formeln, so wie die Neper'schen Analogien anzutreffen. Eben so scheint es uns eine merkliche Abweichung von jenem Principe, wenn in der letzten Abtheilung, der Lehre von den Kegelschnitten, die Betrachtung der Ellipse und der Hyperbel auch auf die conjugierten Durchmesser dieser Curven sich erstreckt, womit aber auf keine Weise ein Tadel ausgesprochen seyn soll, daß sie zu solcher Allgemeinheit sich erhebt, da wir im Gegentheil der Meinung sind, daß der Verfasser sich in den früheren Abtheilungen allzu ängstlich Schranken gezogen habe.

Eine sehr schätzbare Seite an der vorliegenden Schrift ist die Zugabe einer Anzahl lehrreicher und interessanter Aufgaben aus den Gebieten der Physik, mathematischen Geographie und Astronomie, die wir (wenn auch zum Theil ohne Auflösung) gern noch bedeutend vermehrt sähen, da uns nichts für das Studium der Mathematik vortheilhafter erscheint, als häufigste Anwendung ihrer Lehren, vor Allem auf die Naturwissenschaften. Die typographische Ausstattung des Buchs ist nur zu loben, und die eingedruckten sehr deutlichen Holzschnitte tragen nicht wenig zur Uebersichtlichkeit der geometrischen Betrachtungen bey. H.

B o n n.

Typis C. Georgii 1843. *Observationes criticae in Propertium.* Scripsit Henr. Keil, Megalopolitanus. 56 Seiten in Octav.

Man braucht nur einen Satz dieser Inaugural-Dissertation zu lesen, um inne zu werden, daß man keine gewöhnliche Arbeit zur Hand genommen hat. Der jugendliche Verfasser derselben bekennt sich zu

dem alten Grundsatz, daß ein angehender Philolog, vorausgesetzt daß sein Studium von wissenschaftlichem Eifer beseelt ist, mit irgend einem Lieblingschriftsteller sich recht vertraut zu machen und an ihm zunächst Sicherheit in echter philologischer Tactik sich anzueignen streben müsse. So ist recht und löblich. Criticus non nascitur, sed fit meint Herr Keil. Wohl: lieber aber doch, wogegen er nichts einzuwenden haben wird, Criticus et nascitur et fit. Auch Ruhnken würde damit zufrieden seyn. Wer critischen Sinn hat, muß ihn üben und heranbilden. Es wird jetzt immer seltener, daß junge Studierende der Hast des Wierleylernens und der Noth der Examennotizen müthig entsagen und auf die einfachen Principien gestrenger grammatisch-critischer Methode und damit auf ein mehr als desultorisches Durcheinanderlesen der Alten mit Ruhe und Ernst zurückkommen. Und doch kann nur auf diesem Wege unser Erkennen des Alterthums wahrhaft gedeihen. Der Weg ist schmal und schwer zu finden, ἐπὶν δ' ἐς ἄκρον ἵκηται κτλ. Was frommt alle eitle Realienfrämerey: es ist ein Wissen vom Hörensagen. Es hilft durchaus nicht, das Alterthum will von Jedem selbst errungen seyn, von Jedem nach seiner Art und dem Maße seiner Kräfte. Mag immerhin der Leichtsinn der Zeit und die Oberflächlichkeit der Halbwisser auf die armen Wortphilologen schimpfen: ohne Wortphilologie gibt es keine Philologie und nur Wortphilologen können auch Sachphilologen seyn. Je wärmer die Liebe zum Alterthum und je höher die Verehrung seiner unvergänglichen Denkmähler, desto ungehemmter wird der Drang seyn, an den Werken der Alten keine Flecken zu dulden, die dem Verstehen und Genießen hinderlich sind. Die Critik der alten Denk-

mähler beruht durchaus auf ethischer Grundlage. Wie sehr verkennen die thörichten Spötter der Silbenstecherey, daß der unbefiegbare Trieb nach Wahrheit und Recht die bescheidenen und unscheinbaren Anstrengungen der Critiker hervorruft, leitet, verführt! Dieser Trieb wird auch ferner, trotz alles Geredes, die edlern Verehrer des Alterthums befeelen, und wir dürfen uns nach allerley Anzeichen der Hoffnung getrösten, daß mindestens noch ein Menschenalter sich trockene Wortphilologen wird gefallen lassen müssen. Und das wird heilsam seyn.

Herrn Keil hat das Ungefähr auf den Properz geführt. Die Elegien dieses schwierigen Dichters haben seit mehr als 3 Jahrhunderten den Philologen viel zu thun gegeben. Aber die Critik hat auch hier, wie bey den meisten alten Dichtern, viel mehr getändelt und gelehrtes, oft geistreiches und witziges Spiel getrieben. Was vor einem Menschenalter noch anging, ist jetzt für immer vorüber. Auch in diesem Zweige philologischer Arbeit herrscht jetzt Ordnung, Gesetzmäßigkeit, Strenge. Im Properz hat Lachmann eine nicht mehr zu erschütternde Basis aufgestellt. Daß sie noch hin und wieder der Befestigung fähig ist und wie man von ihr aus weiteres Gebiet erobern kann, zeigt Herrn Keils Schrift, die durch Sprachkenntnis, Geist und Geschmack sich auszeichnet. Auch die Darstellung ist vorzüglich, klar und lateinisch, sauber, gewählt. Haupts Observaciones schwebten wohl als Muster vor.

Nicht abgerißene Bemerkungen bietet der wackere Verfasser, sondern er geht von der Feststellung der Verwandtschaft und des Werthes der Quellen aus und knüpft seine Beobachtungen an den dadurch an Hand gegebenen Faden. Ein Familienhaupt stellt er zunächst im Groninganus (G) auf, der aber durch manche gelehrte Interpolation

einen jüngeren Ursprung verräth, obschon er an vielen Stellen allein das Richtige erhalten hat. Ref. kann dem G den Palatinus des Martialis zur Seite setzen. Unter der Masse der übrigen Codd. kann keiner auf gleiche Ehre Anspruch machen. Indes ist im sogenannten Neapolitanus (N), jetzt in Wolfenbüttel, dem ältesten aller Codd., ein würdiger Vordermann der übrigen erhalten, der dem gemeinsamen Oberhaupt dieser Familie nicht gar fern steht und der Reckheit Italiänischer Nachbesserung entgangen ist. Selten haben die übrigen, da sie nicht aus N unmittelbar geflossen sind, etwas im N Entstelltes aus der gemeinsamen Quelle reiner bewahrt. Daraus erwächst nun dem Critiker eine Schwierigkeit, das etwa in den jüngern Mitgliedern des Stamms glücklich Gerettete von gefälligen Conjecturen alter Critiker zu sondern. Auch sind allmählich beide Familien einander genähert und durch Contamination der Familie N mittels Lesarten der Familie G ist die gemeinschaftliche Physiognomie hin und wieder versteckt oder verwischt worden. An N reiht Hr Keil zunächst einen in Italien geschriebenen Leidensis (M), den Interpolation und Verschmelzung der beiden Familien entstellt haben. Nichtsdestoweniger ergänzt er das Zeugnis des N auf dankenswerthe Weise und Hr Keil, der ihn selbst verglichen hat, redet manchen Lesarten desselben das Wort. Ref. würde über einige Fälle anders urtheilen, wie z. B. II, 2, 16. Hanc utinam faciem nolit mutare senectus, Etsi Cumaeae saecula vatis agat, ihm das empfohlene agat mißfällt. 'Nam nec praedicere longam aetatem Cynthiae potest et multo suavior optatio.' Hindert doch gerade Etsi an einen Wunsch und gleicherweise an eine Prädiction zu denken.

(Schluß folgt)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.

Den 9. May 1844.

B o n n.

Schluß der Anzeige: 'Observationes criticae in Propertium. Scripsit Henr. Keil.'
In den übrigen Codd. hat die Interpolation noch durchgreifender geschaltet, wie im Leidensis L, nur daß in manchem beachtenswerthe Versuche der Italiäner zum Vorschein kommen, die indes eben nur das Recht der Conjectur ansprechen können. An den hierfür ausgewählten Beyspielen p. 8 sq. ließe sich noch dieß und jenes mäkeln. Den Herausgebern wirft Herr Keil nicht ohne Grund übertriebene Vorliebe für G vor, dessen blendende Correcturen zum Nachtheil von NM oft Beyfall erworben haben. An einer Reihe von Stellen wird dieseß bewiesen, aber das Urtheil geht nicht überall gleich sicher. Darauf sucht Herr Keil aus den verschiedenen Quellen durch Combination selbst das Richtige zu finden, wobey er p. 15 sq. manche Stelle plausibel emendiert, wie IV, 15, 31 sqq., III, 18, 5., wo indes, obwohl mit Recht das Imperfectum verlangt wird, tenderet gewiß

nicht durch I, 6, 31 zu rechtfertigen ist. Vielleicht: *Quid si jam canis aetas me conderet annis.* Aber V, 9, 22 berechtigen *faeta, foeta, festa* nicht zu der Vermuthung *tosta* — man könnte auch auf *hausta* rathen —, da *feta* bey Properz für *effeta* ohne Bedenken anzunehmen ist. Auch III, 32, 23. *Nuper enim de te nostras me laedit ad aures Rumor et in tota non bonus urbe fuit* überzeugt insederat keineswegs. *Cher invaserat.* Aber das *non bonus* heischt ein *malus* im ersten Verse. Wir glauben mit *Nuper enim de te nostras maledixit ad aures* den Zügen ihr Recht zu lassen und den gewünschten Ausdruck gefunden zu haben. *Rumor maledixit*, wie *rumor ait*, negat häufig. Uebrigens hat Hr Keil diese Stelle veranlaßt, den Gebrauch des *Plusquamperf.* bey Properz genauer zu erörtern, welches *Tempus* äußerst seine Anwendungen hat, die Hr Keil p. 19 sqq. nach passenden Gesichtspuncten ordnet. Den eigenthümlichen Reiz des *Plusquamperf.*, wo oft das *Perfect.* ausreichen würde, hat er wohl erkannt. Hin und wieder hätte er noch mehr als die logische Beziehung den Eindruck des *Tempus* andeuten sollen, wie z. B. III, 29, 3. *Obvia nescio quot pueri mihi, turba minuta, Venerat* die Ueberraschung des Trunkenen, der das Ankommen zuerst gar nicht spürt, sehr schön durch das *Plusq.* gemahlt ist. — Zum Schluß des ersten Abschnittes untersucht Herr Keil den Werth der *Excerpta Puccii* aus dem *codex Bernardini Vallae*, der gewissermaßen eine dritte Familie ausmacht. Allein bey der leider so ungenauen Angabe der Varianten ist die Geltung dieser Quelle nicht genau zu ermitteln und die Benutzung muß deshalb vorsichtig zu Werke gehen.

Im zweyten Theile der Schrift leitet Herr Keil

die drey uns noch fließenden Bäche zu ihrem Urquell zurück, dessen Fehler er aus den allen drey abgeleiteten Bächen gemeinschaftlichen Irrthümern zu erkennen sucht. Diese bespricht er in klarer Anordnung der Reihe nach und knüpft recht beachtenswerthe Emendationen an. Auf einfache Buchstabenverwechslung begründet Herr Keil die Verbesserung I, 7, 16. Quod noli (statt nolim) nostros he u violasse (statt e violasse) deos. Dieses heu paßt aber nicht gut, wie es scheint: die über die mit der Präposition e zusammen gesetzten Verba eingelegten Beobachtungen zeugen von richtigem Sprachgefühl. Referent vermuthet: Quam noles nostros te violasse deos! was der Zusammenhang zu fordern scheint. I, 8, 21. Nam me non ullae poterunt corrumpere taedae, Quin ego vita tuo limine verba querar, wäre multa matt. Wir schreiben sueta: daraus ist veta und vita geworden. Am wenigsten kann Ref. sich I, 12, 2 mit veneris statt nobis befreunden: Quid mihi desidia non cessas fingere crimen, Quod faciat nobis conscia Roma moram? Ref. hält Roma für bloße Verdoppelung von moram. Dadurch ist das vom Dichter gesetzte Wort ausgefallen oder vielmehr ein falsches an die Stelle des echten gesetzt. Denn conscia ist unmöglich richtig. Was kommt darauf an, ob Rom oder wer sonst von des Dichters Liebe wußte oder nicht? Propertius muß geschrieben haben: Quod faciat nobis Cynthia nostra moram. Das zeigt B. 3 flg. Ferner V, 3, 47. Nec me tardarent Scythiae iuga, cum pater altas Africus in glaciem frigore nectit aquas. Hier reicht Acriter nicht aus: man verlangt ein Epitheton zu Pater. Das wird Tetricus seyn. V, 1, 108 möchten wir statt certus eher rectus empfehlen, welches mit verus

oft verwechselt wird. — Hierauf kommen Stellen an die Reihe, die schon im Urcodex durch Glosseme gelitten zu haben scheinen. III, 29, fin. genügt uns relegor nicht. Näher läge custode eludor, da N reludor hat. — Das ehemahlige im Properz besonders ungebürlich ausgedehnte Radicalmittel, durch Umstellung der Verse Ordnung zu schaffen, verschmäht Hr Keil nicht ganz. Indem er es IV, 4, 13 — 18. anwendbar nachweist, verbreitet er sich p. 37 sqq. über die Asyndeta des Dichters, in so fern die Glieder eines Gedankens gleiche Berechtigung haben; dann über die Sitte des Properz mitten in einem Gedankencomplex Sätze einzulegen, ohne daß die Structur der Worte dadurch beeinträchtigt wird. — Bey Besprechung der vierten Art der Corruptelen, nämlich der versteckten Lücken, werden p. 41 sqq. gute Andeutungen über die Verschiedenheit des Gebrauchs von sed und at bey Properz gegeben. Endlich zeigt Hr Keil, daß die Abschreiber schon im Urcodex in der Ausfüllung von Rissen sich versucht haben, wobey er z. B. III, 20, 23 u. 24 als gefälscht verwirft. Sehr gut bestätigt Hr Keil Lachmanns Urtheil über IV, 21, 25. 26 durch den mit sicherem Tact p. 47 sqq. geführten Nachweis, daß ein Abspringen bey disjunctiven Partikeln von einer zur andern, wie vel — aut, aut — vel in gleichstehenden Gliedern eine der classischen Sprache unbekannte Inconcinuität sey. Nur eine Stelle des Ovid ist hier übersehen, so weit Ref. sich erinnert. Sie steht Fast. III, 231 sqq. Aut quia committi strictis mucronibus ausae Finierant lacrimis Martia bella suis: Vel quod erat de me feliciter Ilia mater, Rite colunt matres sacra diemque meum. Ein Paar Codd. bey Merkel haben An quia. An beiden Stellen ist entweder Vel oder Aut zu sehen. Letzteres

ziehen wir vor. — Zum Schlusse faßt Hr Keil die Ergebnisse seiner gründlichen Forschungen bündig in wenigen Sätzen zusammen.

Mit wahrer Befriedigung wird jeder Freund der alten Literatur ein Büchlein aus der Hand legen, das auch wo der Verf. fehl geht, durch die feine Methode und den gesunden Scharfsinn belehrt und erquickt. An dem reinen zierlichen Latein ist gar wenig zu tadeln. Das p. 12 gebrauchte *intrusam* ist kein lateinisches Wort, so gewöhnlich man es heute liest.

In der angehängten Vita gedenkt Hr Keil mit Pietät unsers Gymnasii, auf dem er seine Vorbildung erhielt, und der Georgia Augusta, der er während seiner ersten Studienjahre angehörte, so wie unsers philologischen Seminars, dessen Mitglied er war.

F. W. S.

L o n d o n ,

bey Whittaker u. Comp. 1842. 1843. The works of William Shakespeare. The text formed from an entirely new collation of the old editions: with the various readings, notes, a life of the poet, and a history of the early English stage. By J. Payne Collier, Esq. F. S. A. In eight volumes. Vol. II. 563. Vol. III. 542. Vol. IV. 576. Vol. V. 609. Vol. VI. 590. Vol. VII. 630. Vol. VIII. 580 Seiten in gr. Octav.

Noch ehe der erste Band dieses neuen Werks, welcher Shakespeares Leben und die Geschichte der ältesten Englischen Bühne enthalten wird, die Presse verlassen hat, beeilt sich Ref., einen kurzen Bericht über die vorliegenden sieben Bände, welche den Text aller Werke des großen Dichters umfassen, den Lesern dieser Blätter abzustatten.

Nach den vielen Ausgaben Shakespeares, welche seit mehr als zwey Jahrhunderten in allen Größen von berühmten und unberühmten Englischen Gelehrten veranstaltet worden sind, sollte man glauben, daß ein neuer Herausgeber selbst bey der sorgfältigsten Prüfung des vorhandenen Materials nicht viel Neues zusammen bringen könne, um den Text des Dramatikers anders und besser zu constituieren, als es von den Vorgängern geschehen ist. Und doch haben die Wenigen, welche durch ein gewissenhaftes kritisches Studium tiefer in den Geist Shakespeares eingedrungen sind, als die flüchtigen und oberflächlichen Verehrer desselben jemahls ahnen können, schon immer die Ueberzeugung gehegt, daß wir die Werke des genialsten aller Englischen Dichter gar nicht mehr in ihrer ursprünglichen echten Gestalt, sondern an unzähligen Stellen durch Interpolationen und falsche Lesarten verunstaltet, besitzen. Zu diesen Wenigen gehört nun auch Hr Collier, der sich um die dramatische Literatur seines Vaterlandes bereits durch andere Arbeiten ein bleibendes Verdienst erworben hat. Derselbe setzte schon im Jahre vor dem Erscheinen der vorliegenden Ausgabe dem Publicum die Gründe seines Unternehmens in einer besondern Schrift (*Reasons for a New Edition of Shakespeare; London 1841. Octav*) auseinander, die jedoch dem Ref. niemahls zu Gesicht gekommen ist. Sie muß indes vorläufig wenigstens zugleich als Vorrede zu der neuen Ausgabe dienen sollen, da diese bis jetzt aller einleitenden Worte und jedes Berichtes über die benutzten Hilfsmittel und über das critische Verfahren ermangelt. Was Ref. über diese Punkte aus andern glaubwürdigen Quellen erfahren hat, wird er bey dieser Gelegenheit seinen Lesern mittheilen.

Hr Collier wollte vorzugsweise eine critische

Ausgabe des Shakespeare liefern, daneben aber auch, wo es nöthig schien, durch kurze erklärende Noten das eigentliche Verständniß des Dramatikers möglichst fördern. In dieser letzten Beziehung fand er sehr brauchbare Vorarbeiten bey seinen zahlreichen Vorgängern, und er hat daher von denselben freyen Gebrauch gemacht. Was er aber in critischer Beziehung für Shakespeare geleistet hat, ist ganz sein Werk; und deshalb verdient er Anerkennung und Dank. Bey seiner unermüdeten vieljährigen Nachforschung nach den ältesten Drucken der einzelnen Dramen und Gedichte ist ihm denn auch das Glück sehr zu Hilfe gekommen. Er fand nicht nur in den öffentlichen Bibliotheken Englands, wie im Britischen Museum, in Oxford und Cambridge u. s. w. wichtige zum Theil unbenutzte, zum Theil von frühern Herausgebern nachlässig zu Rathe gezogene Hilfsmittel, sondern er wußte sich auch durch seine vielfachen gelehrten Verbindungen Zutritt zu den bedeutendsten Privatsammlungen zu verschaffen, welche reiche Bücherfreunde seines Vaterlandes vorzugsweise für das Fach der Englischen dramatischen Literatur angelegt haben. Hier ist besonders die Bibliothek des Herzogs von Devonshire zu erwähnen, durch deren freye Benutzung das neue Unternehmen wesentlich gefördert worden ist. Hier fand Hr Collier nicht nur die vier ältesten Folio-Ausgaben von Shakespeares Werken (datiert 1623, 1632, 1664 und 1685, welche letzte sich auch in Göttingen auf der Universitäts-Bibliothek befindet), sondern auch die ältesten Drucke einzelner Dramen, die sich zum Theil nur in einem einzigen Exemplare erhalten haben. So ist der erste Hamlet von 1603 ein unschätzbareß unicum des Herzogs von Devonshire, und aus ihm stammt bekanntlich der Londoner Abdruck von 1825, der auch in Leipzig in

demselben Jahre wiederholt worden ist. Ferner gehören die drey ersten Ausgaben des Königs Lear von 1608, die erste von Romeo und Julia, von Richard II. und von Richard III. (alle drey von 1597), und die erste von Othello (1622), so wie viele andere typographische Seltenheiten der Shakespear=Literatur zu den kostbarsten Schätzen der genannten Bibliothek.

Der zweyte Privat=Bücherschatz, dessen freye Benutzung dem Herausgeber zu Gebote stand, gehört Lord Franz Egerton, der bekanntlich die berühmte Bibliothek Bridgewaters geerbt hat. Diese lieferte ihm den einzigen Titus Andronicus von 1600, das einzige Drama Love and Fortune von 1589, und viele andere Schauspiele und Gedichte in ihrer ältesten Form, von der sich auch Exemplare mit einigen Abweichungen im Einzelnen beym Herzoge von Devonshire vorfinden. Und was die kleinern Gedichte noch besonders anlangt, so ist Hr Collier der erste gewesen, der auf sie eine durchgreifende Critik angewandt und sie nach den ältesten Quellen hergestellt hat. Er besaß die beiden Quart=Ausgaben von 1593 und 1594, worin Venus und Adonis und Lucretia enthalten sind. Die Sonnete liefert er uns aus dem ersten Drucke von 1609, und den Passionate Pilgrim nach einer Vergleichung der beiden Ausgaben von 1599 und 1612, indem er alle diejenigen Gedichte aus dieser Sammlung ausgeschlossen hat, welche aus andern Dichtern darin unter Shakespeares Namen fälschlich aufgenommen sind, an denen aber der große Dichter durchaus keinen Antheil hat.

Beobachten wir nun den Gebrauch, welchen Hr Collier von einem so schätzenswerthen critischen Apparate zur Herstellung von Shakespeares ursprünglichem Texte gemacht hat, so gewinnen wir

nach sorgfältiger Prüfung des Einzelnen bald die Ueberzeugung, daß jetzt zum ersten Male eine eigentliche Textesrecension mit philologischer Genauigkeit zu Stande gebracht worden ist; und dieses ist der Grund, weshalb diese Blätter auf diese Ausgabe ganz besonders aufmerksam machen. Wenn aber von einer Textesrecension des Shakespeare die Rede ist, so hat diese Bezeichnung einen etwas andern Sinn als in der classischen Philologie damit gemeint ist. In dieser nämlich hat der Critiker seine Pflicht gethan, wenn er den Text seines Schriftstellers auf die älteste bekannte Quelle zurück führt, und ihn, in so fern kein Verstoß gegen Sinn und Grammatik darin vorkommt, nach dieser feststellt, zugleich aber auch, wo möglich, beweist, daß die oft sehr zahlreichen Abweichungen aller übrigen Quellen späteren Ursprungs sind, was bey der Annahme, die jüngere Handschrift könne aus einer weit älteren abgeschrieben seyn, als diejenige ist, welche sich zufällig als die älteste erhalten hat, immer sehr schwierig bleiben wird, und nie ohne Rücksicht auf innere Gründe geschehen kann. Bei einem neuern Schriftsteller wie Shakespeare hingegen vertreten die ältesten Drucke nur in so fern die Stelle der ältesten Handschrift, als man beweisen kann, daß der Dichter sie selbst besorgt hat und daß sie als Ausgaben letzter Hand auf die Nachwelt gekommen sind; denn wir müssen doch die Verschiedenheit zweyer Ausgaben, welche während der Lebenszeit des Verfassers (d. h. bis zum Jahre 1616) erschienen sind, als von diesem selbst herrührend betrachten; und in diesem Falle verdient die jüngere Quelle den unbedingten Vorzug vor der älteren, deren Abweichungen der Verfasser selbst als ungiltig verworfen hat. Von Shakespeare ist nun Vieles erst nach dem Tode des Verfassers aus dessen hand-

schriftlichem Nachlasse oder nach den Abschriften der Londoner Bühnen = Directionen gedruckt worden. Hier hat nur der erste Druck vollgiltige Auctorität; und die Abweichungen aller späteren Ausgaben sind als falsche Correcturen oder Sekfehler zu betrachten. So haben die drey letzten von den oben genannten vier ältesten Folio = Ausgaben der gesammelten Werke Shakespeares nach der Ansicht des Ref. durchaus keine Auctorität; denn keine davon ist zum ursprünglichen Manuscripte, was in den Officinen früh zernichtet seyn muß, zurück gefehrt.

Zur Grundlage der neuen Ausgabe scheint der erste Foliodruck von 1623 gedient zu haben, in welchem fast die Hälfte der Dramen zum ersten Mahle der Presse übergeben worden ist. Zwey Schauspieler derselben Gesellschaft, wozu Shakespeare gehörte, Sohn Heminge und Henry Condell, haben ihn besorgt, und zwar, wie sie selbst versichern, according to the true original copies, oder according to their first original. Von den frühern Einzeldrucken behaupten sie, sie seyen stolen and surreptitious copies, maimed and deformed by the frauds and stelhths of injurious imposters, that exposed them. Die Anordnung der sämtlichen Dramen (zusammen 37) wie sie in dieser ersten Gesamtausgabe in Comedies (14 Stücke), Histories (10 Stücke) und Tragedies (13 Stücke) abgetheilt erscheinen, ist von den spätern Herausgebern mit Ausnahme von Ayscough u. A. beybehalten; und auch Hr Collier hat es nicht gewagt davon abzuweichen. Die drey ersten in der ganzen Reihe, The Tempest, the two Gentlemen of Verona und the merry Wives of Windsor, ist der neue Herausgeber noch schuldig geblieben, indem sie ohne Zweifel dazu reserviert sind, den noch nicht erschienenen ersten Band, welcher die Prolegomena enthalten soll, zu beschließen.

Diese Anordnung ist aber durchaus willkürlich und beruht auf gar keinem Principe. Sie ist weder historisch, noch chronologisch, noch wissenschaftlich, und sollte schon längst einer bessern, die entweder ästhetisch oder chronologisch begründet ist, Platz gemacht haben. Die chronologische Anordnung ist aber in jeder Beziehung, und besonders schon deshalb vorzuziehen, weil sie als die naturgemäße erscheint, und zugleich einen wichtigen Beytrag zur geistigen Entwicklungsgeschichte des großen Dramatikers selbst bildet. Ihre Feststellung ist aber nur bis zu einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit möglich, indem uns in den meisten Fällen directe Nachrichten mangeln, und wir etwa nur von der Hälfte der Stücke bestimmt nachweisen können, wann sie zuerst aufgeführt oder zuerst gedruckt, aber nicht, wann sie geschrieben sind. Was sich in dieser Rücksicht durch äußere und innere Gründe nur irgend ermitteln ließ, das hat Hr Collier in den Einleitungen zu den einzelnen Dramen zweckmäßig zusammen gestellt, ohne jedoch die Resultate seiner Forschungen unter eine Uebersicht zu bringen, oder den Gebrauch davon zu machen, der zu einem höchst wichtigen Ziele führt, nämlich zur nothwendigen Herstellung einer chronologischen Folge sämtlicher Dramen Shakespeares. Ref. ist nun mit Benutzung der jetzt erst neu hinzu gekommenen directen Nachrichten, welche den Didaskalien der Griechen einigermaßen entsprechen, und mit Hinzuziehung der inneren Beweise dahin gelangt, eine von den Ansichten Malones und Drake's abweichende Chronologie dieser Dramen aufzustellen, welche er hier mittheilt, ohne sich für jetzt wegen Mangels an Raum auf die oft mit weitläufigen Erörterungen verbundene Begründung des Einzelnen einzulassen. Für die drey ältesten Stücke hält Ref. den Titus Andronicus,

den ersten Theil von König Heinrich VI., und den Sommernachtstraum. Das erstgenannte fällt höchst wahrscheinlich 1592, das zweyte 1593 und das dritte 1594. Die übrigen 34 Stücke folgen so auf einander: Two Gentlemen of Verona 1595; King Henry VI. Part 2 and 3, zwischen 1595 und 1596; Romeo and Juliet 1596; King Richard II., King Richard III., und King Henry IV. Part 1 vor 1597; King Henry IV. Part 2, King John, Love's labour's lost und Merchant of Venice vor 1598; Comedy of errors 1598, As you like it, und King Henry V. vor 1600; Much ado about nothing 1600; Merry Wives of Windsor 1601, umgearbeitet 1604; Hamlet 1601; Othello, Taming of the Shrew, Twelfth night, und Troilus and Cressida 1602; Julius Caesar vor 1603; Measure for measure 1603; King Henry VIII. 1604; King Lear und All's well that ends well 1605; Macbeth 1606; Anthony and Cleopatra 1607; Pericles, prince of Tyre 1608; Cymbeline 1609; Timon of Athens 1610; Winter's tale 1611; Coriolanus und Tempest 1612. So trifft es sich nun, daß dasjenige Stück, welches bisher in allen Gesammtausgaben des Shakespeare den Anfang machte, gerade das jüngste ist und als solches das letzte seyn sollte; und da wir die durchaus planlose und willkürliche Anordnung der ersten Herausgeber, die ihrem Unternehmen gar nicht gewachsen waren, gänzlich verwerfen müssen, so bleibt uns keine andere Reihesfolge als die chronologische einzuführen übrig, welche schon längst hätte eingeführt werden müssen.

Wenn nun Ref. über die äußere Anordnung des Ganzen seine Zufriedenheit nicht bezeugen kann — ein Tadel, der alle Herausgeber des Shakespeare trifft —, so muß er doch dem neuen Bearbeiter

rücksichtlich der diplomatisch begründeten Correctheit des Textes der einzelnen Dramen so wie der Gedichte volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Unzählige Unrichtigkeiten und Nachlässigkeiten, ja selbst Druckfehler, die sich seit der ersten Folioausgabe ganz consequent bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt hatten, sind jetzt beseitigt. Zu diesen letztern gehört z. B. einer, welchen wir von Hunderten seiner Merkwürdigkeit wegen hier anführen wollen, um dadurch zugleich unsern Tadel zu rechtfertigen. In *All's well that ends well* sagt Bertram zu Parolles (Act. II. Sc. 5):

I have writ my letters, casketed my treasure,
Given order for our horses; and to night,
When I should take possession of the bride,
And ere I do begin.

Einige Herausgeber haben, um sich aus der Verlegenheit zu helfen, hinter dieses letzte Hemistich einen Gedankenstrich gemacht, um anzudeuten, daß die Rede unterbrochen sey. Aber das ist ein elendes Auskunftsmittel, welches dem Sinne nicht aufhilft. Man muß anstatt *And* nothwendig *End* lesen, wie es am Rande eines Exemplars der Ausgabe von 1623 (im Besitze des Lord Egerton) schon früh corrigiert ist. Bertram sagt entschlossen, *I will end the union, ere I do begin it.* Dieses gibt einen Sinn, der Jedermann befriedigen muß. Hätten die früheren Herausgeber nur den Text des ersten Drucks von Druckfehlern gesäubert wieder abdrucken lassen, so wäre Shakespeare weit weniger entstellt und verdorben auf unsere Zeiten gekommen. Lange hat die von Boswell besorgte letzte Ausgabe, worin Malones nachgelassene Bemerkungen neben Popes, Theobalds, Warburtons, Johnsons, Steevens und Keeds Noten zusammen in 21 Octavbänden abgedruckt sind,

für die correcteste und beste gegolten. Aber auch diese ist an den vielen Stellen, wo sie von dem Foliodrucke von 1623 abweicht, nur verschlechtert worden. So fragt z. B. Julia in Act. II. Sc. 2 der *Two Gentlemen of Verona*:

What think'st thou of the fair Sir Eglamour?
Hierauf wird in der Ausgabe von 1623 geantwortet:

As of a knight well-spoken, neat and fine.
Wie hat nun Boswell diesen Vers drucken lassen?
So:

As *our* knight, well-spoken, neat and fine.
Man braucht in derselben Scene nur einige Zeilen weiter zu lesen, und man stößt schon wieder auf ein Versehen Boswells. Julia fragt:

Is it dinner time?

und Lucetta antwortet in der zweyten Hälfte desselben Verses:

I would it were.

Aber was für ein Vers kommt da zum Vorschein! Ganz richtig hat die *editio princeps* in der ersten Hälfte:

Is it *near* dinner time?

und das Wörtchen *near* macht den Vers vollständig. Wollten wir aber alle Freyheiten aufzählen, die man sich früher mit der Herstellung der Shakespeareschen Verse, mit Umstellung einzelner Worte u. s. w. genommen hat, so würden wir des Aufzählens gar kein Ende finden. Kein Herausgeber hat das Recht, nach eignem Gehör, und wenn dasselbe auch noch so fein und ausgebildet ist, oder nach eigener Auffassung des Wortklangs und der Wortstellung irgend etwas im Shakespeare zu ändern. Wo soll sonst der Willkür eine Grenze gesteckt werden! Denn selten sind zwey Critiker in diesen Sachen derselben Meinung. Das Mel-

teste muß hier entscheiden; und in der Regel ist dieses weit besser als Alles was man späterhin an dessen Stelle hat sehen wollen. So hat man auch an einigen Stellen kleine Wörter eingeschoben (z. B. *then* in demselben Stücke Vol. IV. p. 102. ed. Boswell (in dem Verse *You would then have them always play but one thing*), an andern weggelassen, wo sie die alten Ausgaben darbieten, z. B. in *The Taming of the Shrew Act. 1. Sc. 1*: In brief, *then*, sir, sith it your pleasure is. Auch gibt es Stellen, wo man neuere Wörter mit den ältern und ursprünglichen umgetauscht hat. So in *The two Gentlemen of Verona Act. II. Sc. 3* good *evening* für good *even*, wie es die editio princeps hat. Ferner ebd. (p. 103) hat man anstatt *To wrong him with thy importunacy* ganz sprachwidrig drucken lassen *of thy importunacy*. Etwas weiter steht sogar: *And as we walk alone* anstatt *along* (wie es die Folioausgabe von 1623 ganz richtig hat), als wenn Jemand, welcher in zahlreicher Gesellschaft geht, wie es in obiger Stelle der Fall ist, allein (*alone*) gehen könnte! Es ist unbegreiflich, wie solcher Unsinn sich über zwey Jahrhunderte hat fortpflanzen können. Und doch sind solche Fälle keineswegs selten. Um nur noch einen anzuführen, so sagt *Dion* in *The Winter's Tale Act. V. Sc. 1* zur *Paulina*, welche nicht will, daß sich *Leontes* wieder verheirathen soll:

If you would not so,
You pity not the State, nor the remembrance
Of his most sovereign *Name*.

So liest die Ausgabe von 1623. Und wer, sobald er den Zusammenhang ins Auge faßt, sieht nicht gleich ein, daß der Sinn klar und verständlich ist? Und doch haben alle neueren Ausgaben *dame* anstatt *name*, ohne daß es Jemanden ein-

gefallen ist, über eine so sinnwidrige Interpolation Rechenschaft zu fordern. G. H. B.

Stralsund.

Verlag der Vöfflerschen Buchhandlung 1844.
Tagebuch während des Feldzuges in Afghanistan
1838 — 1839. Von Phil. d'Ormeur von
Streng. Aus der englischen Originalhandschrift
von Dr Wilh. Tetschke und Dr Ernst Zober.
XIV und 260 Seiten in Octav.

Daß der zu Madras geborene und frühzeitig in den Kriegsdienst der ostindischen Compagnie eingetretene Verfasser im Jahre 1837 die frühere Heimath seines Vaters, Stralsund, besuchte, gab die Veranlassung zu seiner Bekanntschaft mit dem für die Geschichte jener Stadt so erfolgreich thätigen Dr Zober. Eine Folge hiervon war, daß vier Jahre später der junge Officier dem Freunde an der Ostsee sein während des Zuges nach Afghanistan mit Sorgfalt geführtes Tagebuch übersandte, welches uns hier in einer fließenden Uebersetzung geboten wird. Eine schlichte, allen äußeren Schmuckes entbehrende Aufzeichnung des Erlebten, die, trotz der zahlreichen Nachrichten, welche uns in neuester Zeit über das Alpenland Kabulistan zugegangen sind, vermöge des unverkennbaren Gepräges der Wahrheit und einer lebendigen Auffassung, einen dankenswerthen Beitrag nicht nur für die Geschichte des jüngsten Krieges in jenen Gegenden, sondern auch für die Geographie und Ethnographie derselben bietet.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 11. May 1844.

L e i p z i g,

bey Wigand 1841. Rob. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko. Herausgegeben von D. A. Schomburgk. Mit 6 Ansichten und 1 Charte. 510 Seiten in Octav.

Während der Jahre 1835 bis 1839 machte Rob. Schomburgk, von der Londoner geographischen Gesellschaft ausgesendet, drey Reisen von Demerara aus in das Innere des britischen Guiana und bis zu den Stromgebieten des Orinoko und Amazonas. Das obige Werk ist das von seinem Bruder heraus gegebene Journal des Reisenden. In einem Vorworte hat A. von Humboldt die Verdienste desselben gewürdigt und sodann über einige wichtige Punkte in der Geographie von Guiana, namentlich über die Größe und Lage des Sees Parime, den Schomburgk mit dem Amucu identificiert hatte, eigene Untersuchungen mitgetheilt.

Wiewohl Schomburgk gleich den früheren Reisenden im aequatorialen Amerika vorzugsweise auf Beschiffung der Flüsse und Untersuchung ihrer

Thalwege beschränkt war, so gelang es ihm doch nicht selten, auf Indianerpfaden über Land von einem Strome zum andern zu gehen, wie schon aus dem angedeuteten Umkreis seiner Forschungen sich ergibt. Nachdem er die Urwälder, welche die großen Flüsse Guianas einschließen, durchschritten, traf er oft im Gebiete der Wasserscheiden auf Savanen, die seine Landreisen erleichterten und in denen die trockene Jahreszeit sich schärfer gegen die Regenzeit abgrenzt, als in den feuchten Niederungen der Aequatorialzone. Mit Unerschrockenheit und Ausdauer begabt, so wie von den Umständen begünstigt hat Schomburgk schon auf jenen Reisen, an welche gegenwärtig neue Unternehmungen sich anschließen, die wichtigste Aufgabe, die ihm gestellt war, gelöst, indem er seine Ortsbestimmungen mit denen des Herrn von Humboldt durch die Reise vom Essequibo nach der Station Esmeralda am Orinoko in Verbindung setzte. Auf dem Wege nach Esmeralda, so wie während der frühern Stromreisen auf dem Essequibo, Corentyn und Berbice, hat er die Position von vielen Puncten bestimmt, die bisher mangelhaft oder gar nicht bekannt war. So ward unter Andern die Lage der Quellen des Essequibo sowohl als des Orinoko durch ihn ziemlich genau festgestellt. Wie viel weiter als frühere Reisende Schomburgk überhaupt in das Innere des britischen Guiana und dessen Nachbarländer vorgedrungen ist, wird sich aus der Darstellung seines Itinerars ergeben, welche wir hier folgen lassen und woran wir Einiges vom Inhalte des Werks anknüpfen wollen.

Die erste im September 1835 begonnene und im März 1836 vollendete Reise war eine Fahrt auf dem Essequibo bis zur Einmündung des Rupununi (3° 59' N. Br.). In seinem untern Laufe

hat jener Strom eine mittlere Breite von 8 engl. Meilen, hier gleicht er einem mit zahlreichen Waldinseln erfüllten und von dichtem, üppigem Walde in jeder Richtung begrenzten See: allein schon 25 engl. Meilen von der Küste stehen die ersten granitischen Felsmassen, welche weiter aufwärts immer häufiger der gewaltigen Strömung sich entgegenstellen und durch Stromschnellen und Cataracten die Beschiffung des obern Flußgebiets erschweren oder zu gewissen Zeiten ganz unmöglich machen. 45 engl. Meilen von der Mündung, wo die erste Hügelkette den Thalweg des Essequibo schneidet, wo der Strom noch eine mittlere Breite von mehr als einer Meile besitzt, wird er gleich auf 100 Yards zusammen gedrängt und bald folgen die ersten Stromschnellen. Südwärts gewinnt die Gegend einen neuen Charakter. Hier herrscht siegend der Wald, wie die Worte des Reisenden lauten, alle Spuren der Civilisation sind verschwunden, der Strom ist rings von einer dichten Laubmasse umgeben, aus welcher der majestätische Morabaum sich erhebt. Fast jeder Höhenzug, der den Essequibo kreuzt, bringt neue Stromschnellen hervor, welche dem Reisenden die größten Hindernisse in den Weg stellten. Im Durchschnitt konnte Schomburgk täglich nur 10 engl. Meilen zurück legen. Seine Leute litten so sehr auf dieser Reise, daß er sich genöthigt sah, den Monat November hindurch in dem Makusi-Dorfe Anai am Rupununi auszuruhen. Dieses Dorf liegt am Fuße der von West nach Ost laufenden Sierra Pacaraima, welche die Wasserscheide zwischen Drinoko und Amazonas bildet und zugleich den üppigen Urwald Guianas im Norden von den großen Savanen des Rio Branco im Süden trennt. Von hieraus beschiffte Schomburgk den Rupununi aufwärts und ver-

suchte die Quellen dieses Stroms zu Lande zu erreichen, indem er über Savanen auf einem Indianerpfade mehrere Tagemärsche weit bis in die Nähe derselben ($2^{\circ} 36\frac{1}{2}'$ N. Br.) vordrang. Auf der Rückreise besuchte er vom Rupununi aus zum ersten Mal den See Amucu, wodurch der Essequibo und Amazonas in die nächste Verbindung treten. Wenn im April die Savanen überschwemmt werden, vermischen sich hier sogar die Gewässer beider Stromgebiete und man kann zu dieser Zeit ungehindert von Demerara nach Para durch das innere Land schiffen. Nach einem wiederholten Aufenthalte am untern Rupununi wurde noch ein Versuch gemacht, den Essequibo oberhalb der Mündung dieses Nebenflusses zu befahren, allein eine große Cataracte (K. Williams Cataract) unter $3^{\circ} 14\frac{1}{2}'$ N. Br. setzte diesem Unternehmen seine Grenze. Auch hier waren die Ufer des Essequibo bewaldet, während der Rupununi fast beständig durch Savanen fließt, die mit kurzem Grase bewachsen sind. Die Rückreise nach Georgetown wurde mit dem Anfang der Regenzeit, worauf der Fluß bald täglich gegen 9 Zoll stieg, begonnen und innerhalb weniger Wochen zurück gelegt. Wiewohl die frühere Reise fast durchaus in die sogenannte trockene Jahreszeit fiel, so ist diese in Guiana doch so feucht, daß der trockenste Monat, der November 12, October und December 21 und 22 Regentage zählten.

Die zweite Unternehmung Schomburgk's, welche vom September 1836 bis März 1837 dauerte, hatte die Untersuchung des Corentyn und Berbice zum Zweck. Der Corentyn steht dem Essequibo an Größe nicht nach. Ein bedeutender Wasserfall von 30 bis 40' Höhe, den dieser Fluß da, wo er noch 900 Yards breit ist, bildet, zwang den Reisenden jedoch bald umzukehren und so fuhr er in die Münd-

dung des Berbice ein. Die Fahrt auf dem Berbice war der auf den andern Strömen ganz ähnlich. Hier fand Schomburgk die später so berühmt gewordene Wasserpflanze Victoria. Unter vielen Schwierigkeiten gelangte er bis zum vierten Breitgrade, wo der Thalweg des Berbice dem des Essequibo auf einen geringen Abstand sich nähert. Er entdeckte hier einen Indianerpfad von 12 Zoll Breite, der ihn durch den Urwald in 3 Stunden und 20 Minuten von einem Strom zum andern führte. Aus diesem Beispiel kann man entnehmen, wie fehlerhaft die bisherige Chartenzeichnung von Guiana war, nach welcher der Demerara auch noch unter diesem Parallel zwischen dem Berbice und Essequibo liegen sollte. Während der Rückreise machte Schomburgk einen zweyten Ausflug über Land vom Berbice nach dem Demerara. Er verfolgte zuerst den Nebenfluß Waironi und ging dann zu Fuße über die Savanen. An den Grenzen des Urwalds und der Savanen trifft man hier eine Gesträuchformation von etwa 12 Fuß Höhe, von den Indianern Moro genannt, auf lockerm, nur in der Tiefe mit Dammerde gemischtem, weißem Sandboden: diese Gebüsch, mit wohlriechenden Blüten bedeckt, bilden hier den Uebergang zwischen den beiden großen Vegetationsformen des tropischen Amerika. Der botanische Charakter des Landes ist übrigens in diesem Werke nur sehr ungenügend dargestellt, so leicht es für den Herausgeber gewesen seyn müßte, diese fühlbare Lücke aus den durch Bentham und Andere beschriebenen Sammlungen des Reisenden zu ergänzen. Da botanische Forschungen von Schomburgk gerade mit besonderer Neigung verfolgt worden sind, so hätte ohne diese Ergänzung, die freylich während die Tagebücher geführt wurden dem Reisenden unüber-

windliche Schwierigkeiten darbot, das Werk gar nicht sollen herausgegeben seyn. Nicht selten kommen die indianischen Namen der Bäume in dem Berichte vor, die systematischen selten und, wie man aus einzelnen Irrungen schließen darf, ohne durch die Resultate der späteren Analyse verbessert zu seyn. Nur in einer Nachlässigkeit des Herausgebers kann der Grund dieses wesentlichen Mangels gesucht werden, da das Werk nach seinem ganzen Charakter doch durchaus für das wissenschaftliche Publicum bestimmt war.

Die dritte und größte Reise begann im September 1837 mit der zweyten Fahrt auf dem Essequibo und endete im Junius 1839, nachdem der Drinoko glücklich erreicht worden war. Schomburgk befuhr vom Essequibo aus wiederum zunächst den Rupununi, und stieg dessen Nebenfluß Koiwa bis über den dritten Parallelkreis hinauf, um von hieraus zu Lande nach dem oberen Essequibo und zur Sierra Acarai vorzudringen. Diese schwierige Unternehmung gelang vollkommen. Die Cataracten des Essequibo wurden dadurch glücklich umgangen. Dieser Strom war an der Mündung des Guyuwini, wo Schomburgk ihn wieder erreichte, noch 180 Yards breit, das südliche Quellengebirge der Ströme von Guiana, die Sierra Acarai, konnte nicht mehr fern seyn. In der That erschienen schon am folgenden Tage Bergzüge, die sich 3000' über die Ebene erhoben, aber erst sechs Tage später lag die Hauptkette vor des Reisenden Augen, die herrlichste Gebirgslandschaft, die sich von Nordost durch Süden nach Westen hinzog. Eine Menge von spizen, jedoch dicht bewaldeten Gipfeln begrenzten den Horizont, deren Höhe über der Savane Schomburgk gegen 4000' schätzte. Granit und Trappformationen herrschten hier, wie in gan

Guiana, wo der Kalkstein beynahе unbekannt ist. In einem Seitenthale des Essequibo gelangte Schomburgk an die Wasserscheide zum Amazonas und überschritt dann zum ersten Mahle den Aequator. Hierauf kehrte er zum Essequibo zurück und erreichte wenigstens eine der Quellen dieses Stroms unter $0^{\circ} 41'$ N. Br. Hier liegt das Flußbett in einem Gebirgsthale der Sierra Acarai, dessen Waldvegetation, völlig von der des untern Essequibo verschieden, Alles an Ueppigkeit übertraf, was Schomburgk bis dahin in Guiana gesehen. Diese Gegend ist ganz unbewohnt. Von hier kehrte Schomburgk auf demselben Wege nach dem Rupununi zurück, den er zu Ende des Februar erreichte. Er war zu spät nach der Sierra Acarai gekommen, um dieses Gebirge, welches er eigentlich erst entdeckt hat, genauer zu untersuchen. Denn in der waldigen Berggegend des Aequator beginnt hier eine Regenzeit mit der Mitte des December und hält bis Mitte Merz an. Während dieser Monate herrscht auf den nördlich gelegenen Savanen, wo der Regen erst im April anfängt, das schönste Wetter; wenn daher der Essequibo seine Ufer überschwemmt, steht der Rupununi als Savanenfluß am niedrigsten. Die Monate Junius bis Mitte August scheinen auf den Savanen und in den Gebirgen gleich naß zu seyn (S. 319). In Pirara an dem 520 Fuß über dem Meere gelegenen See Amucu erwartete Schomburgk die Regenzeit von 1838 und überblickte vom Canukugebirge aus die überschwemmten Savanen. Später begab er sich nach dem brasilianischen Fort Sao Joaquin am Rio Branco, wo er den übrigen Theil der naßen Jahreszeit bis Ende September verweilte. Der Einfluß der Luftströmungen auf die atmosphärischen Niederschläge ist in den

dortigen Savanen sehr bemerklich. Ostwind herrscht während der trockenen Jahreszeit: sobald dieser Wind nach Westen oder Nordwesten umspringt, so ist dies jedesmahl ein Anzeichen zum Regen (S. 338).

Nach Pirara zurück gekehrt trat Schomburgk die Reise zum Drinoko über die Savanen des Rio Branco an. Es sind dies in Guiana und dessen Grenzländern keine nackte Grasflächen, sondern über den Gramineen und Cyperaceen, die nebst verschiedenen Stauden den Boden bedecken, erheben sich in einförmigem Wechsel krüppelhafte Bäume, namentlich die Dilleniacee *Curatella*, und Malpighiaceensträucher, die von manigfaltigen, leuchterförmigen Cacteen begleitet sind. Die Gebirgszüge, welche in diesen terrassenförmig gebauten Savanen die Zuflüsse des Drinoko von denen des Amazonas und Essequibo scheiden, erheben sich zu 3—4000' und in den senkrechten Sandsteinmassen des Roraima über 5000', sind aber auch oft weit niedriger. Nach einer zweymonatlichen Landreise erreichte Schomburgk wieder den obern Lauf des Rio Branco und beschiffte diesen aufwärts, so weit es möglich war. Hierdurch hatte er sich dem Quellenlande des Drinoko selbst schon bedeutend genähert. Aber die fernere Landreise ward äußerst beschwerlich, der Weg führte über Gebirge, es fehlte an Lebensmitteln und die Reisenden waren nicht selten genöthigt, statt des Cassadabrottes der Indianerstämme, welches bis dahin ihre vorzüglichste Nahrung gewesen war, zum Bergkohl und wilden Früchten ihre Zuflucht zu nehmen. Dennoch trugen die Indianer in Schomburgks Gefolge stäts ihre Corials über die Höhen, so daß man auf den Nebenflüssen, die man berührte, große Strecken zu Wasser zurück legen konnte. Auf dieser Reise wurde die Thatsache festgestellt,

daß die Quellen des Orinoko und Rio Branco nahe zusammen in derselben Bergkette liegen. Erst gegen Ende Februars erreichte Schomburgk das Ziel seiner Reise, Esmeralda am Orinoko, fünf Monate nachdem er Pirara verlassen hatte. Von hier schiffte er, die durch Humboldts Reise berühmt gewordene Bifurcation benutzend, über den Cassiquiare, Rio Negro und Rio Branco nach Sao Joaquim und sodann auf dem früheren Wege nach Georgetown zurück.

Haag und Amsterdam,

bey den Gebrüdern van Cleef 1833—1843. Geschiedenis van het Nederlandsche Zeewezen, door Mr. J. C. de Jonge, Archivarius van het Ryk. I^r Theil 1833. 600 Seiten. II^r Theil 1^{ste} Hälfte 1835. 366 Seiten. 2^{te} Hälfte 1835. 530 Seiten. III^r Theil 1^{ste} Hälfte 1837. 418 Seiten. 2^{te} Hälfte 1837. 500 Seiten. IV^r Theil 1^{ste} Hälfte 1839. 570 Seiten. 2^{te} Hälfte 1841. 582 Seiten. V^r Theil 1843. 686 Seiten in Octav.

‘Es ist schön durch glänzende Thaten sich um das Vaterland verdient zu machen; diese aber gut zu erzählen hat auch seinen Werth. Man kann sich sowohl im Frieden als in Kriegeszeit auszeichnen; und Viele werden gelobt, weil sie entweder herrliche Thaten verrichteten, oder die Thaten Anderer beschrieben.’ Diese Bemerkung eines geistreichen Römers dürfen wir mit Fug und Recht auf die Niederländer anwenden. Wer Holland kennt, aus eigener Anschauung weiß, wie reich dieses merkwürdige Land an Denkmählern jeder Art ist, und wer mit der Geschichte und der Literatur desselben vertraut ist, braucht nicht erst zu vernehmen wie viele vortreffliche Männer es hervorgebracht, die sich, im Cabinet, oder auf dem Schlacht-

felde, auf dem weiten Ocean, oder in den verschiedenen Zweigen der Kunst und Wissenschaft einen unvergänglichen Ruhm erworben haben. — Es darf Alt-Niederland und das Niederländische Volk nicht nach dem Werke Leos beurtheilt werden. Ein Volk, das, obschon nicht zahlreich und in der dringendsten Noth sich selbst überlassen, dennoch seine politische und religiöse Freyheit gegen die furchtbare Macht Spaniens errang; unter Leitung des unermüdeten Wilhelm III., der, in der Schule eines J. de Witt gebildet, 'Ludwig XIV., wie der erste Dranier Philipp II., gegenüberstand' — die Selbständigkeit der europäischen Staaten sichern half; das von jeher wußte, daß Gewerbefleiß, Handel, Künste und Wissenschaften zur Beförderung der Wohlfahrt eines Landes nicht hinreichen, sondern daß 'zum festgegründeten Glücke einer Nation auch ihre moralische Größe gehört'; ein Volk endlich, das oft den Kelch der Leiden bis auf den Grund leerte, und nie größer, nie edler als im Unglücke sich zeigte, ist gewiß der allgemeinen Achtung würdig. Wer von den Verhältnissen und Schicksalen desselben einen richtigen Begriff zu haben wünscht, muß sie aus den Werken einheimischer Schriftsteller kennen lernen. Die historische Literatur der Holländer ist sehr reich. Ohne von Chroniken und Specialgeschichten einzelner Städte und Provinzen zu sprechen, wollen wir nur einige Werke über die allgemeine Geschichte der Niederlande anführen: die von Hooft (dem Niederländischen Tacitus), Wagenaar, Vaderlandsche Historie; van Wyn (Fortsetzung, Ergänzung, Berichtigung des vorhergehenden u. s. w.), van Kampen (auch deutsch, in der Sammlung von Ufert und Heeren); Luzac, Holland's rykdom; S. Styl, Opkomst en bloei der Nederlanden (ein einziger, zwar nicht starker, aber inhaltreicher Band);

Bilderdyks Historische Werke *); die 'Archives ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau', durch deren Bekanntmachung G. Groen van Prinsterer seinen Landsleuten und allen Geschichtsfreunden einen unschätzbaren Dienst erwiesen hat. — Wir nennen noch Bosscha's vortreffliches Werk 'Nederlands Heldendaden te Lande', ein Seitenstück zu dem älteren, vor einem Decennium in einer Prachtausgabe aufs Neue erschienenen Werke 'Nederlands Heldendaden ter Zee', welches letztere uns auf die oben angekündigte Geschichte des Niederländischen Seewesens von Jonkheer J. C. de Jonge von selbst führt.

Ueber das Leben und die Thaten der Niederländischen Seehelden besitzen wir bereits mehrere Werke. Dahin gehört die *Historia navalis* — mehr eine Erzählung von Seeschlachten u. s. w. als eine Geschichte des Seewesens — von Antonius Thysius, wovon das erwähnte Werk *Nederl. Helden. ter Zee* zum Theil eine Uebersetzung ist; ferner: *Het leven en de daden der doorluchtige zeehelden*; *La Rue's Heldhaftig Zeeland*; *Brandts Leven van de Ruyter*. Herr de Jonge hat selbst mit einer *Levensbeschryving van Jan en Cornelis Evertsen en van Witte Corneliszoon de With* diesen Zweig der historischen Literatur bereichert und seine Landsleute erfreut. So schätzbar diese Werke sind, bilden sie doch kein Ganzes. Eine eigentliche Geschichte des Niederländischen Seewe-

*) Die Unterdrückung einer gehässigen Polemik und ungeziemender Aeußerungen gegen Andersdenkende hätte die sonst wichtige und lehrreiche, aus mehreren Bänden bestehende, Geschichte der Niederlande von diesem berühmten Dichter und Gelehrten um ein Beträchtliches gehoben. Der Herausgeber war ein solches Opfer dem Gedächtnis des sel. Verfassers, so wie der Würde der Geschichte und dem Vertrauen der Subscribenten schuldig.

sens war ein oft gefühltes Bedürfnis, und es gehörten alle Eigenschaften die der Verf. in sich vereinigt dazu, um eine solche Arbeit glücklich durchzuführen; denn sie forderte manigfaltige Kenntnisse, einen ungemeinen Forschungsseifer, Geduld, Beharrlichkeit, Vaterlandsliebe und Treue gegen den gewählten Gegenstand. Die Hauptursachen warum eine Nation, die ihre Freyheit, ihren Ruhm, ihre Wohlfahrt, ja sogar ihre politische Existenz größtentheils dem Seewesen zu verdanken hat, bis auf unsere Zeit keine umfassende Geschichte desselben besaß, mag, wie der Verf. bemerkt, einerseits in der Eifersucht der Provinzen und der einzelnen Admiralitäten, so wie in dem sehr erschwerten Zugang zu den Archiven, anderseits in dem Verfall des Seewesens in späterer Zeit und in der traurigen Lage des Landes zu suchen seyn.

Das vorliegende Werk ist größtentheils aus früher unzugänglichen archivalischen und andern Quellen bearbeitet, und diese sind mit scharfer Kritik im Ganzen wie im Einzelnen geprüft. Dabey benutzte der Verf. nicht nur mancherley Nachrichten, deren Mittheilung eine rege Theilnahme von Seite der Geschichtsfreunde bezeugt, sondern auch mehrere seltene Werke über das Seewesen, Handschriften und Denkmähler, durch welche die Kunst das Andenken hochgefeyerter Namen und ruhmwürdiger Thaten verewigen wollte. Kurz, er versah sich mit allen nöthigen Hilfsmitteln um ein großartiges Werk zu verfassen. Er wollte nicht bloß eine fortlaufende Erzählung der Schicksale solcher Männer liefern, die in den Seekriegen sich ausgezeichnet hatten, sondern zugleich den innern und äußern Zustand des Niederländischen Seewesens in verschiedenen Zeiten, dessen Entstehen, Emporkommen, Fortschreiten, Glanz, Verfall und Wiederaufblühen darstellen, die Ursachen dieses

Wechsels auseinandersetzen, die Ereignisse im In- und Auslande, welche mittelbar oder unmittelbar auf dasselbe wirkten, gründlich beleuchten. Diese schwierige Aufgabe ist mit Glück gelöst. Wir haben hier also keine bloße Sammlung von Seegemälden, noch weniger einen 'Roman maritime', sondern eine, aus zuverlässigen Quellen geschöpfte, glaubwürdige Geschichte.

Die Zeit ist vorüber, wo Niederland für die erste Seemacht galt; wo auf Niederländischen Schiffen neben der Flagge ein Besen hing, zum Zeichen, daß der Republik wackere Seeleute das Meer schön segeln würden, wo die kühne Batavische Flotte die Schiffe der Engländer in ihrem eigenen Hafen einscherte und der Gesandte van Beuningen auf Karls X. von Schweden Drohung den Sund zu schließen, trotzig antwortete: 'Die hölzernen Schlüssel des Sunds liegen im Hafen von Amsterdam.' Die vereinigten Provinzen haben England, das seitdem es ihrer Hilfe nicht mehr bedurfte, ihr Nebenbuhler und Feind wurde, endlich die Herrschaft des Meeres abtreten müssen, und, nach blutig errungenen Siegen, durch ein hartes Schicksal verfolgt, reiche Colonien eingebüßt. Die Größe der Seemacht der früheren Republik, der Abglanz ihrer Herrlichkeit leuchtet nur noch in ihrer Geschichte. Daher das Wohlgefallen, daher auch die Wehmuth, womit der Verf. den Gang derselben verfolgt, je nachdem er von erfreulichen Ereignissen oder von traurigen Begebenheiten zu erzählen hat.

Der gelehrte und fleißige Verf. hat seinen Stoff vollständig und umfassend behandelt und bietet uns ein Werk, das durch den Stil und die Darstellung gefällt. Man könnte zwar einwenden, derselbe verweile bey manchen Einzelheiten zu lange: jene monotonen, sich wiederholenden Gemälde des blutigen Zusammentreffens der kriegerischen Mas-

sen, jene bey jedem Gefechte erneuerte Aufzählung der Verwundeten und Getödteten seyen ermüdend und zum Theil wenig belehrend, da es eigentlich nur die Erfolge der Schlachten sind, welche historisches Interesse haben *). Man bedenke aber, daß der Verf. zunächst nicht für Fremde, sondern für seine Landsleute schrieb, welche von allen Einzelheiten ihres Seewesens genau unterrichtet seyn wollten. Die Fortsetzung eines so voluminösen und theuren Werkes, in einer Zeit wo die Niederländer dem Vaterlande so große Opfer bringen müssen, ist der schönste Beweis, daß dieses Werk zugleich belehrend und unterhaltend ist. Der Verf. verweilt nicht bloß bey inneren Einrichtungen der Flotte und deren Kämpfen, er zieht auch die gefährvollen Entdeckungswegen kühner Seefahrer in seine Erzählung.

Lithographirte Seekarten, welche den Schauplatz wichtiger Ereignisse anschaulich machen, die Abbildungen seltener Denkmähler, Schaumünzen, Facsimiles, Beylagen, aus Briefen und anderen merkwürdigen Actenstücken bestehend, Tabellen, welche das Verzeichniß der Niederländischen, Englischen, Französischen Flotten und Streitkräfte in verschiedenen Zeiten entfalten, erhöhen den Werth des Werkes.

Wir wünschen der literarischen Welt überhaupt, und den Holländern insbesondere über die Erscheinung dieses mit Muth unternommenen, mit Beharrlichkeit fortgesetzten und bald vollendeten Werkes Glück. Daß dem geehrten Verfasser die verdiente Anerkennung zu Theil werde, ist keinem Zweifel unterworfen.

H—y.

B e r l i n.

In der Nicolaischen Buchhandlung 1843. Die

*) S. 'A. H. Heeren. Eine Gedächtnisrede, gehalten von Karl Hoeck. Göttingen 1843. S. 13.'

Münzen Justinians, von M. Pinder und S. Friedländer. 72 Seiten und sechs Kupfertafeln in Octav.

Nachdem die byzantinische Münzkunde im Allgemeinen durch de Saulcy auf die Höhe der heutigen Wissenschaft erhoben worden ist, kann es nur höchst erwünscht seyn, wenn Männer, deren Stellung eine reiche Anschauung des Details möglich macht, auch auf diesem Gebiete einzelne interessante Abschnitte oder Fragen zum Gegenstande monographischer Behandlung wählen; und wo Namen wie die beiden obigen an der Spitze stehen, bedarf es für keinen Freund des Faches noch der weiteren Versicherung, daß die schöne Aufgabe auch mit der möglichsten Umsicht und Gründlichkeit gelöst sey. Nur auf einen Punct müssen wir unsere numismatischen Leser noch besonders aufmerksam machen, weil darin noch mehr geleistet ist, als der Titel für sich allein erwarten ließe: die Erklärung der bekannten Abbrüviatur in der Exergue der Goldmünzen des Bas-empire CONOB oder COMOB, die hier zum ersten Male mit überzeugender Wahrscheinlichkeit gedeutet ist. Bekanntlich hat man sich in den abenteuerlichsten Erklärungsversuchen erschöpft: schon im Mittelalter laß Cedrenus *Κιβιτάρες* "Ομνες Νόστροι Οβέδιαντ Βενερατίονι, später andere Corpus Omnium Negotiatorum OBtulit, und auch als man von diesen akrostichischen Spielereyen zurückgekommen war, schwankten selbst die ausgezeichnetsten Numismatiker zwischen CONstantinopolis Officina secunda und CONstantinopoli OBsignatum, wenn sie nicht gar wie Baillant in *Mém. de l'Acad. d. Inscr. T. I, p. 263* theilweise wieder zu jenem verbrauchten Mittel griffen und CONflatum OBryzum oder CONflata Moneta OBryzo heraus buchstabierten. Gegen diese letzte Vermuthung ist nun schon früher mit Recht geltend

gemacht, daß die Buchstaben OB auch mit andern Anfängen von Münzstätten, wie AQOB (Aquila), TROB (Trier) u. s. w. verbunden vorkommen, so daß in CON der Name Constantinopel nicht zu verkennen ist; für jene Buchstaben selbst aber müssen gewiß alle anderen Deutungen hinter der vorliegenden zurückstehen, welche sie als griechische Zahlzeichen = 72 auffaßt und auf den gesetzlichen Münzfuß jener Zeit bezieht, nach welchem aus dem Pfunde Gold 72 solidi geprägt wurden. Dieser Münzfuß ward durch eine Verordnung Valentinians I. vom J. 367 (l. 5 cod. de susceptor. X. 70) eingeführt, und gerade von diesem Kaiser an beginnen auch die Goldmünzen mit jener Bezeichnung; daß dieselbe aber auch auf Silber- und Kupfermünzen vorkomme, hat schon Baillant bezweifelt und unsere Wff. weisen nach, wie die wenigen scheinbaren Beispiele dieser Art auf Irrthum oder Verwechslung beruhen; namentlich sind es häufig moderne Abgüsse von Goldmünzen, wie denn auch in der hiesigen Sammlung ein solcher Justinus mit Victoria Augusto(rum) neben anderen Kennzeichen der Fälschung noch deutliche Spuren ehemaliger Vergoldung zeigt. Auch daß Münzen, die erweislich nicht zu Constantinopel geschlagen sind, jene Buchstaben, mitunter neben ihren eigenen Münzzeichen darbieten, erklären sie völlig genügend daraus, daß damit eben nur der constantinopolitanische Fuß bezeichnet werde; und die einzige Frage könnte mithin nur die seyn, ob die Variante COMOB, die uns vorzugsweise auf abendländischen Münzen begegnet, einem bloßen Irrthume zuzuschreiben sey? Unsere Wff. lassen sie unentschieden, indem sie nur sagen, es habe auf ihre Erklärung keinen Einfluß; ehe man aber zur Unwissenheit des Stempelschneiders seine Zuflucht nimmt, wird doch wohl eher an Moneta zu denken seyn.

K. Fr. H.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 13. May 1844.

S a m b u r g ,

bey Friedrich Perthes 1844. Symbolik aller christlichen Confessionen von Dr Eduard Köllner, außerordentlichem Professor der Theologie zu Göttingen. Zweiter Theil. Symbolik der heiligen apostolischen katholischen römischen Kirche. LXII und 480 Seiten in Octav.

Es geht ein neues Leben durch die civilisirte Welt, ein Hauch des göttlichen Geistes, der das geistige Leben in seiner höchsten Bedeutung und Beziehung, der religiösen, erregt und befruchtet, und auch die uncivilisirte Welt immer mehr in seine Kreise hinein zieht. Denn so viele es auch geben mag, die das neu erwachte religiöse und kirchliche Leben nur als ein künstliches Product politischer Berechnung ansehen, so wenig scheint doch eine solche Lebens- und Weltanschauung — das religiöse und kirchliche Interesse steht bereits im Vordergrund der Zeitfragen — irgendwie in ihrem Rechte. Es ist die religiöse Natur des Menschen selbst, und das heißt nur, die menschliche

Natur selbst — denn nur durch Religion ist der Mensch Mensch und in seiner tiefsten Wesenheit vom Thiere verschieden, die wieder die Befriedigung ihrer heiligsten Bedürfnisse sucht, und sich und das Leben und alle Verhältnisse desselben wieder in einem höheren Lichte erkennen, veredeln und beruhigen will. Mag es nun seyn, daß auch hier die menschliche Schwäche gar vieles entstellt oder auch verdirbt, theils in unedler Selbstsucht, die auch das Heiligste zu ihren Zwecken mißbraucht, theils im Uebermaß der Empfindung, die aus der Laueheit und Indifferenz in das Gegentheil umschlägt, gleichwohl kann nur ein Auge, dem der Sinn für das Innerliche überall fehlt, auch in dem scheinbar Aeußerlichen das Innere nicht sehen, das die Erscheinung erregt und belebt. Das Innerliche ist aber hier kein Anderes, als das Religiöse und Kirchliche selbst, und daß dieses lange Zeit hindurch nicht nur durch andere materielle Interessen, namentlich das politische, zu sehr zurück gedrängt, sondern ganz verkannt und zu wenig geschätzt, geschweige befriedigt worden ist, so daß dadurch sich eine Leerheit und Hohlheit, wie mancher Gestaltungen des Staats- und Völkerlebens, so auch des Inneren der Gemüther bemächtigt hat in inniger Wechselwirkung des Grundes, des Zusammenhanges und der Folgen. Unsere Zeit ist sich nun der Mängel und Gebrechen des kirchlichen und religiösen Lebens, und der daraus entsprungenen Folgen bewußt geworden, und sucht nun die Lücken auszufüllen, die theils innerlich, theils äußerlich durch alle vorüber gegangenen Bewegungen und Stürme im rein geistigen, wie im politischen Leben entstanden sind. Und so trübe und unklar auch die Erscheinungen der Zeit auf dem religiösen und kirchlichen Gebiete durch einan-

der wogen, und so verzeihlich es wäre, wenn auch geistig tiefere Naturen — denn die materielle bornierte Gesinnung sieht hier in dem kirchlichen Geiste natürlich überall nur Caricatur — in den Erscheinungen unserer Zeit nur Anlaß zu einer trüben Verzagttheit und Hoffnungslosigkeit sähen, so entschieden ist unsere Zeit gleichwohl eine Zeit großer Hoffnung, und schließt weit mehr des Hoffnungsreichen und Erfreulichen, als des Trüben und Bangen in sich. Denn der Kampf mit den Mängeln im Kirchlichen, und das Streben die Lücken auszufüllen, hat begonnen, und das Beginnen schließt hier auch den Sieg in sich. Aus den Wirren der Zeit wird gewis eine neue lebensvolle Gestaltung der Kirche hervor gehen, und die Kämpfe sind nur die Wehen, die unvermeidlich sind für neue Geburt und neues Leben, so gewis umgekehrt eben sie die Neugestaltung kirchlicher Zustände, kurz eine bessere kirchliche Zukunft verbürgen. Denn, warum sollte es der evangelische Theologe nicht geradezu aussprechen dürfen? — unsere Kirche erwartet neue Gestaltungen. Nach den großen Veränderungen auf dem religiösen und kirchlichen Gebiete im 16. Jahrhunderte, und den Kämpfen des 17., wodurch die Veränderung des alten Zustandes gesichert wurde, ist ja noch keinesweges der Idee der Kirche, wie sie durch die Reformation wieder aufgetreten ist, genügt worden: man mochte im Kampfe gegen die alte drohende Feindin den Ausbau und die Vollendung des neuen Baues übersehen, in der Glut des Geistes die Lücken und Mängel nicht so fühlen, eine kühlere Zeit hat sie nur so fühlbarer gemacht. So gewis aber nun der evangelischen Kirche als der Trägerin des wahren Geistes und der wahren Lehre Christi, ihre unabänderliche ewige Idee einwohnt,

wenn diese auch verdunkelt und verkannt werden konnte, so gewis drängt diese Idee auch mit schöpferischer Gewalt zu einer Organisation, die ihr entspricht: was von den gegenwärtigen Gestaltungen der evangelischen Kirche nicht leicht behauptet werden kann. Denn allerdings kann auch die Idee nur unter geschichtlichen Bedingungen und empirischen Voraussetzungen, die sie vorfindet, realisiert werden und zur Erscheinung kommen, aber eben so gewis ist die Idee als an sich absolute und über aller Erfahrung = und Erscheinungswelt stehende Wahrheit, das Apriorische der zeitlichen Erscheinung und sucht und muß eine solche Entfaltung und Gestaltung in der Erscheinungswelt finden, die ihrem innersten Wesen angemessen ist: mit anderen Worten, sie kann nicht bey den gegebenen Bedingungen des geschichtlichen Lebens stehen bleiben, sondern sie sucht und muß nach innerer unabweisbarer Nothwendigkeit suchen, die geschichtlich gegebenen Verhältnisse, wenn auch in natürlicher Fortentwicklung der geschichtlichen Grundlagen, zu erklären und dem Ideale zuzuführen. Allerdings muß nun die Kirche, um sich so zu organisieren wie es ihre Idee und darnach die Bedingung ihrer Wirksamkeit verlangt, in dem Wechselverhältnis zwischen der Idee und ihrer Erscheinung, oder richtiger ihrem Leben in der Erscheinung, und dem dadurch nothwendig gegebenen Proceß, immer wieder auf sich selbst, ihren Geist, ihre Idee selbst zurück gehen, und sich vor allem in ihrer Idee und ihrem Glauben selbst fassen, um sich dann (auch äußerlich) recht zu fassen. Aber nicht genug kann hier gewarnt werden vor falschem Glaubenseifer und einer beschränkten Fassung des Dogma, die, obwohl sie selbst nur subjectiv ist, doch nur in dieser ihrer subjectiven für sie einmahl abgeschlossenen

Auffassung alles Heil findet, keine andere Auffassung des Dogma, wenn auch innerhalb der von der heiligen Schrift gezogenen Grenzen duldet, alle anderen Lebensbedingungen der Kirche übersieht oder zu gering schätzt — wohin wir namentlich eine würdige Organisation und Verfassung der Kirche rechnen, obgleich doch ihre eigene Fassung so leicht alles fruchtbaren Lebens entbehrt und rein formeller Buchstabenglaube wird. Was vielmehr einmüthig erstrebt werden sollte, das ist eine lebensvolle Verfassung, in welcher die ewige Grundlage alles Glaubens für das fromme Leben der Gemeinde gegen alle subjective Willkür und die Auswüchse des Zeitgeistes Sicherheit und Schutz fände, auch in kühleren Zeiten, wo das Glaubensinteresse von anderen Fragen des Zeitgeistes zurück gedrängt wird, aber in welcher nun auch das erwachte Glaubensleben zweckmäßig gefaßt, alles zweckmäßig gliedert, und der Begriff der Gemeinde eben so zu seinem Rechte gebracht würde, auch dem Staate gegenüber, als gleichwohl die verschiedenen Radian des kirchlichen Lebens und Regiments in einem Mittelpuncte concentrirt bleiben, der ohne Conflict mit dem sittlichen Völkerverbände, d. h. dem Staate, mit ihm zugleich die höchsten Interessen des Lebens für das Ganze, wie den Einzelnen zu lösen suchte. Und zu diesem Ziele drängt jetzt Alles.

Ist aber diese Ansicht nach den Zeichen der Zeit begründet, so ist freylich damit zugleich ausgesprochen, daß die Richtung, die gegen alles Positive und Kirchliche kämpft, von uns nicht nur als ungefährlich, nein, schon als überwunden betrachtet wird. Und das behaupten wir in der That. Die einseitige Verstandesphilosophie, die sich eine Zeitlang als Beschützerin des Christenthums gerierte,

mußte endlich in ihrer Dürftigkeit und Ungenü-
 gendheit erscheinen, und — war eben damit um
 ihre Herrschaft gebracht. Denn ihre gerühmte dia-
 lectische Voraussetzungslosigkeit ist in der That
 nichts als eine selbstzufriedene Täuschung, weil auch
 sie von thatsächlichen Prämissen ausgeht, aber nur
 eben nicht von den Thatfachen des Gemüthes und
 Bewußtseyns, die so gewis allein die wahre Grund-
 lage des religiösen Lebens sind, als sie erst der
 Totalität des geistigen Lebens des Menschen ent-
 sprechen und eben darum erst das religiöse Bedürf-
 nis befriedigen. Darum konnte aber auch die so
 stolz und selbstgenügsam auftretende dialectische Phi-
 losophie, so gewis sie nach einer Seite des Gei-
 stes wahre Momente enthält und befriedigt, doch
 eben als einseitig und in ihrer unseligen Verken-
 nung und Verachtung der Thatfachen des Bewußt-
 seyns und Gemüthes nur zu einem unseligen Skep-
 ticismus, zu einer unseligen Hoffart, zu der Zer-
 rissenheit führen, deren zu rühmen man sich leider
 nicht geschämt hat. Darum muß aber auch, weil
 hier alles Zwielficht nur schaden kann, entschieden
 ausgesprochen werden, daß die Kirche ihrem inner-
 sten Grunde und Wesen nach allerdings Glauben
 fordert und Glauben höher stellt, als Wissen,
 Glauben an die unvertilgbaren Thatfachen des
 Gemüthes und Bewußtseyns, selbst des natürlichen
 und darum verdunkelten, aber auch Glauben an
 die historischen großen Thatfachen des Christen-
 thums, wodurch das religiöse Bewußtseyn erst
 wieder zu seiner vollen Klarheit zurück kehrt. Aber
 auch hier ist dem Irrthume gleich zu begegnen,
 als ob der wahre kirchliche evangelische Glaube für
 die Erkenntnis, wie den Willen etwa leichter, als
 das so genannte Wissen sey, und nur ein Ruhe-
 kissen für Beides: es gehört vielmehr zum wahren

Glauben ein viel stärkerer Kraftaufwand, als zum Wissen, wie der Glaube den Menschen höher hebt, als das Wissen: diesem ist theils in dem individuellen Geiste, theils in den objectiven Schranken der Sinnenwelt seine Grenze gesetzt, der Glaube aber ist eine erst durch das Christenthum entwickelte Kraft und Richtung des Geistes und Gemüthes, die den endlichen Geist zum Unendlichen emporträgt, wie sie, auch dem einfältigen Herzen, ohne die vermeinten Schätze und den Dünkel des Wissens, zugänglich und eigen, den wahren Adel der Menschheit über alle Neusserlichkeiten des Lebens erhebt. So wenig sich aber Gottes Daseyn beweisen läßt, eben weil es die Grund- und Voraussetzung alles Denkens ist, so wenig läßt sich freylich auch der Glaube, den das Christenthum fordert, andemonstrieren: nur eine Entwicklung desselben nach seinen Bedingungen im Geiste und Gemüthe ist möglich. Andererseits sind denn aber auch jene wahren Grundlagen der Religion so unverwüstlich, und ihre alleinige Befriedigung durch das Christenthum so gewis, daß manche der neueren vermeintlichen Angriffe auf das Christenthum (Emancipation des Fleisches, Bund der Freyen, Philalethen u.) mehr als lächerlich erscheinen müßten, handelte es sich hier nicht um die ernstesten und heiligsten Angelegenheiten der Menschheit.

Aber es sind nun nicht die eben angedeuteten Zustände, die Kämpfe des Glaubens gegen den Unglauben, allein, welche das kirchliche Interesse der Gegenwart bilden, sondern der im Kampfe gegen den Unglauben erwachte und erstarkte Glaubenseifer und kirchliche Sinn hat sich nun auch nach innen, auf das Gebiet des Glaubens selbst, gewendet, auf den Unterschied der Confessionen, und droht hier ernste Verwickelungen über das ge-

gegenseitige Eigenthum und Recht. Die einst in der Lauheit des kirchlichen Interesses mit diesem selbst zu Grabe gegangene Polemik zwischen der evangelisch-katholischen und römisch-katholischen Kirche ist bereits wieder, wenn auch in anderer Form als früher, erwacht, eben so innig, als alles oben Angedeutete, mit dem Umschwunge des Zeitgeistes und Interesses zusammenhängend und eben so unvermeidlich. Je weniger aber, nach den höheren Gesetzen des geistigen Lebens und der geistigen Interessen, nur daran zu denken ist, daß hier die neu entstandenen Conflictte sich sobald wieder beruhigen, je sicherer es scheint, daß auch diese geistige Bewegung erst im Beginnen ist und ihren Verlauf noch lange haben wird, ehe das Interesse auf seinen Culminationspunct kommen und sich dann wieder beruhigen wird, um so nothwendiger ist es, daß, ehe man über das gegenseitige Recht streitet, erst vorher möglichst klar und entschieden hingestellt sey, was jede kirchliche Gemeinschaft als ihr Eigenthum in Anspruch nehme. Denn nur dadurch wird erst die rechte und wahre Polemik möglich, die wirklich Wahrheit und Recht sucht, und nicht aus Haß und Parteyinteresse, sondern aus der Liebe geboren wird. Es ist aber nur ein großer Irrthum, daß es so leicht zu erkennen und zu bestimmen sey, was eigentlich den römisch-katholischen Kirchenglauben ausmache, und ist diese Entscheidung nicht nur von jeher in der röm. = katholischen Kirche selbst sehr streitig gewesen, und ist es da noch, sondern es werden nun gar viele Dogmen wieder von den evangelischen Theologen ganz anders gefaßt und angesehen, als sie nach der Behauptung der römisch-katholischen aufgefaßt werden dürfen. Es genügt, hierfür an den Streit über den Duisburger Katechismus zu erinnern.

(Schluß folgt)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. Stück.

Den 16. May 1844.

S a m b u r g.

Schluß der Anzeige: 'Symbolik aller christlichen Confessionen von Dr Eduard Köllner, außerordentlichem Professor der Theologie zu Göttingen. Zweiter Theil. Symbolik der heiligen apostolischen katholischen römischen Kirche.'

Das vorstehende Werk soll darum vom gänzlich objectiven Standpuncte aus den Katholicismus seinem letzten Fundamente nach, d. h. den wirklichen reinen Kirchenglauben, mit genauer Unterscheidung, was de fide, und was der Schule überlassen und in der Kirche selbst streitig ist, darstellen, und zwar in der ganzen Schärfe seiner Fügung und Consequenz als System darstellen. Zugleich soll es die allmähliche Aussprache des Dogmas, seine Entwicklung in der und von der Kirche zur Anschauung bringen, so wie insbesondere nach den letzten Quellen die Gründe darlegen, nach welchen die Kirche das Dogma declariert, und zwar so declariert hat, wie sie es gethan hat. Die Darstellung des Dogmas selbst geschieht also gar nicht

vom protestantischen Standpuncte aus, sondern vom echt katholischen, wie ein Bischof, der, ohne gerade ein Römling zu seyn, doch seiner Kirche aufrichtig zugethan ist, sprechen würde, wie namentlich viele außeritalianische Bischöfe zu Trident gesprochen haben.

Obgleich aber nun auch die anderen beachtungswerthen Erklärungen in der Kirche, theils von Provincialconcilien, theils von Päbsten, oder einzelnen Lehrern, wo es nöthig schien, mit berücksichtigt werden mußten, sind und bleiben doch die öffentlichen Erklärungen der Kirche in den Symbolen die letzten Entscheidungsgründe, und war damit folgender Gang und Inhalt der Darstellung gegeben.

In der Einleitung wird zuerst der Begriff und die Bedeutung der römisch-katholischen Symbolik bestimmt, die nach den letzten Grundsätzen dieser Kirche zugleich die wahre Dogmatik ist, und damit zusammen hängend die Frage entschieden, was eigentlich katholischer Kirchenglaube sey, theils nach allgemeinen Grundsätzen, theils nach den historischen Verhältnissen. Es ist aber nur das römisch-katholische Dogma, was und wie es zu Trident declariert ist. Die anscheinend dabey bleibenden Schwierigkeiten und Einwendungen dagegen, dogmatisch, wie historisch (Institute, welche nicht-Tridentinische Meinungen zu billigen scheinen, Sancenationen von Lehrsätzen in der Kirche), werden darauf betrachtet, und dabey das Verhältnis der öcumenischen Concilien zu den Provincial- (National-) Concilien, und zum Pabste, so wie der Gegensatz der Curialisten und Episcopalisten vorgeführt. Darauf folgt das Verhältnis des kirchlichen Dogmas zu den einzelnen Meinungen in der Kirche, zum Volksglauben, zu den Meinungen einzelner Ge-

lehrten und Schulen, des römischen Hofes, der Verfeinerer des kirchlichen Dogmas, neuerer speculativer Auffassung auf dem Grunde bestimmter philosophischer Systeme, und so genannter freysinniger katholischer Theologen. Die Secundärquellen des katholischen Glaubens, die Angabe der Concilien, das Verzeichniß der Päpste, so wie 'Vom Sittlichen und Lesen und von den Ausgaben des corpor. juris canonici' beschließen die Einleitung.

In dem historischen Theile werden sodann die älteren, so genannten symbola oecumenica, das Tridentinische Concilium, die Professio fidei Tridentinae, der Catechismus Romanus, und die Secundärquellen des katholischen römischen Lehrbegriffs (Missale Rom., Breviar., Confutatio Conf. Aug., Formula Lovitii, Decreta et articuli fidei Pii IV., Päpstliche Constitutionen, die Katechismen von Canisius, Bellarmin und Bossuet, so wie die dogmatisch = polemischen Werke von Bellarmin und Bossuet) in ihrer Bedeutung für die Kirche historisch und dogmatisch genauer gewürdigt. Eine ganz besondere Rücksicht ist aber dem Conc. Trid. gewidmet, so daß nicht nur die sämtlichen Quellen, die eigentlichen Acten in Rom, so wie die actenmäßigen Relationen und Tagebücher von Anwesenden auf dem Concil, und die nach und nach bekannt gewordenen Documente nach der chronologischen Folge ihrer Veröffentlichung und mit Beurtheilung ihrer historischen Bedeutung vorgeführt sind, wie auch die Quellen und die Bedeutung der Geschichte des Conc. Trid. von Sarpi und Pallavicino, sondern auch eine Darstellung des Concils selbst in dem Wechsel der politischen, wie religiösen Interessen. Natürlich war hier, wenn auch auf dem Grunde der letzten Quellen,

die größte Kürze geboten, und mußte das Streben dahin gehen, gleich durch die Stellung der Thatfachen und durch diese selbst den Blick in die innere Verbindung zu eröffnen, um so aufs kürzeste das innere Getriebe der Ursachen und Wirkungen zur Anschauung zu bringen. In den Erörterungen über die Prof. fidei Trid. verdient vielleicht der Gebrauch derselben für Convertiten hervor gehoben zu werden, worüber unter den Evangelischen, wie Katholischen mancherley Irrthümer obgewaltet haben, und noch Statt finden, so wie die Bemerkungen über das so genannte Ungarische Fluchformular, das mit großem Unrecht von protestantischen Theologen der katholischen Kirche aufgebürdet worden ist.

Vor dem systematischen Theile werden zuerst die bedeutenderen bisherigen systematischen Darstellungen und Erörterungen des katholischen römischen Dogmas angegeben, als I. Patristisches Zeitalter. II. Mittelalter: Scholastiker, Mystiker. III. Neuere Zeit: Eck, Canus, Canisius, Bellarmin, Thomisten, Scotisten, Jansenisten, Jesuiten, Molinisten, dann die Darstellungen von einem freyeren objectiven Standpuncte, so wie die unter dem Einfluß der neueren philosophischen Systeme, des Cartesiansmus, Wolfianismus, Kantianismus verfaßten, und auch die neuesten speculativen Versuche auf dem Gebiete der katholischen Dogmatik, Hermes und seine Schule, Bautain, Lammenais, Baader, Günther, Staudenmaier, Kreuzhage, wenigstens in ihren Grundzügen gezeichnet. Darauf folgt das eigentliche dogmatische System der römischen katholischen Kirche, zu dessen besserer Einsicht und Würdigung alles Vorhergeschickte nur dienen soll. Gegen das Bedenken, ob und in wie fern ein protestantischer Dogmatiker fähig seyn könne, das

Katholische System richtig aufzufassen und darzustellen, glaubt der Verfasser in der Vorrede genug gesagt zu haben. Es ist, wie schon oben bemerkt, nur ein großer Irrthum, daß im katholischen Systeme keine theologische Streitpuncte vorlägen; man kann dreist behaupten, daß, innerhalb der von der Kirche declarierten Sätze und damit gezogenen Grenzen, wenn nicht mehr, mindestens eben so viele Parteyauffassungen sich finden, als in der protestantischen, und wir erinnern hier nur an die innerhalb der katholischen Kirche ganz unentschieden dastehenden Streitfragen über den Urstand, die Erbsünde, die unbefleckte Empfängniß der Maria, die Prädestination, das opus operatum, die Lehre von der Kirche, dem Papste und den Concilien, Ablass, Fegfeuer, Canonisation &c. Es liegt nun aber in der Natur des denkenden Geistes, die frey gelassene Ansicht mit Gründen zu entscheiden, die möglichen Entscheidungen werden dort in den Schulen vertreten, und so — ist es, von allem anderen abgesehen, wohl nicht leicht für einen katholischen Dogmatiker das rein kirchliche Dogma in seiner Allgemeinheit darzustellen. Dagegen darf mit Recht gefordert werden, daß der protestantische Verfasser für die Darstellung des katholischen Dogmas auch die dicta probantia ganz nach katholischer Anschauung brauche. Dies hat der Verfasser denn auch gethan, und ist überall so weit entfernt, der katholischen Anschauung und Auffassung des katholischen Dogmas etwas abzudingen, daß er vielmehr, theils nach parteyloser Anschauung der kirchlichen Erklärungen, theils nach nothwendigen Consequenzen gar oft die Auffassung katholischer Dogmatiker, namentlich auch Bellarmins, Möhlers und Klees als katholisch richtig in Frage stellen mußte. Ja in dieser parteylosen Objectivität

der Anschauung ist er in den Fall gekommen, eifrige katholische Theologen, namentlich Möhler, der Abweichung vom strengen kirchlichen Dogma, und somit der Kezerey gegen das katholische Dogma zu bezichtigen. Dahin mußte er auch die Erklärung der Münchener historisch-politischen Blätter über die Seligkeit der hochseligen Königin von Baiern rechnen, und muß noch behaupten, daß dort die Münchener historisch-politischen Blätter die Strenge des katholischen Dogmas verlassen, aber eben damit bey Veranlassung des Todes der hochseligen protestantischen Königin von Baiern eine katholisch ganz unrichtige Erklärung an das protestantische Oberconsistorium von Baiern erlassen haben, und ganz eigentlich in Kezerey gefallen sind. Die Consequenzen und die Strenge des Dogmas selbst zu vertreten kann der Gegenseite überlassen bleiben; der Verfasser hat nach objectiver Auffassung und Darstellung gestrebt, unbekümmert, nach welcher Seite hier die Wahrheit Anstoß erregen könne.

Köllner.

L o n d o n .

Transactions of the Geological Society of London. Second Series. Volume V. 1840. 754 Seiten in Quart. Mit 61 Kupfer- und Steindruck-Tafeln.

Der vorliegende Band der Abhandlungen der Londoner Geologischen Gesellschaft, dessen Anzeige zufällig verspätet worden, enthält, wie die früheren Lieferungen, viel Schätzbare, aber mehr kurze Mittheilungen als bedeutende Arbeiten.

Part the first. I. On the Geological Relations of the South of Ireland. By Thomas Weaver, Esq. p. 1. Diese Abhandlung reihet

sich an eine frühere von demselben Verfasser über den östlichen Theil von Ireland, (Geol. Trans. 1. Ser. Vol. V. p. 117. Geol. Anz. 1825. S. 99) und zeichnet sich durch dieselben Vorzüge aus, welche in unserer Anzeige der letzteren hervor gehoben wurden. Zu den besonderen Merkwürdigkeiten der Grafschaft Cork gehört die große Verbreitung von Kupfer in verschiedenen Gebirgsmassen, sogar in einem kleinen Torfmoor an der östlichen Seite des Hafens von Glandore. Im Jahr 1812 wurde der Torf ausgestochen, verbrannt und das in der Asche concentrirte Kupfer gewonnen. 40 — 50 Tonnen trocknen Torfes gaben etwa 1 Tonne Asche, welche an 10 — 15 Procent Kupfer gehalten haben soll. Vermuthlich gelangte dasselbe als Bitriol, der durch Zersetzung des im benachbarten Gebirgsstein eingesprengten Kupferkieses entstand, in den Torf. — II. On the Geological Structure of the North-eastern Part of the County of Antrim. By James Bryce, jun. p. 69. Zwischen einem Conglomerate, welches jünger ist als die Steinkohlenformation, und ohne Zweifel mit dem deutschen Rothliegenden verglichen werden darf, und dem darauf liegenden Sandstein, der unserem bunten Sandstein gleich zu setzen ist, finden in dem nordöstlichen Theil der Grafschaft Antrim ganz ähnliche Verhältnisse Statt, als auf dem Schwarzwalde, indem Beide so unmerklich in einander verlaufen, daß keine scharfe Grenze zu ziehen. — III. On the Squaloraia. By H. Riley, M. D. p. 83. Die Ueberreste dieses ausgezeichneten Fisches wurden in dem Lias von Lyme Regis im Jahr 1831 von der eben so eifrigen als glücklichen Petrefacten-Gräberin, Miss Anning entdeckt, welcher die Wissenschaft die Auffindung der merkwürdigsten Thierüberreste an

jenem dadurch berühmt gewordenen Fundorte verdankt. — IV. Notes on the Geology of the North of the St. Lawrence. By Capt. Bayfield. p. 89. Es wird eine eigenthümliche Art von Feldspath im Granite von Canada erwähnt, die mit dem glasigen Feldspathe Aehnlichkeit haben soll, und dessen Blätter oft gereift sind. Die gegebene Beschreibung paßt auf eine Abänderung von Oligoklas, die Referent im Granite von Trollhätta in Schweden gefunden hat, und welche auch in der Gegend von Philadelphia sich findet. Aus den Kalksteinklippen der Mingan = Inseln haben die Wellen säulenförmige Massen von manigfaltigen Formen gebildet. Ganz ähnliche Kalksteinsäulen und Ablagerungen von Kalkgeröll, wie am jetzigen Strande sich finden, kommen auch in einer Höhe von 30 — 60 Fuß über dem gegenwärtigen höchsten Stande des Meeres vor, welches zu der Annahme nöthigt, daß entweder das Meer gesunken ist, oder das Land sich erhoben hat. Wenn dann das Letztere für das Wahrscheinlichere zu halten seyn dürfte, so folgt ferner aus der senkrechten Stellung der Säulen und der unverrückten Lage der Schichten, daß die Hebung des Landes keine plöbliche und gewaltsame gewesen seyn kann, sondern allmählich erfolgt seyn muß, welches ja auch mit Erscheinungen, die in anderen Küstengegenden beobachtet worden, im Einklange ist. — V. On the Geology of the Bermudas. By Richard J. Nelson, Esq. p. 103. Die Bermudas oder Sommer = Inseln, von deren Structur dieser Aufsatz handelt, bilden eine Gruppe von etwa 150 kleinen Inseln, die in einem Raume von 15 Meilen Länge bey 5 Meilen Breite liegen, und zusammen eine Oberfläche von etwa 21 Quadratmeilen haben. Dieser kleine Archipelagus liegt

innerhalb des länglichen Ringes eines so genannten Korallenriffes, in der Nähe der südlichen Seite desselben. Die Inseln bestehen ganz aus Kalkmassen, welche durch zertrümmerte Muschelschalen und Korallengehäuse gebildet worden, und auf manigfaltige Weise von einem losen Sande bis zu einem festen und dichten, eine gute Politur annehmenden Kalkstein abändern, wobei durchaus keine bestimmte Lagerungsordnung sich zeigt. Die von dem Verfasser über die Korallenriffe angestellten Beobachtungen hat er einer besonderen Abhandlung vorbehalten. Hier theilt er nur die Bemerkung mit, daß zwey verschiedene Arten unterschieden werden müssen, nämlich solche, welche durch Thiere der Gattung *Serpula*, und andere, welche durch Zoophyten gebildet werden. — VI. Notes on the Geology of the Brown Clee Hill, in the County of Salop. By Romley Wright, Esq. p. 125. Der in England so genannte alte rothe Sandstein bildet die Basis von dem 'Brown Clee Hill'. Unmittelbar darauf ruhet die Steinkohlen-Formation, in deren Bereich zwey isolierte Basaltkuppen sich erheben. — VII. Observations on the Geological Structure of the Neighbourhood of Reading. By J. Rose, jun. Esq. p. 127. Das Substratum in der Gegend von Reading ist die obere, an Feuerstein reiche Kreide. Es ruhen darauf Lager von Sand und Thon, die zum Gebilde des so genannten plastischen Thons gehören. — VIII. Observations on a Well dug on the South Side of Hampstead Heath. By Nathaniel Thomas Wetherell, Esq. p. 131. Mit dem in der Ueberschrift bezeichneten, 330 Fuß tiefen Brunnen wurde das Gebilde des London-Thons ganz, und das Lager des plastischen Thons zum Theil durchsunken, und zugleich

eine große Anzahl von Petrefacten zu Tage gefördert, von welchen eine Liste mitgetheilt worden. — IX. Observations on the Strata penetrated in sinking a Well at Diss, in Norfolk. By John Taylor, Esq. p. 137. Der Brunnen, von welchem hier berichtet wird, wurde von Hn Thomas Lombe Taylor zum Behuf einer Brauerey mit großer Beharrlichkeit bis zu einer Tiefe von 615 Fuß gebohrt. Nachdem man 100 Fuß tief in Thon und Sand abgesunken hatte, wurde das Kreidestöß erreicht. Als dieses bis auf den darunter liegenden Sand durchbohrt worden, erhielt man, wie der Verfasser dieser Notiz voraus gesagt hatte, plötzlich Wasser, welches bis auf 47 Fuß von oben im Bohrloch stieg. — X. On the Structure of the Neighbourhood of Gamrie, Banffshire particularly on the Deposit containing Ichthyolites. By Joseph Prestwich, jun. Esq. p. 139. Die Ichthyolithen von Gamrie finden sich in der oberen Lagerfolge eines rothen Conglomerates, welches jünger ist, als der so genannte alte rothe Sandstein, auf welchem dasselbe ungleichförmig ruhet, und nach der Ansicht des Verfassers dem Steinkohlengebirge angehört, indem es als ein Repräsentant vom Millstone grit oder vom Bergkalk zu betrachten seyn dürfte. — XI. Notices on the Geology of the North Coast of the Counties of Mayo and Sligo in Ireland. By Archdeacon Verschoyle. p. 149. Das Interessanteste in dieser Mittheilung ist die Entdeckung des Trachytes an der Küste der Bucht von Killala, der bis dahin auf den Britischen Inseln noch nicht beobachtet worden. — XII. Description of some Fossil Crustacea and Radiata, found at Lyme Regis, in Dorsetshire. By W. J. Broderip, Esq. p. 171. Von Crustaceen eine von Miß

Nning aufgefundenene neue Species, die der Verfasser mit keiner der bekannten Gattungen vereinigen zu können meint, wiewohl sie mit *Palinurus* nahe verwandt ist. Er ist dadurch veranlaßt worden, ein neues Genus aufzustellen, welches er nach Lord Cole, *Coleia* genannt hat. — XIII. On the Bones of Birds discovered in the Strata of Tilgate Forest, in Sussex. By Gideon Mantell, Esq. p. 175. Die hier genau beschriebenen Knochenreste, welche schon von Cuvier für Vogelfknochen gehalten worden, haben sich in den zum so genannten Wealden gehörigen Schichten von Tilgate = Forest gefunden. — XIV. On the Syenite Veins which traverse Mica Slate and Chalk at Goodland Cliff and Torr Eskert, to the south of Fair Head, in the County of Antrim. By Richard Griffith, Esq. p. 179. Glimmerschiefer bildet in der genannten Gegend die Grundlage, auf welcher secundäre Gebirgsarten die zur Steinkohlenformation, Steinsalzformation (new red sandstone) und zur Kreide gehören, ungleichförmig ruhen. Ueber diese Massen erhebt sich Trapp in unförmlichen Säulen, woraus das prachtvolle Vorgebirge 'Fair Head' besteht. Der so genannte Trapp, welcher nach dem Verf. Syenit seyn soll, der in syenitischen Grünstein übergeht, von welchem aber leider keine genaue Beschreibung gegeben worden, bildet in den stratificierten Massen Gänge, und besonders merkwürdig sind die Contact = Verhältnisse zwischen ihm und der Kreide, wozu namentlich das Vorkommen von Syenit = Sphäroiden in der Kreide gehört, welches an die von dem Referenten am Harz beobachteten, isolierten Nieren von Pyroxengestein im Thonschiefer erinnert. — XV. On certain peculiarities in the Cervical Vertebrae of the Ichthyosaurus,

hitherto unnoticed. By Sir Philip Grey Egerton, Bart. p. 187. Schätzbare Beiträge zur Osteologie der Gattung Ichthyosaurus, welche sich auf die Untersuchung manigfaltiger Saurier-Reste gründen. — XVI. Notes to accompany a Geological Map of the Forest of Dean Coalfield. By Henry Maclauchlan, Esq. p. 195. — XVII. Notice respecting a Piece of Recent Wood partly petrified by Carbonate of Lime, with some Remarks of Fossil Woods. By Charles Stokes, Esq. p. 207. Die hier beschriebene Erscheinung der theilweisen Versteinering von Holz, ist nicht besonders selten. Die Braunkohlenlager, u. A. die mächtige Ablagerung am Hirschberge unweit Großalmerode in Hessen, liefern häufige Beispiele von Holzstämmen, die zum Theil Kieselholz zum Theil holzförmige Braunkohle sind. — XVIII. Remarks on a Section of the Upper Lias and Marlstone of Yorkshire, showing the limited vertical range of the Species of Ammonites, and other Testacea, with their value as Geological Tests. By Louis Hunton, Esq. p. 215. Von allen Petrefacten bieten, nach den hier mitgetheilten Beobachtungen, die Ammoniten das beste Hilfsmittel zur Unterscheidung der oberen und unteren Lagersolge des Lias in Yorkshire dar, indem sie in jener in großer Manigfaltigkeit, in dieser nur selten und in wenigen Arten vorkommen. — XIX. On the Distribution of Fossil Remains on the Yorkshire Coast from the Lower Lias to the Bath Oolite inclusive. By W. C. Williamson, Esq. p. 223. Schätzbar für die specielle Kunde der Vertheilung der Petrefacten in dem Dolithgebilde der Küste von Yorkshire. — XX. On the Cretaceous and Tertiary Strata of the Danish Islands of Seeland and

Möen. By Charles Lyell, Esq. p. 243. Der Verfasser besuchte Seeland und Möen im Jahr 1834 und wurde auf seinen Excursionen vom Prof. Forchhammer begleitet, der sich bekanntlich schon seit einer Reihe von Jahren mit der geognostischen Untersuchung von Dänemark eifrig beschäftigt hat. Die Baltische Geschiebformation erinnerte In Lyell an die Ablagerungen des Diluviums und so genannten Crag's in Norfolk und Suffolk. Ref. kann nicht unterlassen folgende Aeußerung des Verfassers in Beziehung auf jene Formation hier mitzutheilen, die besonders von denen beachtet zu werden verdient, welche der von Agassiz aufgestellten Hypothese über die Fortführung der erraticen Blöcke zugethan sind, und dadurch auch die über einen großen Theil der nördlichen Erde ausgedehnte Geschieb-Verbreitung erklären zu können vermeinen. 'Under any hypothesis, it is difficult to conceive how such enormous heaps of gravel, sand, clay, and boulders, have been collected together without any arrangement, such as would be produced by the sorting power of running-water acting on materials which differ in size, shape, and specific gravity. Had the deposit been only a few feet thick, and all the boulders of moderate dimensions, it might have been argued, that a violent current of water, or diluvial wave, had thrown together materials of all sizes in one promiscuous mass, and left them as devoid of arrangement as a quantity of rubbish shot from a cart. For my own part, I am unable to suggest any conjecture to account for the phenomena, except that of islands of drift ice, loaded with earth, gravel, and blocks, or having the substances frozen into them, and then melting. In

this case, all the materials transported from a distance, might fall down from still water in the most complete disorder.' Dieselbe Ansicht hat Ref. schon vor langer Zeit in seiner von der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem gekrönten Preisschrift über jenen Gegenstand geltend zu machen gesucht. — XXI. Notices and Extracts from the Minute-Book of the Geological Society. p. 259.

Part the second. XXII. On the Structure of the Seválik Hills, and the Organic Remains found in them. By Proby T. Cautley, Esq. p. 267. Die Berge, von welchen hier die Rede ist, erheben sich am Fuße der Himalaya = Kette, theils zwischen dem Jumna und Ganges, theils westlich vom ersteren Fluß. Sie bestehen aus abwechselnden Lagern von Geröll, Sand und Mergel, die fossiles Holz und manigfaltige Thierüberreste, vorzüglich aus höheren Ordnungen, enthalten, von welchen der Verf. eine kurze Uebersicht gibt. — XXIII. Description of a Raised Beach in Barnstaple or Bideford Bay, on the Northwest Coast of Devonshire. By the Rev. Prof. Sedgwick and Roderick Impey Murchison, Esq. p. 279. — XXIV. Extract from a Letter, by the Rev. David Williams, on the Raised Beaches in Barnstaple or Bidford Bay. p. 287. Beide Mittheilungen sprechen für eine allmähliche Erhebung des Landes, welche in Barnstaple Bay an 60 — 70 Fuß, an anderen Punkten der Küste von Devon und Cornwall weniger beträgt. — XXV. Memoir to illustrate a Geological Map of Cutch. By C. W. Grant, Esq. Capt. Bombay Engineers. p. 289. Die Provinz Cutch in Ostindien liegt zwischen dem 22. und 24. Grade nördlicher Breite, und dem 68. und 70. Grade östlicher Länge. Folgende Gebirgs =

formationen kommen nach dem Verf. in diesem Landstriche vor: 1) Syenit und Quarzfels; 2) Steinkohlen führender Sandstein; 3) rother Sandstein, der dem New red Sandstone Englands gleicht; 4) eine secundäre Formation, welche aus Schieferthon, Kalkschiefer, Sandsteinschiefer besteht, und Ammoniten nebst anderen Petrefacten enthält; 5) Nummuliten = Kalk und Mergel; 6) tertiäre Schichten; 7) Alluvionsmassen; 8) vulkanische und Trappgebirgsarten, namentlich Basalt. Die vierte Formation gleicht dem Englischen Lias, scheint aber nach den Petrefacten größtentheils die Stelle der oolithischen Gebilde Englands einzunehmen. Die fünfte Formation hat hinsichtlich der Petrefacten einige Ähnlichkeit mit gewissen tertiären Ablagerungen in England und Frankreich; weicht aber in den petrographischen Eigenthümlichkeiten von diesen ab. — XXVI. On the Upper Formations of the New Red Sandstone System in Gloucestershire, Worcestershire, and Warwickshire; showing that the Red or Saliferous Marls, including a peculiar Zone of Sandstone, represent the 'Keuper' or 'Marnes Irisées'; with some account of the underlying Sandstone of Ombersley, Bromsgrove, and Warwick, proving that it is the 'Bunter Sandstein' or 'Grès Bigarré' of Foreign Geologists. By R. J. Murchison, Esq. and H. E. Strickland, Esq. p. 331. Als Glieder eines Systems werden hier in absteigender Folge betrachtet: 1) Mergel mit Steinsalz und Gyps, und einer schwachen Lage von Sandstein; Aequivalent des Keupers. 2) Quarziger rother Sandstein und Conglomerat; Repräsentant des bunten Sandsteins. 3) Kalkiges Conglomerat (Magnesian Limestone), die Stelle des Zechsteins einnehmend. 4) Rother Sandstein (lower new red Sandstone), der als Stellvertre-

ter des Rothliegenden anzusehen ist. Wenn nach den Verhältnissen, unter welchen diese Gebirgsglieder in England auftreten, es in mancher Hinsicht passend erscheinen mag, sie als zu einem Systeme gehörig zu betrachten, so läßt sich eine solche Classification im Allgemeinen doch nicht wohl rechtfertigen. — XXVII. A Description of various Fossil Remains of three distinct Saurian Animals, recently discovered in the Magnesian Conglomerate near Bristol. By Henry Riley, M. D., and Mr. Samuel Stutchbury. p. 349. Diese Mittheilung ist um so schätzbarer, da aus der Kupferschieferformation, zu deren Aequivalenten das dolomitische Conglomerat der Gegend von Bristol gehört, bisher nur wenige Spuren von Sauriern bekannt waren. Es geht daraus auß Neue hervor, daß die Thierüberreste um so weiter von dem Typus der jetzigen Geschöpfe sich entfernen, je älter die Gebirgsformationen sind, in welchen sie gefunden werden. — XXVIII. Extracts from a Memoir on the Geological Structure and Phaenomena of the County of Suffolk, and its Physical Relations with Norfolk and Essex. By the Rev. William Branwhite Clarke. p. 359. Dieser Auszug gibt ein Beyspiel, mit welchem Eifer man in England die geognostischen Beobachtungen bis auf die kleinsten Einzelheiten ausdehnt. Es findet sich hier u. A. von nicht weniger denn 97 Brunnen die Aufzählung der bey dem Graben derselben durchsunkenen Schichten. Besonders bemerkenswerth sind die Notizen über den außerordentlich starken Abbruch, den die Küste von Suffolk durch das Meer erleidet, indem solcher des Jahrs im Durchschnitt zwey Yards in die Breite beträgt. Es ist nach der Beschaffenheit der Schichten voraus zu sehen, daß allmählich eine ganz verflachte, sandige Küste entstehen wird.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 18. May 1844.

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'Transactions of the Geological Society of London. Second Series.'

XXIX. On the Geology of the Thracian Bosphorus. By Hugh Edwin Strickland, Esq. p. 385. — XXX. On the Geology of the Neighbourhood of Smyrna. By H. E. Strickland, Esq. p. 393. — XXXI. On the Geology of the Island of Zante. By H. E. Strickland, Esq. p. 403. Die unter diesen drei Nummern mitgetheilten Beobachtungen betreffen Gegenden, deren geognostische Beschaffenheiten bisher wenig bekannt waren, daher sie, ob sie gleich nicht tief eindringen, doch besonders willkommen seyn müssen. — XXXII. Letter from Mr. James de Carle Sowerby to the Secretary, on the Genus Crioceratites and on Scaphites Gigas. p. 409. Die hier aufgestellte neue Gattung Crioceratites wird folgendermaßen charakterisirt: 'An involuted chambered shell, with sinuated

septa; the whorls free, sometimes very distant. Siphon in the external margin of the septum?

Part the third. XXXIII. On the Geology of Coalbrook Dale. By Joseph Prestwich, jun. p. 413. Eine bis auf die kleinsten Einheiten, zumahl bey der Steinkohlenformation, sich verbreitende Arbeit, die darum besonders von localem Interesse ist. — XXXIII. (*) Notice of a Letter from Robert Were Fox, Esq., to Sir Charles Lemon, Bart., relative to the Origin of Mineral Veins. p. 497. Hr Fox sucht hier eine längst schon von Anderen aufgestellte Meinung geltend zu machen, daß manche Gangmassen aus einer durch hohe Temperatur und Druck beförderten wässerigen, in den Gangspalten empor gestiegenen Auflösung sich abgesetzt haben. — XXXIV. Notice on the Remains of a Fossil Monkey from the Tertiary Strata of the Sewalik Hills in the North of Hindoostan. By Capt. P. T. Cautley, Bengal Artillery, and H. Falconer, Esq., M. D. Bengal Medical Service. p. 499. In derselben tertiären Ablagerung, in welcher die hier beschriebenen Affenknochen gefunden worden, kommen Reste einer neuen Art von Anoplotherium (A. Sivalense), von Crocodilus biporcatus und C. (Leptorhynchus) Gangeticus vor. — XXXV. On the Formation of Mould. By Charles Darwin, Esq. p. 505. Beobachtungen, welche beweisen, daß der Regenwurm oft dazu beyträgt, die Lage der Gemengtheile des Bodens zu verändern, und namentlich Theile von der Oberfläche in die Tiefe zu bringen. Mergel, womit ein Feld bestreuet worden war, wurde in einer Zeit von weniger als 80 Jahren allein durch die Arbeit der Regenwürmer 12 bis 13 Zoll hoch mit Erde bedeckt. — XXXVI. Note

on the Dislocation of the Tail at a certain point observable in the Skeleton of many Ichthyosauri. By Richard Owen, Esq. p. 511. — XXXVII. A Description of a Specimen of the Plesiosaurus macrocephalus, Coneybeare, in the Collection of Viscount Cole. By Richard Owen, Esq. p. 515. Unter beiden Nummern liefert der als gründlicher Zootom bekannte Verfasser schätzbare Beyträge zur genaueren Kenntniß des Baues fossiler Saurier. — XXXVIII. On the Fossils of the Eastern Portion of the Great Basaltic District of India. By John G. Malcolmson, Esq. p. 537. Der Indische Basalt-District ist vielleicht der größte der Erde. Die früher darüber mitgetheilten Nachrichten hatten über das relative Alter der Erhebung der basaltischen Gebirgsmassen keine Aufschlüsse gegeben. In dieser Beziehung war die Auffindung von Süßwasser-Conchylien an den Sichel Hills, wo sie theils in einem quarzigen Gestein, auf dessen Bildung der Basalt offenbar Einfluß gehabt hat, theils vom Basalt selbst eingehüllt vorkommen, von Wichtigkeit. Wenn, wie wohl angenommen werden darf, diese Conchylien, welche zu den Gattungen Cypris, Unio, Limnea, Physa, Melania, Paludina gehören, in tertiären Schichten sich finden, so ist dadurch das relative Alter des dortigen Basaltes etwas näher bestimmt. Besonderes Interesse gewähren die Nachrichten über die geognostischen Verhältnisse des Tafellandes von Bagnapilly, berühmt durch seine Demantgruben. Die Ebenen, welche an das Tafelland grenzen, bestehen aus einem reichen, schwarzen Boden, der Bruchstücke von Basalt, Taspis, und manigfaltigen anderen Mineralien der Höhe einschließt. Er ruhet auf einem schwärzlichen, thonig-kieseligen Kalkstein,

der reich an Quellen ist, und an einigen Stellen von Basalt durchbrochen wird. Bey dem Ansteigen wird der Kalkstein mehr schiefrig, und nähert sich in seiner Structur und Zusammensetzung dem Thonschiefer. Es ruhet darauf in horizontaler Lagerung ein mehr und weniger fester Sandstein, der hinsichtlich der Farbe und anderer Eigenschaften an verschiedenen Stellen abweichend erscheint, und in welchem die von W o y s e y beschriebene Demant=Breccie vorkommt. Nach dem was der Verf. bey Befahrung der Demantgruben beobachten konnte, scheint ihm die Breccie nicht eine eingelagerte Gebirgsmasse, sondern nur eine Modification des gewöhnlichen Sandsteins zu seyn. Der Verf. ist der Meinung, daß dieser Demant=Sandstein und der darunter liegende thonige Kalkstein eine Formation bilden, welche entweder zu den älteren Flözen, oder vielleicht gar zu den Uebergangs=Gebirgsarten gehöre, gegen die vom Major Franklin aufgestellte Ansicht, daß jener Sandstein ein Aequivalent des salzführenden Sandsteins in England sey. Daß die Sand= und Kalksteine von Bundelcund und Malwa mit denen im südlichen Indien zur nämlichen Formation gehören, ist bisher als ausgemacht angenommen worden. Uebrigens erscheint die Meinung des Verfassers eben so wenig sicher begründet, als die vom Major Franklin geäußerte, und daher die Frage, von welchem Formations=Alter der Indische Demant=Sandstein seyn mag, leider noch immer nicht genügend beantwortet. — XXXIX. Geological Notes on part of Mazunderān. By Charles M. Bell, M. D. p. 577. Aus den unbedeutenden Bemerkungen ergibt sich nur, daß verschiedene, nicht näher bestimmte Flözgebirgsarten — Kalksteine, Sandsteine, Schieferthon — theils auf abnormen Ge-

birgskarten, die auch nicht genauer beschrieben, sondern nur als Trapp, Grünstein, Thonporphyr bezeichnet worden, ruhen, theils von solchen bedeckt werden. — XL. On the Geology of part of Asia Minor, between the Salt Lake of Kodj-hissar and Caesarea of Cappadocia; including a brief Description of Mount Argæus. By William J. Hamilton, Esq. p. 583. Nach den Beobachtungen des Verfassers kann man in dem bezeichneten Theil von Kleinasien zwey Gruppen stratificierter Gebirgsmassen unterscheiden. Die erste und untere ist die des rothen Sandsteins, der überall mit den Salzdistricten von Kleinasien im Zusammenhange steht, und für eine secundäre Formation anzusprechen seyn dürfte; die zweyte und obere Gruppe ist die des weißen Kalksteins, der als eine tertiäre Formation betrachtet werden mag, und das Eigenthümliche hat, durch die heftigen Erschütterungen, welchen das Land in verschiedenen Perioden ausgesetzt gewesen, nicht aus seiner horizontalen Lage verrückt worden zu seyn, obwohl er in großer Ausdehnung bis zu einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meere gehoben erscheint. Der Argæus, welcher sich etwa 11 Meilen südlich von Cäsarea erhebt, hat in seiner Gestalt große Ähnlichkeit mit dem Ararat und besteht, wie dieser, hauptsächlich aus trachytischen Massen. Sein Gipfel, dessen Höhe über dem Meere nach den Messungen des Verfassers nicht geringer als zu 13000 Fuß angenommen werden kann, bildet ziemlich den Vereinigungspunct von zwey ungeheueren, eingestürzten Kratern. In der Nähe des Fußes des großen Kegels erheben sich kleinere, welche aus Bimstein und Auswürflingen bestehen. An einigen derselben befinden sich Spuren von Kratern und basaltische Lavaströme. — XLI. On some remarkable

Dikes of Calcareous Grit, at Ethie in Ross-shire. By H. E. Strickland, Esq. p. 599. Die Masse der hier beschriebenen, gangartigen Ausfüllungen im Lias besteht aus Sandkörnern, die durch ein beynahе krystallinisches, kalkiges Bindemittel verkittet sind. — XLII. On the Connexion of certain Volcanic Phenomena in South America, and on the Formation of Mountain Chains and Volcanos, as the Effect of the same Power by which Continents are elevated. By Charles Darwin, Esq. p. 601. Eine für die Theorie der Erdbeben, so wie auch für die der Erhebung von Gebirgsketten nicht unwichtige Abhandlung. Der Verf. sucht den Zusammenhang nachzuweisen, der in Südamerika zwischen den Erdbeben, der Bildung von Gebirgsketten und der Erhebung des Landes Statt findet, und die Meinung zu begründen, daß die Ursache der ersteren in dem Eindringen von geschmolzenen Massen zwischen die stratificierten liegt. — XLIII. On the Physical Structure of Devonshire, and on the Subdivisions and Geological Relations of its older stratified Deposits, etc. By Rev. Adam Sedgwick and Roderick Impey Murchison, Esq. p. 633. Unstreitig die wichtigste Abhandlung im vorliegenden Bande, wodurch nicht allein gewissen Gebirgsgebilden in Devonshire die früher verkannte, rechte Stelle in der Altersfolge der stratificierten Massen angewiesen worden, sondern auch die Kunde vom so genannten Uebergangsgebirge und dem Verhältnisse zwischen seinen jüngsten Gliedern und der Steinkohlenformation überhaupt gefördert worden. Es wird gezeigt, daß der Bergkalk, der in einem großen Theil von England eine ausgezeichnete Stelle zwischen dem dort so genannten alten rothen Sandstein und dem

Steinkohlengebirge einnimmt, von Norden gegen Süden allmählich weniger entwickelt sich zeigt, und zuletzt in Devonshire und Cornwall ganz verschwindet, wogegen hier die so genannten Culm measures eine außerordentliche Mächtigkeit erreichen, daher die Verfasser nicht abgeneigt sind, einen Theil davon als Repräsentanten des Bergkalkes zu betrachten. Es wird ferner erwiesen, daß die Uebergangsgebirgsmassen, welche in Devonshire und Cornwall unmittelbar unter den so genannten Culm measures liegen, wiewohl sie nicht allein petrographisch, sondern auch hinsichtlich der Petrefacten von dem s. g. old red sandstone anderer Gegenden von England abweichen, doch die geognostische Stelle desselben einnehmen. Für diese Gebirgsmassen, welche das Silurische Schichtensystem von dem Steinkohlengebirge, zu welchem der Bergkalk als ältestes Glied zu zählen, trennen, haben die Verfasser bekanntlich den Namen des Devonischen Systems in Vorschlag gebracht. Sie bemerken, daß der Gebrauch des Namens Grauwacke (gray-wacké) zu Verwirrungen in der Geognosie Veranlassung gegeben habe; in welcher Hinsicht Referent zu erinnern sich erlaubt, daß dieses nur daher rührt, weil man in England noch sehr allgemein, wie es ja auch zum Theil noch in Deutschland geschieht, die petrographische Nomenclatur nicht gehörig von der oreographischen unterscheidet. Der Name Grauwacke ist in Deutschland ursprünglich nur zur Bezeichnung einer gewissen Gebirgsart gebraucht, und erst später ist demselben ein oreographischer Begriff untergelegt worden. In der Petrographie kann er daher auch fortwährend sich behaupten, wenn gleich die Oreographie das Vorkommen von Grauwacke in sehr verschiedenen Gebirgsgebilden, namentlich

in sämtlichen Hauptabtheilungen des s. g. Uebergangsgebirges, aber auch in manchen jüngeren Formationen nachweist. — XLIV. On some Species of Orthocerata. By Charles Stokes, Esq. p. 705. Dieser Beitrag zur Kenntniß der Orthoceratiten gewährt ein um so höheres Interesse, da die Arten, von welchen die Rede ist, zum Theil auf den Expeditionen nach dem hohen Norden von Amerika durch Sir John Franklin, Sir Edward Parry, Dr Richardson, Capt. Lyon, Capt. Back und Capt. Bayfield eingesammelt worden. — XLV. A Notice respecting some Fossils collected in Cutch, by Capt. Walter Smee, of the Bombay Army. By Lieut. Colonel W. H. Sykes. p. 715. Von den hier erwähnten Petrefacten sind manche neu, mehrere aber vollkommen übereinstimmend mit bekannten, dem Europäischen Dolithgebilde eigenthümlichen Arten. — XLVI. Notes on the Age of the Limestones of South Devonshire. By William Lonsdale. p. 721. Eine Geschichte des Wechsels der Ansichten von den älteren stratificierten Gebirgsmassen in Devonshire und Cornwall, nebst einer genauen Deduction, daß Herr Lonsdale Urheber der neuen, von den Herren Sedgwick und Murchison weiter ausgebildeten, und unter Nr. XLIII dargelegten Classification gewesen. Diese Prioritäts = Reclamation ist durch Hn Murchison selbst veranlaßt worden, und gibt beyläufig einen Beweis, welch' ein großes Gewicht bey der Londoner Geologischen Gesellschaft auf jene neue Classification gelegt wird, und mit welcher Aengstlichkeit man dort überhaupt das Prioritäts = Recht überwacht.

L e i p z i g.

Typis et impensis Breitkopfii et Haertelii, 1843. Auli Persii Flacci satirarum liber. Cum scholiis antiquis edidit Otto Jahn. X Seiten Vorrede, CCXVI Seiten Prolegomena, und 408 Seiten in Octav.

In doppelter Rücksicht scheint vorliegende neue Ausgabe des in neueren Zeiten so vielfach bearbeiteten Persius die Aufmerksamkeit des philologischen Publicums zu verdienen. Erstens wegen der größeren Sorgfalt, womit die Quellen zur Herstellung des oft sehr schwierigen Textes zu Rathe gezogen sind; und zweytens wegen der Prolegomenen, welche das Leben des viel gelesenen Satirikers und sein Talent als Dichter so wie auch das Verhältniß seiner Poesien zu andern Dichtgattungen mit ausführlicher Gründlichkeit zu erörtern suchen. Wir sprechen von den letzten als zweckmäßiger Einleitung zum Ganzen, wie billig, zuerst. Obgleich es an älteren Biographien (wie die von Aprosio und die von Massa) und an beyläufigen Erörterungen einzelner Lebensumstände des Persius nicht fehlt, so hatte es doch in neueren Zeiten kein Philolog unternommen, die Nachrichten des Alterthums über diesen Dichter zu einer übersichtlichen und critisch genauen Darstellung zu verarbeiten, was um so mehr befremdet, da doch Jeder, welcher den Persius mit gespannter Aufmerksamkeit liest und verstehen will, auch von dem Wunsche beseelt werden muß, zu wissen, durch welche Erziehung und äußere Einflüsse und merkwürdige Lebensereignisse ein so entschieden großes Talent und edler Charakter ausschließlich zur Verfolgung einer so scharf satirischen Richtung getrieben werden konnte, und in welchem Verhält-

nisse die Satiren dieses Dichters als Kunstwerke zu seiner vorherrschenden geistigen Stimmung und Individualität stehen. Wir haben freylich eine ziemlich alte *vita Persii*, welche dem Zeitalter, in welchem Persius lebte, gewis sehr nahe steht, und auch sonst zu den besseren Biographien dieser Art, wie sie die Handschriften fast aller Lateinischen Dichter liefern, gehört. Aber sie ist doch zu wenig zusammen hängend, und berührt meistens nur Aeußerlichkeiten, aus deren Vereinigung sich kein vollständiges Bild des Dichters ergibt. Daher sah sich der Herausgeber genöthigt, die übrigen Nachrichten und Andeutungen des Alterthums zur Vervollständigung dieses Bildes sorgfältig zu Rathe zu ziehen und durch besonnene Combination nachzuhelfen, wo nur immer der Mangel an positiver Ueberlieferung die eine oder die andere Lücke fühlbar machte. Vieles hat der Herausgeber durch zweckmäßige Benutzung der in den Satiren des Persius über eigne persönliche Verhältnisse oft leise angebrachten Winke befriedigender zu entwickeln gewußt, als es früheren Gelehrten gelungen war. In solchen Fällen pflegt Hr Zahn sehr ins Einzelne zu gehen. So bey der beyläufigen Erwähnung von Dertlichkeiten, an welche sich Jugenderinnerungen des Dichters knüpfen, und noch mehr bey den zahlreichen Persönlichkeiten, mit denen Persius in nähere Berührung gekommen war. Auch die Männer, welche die *vita Persii* als Freunde oder Feinde des Dichters anführt, werden nach ihren öffentlichen Leben und Privatverhältnissen, soweit sich Beides aus alten Quellen noch entwickeln läßt, mit Einsicht und erschöpfender Ausführlichkeit geschildert. So die Lehrer des Persius, Remmius Palamon und Berginius Flavius, besonders aber Cornutus, über welchen Hr Zahn

Alles gesammelt hat, was noch über ihn bekannt ist. Es würde uns aber zu weit führen, über alle diese Einzelheiten zu berichten, oder, der Forschung Schritt vor Schritt folgend, die Art und Weise zu prüfen, wie Hr Zahn von den ihm zu Gebote stehenden Hilfsmitteln Gebrauch gemacht hat. An Berichtigungen, Ergänzungen und Ausstellungen könnte es bey einem tiefern Eingehen in das Besondere der Darstellung nicht fehlen, und Manches würde sich auch auf eine ganz verschiedene Weise auffassen lassen, als es in vorliegenden Prolegomenen geschehen ist. Aber Ref. hält es für weit passender und dem Charakter dieser Blätter für weit entsprechender, das Nützliche und Brauchbare des vorliegenden Buchs hervor zu heben, und nicht, wie es wohl von Andern zu geschehen pflegt, die schwachen Seiten desselben begierig aufzuspüren und geflissentlich bloß zu stellen.

Außer den sorgfältig gesammelten Nachrichten über Cornutus findet der Leser auch noch eine ebenso ausführliche und gründliche Darstellung des Lebens und der literarischen Wirksamkeit des Probus, mit welchem Persius ebenfalls in freundschaftlichen Verhältnissen stand. Der Herausgeber hat hier keine Mühe gespart, auch die kleinste Nebensache mit erschöpfender Genauigkeit und Umsicht zu erörtern, ohne jedoch immer zu einem sichern Resultate zu gelangen, was bey den hier oft sehr verwickelten Untersuchungen auch nicht immer gelingen kann.

Mit der critischen Geschichte der alten Commentare zum Persius beschäftigt sich der letzte Theil der lehrreichen Prolegomenen. Der Leser wird hier Alles zusammen gestellt finden, was zur genauern Kenntniß der Verfasser dieser höchst wichtigen Scholien als auch der Scholien selbst wesentlich bey-

trägt. Den Beschluß macht ein Bericht über die kritischen Hilfsmittel, namentlich über die Handschriften des Persius, deren Collationen dem Herausgeber zur Berichtigung und Herstellung des Textes zu Gebote standen, und die er theils selbst eingesehen, theils durch die freundschaftliche Hilfe anderer Gelehrten hat vergleichen lassen.

Der Text selbst ist mit kritischer Besonnenheit und gründlicher Sprachkenntnis, zugleich aber auch mit diplomatischer Genauigkeit auf der Basis der ältesten und besten Urkunden hergestellt. Zur Rechtfertigung der gewählten Lesarten und zur bequemern Uebersicht des gesammten reichhaltigen kritischen Apparats sind unter dem Texte die Resultate der wichtigsten Collationen in vollständiger Kürze mitgetheilt, deren ins Einzelne gehende Prüfung wir den kritischen Blättern überlassen müssen. Schade, daß dem Herausgeber die werthvollen *Lectiones Persianae* von C. F. Hermann zu spät in die Hände kamen, um vor der Vollendung des Druckes des kritischen Commentars noch Gebrauch davon machen zu können. Auf den Abdruck des Textes folgt der erklärende Commentar, welcher neben einer besonnenen Auswahl des Besseren, was frühere Erklärer zum gründlichern Verständniß des Persius beygetragen haben, auch viel Neues vom Standpunct der heutigen Philologie aus enthält. Den Beschluß macht ein vielfach berichteter und kritisch commentierter Abdruck der schon oben erwähnten *Vita A. Persii Flacci de commentario Probi Valerii sublata*, und der alten Scholien, welche einige Handschriften unter dem berühmten Namen des Cornutus aufführen. G. H. B.

K a r l s r u h e ,

bey C. Macklot 1844. Der Ritterorden des heiligen

Johannes von Jerusalem oder die Malteser. Historisch entwickelt unter Benützung (sic) vieler bis jetzt noch unbekannter Urkunden und authentischen Quellen von Paul Gauger. Mit Wappen-Abbildungen, Aktenstücken und genealogischen Tabellen. X und 254 und 83 Seiten in Octav.

Der Verfasser hatte, wie er in dem Vorworte sagt, anfangs die Absicht, dem Publicum eine deutsche Bearbeitung des Werks von Saint-Malais (l'ordre de Malte etc. Paris 1839) zu bieten. 'Bald überzeugten wir uns jedoch, fährt er fort, von der Unzulänglichkeit der darin gegebenen Data für deutsche Leser, zogen andere über denselben Gegenstand erschienene Schriften zu Rathe und je weiter wir in unsern Forschungen kamen, um so anziehender ward ein förmliches und gründliches Studium der Geschichte und des Wesens dieses so erlauchten Ordens für uns.' An einer anderen Stelle ist von einem 'tiefen und vorurtheilfreien Blicke in die Geschichte des Ordens' die Rede. Es ist schwer zu sagen, was der Verfasser unter einem 'förmlichen und gründlichen Studium' versteht. Im Widerspruche mit der auf dem Titel enthaltenen Angabe, beschränkt sich derselbe darauf, einen Auszug aus Saint-Malais und Bertot zu geben, den er durch Einflechten der Abhandlung Kauschnick's und der Arbeiten von Beckmann, Bargemont und theilweise auch von Bosio ergänzt; so daß man, da Saint-Malais bekanntlich mit großer Oberflächlichkeit verfuhr und eine ernstliche Forschung bey Bargemont nicht gesucht werden darf, der Hauptsache nach nur einem aus Bertot, welchem Bosios Arbeit nicht unbekannt war, entlehnten Gerippe begegnet.

An ein Studium von Quellschriften ist in diesem Werke so wenig zu denken, daß z. B. die

in den *Gestis Dei per Francos* und in Band VII und IX der Sammlung von Muratori enthaltenen Chroniken, selbst ein Erzbischof Wilhelm, die Briefe von Innocenz und die Erzählungen des Jacob. de Vitriaco keine Beachtung gefunden haben; daß weder Jacob. Fontanus in seinen Büchern *de bello Rhodio*, noch das besonders für die letzte Zeit des Ordens hochwichtige Werk von Miège (*histoire de Malte* *) eingesehen ist. Dagegen findet man Beckers Weltgeschichte, Thiers Geschichte der französischen Revolution und das 'Conservationslexicon' (sic) citiert. Hätte sich der Verfasser darauf beschränkt, lediglich die auf den Orden von St. Johann bezüglichen, in dem trefflichen Werke Wilkens fragmentarisch zerstreuten Notizen zusammen zu stellen, er würde sich einen größeren Dank verdient haben, als er ihm für das vorliegende Werk gebührt.

Nach den im Vorworte abgegebenen Erklärungen gehört dieses Werk zur Classe der Tendenzschriften. Nur steht den Freunden der Wiedereinsetzung der Ritterschaft vom Hospital zu wünschen, daß ein in jeder Beziehung gewichtigerer Verfasser für ihre Wünsche auftrete. Die an drey rasch auf einander folgenden Stellen wiederholte Versicherung, daß nur die Schale des Ordens mit der Zeit schlecht geworden, der Kern aber gut geblieben sey, mit dem hieran sich schließenden Zusätze, daß das Gebäude habe fallen müssen, weil seine Grundpfeiler morsch geworden seyen, sagt in ihrer Art gerade so viel, wie das Gebiet der Thätigkeit, welches dem Orden angewiesen werden soll. Darüber heißt es (S. VI): 'Die orientalischen Angelegenheiten sind auf einen

*) Jahrgang 1841. St. 198 u. dieser Blätter.

Standpunct gediehen, der unschwer errathen läßt, welche Stellung wir dem Orden angewiesen wünschen: die Zeit ist da, wo die christliche Bevölkerung im Orient das türkische Joch abzuschütteln im Begriffe ist, was von den europäischen Großmächten nur wegen der Befürchtung verhindert wird, eine einzelne derselben könnte zu vielen Vortheil daraus auf Kosten der anderen ziehen: ist hier nicht ein reiches Feld für Thätigkeit und Herrschaft des Ordens?' Man darf mit einigem Recht voraussetzen, daß die auf verschiedenen Congressen angestellten Versuche zur Anknüpfung diplomatischer Verhandlungen behufs der Wiederherstellung des Ordens auf einer verständlicheren Basis beruhten.

Der vorliegende Band enthält nur die allgemeine Geschichte des Ordens. Die beiden nachfolgenden Bände (innere Verhältnisse, Verfassung, Regierung zc. und Geschichte der deutschen Zunge, der Ballei Brandenburg zc.) verheißt der Verfasser 'so vollständig und reichlich als möglich zu machen.' Möge es ihm, dieser Zusicherung nach, gefallen, von der bisher befolgten Methode sich gänzlich los zu sagen.

Was nun die Composition dieser ersten Abtheilung anbelangt, so ist an eine Uebersicht der organischen Entwicklung des Ordens, der Darstellung seiner innersten Lebensbedingungen nicht zu denken. Der Verfasser verfährt gleich seinen französischen Vorbildern und gleich Anton, (nur daß dieser für seine Geschichte der Tempelherren mit deutschem Fleiße arbeitete), indem er die Namen der Großmeister als Ueberschriften gibt, auch dann, wenn sich von denselben, außer der nie vergessenen Angabe ihres Wappens, nichts sagen läßt, oder wenn es, wie von Arnold de Comps, höchst verdrießlich heißt: 'Er soll gleichfalls aus der Dau-

phiné abstammen, sein Daseyn wird jedoch von sehr glaubwürdigen Historikern in Zweifel gezogen.'

Jene merkwürdigen Streitigkeiten, welche der Orden mit den Reichen Aragon und Navarra hatte, weil er, zugleich mit den Templern, von König Alfons I. zum Erben eingesetzt war, finden keine Erwähnung und der Verfasser begnügt sich mit der Bemerkung, daß die Hospitaliter 'große Güter im Königreich Aragonien' erworben hätten. Der Grund der wiederkehrenden Zwistigkeiten mit den Templern wird nicht erörtert; die Zwistigkeiten selbst sind auf eine Weise entstellt, daß man sie nicht wieder erkennen kann. Es wäre zu wünschen, daß diesem wichtigen Gegenstande ein ähnlicher Raum vergönnt wäre, wie der von Schiller bearbeiteten Sage vom Kampfe mit dem Drachen, hinsichtlich welcher es (S. 57) heißt: 'Glaubwürdige Historiker versichern, es habe wirklich eine ungeheure Schlange oder ein Crocodill (auf Rhodus!) große Verheerungen angerichtet.'

S. 40 wird des Grafen von Artois Kampf in und um Mansurah 'das Treffen an der Massoura' genannt. Daß man (S. 17) im zwölften Jahrhundert auf einen 'Platzcommandanten von Ascalon' stößt, überrascht; daß aber (S. 55) erzählt wird, es habe der Großmeister Willeneuve in der Schlacht bey Montcassel (1328) 'das dritte französische Bataillon' befehligt, wird bey allen denen eine gründliche Heiterkeit hervorrufen, denen nicht aus französischen (hier freylich nicht benutzten) Chronisten bekannt ist, daß bataillon nur als Diminutiv von bataille, als Bezeichnung von corps de bataille gilt. — Die Erklärung (S. 53), daß man nicht wisse, ob auch die deutschen Besitzungen der Templer in die Hände der Johanniter übergegangen seyen, gibt ein schlechtes Dmen für den zu erwartenden dritten Band ab. Hav.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 20. May 1844.

G ö t t i n g e n .

Der Munificenz Seiner Majestät un-
sers Allergnädigsten Königs verdankt un-
sere Universität abermahls ein sehr kostbares Ge-
schenk. Dasselbe besteht in einer großen Samm-
lung ostindischer Thiere, welche vom Königl. Nie-
derländischen Residenten in Bandong Herrn Na-
gel veranstaltet worden, in 6 großen Kisten hier
eingetroffen und in die zoologische Abtheilung des
Königl. academischen Museums aufgenommen ist.
Die Thiere gehören fast allen Classen an. Die
Zahl der Säugethiere, zum Theil mit Skeleten,
beläuft sich auf 32 Arten mit 49 Exemplaren,
von denen der Nasenaffe (*Semnopithecus Nasica*),
die fliegende Katze (*Galeopithecus volans*), der
fliegende Hund (*Pteropus edulis*), der Malaysche
Bär, der wilde Hund (*Canis rutilans*), der
schwarze Leopard (*Felis Leop. Melas*), das große
fliegende Eichhorn (*Pteromys Petaurista*), das
Savanische Nashorn (*Rhinoceros Sondaicus*) —
von besonderm Interesse sind. Von Vögeln sind

etwa 300 Exemplare, darunter 54 mit Nestern — auch Schwalben mit eßbaren Nestern, — vorhanden. Unter den Amphibien zeichnet sich eine Riesenschlange durch ihre Größe aus. Besonders zahlreich sind die Insecten, hauptsächlich Käfer und Schmetterlinge. Ob und in wie fern wirklich bisher unbekannte Species, namentlich unter den Insecten vorhanden sind, darüber wird erst eine demnächstige speciellere Untersuchung Aufschluß geben können.

L e i p z i g,

bey F. A. Brockhaus 1842—1843. J. F. Herbart's kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von Gustav Hartenstein. Erster Band. CXXII und 555 Seiten. Zweyter Band. XXV und 755 Seiten. Dritter Band. XVII und 809 Seiten in Octav.

Da Herbart seine academische Laufbahn in Göttingen begann und schloß, so darf die Besprechung dieser, mit dem 3ten Bande beendeten Sammlung am allerwenigsten in diesen Anzeigen fehlen. Diese Sammlung soll, wie der Herausgeber sagt (1ster Bd. CXI . . .), 'die kleineren Schriften Herbart's in möglichster Vollständigkeit enthalten und in diesem Sinne zu einer wesentlichen Ergänzung seiner größern Werke dienen. Denn in der That hat Herbart in diesen kleinern Aufsätzen einzelne, und dennoch für die Gesamtheit der philosophischen Untersuchungen sehr wichtige Punkte oft ausführlicher erörtert, als in seinen größern Schriften; außerdem lehren manche den Mann und seinen Charakter auf eine solche Weise kennen, daß' sie

als Actenstücke gelten, 'die, wenn auch für das Studium des Systems als solchen nicht ausreichend, doch zur Einsicht in seinen Proceß mit der Zeitphilosophie unentbehrlich sind.' Ausgeschlossen sind also sowohl Herbarts größere Werke wie auch seine für den mündlichen Vortrag bestimmten Lehrbücher; eingeschlossen aber ist auch eine Auswahl seiner, die Stellung zu Andern charakterisierenden Recensionen, während die übrigen im chronologischen Verzeichnisse von Herbarts sämmtlichen Schriften (womit der 3te Band schließt) angezeigt sind. Des zum ersten Mahle Gedruckten bietet sich hier viel dar; außer 17 kleineren Aufsätzen füllen die mit besonderer Beziehung auf Pädagogik geschriebenen Briefe über Psychologie die S. 517 — 694 des 2ten Bandes, die Aphorismen und Fragmente S. 131 — 442 des dritten. Mit Recht schien es dem Herausgeber am zweckmäßigsten, für die Anordnung dieses reichen und verschiedenartigen Stoffes das Princip der Zeitfolge zu wählen (1ster Bd. CXIII) 'so daß die bis jetzt noch ungedruckten Reden und Abhandlungen, die so, wie sie vorliegen, sich zur Veröffentlichung eignen, sogleich in die Reihenfolge mit eingeordnet würden. Diese Anordnung wird für einen raschen Ueberblick am leichtesten erkennen lassen, wie sich das Spätere dem Früheren anschließt und an welchen Punkten zwischen die kleineren Abhandlungen die größeren Schriften einzuschalten sind.' Die 'Aphorismen und Fragmente' hingegen ordnete der Herausgeber gemäß der Weise, wie Herbart die Gesamtaufgabe der Philosophie zerlegt; sie mußten (3ter Bd. VII ...) aus Herbarts Handschriften der verschiedensten Art erst zusammen gesucht und ausgehoben werden. 'Es handelte sich hier nicht um zufällige Bemerkungen, die sich mit geistreicher Willkür über

beliebige Objecte verbreiten,' 'sondern der Kenner wird finden, daß die meisten dieser Aphorismen eine genaue Beziehung auf systematische Untersuchungen haben, und im Ganzen genommen einen Reichthum von Gedanken, eine Tiefe der Gesinnung und Hinweisungen auf künftige Forschungen darbieten, die sie in meinen Augen zu einem der werthvollsten Theile dieser Sammlung machen.' Um so dankenswerther ist die gewissenhafte Enthaltbarkeit, mit welcher der Herausgeber bey dieser Arbeit verfuhr (S. XI): 'Ueber diese äußere Zusammenstellung hinaus zu gehen, habe ich mir jedoch nirgends erlaubt; nicht einmahl in Beziehung auf die Wortstellung und den Satzbau habe ich etwas geändert; und ich bemerke dies nur deshalb, weil in den meisten Fällen die Präcision und Abrundung des Ausdrucks im Verhältniß zu der fast unleserlichen Schnelligkeit, mit welcher die Handschrift hingeworfen ist, für mich im hohen Grade überraschend war.'

Dem Herausgeber waren auch mehrere in Herbarts Vorlesungen nachgeschriebene Hefte angeboten; er wollte jedoch nichts aufnehmen, 'was nicht den Charakter der unmittelbaren Authentie hat.'

Der vorliegenden Sammlung ist vom Herausgeber ein Umriss des äußern Lebens Herbarts und seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit voraus geschickt; der 1ste Band S. VI . . . sagt diesfalls: 'Auf den Namen einer Biographie oder einer die Bedeutung des Mannes in irgend einer Art erschöpfenden Darstellung thut diese Einleitung sehr gern Verzicht; sie will, obgleich sie vielleicht auf die innere Entwicklung Herbarts hier und da einiges Licht wirft, eben nur als Einleitung betrachtet seyn, die ihren Zweck erfüllt hat, wenn sie für die Reihenfolge der Schriften, welche diese Samm-

lung enthält, wenigstens die nöthigen äußeren Anknüpfungspuncte gegeben hat.' Die Leistung des Herausgebers geht namhaft über sein Versprechen hinaus, selbst wenn man es auf die Reihenfolge aller Herbartschen Schriften ausdehnt. Vorzüglich klar und bestimmt tritt das Verhältnis Fichtes zu Herbarts Entwicklung heraus; Herbart bezog in seinem 18. Jahre (1794) die Universität Sena, wo er Fichtes Zuhörer und, freylich nur kurze Zeit, eigentlicher Anhänger war; er war dessen beredter Ueberzeugung keineswegs wehrlos hingegeben, da er schon von früh an philosophischen Unterricht genossen hatte, sowohl in Kants Ansichten (bey seinem Abgange vom Gymnasium der Vaterstadt Oldenburg hielt er, wie ich aus dem Schulprogramme ersah, eine Rede über Ciceros Lehre vom höchsten Gute verglichen mit der Kantschen) als auch in den älteren, welche eben das Object des großen Critikers bildeten. Dies und das Studium der griechischen Philosophen bis auf Plato, welches ihn schon in Sena lebhaft anzog (S. XXXII), diente seinem energischen Geiste zur Stütze, um sich von der damaligen Strömung nicht fortreißen zu lassen, sondern das Problem des Selbstbewußtseyns, womit Fichte die metaphysische Forschung bereichert hatte, in eigenthümlicher Weise zu verfolgen. So gewann er schon im vorigen Jahrhunderte die Grundlagen der Psychologie, woran sich allmählich seine gesammte Metaphysik anschloß.

Die Aufgabe, den hier gesammelten Arbeiten Herbarts ihre Stellung zu dessen größeren Werken und zu einander anzuweisen, hat der Herausgeber so vollständig gelöst, daß kaum etwas Wesentliches beyzufügen wäre; es thut dem Leser wohl, überall vom Posaumentone des Sectierers verschont zu blei-

ben und nur die, zwar entschiedene aber ruhige, Sprache gereifter Ueberzeugung zu vernehmen. Wie es demnach überflüssig wäre, in dieser Anzeige jene Stellung zu erörtern, so verbietet sich das auch von selbst, da hier, außer den erwähnten Briefen und Aphorismen und Recensionen, 46 Abhandlungen und dergl., des manigfaltigsten Inhalts, vorliegen. Statthafter scheint es, hier das Verhältnis der Herbart'schen Philosophie zu andern Philosophen im Allgemeinen zu charakterisieren. Das wäre nun eine ganz einfache Sache, wenn Herbart seine Philosophie auf Ein Princip gebaut hätte; es brauchte dann nur dieses selbst und die Methode angegeben zu werden, wonach Folgerungen aus demselben hervor gehen. Allein es hat vielmehr Herbart von jeher gegen solches Ausgehen von Einem Principe entschieden protestiert, als gegen eine mißverständliche Ueberspannung der System-sucht. Diese seine Opposition gegen den logischen Monismus tritt auch in der vorliegenden Sammlung überall hervor und bezieht sich auf eines seiner Verdienste, nämlich auf das um Herausstellung und Zusammenordnung der Grundprobleme der Philosophie, so wesentlich, daß einige Verweilung gerade hierbey schicklich seyn mag. Wem es seltsam schiene, daß sich hiermit noch in unserm Jahrhunderte ein großes Verdienst erwerben lasse, der hätte die Bedeutung des philosophischen Strebens noch nicht scharf bedacht. Dieses geht dahin, eine Weltanschauung wissenschaftlich zu gestalten (hierin etwa das Religionsphilosophische vermissen, hieße voraussetzen, die 'Welt' lasse ohne Gott sich begreifen). Je umfassender nun das Streben ist, desto schwieriger muß es seyn, die rechten Anfangs- und Stützpunkte zu gewinnen. Demselben entspricht offenbar die äußerste

Sammlung, die tiefste Besinnung; und schon hierin liegt Gefahr, die Gesamtaufgabe in Einen Punct zusammen zu drängen, derselben also Gewalt anzuthun, obgleich ihr dies Aeufserste der Concentration unangemessen wäre, — z. B. die Gefahr, durch übertriebene (Relevantes beseitigende) Abstraction die Keime der Forschung zu tödten. Zwar wo das philosophische Streben ein ursprüngliches ist, d. h. wo nicht unmittelbar über schon dargebotene Weltanschauungen philosophirt wird, da kann die Manigfaltigkeit der Gegenstände und der Gesichtspuncte, die eben gesammelt, die zur geistigen Durchdringung zusammen gefaßt werden sollen, sich noch nicht so verdunkelt haben, daß das Philosophiren jener Gefahr wirklich unterläge. Daher gerieth auch die griechische Originalphilosophie nicht auf das Unternehmen, den Kosmos des Wissens aus Einem Puncte heraus zu zaubern; die Ungleichartigkeit der als Metaphysik, Logik, Ethik und Aesthetik überhaupt bekannten Untersuchungen war ihr zu fühlbar, um sie alle in Einem Anfang (Fundamentalphilosophie oder dergl.) zusammen zu pressen.

Uebrigens gelangte sie doch auch nicht zur exacten Zerlegung der Gesamtaufgabe; und eben deshalb gewannen schon bey den Griechen im Laufe der Zeit solche Probleme die Oberhand, welche ihren wissenschaftlichen Ort erst finden, nachdem jene ungleichartigen Untersuchungen sich selbständig heraus gearbeitet haben und hierdurch einer rechtmäßigen Verbindung zur Bewältigung concreterer Aufgaben fähig geworden. Ist es z. B. der Ethik erst gelungen, ihre Musterbilder der Gesinnung hinzustellen, zur Beschauung nicht nur, sondern auch zur Nachfolge, dann allerdings können und

sollen die Ergebnisse einer andersartigen Nachforschung — der metaphysischen nämlich über die Natur des Menschen, — damit combinirt werden, um die Frage zu lösen, wie jene Nachfolge sich verwirklichen lasse? In ähnlicher, nur umfassenderer Weise combinirt sich die gesammte Metaphysik mit der Ethik in der Frage nach dem Weltzwecke. Daß nun solche Fragen den ganzen Menschen tiefer ergreifen als die abstracteren Vorfragen, versteht sich von selbst; nur aber versteht es sich nicht minder von selbst, daß diese vorerst beantwortet seyn wollen, und daher die fundamentalen Untersuchungen sowohl der Ethik als der Metaphysik verkümmern müssen, wenn die wissenschaftliche Ordnung durch die Höhe des Interesses bestimmt oder vielmehr verkehrt werden soll.

Hier von nun hatte sich, wie gesagt, schon die Griechische Philosophie nicht frey gehalten, so daß durch das Hervorragen solcher Aufgaben, in denen sich Ethisches und Metaphysisches verbindet, die gegenseitige Unabhängigkeit der Anfänge dieser Wissenschaften verdunkelt wurde. Ähnliches widerfuhr dem Verhältnisse zwischen Logik und Metaphysik. Sene entsprang bekanntlich, als die große Frage der Metaphysik nach dem Sinne der 'Veränderung' (ohne dessen Feststellung alle Rede vom Zusammenhange der Dinge und Ereignisse, von Ursachen, Kräften und dgl. haltlos ist) in Streitigkeiten verwickelte, deren Unblick auf die Wege des Denkens aufmerksam machte und zum Zweifel reizte, ob es denn unserm Denken möglich sey, das Reale zu erreichen?

(Schluß folgt)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. 83. Stück.

Den 23. May 1844.

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'J. F. Herbart's kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von Gustav Hartenstein.'

Ich darf hier nicht die Gegenfrage ausführen, wie denn das Denken es anfangen möge, vom Realen los zu kommen, sondern nur bemerklich machen, daß jener Zweifel, wenn er über die Mißverständnisse, durch welche er sich der Metaphysik von vorne herein entgegen stellt, hinaus geführt wird, zu einer Frage nach dem Verhältnisse zwischen dem Denken und der gedachten Realität sich gestaltet, zu einer Frage, deren Lösung offenbar erst einer angemessenen Verbindung Dessen, was die Logik schon gelehrt hätte, mit dem schon erworbenen metaphysischen (vorzüglich psychologischen) Wissen gelingen könnte. Bleibt es aber bey jenen Mißverständnissen, so müssen gleich von

vorne herein Metaphysik und Logik in einen bodenlosen Wirbel gerathen.

Als das Christenthum in die Geschichte eintrat, war die Begrenzung der philosophischen Aufgaben schon sehr unsicher geworden, wie denn überhaupt das philosophische Streben lange nicht mehr diejenige Spannung hatte, die nöthig gewesen wäre, um mitten in der religiösen Bewegung das Bewußtseyn der mehr elementaren Fragen wach zu erhalten; sie wurden überfluthet; wer möchte auch bey der Macht dieser Bewegung einem menschlichen Gemüthe damahls solche wissenschaftliche Selbstbeherrschung anmuthen? Alles Philosophieren concentrirte sich auf das höchste Problem, unbekümmert ob denn das Höchste auch für die Forschung das Erste seyn dürfe? Nicht bloß an die Spitze der Metaphysik trat die Betrachtung des göttlichen Wesens, sondern, als der Quelle alles Guten und der Kraft zum Guten, auch an den Anfang der Ethik; ja der Logik, wie ferne das Verhältniß zwischen 'Offenbarung' und 'Vernunft' im Vordergrunde stand.

An einem solchen Knäuel, worin alle Gedankenknoten zusammen geschnürt sind, kann nur gezerrt — er mag durch Nachsprüche zerhauen aber kann nicht gelöst werden. Am verderblichsten mußte diese wissenschaftlich=schlimme Lage dem schwierigsten Theile der Philosophie werden, der Metaphysik. Die wichtigsten metaphysischen Begriffe hatten sich bey den Griechen im Nachdenken über die Veränderlichkeit der in der Erfahrung gegebenen Dinge erzeugt; diese Begriffe hatten sich wohl vererbt, aber jeder geistige Besitz hat nur ein Scheinleben, wenn er von den Nachkommen bloß respectiert statt wiedererzeugt wird; zur Wiedererzeugung jedoch wäre in diesem Falle Rückgang zu denjenigen Vorstellungen, wie

sie Jedem die Erfahrung aufdringt, vor Allem nöthig gewesen, und diesen Rückweg fand man nicht, verstrickt wie man war in die höchste Aufgabe, gebunden überdies, innerlich und äußerlich, durch Autorität. Den 'Realisten' welche an der Giltigkeit jener Begriffe festhielten, blieb daher nur, sie für 'angeborene' zu halten.

Einen nachhaltigen neuen Aufschwung konnte die Philosophie erst dann gewinnen, als es der nie alternden Erfahrung und den Classikern gelang, die herkömmliche Gedankenwelt an wichtigen Stellen zu durchbrechen. Zunächst war es die äußere Erfahrung, die materielle Natur, deren Einladungen zum Nachdenken man sich um so lieber hingab, als hier (verhältnismäßig) am wenigsten Conflict mit kirchlichen Lehren zu fürchten schien. Diese Anregungen konnten innerhalb der Philosophie unmittelbar für die Metaphysik sehr bedeutsam werden, indem die Frage: Was ist die Materie? eins ihrer frühesten Probleme — die andere Frage nach der Bewegung und deren Gründen einen speciellen Fall des Problems der Veränderung und ihrer Gründe bildet. Allein die Naturforschung sollte weniger direct als indirect, indem sie jene Gebundenheit des Denkens an das Herkömmliche lockerte, und durch die verkehrte Weltansicht, welche sich an diese Betrachtung heftete, durch den Materialismus nämlich, wider den die Philosophie zu kämpfen bekam, Bedeutung für dieselbe gewinnen. Denn nicht nur daß in der Naturforschung, indem sie in ihrem Werden sich losmachen mußte von scholastischer Philosophie, sich Abneigung gegen Metaphysik überhaupt festsetzte, sondern sie gab sich auch immer ausschließlicher den Mächten hin, welchen sie schon ihre anfänglichen Erfolge verdankte: der Beobachtung und Mathematik. Die vorherrschenden Partien der

Naturlehre hielten sich an das Mehr und Weniger, was an allem Geschehen vorkommt (nur nicht überall der Beobachtung gleich zugänglich ist, sey es um Ausgangspuncte für die mathematische Erwägung zu gewinnen oder um deren Resultate zu erproben); nun ist der Mathematik die Qualität und Realität Dessen, was sie nach seinen quantitativen Bestimmungen beurtheilt, völlig gleichgiltig, und in dem Maße, als sich diese Gleichgiltigkeit auf die Naturforschung übertrug, entfernte sich deren Richtung auch immer mehr von der der Metaphysik; immer mehr beschränkte sie sich auf Darstellung der Regelmäßigkeit in den Erscheinungen, die Fragen nach dem Seyenden, ohne dessen Voraussetzung die Erscheinung in Nichts zerflöße, sorgfältig ablehnend. Bey bloßen Regeln kann es nun freylich nicht sein Bewenden haben; 'es ist schon unpassend', sagt Herbart (Encycl. 2te Ausg. S. 192), 'wenn ein Staatsmann von Gesezen und von ihrer Herrschaft redet, ohne zu überlegen, welche denn die Personen seyen, denen Lust und Macht inwohne die Geseze zu befolgen und zu schükken; Geseze sind ein reines Nichts ohne den Willen, der sie in Ausübung bringt und erhält. Es ist aber noch unpassender, von Naturgesezen etwas zu erwarten ohne Voraussetzung einer festen, sich durchaus gleichbleibenden Natur der Dinge. Sich selbst gleich und unwandelbar muß zuerst Etwas seyn; in dem Beharrlichen hat die Festigkeit der Geseze den Grund ihrer Nothwendigkeit. Weil es ein solches und kein andres ist, darum wird der Wechsel von solchen und keinen andern Gesezen regiert.' Allein man wick der Aufgabe der Metaphysik aus, 'das Seyende als ein solches zu be-

stimmen, wie es seyn muß, damit die Erscheinungen als solche und keine andern hervorgehen' (Herbart *Metaph.* I. §. 118). Während nun, wer die Leistungen der Naturforschung einigermaßen kennt, nicht den Muth haben wird, ihr diese Selbstbeschränkung zum Vorwurfe zu machen, so wird er doch noch weit weniger wähen die umgangenen metaphysischen Fragen seyen von ihr gelöst, — ein Wahn, der zum Materialismus hintreibt. Denn stumpf wie der Empirismus ist zum Bedenken der alltäglichen Begriffe von Materie, Bewegung und dgl., meint er nicht bloß das Reelle der äußeren Natur schon zu erkennen und die reellen Gründe der im Raume sich darbietenden Vorgänge, sondern überdies zu wissen, daß es gar nichts Anderes gebe, — daß das Innere, welches der Mensch zunächst im eignen Geiste erfährt, eben Nichts sey als was die Mechanik schon ergründet habe, daß somit alle Ereignisse in bloßer Transformation der räumlichen Abstände gewisser Quanta ihre eigentliche Erklärung fänden.

Gegen solche trostlose Aufblähung des gedankenlosen Verkennens aller tieferen Fragepunkte erhob sich nun die Philosophie als Spiritualismus, getragen nicht bloß vom Interesse der theoretischen Untersuchung sondern zugleich vom ethischen und religiösen. Im Kampfe zwischen Materialismus und Spiritualismus trat besonders das Problem des ursachlichen Verhältnisses zwischen Leib und Seele hervor; denn hierüber vor Allem forderte der Materialismus Rechenschaft, sich an der Verlegenheit seiner Gegner weidend; für ihn selbst, der das Eine Glied dieses Verhältnisses (die nicht zusammen gesetzte Substanz, das immaterielle Substrat für jene Regsamkeit, die Jeder in sich inne wird),

leugnete, bestand natürlich die ganze Frage und ihre Schwierigkeit nicht; er hatte nicht die Pflicht der Mituntersuchung, sondern bloß das Recht der Einwürfe; so wähnte er wenigstens, ohne Ahnung daß schon die Erforschung derjenigen Causalverbindungen, auf welchen die Körperwelt beruht, dieselben Schwierigkeiten darbiete; er war des süßen Weins der Zuversicht voll, Stoß, Zug und Druck, worüber man ja rechnen konnte, auch zu begreifen; daß selbst Raum (diese Unordnung der Dinge) und Zeit (diese Ordnung der Veränderungen) unbegriffen bleiben ohne richtige Begriffe vom Causalzusammenhange, — dies kam ihm wohl kaum in den Sinn. Die Einwendungen eines Leibniz gegen die *actio in distans* (wornach ein Wesen dort, wo es nicht ist, wirken — das Abwesende mit seiner 'Kraft' anwesend seyn soll), gegen den *influxus physicus* und dgl. verhallten unverstanden, und die 'prästabilierte Harmonie', der 'Occasionalismus', der bloße Parallelismus des Geistigen und Materiellen (bey Spinoza) konnten daher nur als seltsame *lusus ingenii* erscheinen.

Theils neben diesen Kämpfen, theils damit verwickelt nahm der Streit über menschliche 'Freiheit' seinen Gang, über Selbstbestimmung, woben Dasselbe als Ausgangs- und Angriffspunct des Wirkens gedacht wird.

Allein noch immer arbeitete sich nicht die bestimmte Einsicht heraus, daß man sich auf die Quelle all dieser Begriffe, auf den Begriff der (äußeren wie inneren) Veränderung, zu besinnen habe, welche, soll von Ursache die Rede seyn, als Wirkung aufgefaßt werden muß. An dieser Stelle nun erhebt sich die für all jene Ueberlegungen entscheidende Frage: Nöthigt denn der Begriff der Veränderung sie als Wirkung aufzufassen? Dies könnte er offenbar nur, wenn er

außerdem (d. i. ohne ihr eine Ursache voraus zu setzen) ein in sich widersprechender wäre; der Widerspruch ist die Noth des Denkens; freylich — wer nicht denkt, ist vor ihr sicher! die metaphysischen Gedanken sollten bloße Einbildungen seyn.

Statt jedoch die streitigen Gedanken durch Zurückführung auf ihren wissenschaftlichen Ort zu rechtfertigen oder zu verurtheilen, ging man auf das psychologische Subject, welches ja Träger aller Gedanken sey, zurück; man merkte weder, daß eine haltbare Psychologie ein allgemein = metaphysisches Fundament (Entscheidung über Substantialität, Causalität, ...) schon voraussetze, noch daß durch sie in keinem Falle sich entscheiden lasse, ob den Gedanken eine reelle Bedeutung zukomme oder nicht, weil eben alle, die nichtigen nicht minder als jene, deren Gedachtes reale Geltung hat, einem Subjecte, welches sie denkt, angehören müssen; eben so die etwa angebornen wie die in ihm gewordenen. Und gerade auf den lezt erwähnten Unterschied, als bildete er für die Metaphysik gegenüber dem Empirismus die Lebensfrage, warf sich der Streit, als Fortsetzung des mittelalterlichen Kampfes zwischen Realismus und Nominalismus. Der Aufschwung der empirischen Betrachtungsweise, die sich auch über das Gebiet der psychischen Thatsachen verbreitete, verschaffte demselben viel neue Beleuchtung und dem Nominalismus neue Kräfte. Hatte schon Locke dem Begriffe der Substanz seine Giltigkeit abgesprochen, so that dies Hume auch rücksichtlich des Begriffs der Causalität, der eine bloße Angewöhnung seyn sollte; indem er deren Werden im psychologischen Subjecte nachwies (oder vielmehr nachgewiesen zu haben meinte), so sollte es damit auch um die

objective Bedeutung alles Causalnerus geschehen seyn! Daß sogar seine Nachweisung vielfache Causalität, z. B. zwischen dem vorstellenden Subjecte und den Außendingen, als wirkliche voraussetze, damit auch nur unsere vorgebliche Einbildung zu Stande kommen könne, dies bemerkte man nicht im Eifer des Streits und bey der Verwirrung der Fragepuncte.

Wollte man schon einmahl nur jenen Vorstellungen objective Bedeutung zugestehen, die dem vorstellenden Subjecte die Außenwelt unmittelbar aufdringt, so mußte man dieses Zugeständnis consequent auf die elementarsten Empfindungen beschränken; und diese Consequenz zog Kant, indem er denselben, als der so genannten 'Materie der Erfahrung' nicht bloß die metaphysischen Kategorien gegenüber stellte, sondern auch die 'Formen der Anschauung.' Die gesammte Vorstellungswelt des Menschen war so, mit Ausnahme jener Empfindungen, zu einer bloßen Illusion herab gesetzt, — zu einer Illusion zwar nicht bloß dieses oder jenes Individuums, sondern der ganzen Classe von Individuen, die nun einmahl von Haus aus eben mit diesen Anschauungs- und Denkformen, und keinen andern, ausgestattet sey. Das sagte denn auch der (zugleich bequemen) skeptischen Sinnesart zu, welche die vorerwähnte Selbstbeschränkung der Naturlehre für ein non plus ultra der Forschung nimmt, jene Enthalttsamkeit von metaphysischen Untersuchungen zur nothwendigen Verzichtleistung auf objective Weltanschauung stempeln möchte.

Offenbar ist aber auch Kants Consequenz erst eine halbe. Nichts kann bedingter seyn durch die besondere Natur des Subjects, als das Empfangene, jene 'Materie der Erfahrung', weshalb ge-

rade hiergegen von jeher die ersten Angriffe des Scepticismus gerichtet waren. Zudem war ja die objective Bedeutung der Empfindungen schon damit Preis gegeben, daß die metaphysische Kategorie der Causalität überhaupt, mithin auch derjenigen zwischen dem Subjecte und seiner Außenwelt, nur eine der eben für uns unvermeidlichen Vorstellungsweisen seyn sollte. Kants 'Dinge an sich' zerrannen daher, und als einziges Object, von dessen Realität Gewisheit bestehe, blieb nur mehr das vorstellende Subject selbst zurück; dies und nur dies sey dem Gedanken erreichbar, das mit dem Denkenden identische Gedachte, das Ich. Diese Consequenz sprach Fichte aus, und sie ist unvermeidlich überall, wo man über objective Giltigkeit der Begriffe durch Psychologie zu entscheiden, durch diese die allgemeine Metaphysik zu ersetzen unternimmt.

Durch Fichtes Idealismus war die Lage des wissenschaftlichen Streites eine durchaus andere geworden. Das aller Causalbestimmtheit durch die Außenwelt ledige Ich mußte nun als Schöpfer seines Denkens und Wollens gefaßt werden, die Gegenstände seines Denkens und Wollens konnten einzig dessen eigener Inhalt, vom Ich nur Vorgestelltes, seyn, standen aber nicht selbst, während der Materialismus und halbreise Scepticismus umgekehrt das geistige Leben zum unselbständigen Widerschein, zur bloßen Aeußerung des Körperlichen zu verflüchtigen gemeint waren. Der Idee der 'Freyheit' auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Gesinnung und des Handelns trat nun kein Gespenst bloßer Passivität des Geistigen mehr entgegen. Zur ethischen Freyheit Kants, als dem Vermögen absolut anzufangen, gesellte sich nun das absolute Wissen mit seinen aus dem Begriffe

des Ich quellenden Constructionen; Kants intelligibler Act der Fretheit war durch Fichte zur welt-schöpferischen That des Ich gesteigert, die freye Selbstbestimmung zum absoluten Selbstbewußtseyn.

So konnte es nicht bleiben; die Ansprüche des Nichtich auf Realität ließen sich nicht Schweigen gebieten; die Selbständigkeit des Ich war die eines Tyrannen, welcher alle fremden Kräfte, damit sie ihm nicht gefährlich werden könnten, vernichtet hätte; es hatte den Kerker, in den man es zu sperren versuchte, zerstört, aber in ein Inselchen verwandelt inmitten einer bloßen Scheinwelt. Wie nun von diesem Standpuncte wissenschaftlich los kommen?

Der directe Weg konnte nur der seyn, daß man dem Ich-Begriffe, dieser Identität des Verschiedenen (des Subjects und Objects), zu Leibe ging, welchen ja Fichte selbst schon für einen in sich widersprechenden erkannt hatte; eben hierdurch war man verpflichtet und berechtigt, denselben, da man wegen seines Anspruchs auf reelle Bedeutung davon nicht lassen konnte, anders — nämlich so zu fassen, daß er denkbar, daß der Widerspruch fortgeschafft werde. So wird der Ichbegriff zu einem Ausgangspuncte metaphysischer Forschung; diesen Weg schlug Herbart ein. Die Betrachtung des Ichbegriffes selbst führte ihn aus der idealistischen Isolierung heraus, indem unser Selbstbewußtseyn unmöglich wäre ohne Realität auch anderer Wesen, zwischen welchen und der (zum Selbstbewußtseyn sich entwickelnden) Seele vielfache, wechselnde Verbindung Statt findet. Indem der Ichheit die Bedingungen ihrer Möglichkeit nachgewiesen werden, wird ihr Begriff ergänzt und so in einen widerspruchlosen umgebildet.

Zugleich mußte jene Reihe vorerwähnter metaphy-

fischer Kämpfe, die Fichtes Consequenz schloß indem er die Grundprobleme der Metaphysik vervollständigte, — sie mußte auch zurück verfolgt werden; sie führt, wie ich anzudeuten versuchte, auf zwey andere solche Probleme zurück, auf die Begriffe der Materie und der Veränderung. Auch dieses that Herbart; und das Problem der Inhärenz, des Dinges mit mehreren simultanen, disparaten Merkmalen, gesellte sich zu dem des veränderlichen, welches eine zeitliche Reihe conträrer darbietet. In Verbindung mit teleologischer Weltanschauung bildet der Inbegriff dieser Probleme, worauf (als auf die einfachsten) alle übrigen, das Wirkliche betreffenden Fragen zuletzt zurück weisen, den Grund und Boden von Herbart's allgemeiner Metaphysik; und so war und blieb er entschieden getrennt von den übrigen Philosophen seiner Zeit, welche auf anderen Wegen von jenem anfänglichen Standpuncte Fichtes los zu kommen versuchten.

Fichte selbst versuchte es; freylich aber überließ er sich anderen Motiven als denen, welche in den erwähnten Begriffen liegen; ethische Motive sollten hier entscheiden. Von diesen, welche gegen die Knechtung des geistigen Lebens durch die Außenwelt protestieren, waren ja jene um Causal-Begriffe sich drehenden Kämpfe durchdrungen; auf die Anerkennung der Pflicht hatte ja Kant die Forderung seiner, über alle Causalität erhabenen 'Freyheit' gegründet, und hierauf die religiösen Postulate. Der sittlichen Energie Fichtes lag also nichts näher, als die Ethik zur völligen Herrschaft über die Metaphysik zu erheben; das Sittengesetz, bey Kant dem Glauben Bürge einer höhern Ordnung, sollte nun gar Realgrund der Welt seyn; Fichte durchbrach die Enge des Ich's, dasselbe zu einem umfassenderen ethischen Organismus,

‘zur Gemeine der Heiligen’ erweiternd (Sittl. §. 19). Diese Herrschaft der Ethik über Metaphysik verräth sich laut genug als usurpierte, als eine kümmerliche Weise, den Bankerott der letzteren zu verbergen; die Frage nach der Würde der Gesinnung, deren Beantwortung die erste Aufgabe der Ethik bildet, ist der Frage nach der Wirklichkeit des Wollens, seiner Gegenstände und Erfolge, somit auch nach den diesfälligen Causalverhältnissen, ganz ungleichartig. Deshalb behandelte Herbart Metaphysik und Ethik als coordinierte Wissenschaften, deren angemessene Verbindung zur so genannten angewandten Moral, zur Pädagogik, zur Philosophie des Staats, der Geschichte, der Religion nur dann gelingt, nachdem die zu verbindenden ihre selbständige Begründung schon gewonnen.

Indem es sich nun immer mehr fühlbar machte, daß die Wünsche, wie fromm sie auch seyen, deshalb doch nicht die Realität des Gewünschten verbürgen, so stürzte man zwar jene Herrschaft der Ethik über die Metaphysik; aber statt beiden Wissenschaften ihre ursprünglich = unabhängige Stellung zurück zu geben, machte man umgekehrt, wie das die Weise der Reactionen ist, die Ethik, ja die gesammte Aesthetik, der Metaphysik unterthan.

Schellings kräftigem Natursinne und seiner durch Kants Critik d. U. getragenen Begeisterung für den ‘Organismus’ genügten jene von der Ethik decretierten Wirklichkeiten nicht; er reimte Fichte auf Spinoza, dessen Substanz nun, statt *res cogitans et extensa*, Identität von Geist und Natur hieß, entsprechend dem Fichteschen Ich und Nichtich. Damit war denn die Philosophie wieder in die alte Lage zurück versetzt; der allwissende idealistische Construction = Uebermuth freylich

war neu, nur aber keine Zauberkraft des wissenschaftlichen Fortschritts vom unbekanntem Einen (indefinito, infinito), in dem alle Räthsel concentrirt sind; die Wissenschaft fordert vielmehr, daß man vom Bekannten ausgehe und einen Complex von Schwierigkeiten gehörig zerlege, um derselben Herr werden zu können.

Während Schelling Spinozas Parallelismus zwischen Aeußerem und Innerem poetisch ausbildete zur Verherrlichung des 'organischen Lebens', das der gemeinen Ansicht von der 'Materie' am meisten widersteht und so entschieden eine zugleich teleologische Auffassung gebietet, — während Schelling die Definitionen und Axiome Spinozas ganz einfach durch die 'intellectuale Anschauung' ersetzte und das 'freye' Denken über alle Methode hinaus hob, suchte Hegel nach einer Methode, natürlich, gemäß der Einheit des Principis, nach einer einzigen, universalen. Da nun jener principielle Begriff ein in sich widersprechender war, jedoch vermöge zweifellosen Anspruchs des Ich auf Realität vielmehr als Prototyp der Wahrheit angesehen wurde denn als gegebene Aufforderung zu einem ihn berichtigenden Denken, so konnte auch die alte Logik, welche auf Wegschaffung der Widersprüche eigensinnig besteht, nicht ferner geduldet werden; für das gemeine Denken des 'Verstandes' mag diese 'formale' Logik immerhin gut genug seyn, aber fürs 'vernünftige' Denken, für die philosophische Speculation war sie als schlechte erfunden. So war denn Alles glücklich untergebracht in der Einen Wissenschaft, unter Ein Princip!

Dabey blieb denn auch, wenn gleich Hegel den (ebenfalls widersprechenden) Begriff der Veränderung (Seyn, Nichts, Werden) an die Spitze stellte, was sehr wohl anging, wieferne der Begriff

der Entwicklung, des **Werdens** des Ich in den Umfang jenes abstracteren fällt. Alles zerfloß in der Strömung des absoluten Werdens, die zugleich dialectischer, realer und teleologischer Proceß war; man brauchte durch das Wort 'Grund' nur bald den Rechtfertigungsgrund des Denkens, bald den Realgrund der Ereignisse, bald den zwecksetzenden Willen zu bezeichnen (vergl. Herbart Encyclopädie 2te Ausg. §. 193...), oder unter den vielerley Bedeutungen des Wortes 'Allgemeinheit' und dergl. gewandt zu wählen, um sich abwechselnd auf die Standpuncte der alten Logik, Metaphysik und Ethik zu versetzen. Gemeine Köpfe, die ihre Augen offen behalten, ergreift allerdings der Schwindel in solcher 'absoluter Bewegung'; wer aber über das 'verständige', seine Begriffe zum Stehen bringende, fixierende Denken hinaus ist, dem muß Herbart dagegen als Stillstehender, Zurückgebliebener, als Begriffsquäler erscheinen, der die große philosophische Bewegung seiner Zeit nicht zu fassen vermochte. Seine äußerste, auf die Fundamente der Philosophie gerichtete Sorgfalt verschmähte es überdies, viel Worte zu machen über den Giebel eines Gebäudes, an welchem Generationen zu bauen haben werden. Wie sehr Herbart von dieser Ueberzeugung durchdrungen war, das mag z. B. ein Aufsatz im ersten der vorliegenden Bände 'über die dunkle Seite der Pädagogik' bezeugen, einer Wissenschaft, für die er doch so viel gethan! Sein Blick weidete sich nicht an der eingebildeten Größe der philosophischen Leistungen, sondern an den 'unermesslichen Erweiterungen, die dem speculativen Wissen noch bevorstehen' (Lehrb. z. Einl. 4te Ausg. S. 252), nachdem erst die Grundlage, von der aus sich bleibende Eroberungen machen lassen, gesichert sind; ohne solche Sicherheit mag immerhin dieses oder jenes Philo-

sophem sich zur ephemeren Herrschaft aufschwingen, müßte aber die Philosophie auf nachhaltige, heilsame, große Wirkung verzichten; denn eine solche können 'nur vereinigte Kräfte hervor bringen, gleich denen der Mathematiker und Physiker, die sich Jeder ganz auf ihre Wissenschaft legen und die meistens einträchtig zusammen arbeiten,' (ebds. S. 33) — keine derartige Vereinigung aber ohne Einverständnis in den Grundlagen! Dies liegt freylich über jegliche Willkür hinaus. Gegenwärtige Sammlung ist auch dafür zu wirken geeignet, theils für sich, theils in Verbindung mit Herbart's größeren Werken; wie viel sie wirken werde, hängt ab vom Maße der Empfänglichkeit für wissenschaftliche Gründe, welche ihr entgegen kommt; diese Empfänglichkeit (sonst auch 'theoretische Vernunft' oder 'freyes Denken' genannt) — wo wäre sie nöthiger als im Gebiete der Philosophie, auf dem sich alle Principienkämpfe (unmittelbar der Wissenschaft, mittelbar des Lebens) zusammen drängen? —

Der Verleger verdient alle Anerkennung. F. Lott.

P a r i s.

Imprimerie royale 1843. Collection de documents inédits sur l'histoire de France. Première série. Histoire politique.

I. Papiers d'état du cardinal de Granvella d'après les manuscrits de la bibliothèque de Besançon publiés sous la direction de M. Ch. Weiss. 784 Seiten in Quart.

Der vorliegende Theil *) der reichhaltigen Sammlung von Staatschriften aus dem Nachlasse des

*) Der vorangegangene Theil ist Jahrgang 1843 St. 66 dieser Blätter angezeigt.

Cardinal Granvella enthält 244 Actenstücke aus der Zeit vom Junius 1553 bis zum November 1556. Auch dieses Mal hat der Herausgeber einigen der in spanischer Sprache abgefaßten Schriften eine französische Uebersetzung beygegeben, nicht aber den italiänisch oder lateinisch nieder geschriebenen. Wie früher, sind hin und wieder dem Texte in Bezug auf Genealogie, politische Verhältnisse und Dertlichkeiten kurze erläuternde Noten hinzu gefügt, welche der Leser ungern entbehren würde, wenn auch bey einigen derselben, z. B. S. 51, wo bemerkt wird, daß Kurfürst Moriz seinen Tod wahrscheinlich durch Meuchelmord gefunden habe, und S. 496, wo als die Mutter von Don Juan d'Austria kurzweg Barbara Blomberg aus Regensburg angegeben wird, — die Bekanntschaft mit neueren Forschungen vermisset wird.

Den Inhalt dieses Theiles könnte man passend in zwey Rubriken bringen, von denen die erstere und größere die politischen Verhältnisse Englands, den Häusern Valois und Habsburg gegenüber, hauptsächlich die Werbung Philipps um Maria, die Vermählung desselben und die Stellung, welche er in England zu den ihm feindlichen Parteyen nahm, die andere dagegen die Herbeyführung eines Stillstandes mit Frankreich, namentlich die Auslieferung der französischen Gefangenen, betrifft und aus dem Briefwechsel des damahls in Paris lebenden kaiserlichen Gesandten Simon Renard mit Philipp (II.), dem Könige Ferdinand, dem Grafen Lalaing, Alba, Ruy Gomez de Silva und Emanuel Philibert von Savoyen besteht.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 25. May 1844.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Collection de documents inédits sur l'histoire de France. Première série. Histoire politique. I. Papiers d'état du Card. de Granvelle ... publiés sous la direction de M. Ch. Weiss.

Die erste Abtheilung enthält, außer einigen, ihrem Inhalte nach isolierten Actenstücken (z. B. der Proposta dal duca Augusto, elettore de Sassonia an den Kaiser, d. d. Dresden 6. Januar 1555, und verschiedenen italiänisch abgefaßten Abhandlungen des Cardinals von Augsburg über die Persönlichkeiten und religiösen Tendenzen vieler deutschen Fürsten und, diesen gegenüber, über das Verfahren des Kaisers, der die günstige Zeit zur Unterdrückung der Ketzer in Deutschland versäumt habe), die Correspondenz von Emanuel Philibert von Savoyen, Granvella, Kaiser Carl, der verwittweten Königin Maria von Ungarn, König Ferdinand und dem Infanten Philipp mit der kaiserlichen Gesandtschaft in London, an deren Spitze der oben genannte Simon Renard stand, den Schriftenwechsel Marias

von England mit Maria von Ungarn, dem Könige Ferdinand und dem Kaiser. Außerdem stößt man auf Bullen und Schreiben von Papst Julius III. an den Cardinal Pole, auf Briefe des letzteren an Philipp, und Philipps und Marias an die englische Gesandtschaft in Rom (Februar 1554), alle in lateinischer Sprache abgefaßt, so wie auf Schreiben des französischen Gesandten in London an König Heinrich II. und auf kurze Berichte über kriegerische Ereignisse an der französisch-niederländischen Grenze.

Nicht ohne Interesse wird man die für Heinrich II. bestimmten Worte des Herzogs von Najara lesen, in welchen derselbe ein an die Stände Deutschlands gerichtetes, an Verleumdungen gegen den Kaiser reiches Schreiben des Königs widerlegt. Er rede, sagt der Herzog, *con amigable libertad*; aber seine Freyheit ist mitunter mehr als freundschaftlich, sie zeugt namentlich am Schlusse, dem Gefrönten gegenüber, von hinlänglicher Derbheit: *“Cierto es, que tales palabras, como las de vuestra carta, si el mundo no las recibe para desamar el emperador, no escusaran a V. A. la escusacion (acusacion) de ser mas amigo de ladrar, que de morder, pues re aprovecha del remedio, que mugeres muy flacas suelen aprovechar los que malquieren.”* Mit noch größerer Spannung folgt man dem Inhalte der vier Schreiben von der Hand Carls V., welche sich seinem Testamente beygegeben fanden. Das erste derselben, welches, laut der Uberschrift, nur von Philipp, oder, nach dessen frühzeitigem Tode, von Carlos, oder, falls auch dieser nicht mehr am Leben, von dem testamentarisch bestimmten Erben erbroschen werden sollte, betrifft den Unterhalt und die demnächstige Lebensstellung des Knaben Geronimo (D. Juan d’Austria), welchen der Kaiser

während seines Wittwerstandes mit einem ledigen Frauenzimmer (*muger soltera*) in Deutschland erzeugt habe. In dem zweyten Schreiben drückt der Kaiser den bestimmten Wunsch aus, daß sein Nachfolger das Reich Navarra, falls solches nicht wirklich aus hinlänglichen Rechtsgründen für die Krone Spanien erworben sey, heraus gebe. Durch das dritte Schreiben begibt sich der Kaiser zu Gunsten seines Sohnes des bis dahin vorbehaltenen Rechts, vorkommenden Falles für Don Carlos die Vormünder zu ernennen. Das vierte Schreiben endlich betrifft die Landschaft Piombino. — Aus einem Briefe Marias von Ungarn (August 1555) an Carl, in welchem sie diesem erklärt, daß sie die Statthalterschaft der Niederlande nicht länger verwalten könne, ersieht man, daß der Grund hiervon vorzugsweise in der Persönlichkeit Philipps zu suchen ist. Hier heißt es: *‘Comme combien que porte l’amour et affection au roy mon seigneur vostre filz, si entiere que, en chose qui fust de ma capacité, ne desirerois moins luy faire service que ay fait à vostre majesté, si peult icelle considérer, s’il ne seroit dur à personne comme moy, après avoir servy vostre majesté jusques au bout, en mes vieux jours songer de apprendre et recommencer mon A B C.’* Das Testament derselben Maria (1558) gibt einen abermahligem Beleg für die unwandelbare Liebe, mit welcher die reich begabte Frau ihrem früh verstorbenen Gemahl anhing, für die, keine Aufopferung scheuende, schwesterliche Zärtlichkeit, mit welcher sie dem Bruder angehörte.

Hiernach sey es Ref. gestattet, noch einige Mittheilungen über den Inhalt des ersten und überwiegenden Theils dieser Sammlung hinzu zu fügen. Eine für die nach England bestimmte Ge-

sandtschaft vom Kaiser angefertigte Instruction (Junius 1553) ist zugleich für den Fall berechnet, daß die Abgeordneten den kränkenden Eduard VI. nicht mehr am Leben träfen. Unter diesen Umständen sollen sie für die Thronbesteigung Marias thätig seyn und zugleich die Lage derselben durch die Vorspiegelung sichern, daß der Kaiser die Vermählung derselben mit einem englischen Großen wünsche. Sie sollen ferner darauf hinwirken, daß Maria kein Bedenken trage, die schriftliche Zusicherung auszustellen, sowohl an den bisherigen Machthabern keine Rache nehmen, als weder in Glaubenssachen, noch in Betreff der Regierung eine Aenderung eintreten lassen zu wollen. Nun berichtet die Gesandtschaft von der Krankheit des jungen Eduard, von dem Einflusse und den ehrgeizigen Absichten des für Lady Gray strebenden Northumberland, der nicht ohne die Billigung Frankreichs, mit dem Plan umgehe, sich der Person Marias zu bemächtigen. Letztere habe man wiederholt gewarnt, nicht bey dem ersten, vielleicht unbegründeten Gerüchte vom Tode des Königs mit ihren Ansprüchen auf den Thron hervor zu treten.

Je rascher die Verhältnisse in England der Umgestaltung entgegen gehen, um so rascher folgen die Relationen auf einander. Es wird der Tod Eduards gemeldet, die Geltendmachung der Ansprüche von Seiten Marias, die Thronbesteigung der unglücklichen Gray. Noch am 19. Julius 1553 hält die Gesandtschaft eine kräftige Unterstützung Marias von Seiten des Kaisers für wünschenswerth und am nämlichen Tage meldet sie den Sieg der Tochter Katharinas von Aragon. Seitdem ist Carl V. eifrig beflissen, jedem zu hastigen Handeln der Königin vorzubeugen; sie soll die Zeit abwarten, be-

vor sie sich mit Entschiedenheit auf die Seite einer der beiden Religionsparteyen stelle, soll nur gegen einzelne gefährliche Widersacher einschreiten, gegen den großen Haufen derselben sich der Milde bedienen und für den Augenblick ihren lobenswerthen Eifer für die Wiederherstellung des katholischen Glaubens zurück drängen. Vor allen Dingen müsse sie daran denken, zur Ehe zu schreiten, in welcher Beziehung der Kaiser stäts bereit sey, ihr aufrichtig und unverholen seinen Rath zu ertheilen.

Wie fein Simon Renard seines Herrn Hoffen erräth, wie schlau er für dieses wirkt, indem er der Königin, deren Jugend längst verblüht ist, eine Anzahl grüner Freyer vorschlägt, hinsichtlich welcher die überdies etwas kalte Frau bemerkt, daß sie süglich deren Mutter seyn könne. Dann führt er vorsichtig das Bild des spanischen Infanten ihr vor, er zwingt sie, auf diesen ihren Blick zu richten. Freylich, bemerkt er gegen Granvella, seyen Hof und Volk schlecht auf Spanien und besonders auf den Infanten zu sprechen; aber, fährt er fort, *je congnoys ladicte royne tant facile, tant bonne, tant peu expérimentée des choses du monde et d'estat, tant novice en toute chose, und es sey ihre habfüchtige Umgebung durch Geschenke und Zusagen zu Allem zu bringen.* Der Gesandte, schreibt Carl V. von den Niederlanden aus, könne die Königin versichern, daß er, der Kaiser, wenn sein Alter es erlaube, sich selbst der Königin antragen werde; so aber könne er ihr keinen bessern Gemahl vorschlagen, als seinen Sohn. Und hieran knüpft er die Verheißung einer glänzenden Zukunft; er geht so weit, daß er, in kluger Berücksichtigung englischer Nationalität, darauf hinweist, wie leicht das durch solche Bande mit Spanien verknüpfte England den Besitz von Guienne wieder

erwerben könne. Man solle, gebietet er, keine Zusage von Aemtern, Renten, Privilegien scheuen, um einflußreiche Große für die Vermählung mit dem Infanten zu gewinnen. Zugleich ermahnt er — und dieser Gegenstand beschäftigt ihn lange und wiederholt — die junge Elisabeth mit der höchsten Sorgfalt zu überwachen. Im November 1553 sendet Granvella bereits ein von Titian angefertigtes Portrait Philipps — das von Granach sey noch nicht vollendet — an Maria und vergißt dabei nicht hervor zu heben, daß das nicht ganz neue Bild dem Original weit nachstehe und letzteres namentlich plus formé et barbé geworden sey. Er habe, schreibt der Kaiser an Renard, den auf der Reise nach England begriffenen portugiesischen Infanten Don Luis in Brüssel unter allerley Vorwand aufgehalten, damit er den Bewerbungen Philipps nicht in den Weg trete. Wenige Tage darauf sendet er die der Königin vorzulegenden Bedingungen des Ehecontractes nach London. Man weiß, daß die Warnungen Carls hinsichtlich der Tochter von Anna Boleyn eine nur zu bereitwillige Aufnahme fanden. Im May 1554 meldet Renard, daß Elisabeth auf seinen Rath der Freyheit beraubt sey.

Die in der Mitte des Jahres 1554 von Renard ausgefertigte Instruction, wie sich der Infant in England zu benehmen habe, zeugt davon, wie richtig der Gesandte die Persönlichkeit des letzteren aufgefaßt hatte und wie gründlich er mit den Wünschen und Ansichten Englands vertraut war. Der Kaisersohn soll dem Adel mit Freundlichkeit begegnen, jedermann leicht den Zutritt gestatten, sich oft dem Volke zeigen und bey jeder Gelegenheit zu verstehen geben, daß er weit entfernt sey, sich in die Angelegenheiten der Regierung mischen zu

wollen. Gegen den Adel, heißt es weiter, müsse er sich freygebig, aufgelegt, vergnügungslustig zeigen, gegen das Volk als einen Freund der Freyheit und Gerechtigkeit; es dürfe kein Gefolge von Bewaffneten mit ihm das Land betreten. Derselben Ansicht ist Granvella, der nebenbey bemerkt, wie leicht jeder Widerstand zu beseitigen sey, *proposant les deux pointz tant necesaires en administracion publique, poenae et praemia.* — Nun erfolgt die Landung Philipps, seine Vermählung, sein Eingreifen in Glaubenssachen und immer ängstlicher berichtet Renard über die steigende Gährung in der Bürgerschaft der Hauptstadt, über die Schwierigkeit, den Unruhen vorzubeugen, denen das Land für die nächste Zukunft zur Beute werden müsse, über die Aussicht, daß bey der nicht unwahrscheinlichen Thronfolge der augenblicklich gefangenen Elisabeth der alte Glaube abermahls in England untergehen werde.

Dieser kurze Auszug genüge, um über die Bedeutsamkeit der vorliegenden Correspondenz zu urtheilen.

II. Archives administratives de la ville de Reims. Collection de pièces inédites pouvant servir à l'histoire des institutions dans l'intérieur de la cité. Par Pierre Varin. 1843. 633 Seiten in Quart *).

Dieser Band enthält 390 theils lateinisch, theils französisch abgefaßte Documente, welche dem Zeitraum vom 6. Februar 1300 bis zum 13. October 1330 angehören. Sie betreffen päpstliche Indulgenzen für solche, die in gewissen Gotteshäusern zu Rheims ihr Gebet verrichten, Vergebung von Psrün

*) Man vergleiche Jahrg. 1843. St. 68 dieser Blätter.

den, Bestätigung und andererseits Zurücknahme von Immunitäten der Domherren, Excommunicationen, Actenstücke in Bezug auf das Schisma der Kirche, richterliche Entscheidungen, Compromisse und Gutachten in Civilrechtsachen. Den größeren Theil des Inhalts bilden Mandate von vier aufeinander folgenden Königen (Philipp IV., Ludwig X., Philipp V. und Carl IV.) in Bezug auf die Streitigkeiten, welche zwischen dem Erzbischof und den Schöffen von Rheims wegen Ausschreibens von Steuern, Ausübung der Gerichtsbarkeit zc. vorwalten und die meist zu Gunsten der Bürgerschaft entschieden werden; in Bezug auf Freyheit von Abgaben an gewissen Zollstätten, auf Zwist zwischen dem Erzbischof einerseits und dem Capitel und einigen Prälaten seiner Diocese andererseits, auf Gebannte und Friedbrecher, auf Privilegien des Domcapitels und einzelner Kirchen und Klöster. Außerdem stößt man auf Verträge zwischen dem Erzbischof und seinem Capitel und zwischen letzterem und den Schöffen, auf Feststellung der Abgaben, denen die Güter der Bürger von Rheims beym Ueberfahren über die Dise und Aisne unterworfen seyn sollen zc., endlich auf Ausschreiben des Königs, daß, wegen der Unsicherheit innerhalb des Reichbildes, den Bürgern von Rheims ausnahmsweise das Tragen von Waffen verstattet, daß die *clerici mercatores, et clericaliter non viventes, ac etiam uxorati* zur Theilnahme an Kriegskosten heran gezogen werden sollen, daß die Stadt den ihr gebührenden Antheil zu den Krönungskosten der Könige entrichten soll.

Wie schon früher bemerkt ist, tritt der völlige Mangel an Sach- und Namenregistern bey einer so reichhaltigen Sammlung dem Leser sehr fühlbar entgegen.

III. *Recueil des lettres missives de Henri IV., publié par M. Berger de*

Xivrey. 1843. Tom. I. XLI u. 710. Tom II. VI und 657 Seiten in Quart.

Die Correspondenz Heinrichs IV. ist, freylich immer nur bruchstückweise, seit geraumer Zeit in verschiedenen Sammlungen ans Licht getreten. Vieles bieten in dieser Hinsicht die Memoiren von Mornay, mehr noch die vom Hn von Rommel besorgte treffliche Zusammenstellung des, einer bestimmten Richtung angehörigen, Briefwechsels Heinrichs mit dem Landgrafen Moriz. Lateinisch abgefaßte Schreiben rein politischen Inhalts, welche den Jahren 1583 bis 1587 angehören, erschienen 1679 in Utrecht. Liebesbriefe des bekanntlich für die Reize des schönen Geschlechts nicht eben unempfindlichen Königs veröffentlichte etwa 100 Jahre später der *Mercur de France* und wurden durch eine abermahlige, 1814 in Paris erschienene Sammlung vervollständigt. Gleichwohl würden diese Veröffentlichungen nicht ausreichen, um eine nach allen Seiten genügende Correspondenz Heinrichs IV. zu gewinnen. Zu diesem Zwecke bedurfte es eines emsigen Nachsuchens in öffentlichen und Familienarchiven, nicht bloß Frankreichs, sondern auch auswärtiger Staaten, einer kräftigen Unterstützung von oben herab, hinreichender Kräfte, einer sorgfältigen Kritik im Vergleichen und Ordnen, einer gründlichen Kenntniß der geistigen Bewegungen, der Ereignisse, welche das innere und äußere Leben Frankreichs in einer Zeit berührten und gestalteten, der die Briefe angehören. Gegen 3000 Briefe, von denen mehr als ein Drittheil vom Auslande und über 600 aus Archiven französischer Familien kamen, wurden, theils in Abschriften, theils im Original, durch die Bemühungen des Ministers Villemain zusammen gebracht, der zu diesem Zwecke den Vorstehern von Archiven und Bibliotheken in allen De-

partements seine Anweisungen hatte zukommen lassen. Von dem Auslande gab die kaiserliche Bibliothek zu Petersburg bey weitem die stärkste Ausbeute; weniger, als man hätte vermuthen sollen, fand sich in England. Die Archive zu Dresden und Wolfenbüttel erwiesen sich in dieser Beziehung reicher, als das kaiserlich königliche Archiv zu Wien. Auch Kopenhagen, Simancas, Florenz, Mailand, Turin, besonders der Vatican, Bern, Genf und Zürich lieferten Beyträge.

Die Orthographie des Schreibers ist beybehalten; manchen aus der verhältnismäßig geringen Zahl der lateinisch abgefaßten Schreiben ist die Uebersetzung beygefügt. Fortlaufende, zum Theil sehr umfangreiche, Noten geben über Anspielungen und geschichtliche Ereignisse, besonders über Persönlichkeiten und Genealogien, die befriedigendsten Erläuterungen. Einige derselben, z. B. S. 31 u., wo sich ein trefflicher Brief von Jeanne an ihren Sohn Heinrich (Frühjahr 1572) befindet, der eine scharfe Charakteristik des Hofes von Blois enthält, könnten gedehnt erscheinen, sind aber völlig geeignet, den Leser auf den zur Durchdringung des Textes erforderlichen Standpunct zu führen.

Jeder Band — der erste umfaßt die Jahre 1562 bis 1585, der zweyte die Zeit von 1585 bis 1589 — enthält ein Sommaire historique, welches von Jahr zu Jahr die wichtigsten Begebenheiten Frankreichs, namentlich die auf Heinrich bezüglichen Verhältnisse, an einander reiht. Bey jedem Briefe besagt eine Ueberschrift, ob er einem Autographum, dem Original, oder einer Copie entnommen sey und wo sich diese befinden. War das Schreiben bereits gedruckt, so fehlt die Angabe nicht, wo und wie dasselbe veröffentlicht wurde. Beiden Theilen sind gute Indices und vortrefflich angefertigte Facsimi-

leß beygegeben; der zweyte Theil enthält überdies ein Glossar für veraltete Wörter und Redeweisen, ein Verzeichniß von Séjours et itinéraire de Henri IV., welches die Zeit von der Geburt Heinrichs (14. December 1553) bis zu dessen Thronbesteigung (2. August 1589) begreift, so wie eine systematisch geordnete Nachweisung der Quellen, aus denen die Briefe genommen sind.

Einen, dem Umfange dieser Blätter angemessenen Auszug dieser reichhaltigen Sammlung zu geben, würde eben so schwer halten, als eine weitere Ausführung von der Wichtigkeit derselben, nicht bloß für die französische Geschichte, sondern für die der meisten europäischen Staaten, überflüssig erscheint.

Hav.

P a r i s,

bey Gide. 1843. Anatomie générale de la peau et des membranes muqueuses par P. Flourens. Klein Folio mit 6 Tafeln.

Das vorliegende Werk ist seinem Inhalte nach nicht neu, da der Verf. seine Untersuchungen und Ansichten schon früher (1837) in zwey Abhandlungen in den *Annal. d. sc. nat.* 2de sér. VII u. IX mitgetheilt und hier nichts Wesentliches zugefügt hat. Die Hauptsachen lassen sich in wenigen Worten zusammen fassen. Der Vf. glaubt den Streit über die Anzahl der verschiedenen Schichten der Oberhaut und Schleimhäute zu einem unzweifelhaften Resultate gebracht zu haben und zwar durch ein Mittel, welches vor ihm nicht gehörig bekannt gewesen sey, nämlich durch eine 'macération méthodique, que n'a été réellement employée jusqu'à moi par aucun anatomiste' (p. 6). Diese methodische Maceration besteht aber in weiter nichts, als daß man den Fortgang der Maceration beob-

achtet bis sich so viel Schichten trennen, als man gerade präparieren will. Die Resultate des Vfs sind nun kurz folgende. Die Oberhaut besteht bey den gefärbten Nageln aus 5 Schichten: 1. äußere Epidermis, 2. innere Epidermis, 3. Pigmentlage, 4. Pigmenthaut, 5. Cutis. Die Pigmentlage wird nicht als Haut, sondern als Stratum angesehen; die übrigen 4 als Membrane und zwar continuierliche, nicht netzförmig durchbrochen, wie man früher vom rete Malpighii annahm. Die Oberhaut der ungefärbten Nageln besteht aus drey Schichten, nämlich doppelter Epidermis und Cutis. An einzelnen Stellen aber, z. B. an der areola mammae findet sich unter der zweyten Epidermis ein Pigmentstratum und die oberste Schicht der Cutis löst sich bey der Maceration von dem unteren, so daß Verf. hier ein Analogon der Pigmenthaut erblickt. Die Schleimhäute bestehen aus drey Schichten, der Epidermis, der Schleimschicht (*lamme muqueuse ou le corps muqueux*) und Cutis (*le derme*). Die erste entspricht der oberen Epidermis, die zweyte der unteren, die dritte der Cutis und will der Verf. diese Uebergänge an den Lippen z. B. deutlich dargestellt haben. Die Dicke dieser Schichten ist bey den verschiedenen Schleimhäuten verschieden, aber bey allen sind sie vorhanden und durch die methodische Maceration dargestellt. Endlich haben auch die Arterien diese drey Häute innerhalb der fibrösen oder mittleren Haut. — Das Verhältnis der Epidermis zum Haare ist, wie es der Verf. beschreibt, nicht ganz verständlich, da ihm von den Wurzelscheiden nichts bekannt zu seyn scheint. Bey dem Verhältnis des Nagels zur Oberhaut kommt Verfasser zu dem Schlusse, daß die Epidermis über die äußere Fläche des Nagels weggehe. Zum Beweise führt er an,

daß er bey dem Thierfötus durch Maceration die Epidermis von der äußeren Fläche der Nägel und Klauen abgelöst und ihren Zusammenhang mit der übrigen nachgewiesen habe; bey dem menschlichen Fötus sey es ihm zwar nicht gelungen, aber nach Analogie wahrscheinlich.

Dies der wesentliche Inhalt, welchen der Verf. mit gewaltiger Redseligkeit und Ruhmredigkeit auf circa 100 Seiten behandelt. Eine schwierige Frage ist, was man davon benutzen kann. Es steht wohl nicht zu bezweifeln, daß Vf. die benannten Schichten durch Maceration getrennt hat, und daß sie wenigstens häufig sich so trennen, aber sehr wichtig ist die Frage, ob diese Trennung zu einer natürlichen Unterabtheilung Veranlassung gebe, ob der Verf. immer homogene Gewebe vor sich gehabt habe. Ohne Anwendung des Mikroskops möchten diese Zweifel nicht zu heben seyn, und dies hat der Verfasser leider gänzlich versäumt. So lange die künstliche Zerlegung einzelner Theile in Membranen d. h. Schichten als Eintheilungsprincip angewendet wird, werden auch immer Meinungsverschiedenheiten unausbleiblich seyn. Unsere deutsche allgemeine Anatomie, welche die feinere Structur der Gewebe zu Grunde legt, ist schon lange zu ganz anderen Principien gekommen. Uns ist die Epidermis eine homogene, in beständiger Neubildung begriffene Substanz; wir stellen ihre Einheit an die Spitze und wenn wir Schichten unterscheiden, so geschieht es nur, um Altersverschiedenheit der constituierenden Zellenlagen anzudeuten und daraus zu erklären, warum z. B. die Maceration oder siedendes Wasser auf die eine Schicht anders wirkt, als auf die andere. Jede Trennung und künstliche Unterabtheilung, welche nicht auf diesem Boden steht, kann uns nur als ein Rückschritt er-

scheinen. Wir kennen das Verhältniß der Epidermis zum Haare, wo sie die beiden Wurzelscheiden bildet, der Cutis, die den Haarsack darstellt. Wir wissen, daß der Nagel nur die verdickte Hornschicht der Epidermis repräsentiert, und die Frage, ob sie darüber weg oder darunter hergehe, hat für uns aufgehört. Wir kennen die Structur der Schleimhäute, ihre Analogie mit der äußeren Haut, aber auch ihre Verschiedenheiten. Wir legen keinen Werth darauf, die Analogie bis zu einer Zusammenstellung der inneren Gefäßhäute mit der äußeren Haut zu treiben. Alle diese Punkte sind durch das Mikroskop entweder erledigt, oder wenigstens so weit gefördert, daß wir die eigenthümliche Natur dieser Gebilde als Grundlage der Eintheilung benutzen können und künstliche Macerationsproducte gewis keine Streitigkeiten über das System hervorrufen werden. Aus diesen wenigen Andeutungen ergibt sich von selbst, welchen Werth man Flourens Untersuchungen beylegen kann. Hätte er seine getrennten Schichten mikroskopisch untersucht und die feinere Structur genau ermittelt, so würden wir vielleicht einigen Nutzen daraus haben ziehen können. Vielleicht, was ich aber noch bezweifle, trennt sich durch diese Methode die trockne Hornschicht mit abgeplatteten Zellen von der weichen, kernhaltigen und diese von der Cytoblastenschicht mehr oder weniger vollständig; vielleicht betrifft die Trennung aber verschiedene Partien einer und derselben Schicht, wie man dies z. B. öfter an der dicken äußeren Epidermisschicht in der *planta pedis* beobachten kann.

Auch die Abbildungen, so schön sie ausgeführt sind, sind wenig lehrreich. Man sieht in der Zeichnung mehrere Schichten von ihrem Boden getrennt aber was sie sind, kann man natürlich nicht sehen.

Solche Objecte eignen sich am wenigsten zu instructiven Zeichnungen.

Schade, daß so viel Aufwand gemacht ist um ein Thema, welches in dieser Weise nicht mehr im Jahre 1843 hätte behandelt werden dürfen.

D. Kohlrausch.

Leipzig und Dresden,

in der Arnoldischen Buchhandl. 1843. Die Leipziger Disputation im Jahre 1519. Aus bisher unbenutzten Quellen historisch dargestellt und durch Urkunden erläutert von Joh. Karl Seidemann, Pastor zu Eschdorf, Mitgliede zc. VIII und 161 Seiten in Octav.

Wenn es recht ist, Geschichtsforschung und Geschichtschreibung auch in der literarischen Production zu trennen, so dürfen wir mit dem Verf. um die Art der vorliegenden Schrift nicht rechten. Dieselbe ist eine Frucht des mühsamsten und umfangreichsten Sammlerfleißes und thut fast weh durch die Reinlichkeit, mit der alte Orthographie, Citation nach Blättern, Angabe der Wasserzeichen in alten Drucken u.s.w. dem Leser vorgeführt wird. Die Sache anlangend, so wird uns eine äußere Geschichte der bekannten Disputation Luthers mit Dr Eck gegeben, so daß kein Umstand der Vorbereitung uns verhalten wird. Carlstadt's Wagen zerbricht beym Einzuge in Leipzig, 'daß der Doctor herab in den Roth fiel' S. 40. Dem Dr Eck bekommt das Leipziger Bier nicht S. 39 u. 67. Bey der Disputation trug Luther einen 'silbernen' Ring am Finger und einen Blumenstrauß in der Hand. Dies Alles erfahren wir, auch wird in ähnlichen Dingen Manches berichtet, was die Kirchengeschichte bisher falsch wußte, namentlich Dr Herings allerdings sehr ungenügende Dissertation über denselben Gegenstand. Aber Etwas fehlt doch: die Disputation

selbst. Ton und Stimme der Disputierenden wird geschildert; — was sie sagten, behält der Vf. für sich. Er drückt sich darüber Borr. S. VI wörtlich in folgender Weise aus: ‘daß ich das dogmatische Element, lieber Moment, in der Leipziger Disputation von meiner Darstellung ausschied, ist Absicht. Das Dogma von jeder deliciae Theologorum, ihr Nibelungenhort; das Reich der Dogmatik ihr Eldorado, ihr Pays de Cocagne, ihr l'état c'est moi! Und vorzugsweise mit dogmatischem Blicke haben sie die Kirchengeschichte durchforscht. Dies war natürlich, konnte nicht gut anders seyn. Leider aber ist daher geschehen, daß alles Dogmatische stäts sehr gründlich und fleißig ausgebeutet und bis auf den umbilicum Adami zurecht gelegt worden, hingegen das Reingeschichtliche (!) minder werthvoll und der tieferen Begründung in seinen kleinsten Theilchen weniger bedürftig erschienen ist.’ — Zunächst müssen wir gestehen, daß der Stil des Schriftchens selbst ein anderer ist, als der in dieser Vorrede, von dem man sagen darf, daß er sich auf einem Throne besser ausnehmen mag, als auf einer Kanzel. Sodann aber beklagen wir aufrichtig, daß des Verfs enger Begriff des ‘Reingeschichtlichen’ nicht zugelassen hat, dem sachlichen Elemente der Disputation seine Aufmerksamkeit zu geben. Der Verf. scheint eine große Belesenheit in der Reformationsgeschichte zu besitzen und über wahre Schätze von Urkunden und Sammlungen verfügen zu können. 37 Beylagen von Urkunden, die freylich nicht alle von gleichem Werthe sind, beweisen dies. Möchte dergleichen wirklich Bedeutendes der wahren Reformationsgeschichte nicht (etwa aus Eifersucht oder Sonderbarkeit) verloren gehen. Das vorliegende Werk ist mehr Curiosum als geschichtliche Monographie.

K. Kd.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 27. May 1844.

G ö t t i n g e n .

Am 11. May hielt der Prof. Berthold in der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften eine Vorlesung 'Ueber das Gesetz der Schwangerschaftsdauer', woraus hier nachstehender Auszug mitgetheilt wird.

Die Schwangerschaftsdauer wird bekanntlich entweder vom Tage der Schwängerung, oder vom Tage des Eintritts der letzten Menstruation, oder vom Tage nach dem Aufhören derselben berechnet. Dabey ist es aber sehr merkwürdig, daß die Schriftsteller, von welchem Tage sie auch zu rechnen begonnen haben mögen, immer die Zahl von 280 Tagen als die Normaldauer bezeichnen. Es kann allerdings bey jeder jener Rechnungsmethoden eine gewisse Anzahl von Geburten am 280. Tage sich ereignen, allein jene Tagezahl kann weder als die normale, noch als die gewöhnliche Schwangerschaftsdauer bezeichnet werden, indem unter 114 Geburten, welche Merriman aufgezeichnet hat, nur 9 an dem 280. Tage, von dem ersten Tage nach der

lehten Menstruation an gerechnet fielen; — die höchste Zahl der Geburtsfälle an einem der übrigen Tage war nur 8. Leuchtet nun auch hieraus schon hervor, daß nach den bisher bekannten Berechnungsarten von einem Normaltage, an welchem die Schwangerschaft beendigt wird, nicht die Rede seyn kann, so wird dieses durch bereits bekannte und von mir neu gesammelte Beobachtungen an Thieren noch einleuchtender. Bey Eselinnen variiert das Ende des Trächtigseyns um etwa 1 Monat, bey Pferden um 7 Wochen; bey Schafen ist die Dauer schon mehr bestimmt, und selten findet ein Schwanken um 8 Tage Statt. Bey den Hausthieren kennt man den Tag der Begattung und des Wurfs sehr genau, so daß dabey kein Irrthum möglich ist; — während man bey dem Menschen in 1000 Fällen kaum ein Mahl den Tag der Empfängnis mit Bestimmtheit weiß.

Was den Grund der allgemeinen Dauer der Schwangerschaft anbetrifft, so ist bereits von mehreren Schriftstellern und auch von mir selbst, die zum 10. Mahle wieder eintretende Menstruation, nach 9 mahligem Ausbleiben derselben, als solcher betrachtet worden. Man nahm einen 28 tägigen Typus der Menstruation an, und 10 solche Menstruationsperioden sind gleich 280 Tagen. Wie ich aber bereits in meinem Lehrbuche der Physiologie gezeigt habe, sind diese Perioden auch in den regelmäßigen Fällen merklichen Schwankungen unterworfen, und der 28 tägige Typus ist nicht der gewöhnlichste.

Die folgenden Beobachtungen beweisen vielmehr, daß nach der Verschiedenheit der Menstruationsperioden die Schwangerschaftsdauer verschieden sey, und daß in den regelmäßigen Fällen die Geburt eintritt, wenn sich der Eyerstock zur zum

10. Mahle wiederkehrenden Menstruation vorbereitet, daß demnach die Geburt früher eintritt, als die 10. Menstruationsperiode eintreten würde.

Beobachtung I. Eine Frau von 28 Jahren kam am 3. Junius Abends 11 Uhr nieder; die Menstruation hatte sich bey ihr im vorhergehenden Jahre eingestellt zum letzten Mahle am 17. August, vorher am 16. Julius, am 16. Junius, am 17. May, am 17. April, am 16. Merz, am 18. Februar, am 19. Januar, am 21. December, am 21. November, am 20. October. Dieser 10mahlige Menstruationscyclus umfaßte also eine Zeit von 303 Tagen; wäre demselben die Schwangerschaft entsprechend gewesen, so hätte die Geburt am 15. Junius eintreffen müssen, da dieselbe aber am 3. Junius, d. i. am 291. Tage, erfolgte, so war die Schwangerschaftsdauer 12 Tage kürzer als die vorhergehende 10 mahlige Menstruationszeit. — Diese Geburt würde nach den drey gewöhnlichen Schwangerschaftskalendern entweder am 24., oder am 31. May, oder am 10. Junius erfolgt seyn.

Beobachtung II. Dieselbe Frau kam nach 3 Jahren am 1. Julius Abends 3 Uhr nieder; die Menstruation hatte sich bey ihr im vorhergehenden Jahre zum letzten Mahle eingestellt am 26. September, vorher am 28. August, am 1. August, am 2. Julius, am 3. Junius, am 3. May, am 5. April, am 6. Merz, am 6. Februar, am 8. Januar, am 9. December. Dieser 10 mahlige Menstruationscyclus umfaßte also einen Zeitraum von 291 Tagen, die Dauer der Schwangerschaft aber einen solchen von 279 Tagen, also 12 Tage weniger, als der vorhergehende 10 mahlige Menstruationscyclus betrug. Diese Geburt würde nach den gewöhnlichen Berechnungsweisen entweder am

3. oder am 18. oder am 8. Julius eingetreten seyn.

Beobachtung III. Dieselbe Frau kam nach $2\frac{1}{2}$ Jahren am 30. Januar Morgens 6 Uhr nieder; die Menstruation hatte sich bey ihr im vorher gehenden Jahre zum letzten Mahle eingestellt am 20 April, vorher am 25. Merz, am 25. Februar, am 25. Januar, am 23. December, am 22. November, am 22. October, am 24. September, am 23. August, am 23. Julius, am 26. Junius. Dieser 10 mahlige Menstruationscyclus umfaßte also einen Zeitraum von 298 Tagen, die Dauer der Schwangerschaft aber einen solchen von 286 Tagen, also 12 Tage weniger. Nach den gewöhnlichen Berechnungen hätte die Geburt entweder am 25. Januar, oder am 9. Februar, oder am 2. Februar eintreffen müssen.

Beobachtung IV. Dieselbe Frau kam nach 3 Jahren am 19. April Morgens 4 Uhr nieder; ihre Menstruation hatte sich zum letzten Mahle am 7. Julius des vorher gehenden Jahres eingestellt; der 10. Menstruationseintritt davor war der 9. September des vorher gehenden Jahres, also ihr 10 mahliger Menstruationscyclus = 301 Tage, die Schwangerschaftsdauer hingegen = 287 Tage nach dem 7. Julius, also 14 Tage früher, (eigentlich aber, da die Geburt Morgens 4 Uhr vollendet war, nur 13 Tage früher), als der vorher gehende 10 mahlige Menstruationscyclus betrug.

Beobachtung V. Eine andere Frau kam am 17. Julius Abends 5 Uhr nieder; die Menstruation hatte sich bey ihr im vorher gehenden Jahre zum letzten Mahle eingestellt am 18. October, vorher am 20. September, am 21. August, am 24. Julius, am 26. Junius, am 26. May, am 28. April, am 1. April, am 4. Merz, am 3. Februar,

am 6. Januar. Dieser Menstruationscyclus betrug also 285 Tage; die Geburt ereignete sich aber am 273. Tage (vom 18. October bis zum 17. Julius), also um 12 Tage früher, als der 10 mahlige Menstruationscyclus betrug. — Diese Geburt würde nach den gewöhnlichen Berechnungen entweder am 25. Julius, oder am 11. August, oder am 1. August eingetroffen seyn.

Beobachtung VI. Dieselbe Frau kam nach 3 Jahren am 25. November Abends 9 Uhr nieder; die Menstruation hatte sich bey ihr zum letzten Mahle eingestellt am 15. Februar, vorher am 17. Januar, am 16. December, am 18. November, am 20 October, am 20. September, am 23. August, am 24. Julius, am 23. Junius, am 25. May, am 26. April. Die 10 mahlige Menstruation hatte also eine Dauer von 295 Tagen; die Geburt ereignete sich aber am 284. Tage nach dem Eintritt der letzten Menstruation, also um 11 Tage früher, als die vorher gehende 10 mahlige Menstruationszeit betrug. Diese Geburt würde nach den gewöhnlichen Schwangerschaftsberechnungen entweder am 22. November, oder am 6. December, oder am 28. November erfolgt seyn.

Beobachtung VII. Eine andere Frau kam am 21. May Morgens 5 Uhr nieder, die Menstruation hatte sich bey ihr im vorher gehenden Jahre zum letzten Mahle eingestellt am 5. August, vorher am 7. Julius, am 6. Junius, am 7. May, am 5. April, am 8. Merz, am 7. Februar, am 8. Januar, am 7. December, am 7. November, am 6. October. Dieser 10 mahlige Menstruationscyclus umfaßte also eine Zeit von 303 Tagen; die Geburt ereignete sich aber am 290. Tage

nach dem letzten Eintritt der Menstruation, also 13 Tage früher, als die vorher gehende 10 mahlige Menstruationszeit betrug. Nach den gewöhnlichen Berechnungen würde die Geburt am 12., oder am 29. oder am 16. May erfolgt seyn.

Ist nun hiernach für die regelmäßigen Fälle die Richtigkeit der obigen Sätze nicht zu bezweifeln, so muß ich doch bedauern, daß ich entsprechende fremde Beobachtungen nirgends habe auffinden können, und also auf die obigen eigenen beschränkt bin. Aber es sprechen mehrere andere analoge Erscheinungen dafür, daß die Geburt nicht alsdann eintritt, wenn nach 9 mahligem Wegbleiben der Menstruation zum 10ten Mahle wirklich wiederkehrt, sondern daß selbige vielmehr alsdann eintritt, wenn sich die Eyerstöcke zur zum 10ten Mahle wiederkehrenden Menstruation vorbereiten. Als solche hierfür sprechende Erscheinungen betrachte ich:

1. Ein analoges Verhalten bey mehreren Thieren, namentlich bey Rind und Schaf.

2. Das analoge Verhalten anderer periodischer Prozesse im thierischen Organismus, — als welche ich hier nur den Proceß des Haarwechsels, des Geweihwechsels, des Zahnwechsels nennen will.

3. Die Conceptionsfähigkeit des Menschen und mehrerer Thiere, einige Zeit nach der Niederkunft, namentlich des Menschen, Pferdes, Esels am 8ten Tage.

4. Das analoge Verhalten des Eyerstocks und der Graaffschen Cythen zu Ende der Geburtszeit und gegen die Eintrittszeit der Menstruation und Brunst.

5. Das periodische mit der Menstruation und Brunst sich ereignende von der Begattung und Befruchtung unabhängige Keifen und Austreten

der Eychen aus dem Eyerstock, — welches bey Menschen und bey Säugethieren eben so sich ereignet als bey Vögeln, Amphibien, Fischen, Insecten.

6. Die ungefähre Sicherheit, womit sich nach dem von mir aufgestellten Princip die Schwangerschaftsdauer in einer größeren Anzahl bekannter Fälle berechnen läßt.

7. Die Unsicherheit in den bisherigen Schwangerschafts = Berechnungsarten.

8. Die Unsicherheit in der Lehre von der Früh- und Spätgeburt.

Aus diesen Beobachtungen, verbunden mit einer sorgfältigen Erörterung analoger periodischer Prozesse in der Natur, ziehe ich nun die nachstehenden Schlüsse.

I. Der Eintritt der Geburt steht, wie auch bereits von Andern ausgesprochen, mit der nach 9 mahligem Ausbleiben, zum 10ten Mahle wiederkehrenden Menstruationszeit in Verhältnis.

II. Die Geburt tritt nicht ein, wenn die während der Schwangerschaft ausgebliebene Menstruation zum 10ten Mahle eintreten und sich wirklich äußern müßte, sondern vielmehr

III. tritt die Geburt ein, wenn sich der Eyerstock zu der zum 10ten Mahle wiederkehrenden Menstruation vorbereitet, — sie tritt also früher als die 10te Menstruationsperiode ein.

IV. Wie die Menstruationsperioden nicht nur bey den verschiedenen Weibern überhaupt, sondern auch in den verschiedenen Lebensaltern, oder nach sonstigen Umständen derselben Individuen sich richtend, merklichen Schwankungen unterworfen sind, so kann auch denselben Verhältnissen entsprechend die Dauer der Schwangerschaft schwanken, jedoch immer nach dem Menstruationscyclus sich richtend.

V. Es kann demgemäß nach dem Menstruationscyclus im speciellen Falle die Schwangerschaftsdauer berechnet werden.

VI. Zu dieser Berechnung ist aber die Kenntniß der Dauer eines einzelnen Menstruationscyclus nicht ausreichend, sondern vielmehr muß dazu ein 10 mahliger der Schwangerschaft vorher gehender Menstruationscyclus bekannt seyn, weil bey sehr regelmäßig menstruirten Weibern monatliche Schwankungen um einen oder einige Tage sehr häufig sind.

VII. Wie aber die einzelnen monatlichen Menstruationszeiten schwanken, so kann auch ein solches schwaches Schwanken um einige Tage in den Verhältnissen zweyer auf einander folgenden 10 mahligen Menstruationscyclen Statt haben, und dadurch ein Unterschied von einigen Tagen zwischen der Schwangerschaft und dem derselben vorher gehenden 10 mahligen Menstruationscyclus sich ereignen, wodurch die Schwangerschaftsdauer ein wenig verlängert oder verkürzt werden kann.

VIII. Um bey regelmäßig menstruirten Weibern mit größter Wahrscheinlichkeit im Voraus zu bestimmen, wann die rechtzeitige Geburt eintreten wird, sind eben so viele Tage für die Schwangerschaft zu rechnen, als für den vorher gehenden 10 mahligen Menstruationscyclus bekannt sind; werden nun von dieser Tagezahl, je nachdem sie kleiner oder größer ist, 11—14 Tage, oder im Durchschnitt 12 Tage, abgezogen, so ist in den regelmäßigen Fällen die Geburtszeit gefunden, mag diese Zeit hinter den eingebildeten so genannten 280 Schwangerschaftstagen bedeutend zurück bleiben, oder über dieselben hinaus bedeutend sich verlängern.

(Schluß folgt)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. 87. Stück.

Den 30. May 1844.

G ö t t i n g e n .

Schluß der Anzeige der Vorlesung des Professors Berthold: 'Ueber das Gesetz der Schwangerschaftsdauer.'

IX. Nach meinen bisherigen Beobachtungen differiert nach meiner Berechnungsart bey einem 10 mahligen Menstruationscyclus von 285 bis 303 Tagen, und bey einer Schwangerschaftsdauer von 273 bis 291 Tagen der gesetzmäßige Termin der Geburt nicht, oder nur höchstens um 4 Tage, während hingegen für eine solche Schwangerschaftsdauer nach den bisherigen gewöhnlichen Rechnungsweisen überhaupt ein Schwanken um 35 Tage, nach jeder einzelnen aber um 25 oder 20 oder 18 Tage Statt hat.

X. Die vorstehenden IX Sätze finden nur bey regelmäßig Menstruirten Anwendung.

XI. Die Begriffe Früh-, zeitige und Spät-Geburt sind sehr relativ und bekommen in den speciellen Fällen nur nach Maßgabe der individuellen Menstruationscyclen ihre Bedeutung.

XII. Bey den Säugethieren und auch bey dem Menschen wird das normale periodisch sich steigernde Eyerstockleben während der Schwangerschaft durch einen besondern Bildungsproceß am Eyerstocke, d. h. durch die Metamorphose des Corpus luteum beschränkt und dadurch die Thätigkeit des Fruchthalters von den gewöhnlichen periodischen Vorgängen im Eyerstock unabhängig, und dadurch die Fortdauer der Schwangerschaft, nebst allen Vorgängen, welche während derselben am Fötus und dessen Nest, d. i. am Uterus sich ereignen müssen, gesichert.

P a r i s.

1842. Hercule Straus - Dürkheim, *Traité pratique et théorique d'anatomie comparative, comprenant l'art de disséquer les animaux de toutes les classes et les moyens de conserver les pièces anatomiques.* 2 Vol. avec planches. XVI und 434 und 432 Seiten.

Es ist auffallend, so beginnt der Verf. die Vorrede, daß die Kunstgriffe der Zergliederung im Allgemeinen noch so unvollkommen und fast nur auf die reducirt sind, deren man sich in der menschlichen Anatomie bedient.' Kann man auch diesem Ausspruche nicht unbedingt beypflichten, da ja die vortrefflichen Untersuchungen, welche an allen Orten gemacht werden, deutlich zeigen, daß ein hoher Grad von Kunstfertigkeit in der Zergliederung der verschiedenartigsten Thiere gewonnen seyn muß, so wird doch gewiß Jeder, der sich mit Zootomie beschäftigt auffallend finden, daß noch so wenige Versuche gemacht worden sind, die nothwendigsten und zweckmäßigsten Handgriffe mit einer Beschreibung der passenden Instrumente in der Form

eines Hand- oder Lehrbuches, welches als Leitfaden für angehende Zootomen dienen könnte, zusammen zu stellen. Die Gründe liegen ziemlich nahe. Das umfangreiche Gebiet der Zootomie und die große Schwierigkeit der formellen Behandlung schrecken wohl leicht von derartigen Versuchen ab. Man darf daher auch die Anforderungen nicht zu hoch stellen; und jeder selbständige Versuch die zweckmäßigsten technischen Erleichterungsmittel bey der Zergliederung zum Gemeingut der Wissenschaft zu machen, ist gewis dankenswerth. Dies schließt jedoch keineswegs eine strenge Beurtheilung solcher Versuche und eine genaue Sichtung des Brauchbaren von dem Unbrauchbaren aus, indem auf diese Weise am ersten der richtige Weg gewonnen werden kann, der bey der Abfassung eines solchen Lehrbuches zu befolgen ist. Von diesem Standpuncte aus bittet Ref. die folgende Anzeige anzusehen und den Tadel, der in der Sache liegt, nicht seiner Feder zuzuschreiben.

Bev der Naturforscherversammlung in Stuttgart 1834 wurde der Verf. aufgefordert einige seiner Verfahungsweisen bey der Zergliederung der Thiere vorzuzeigen. Seine Vorträge sprachen so an, daß der Wunsch geäußert wurde, er möchte diese Zergliederungsmethoden veröffentlichen (S. III). Dies veranlaßte den Verf., vorliegendes Handbuch heraus zu geben. Dasselbe enthält auch einen kurzen Abriß der vergleichenden Anatomie, indem es der Verf. für unmöglich hält ohne den letzteren verständliche Beschreibungen geben zu können. Damit sind uns nun die verschiedenen Seiten genau bezeichnet, nach welchen wir das vorliegende Werk zu beurtheilen haben.

In der Vorrede beklagt sich der Verf. noch, daß in der anatomischen Nomenclatur eine so große

Verwirrung herrsche, indem von den verschiedenen Anatomen ein und dasselbe Organ verschiedene Benennungen erhalte, oder ein und derselbe Ausdruck bey verschiedenen Organen oder deren Theilen angewendet werde; für Letzteres führt er als Beyspiel namentlich *ventriculus* auf, womit zu gleicher Zeit die Hirnhöhlen, der Magen, manche Nebemagen, die Herzhöhlen und die *ventriculi* des Larynx bezeichnet würden, und glaubt (S. XIII), daß diesem Uebelstande abgeholfen werden könnte, wenn man für alle Organe so einfache Namen wählte, wie Kopf, Auge, Nase, *gastrocnemius*, *solearis* u. s. w. So sehr wir auch mit dem Vf. die Cumulation von Epithetis beklagen, so können wir uns doch nicht mit dem Vorschlage in seiner ganzen Ausdehnung einverstanden erklären, denn gerade die Bezeichnung mit Epithetis ist eine wesentliche Erleichterung, wie es aus der ganzen Nomenclatur der Zoologie, der Botanik u. s. w. hervor geht.

Die Einleitung (S. 1—43) beschäftigt sich mit einer Classification des Thierreiches. Ref. glaubt eine nähere Besprechung derselben übergehen zu können, da sich die Aenderungen an den bekannten Systemen, wie der Verf. (S. 4) selbst sagt, nur auf die Umstellung einzelner Gattungen beschränken und die synoptische Darstellung in baumartiger Verzweigung, deren Idee er, wenigstens Cuvier gegenüber, für sich in Anspruch nimmt, anderwärts ebenfalls mehrfach versucht worden ist. Ueberdies erscheint Ref. in einem zootomischen Handbuche sowohl im Allgemeinen, als auch in diesem speciellen Fall die Voranstellung eines zoologischen Systemes nicht als nothwendig, denn man darf wohl voraussetzen, daß sich derjenige, welcher an das Studium der Zootomie geht, mit den Namen

der Thierfamilien hinreichend bekannt gemacht habe. Man setzt ohnedem bey der gewöhnlichen Behandlung der vergleichenden Anatomie Manches voraus, was vielleicht eher denn ein zoologisches System in das Gebiet derselben gehört. So nimmt man aus der menschlichen Anatomie die Bezeichnungen für die Organe herein, ohne sich um eine nähere Begriffsbestimmung zu bekümmern.

Das ganze Werk zerfällt in zwey Abtheilungen. In der ersten (S. 41 — 180) werden die Instrumente und die Zergliederungen im Allgemeinen beschrieben. Dazu kommen noch einige Andeutungen über die vortheilhafteste Methode, naturhistorische Zeichnungen anzufertigen. In der zweyten, für die specielle Zergliederungskunst bestimmten Abtheilung wird in dreyzehn Kapiteln, deren jedes ein Organensystem umfaßt, eine kurze Beschreibung der Organisationsverhältnisse, dann eine genaue Anleitung für die Zergliederung jedes Organes gegeben und endlich die beste Art der Aufbewahrung der verfertigten Präparate angezeigt. Die dreyzehn Classen oder Systeme von Organen, in welche der Verf. den ganzen Organismus eintheilt, sind folgende: 1) die Haut, 2) das Zell- und Fettgewebe, 3) das Skelet, 4) die Bänder, 5) die Muskeln, 6) die serösen Häute, 7) die Verdauungsorgane, 8) die Excretionsorgane oder die Drüsen, 9) die Zeugungsorgane, 10) die Athmungsorgane, 11) das Gefäßsystem, 12) das Nervensystem und 13) die Sinnesorgane. Jede solche Abtheilung wird dann classenweise durch die ganze Thierreihe von den Säugethieren bis zu den Infusorien morphologisch betrachtet und jedem Abschnitte über die Organe einer Thierclassen sogleich ein zweyter über deren Zergliederung und ein dritter über die Aufbewahrung beygefügt.

Die Eintheilung in diese dreyzehn Systeme ist weder theoretisch richtig, noch scheint sie Ref. in practischer Beziehung besonders zweckmäßig zu seyn. Der Verf. selbst sagt, daß das Skelet, die Ligamente, die Muskeln nicht eigentlich systemes, sondern nur appareils genannt werden können und daß er hierin nur dem allgemeinen Gebrauche gefolgt sey. So wenig hier auf die Bezeichnung ankommen mag, so hat er doch damit, daß er dem Zellgewebe, den Bändern u. s. w. eben so einen besonderen Abschnitt widmet, wie den Verdauungsorganen, dieselben mit letzteren in eine Kategorie gebracht. Beide müßten sonach physiologisch oder morphologisch dieselbe Bedeutung haben. — Im 10ten Kapitel, welches von den Excretionsorganen oder den Drüsen handelt, sind mehrere Arten von Drüsen zusammen gestellt, wie die Nieren, die Anal-, die Präputial-, die Steißdrüsen, die so genannten Parotiden der Frösche u. s. w., welche zwar morphologisch zusammen gehören, aber physiologisch sehr weit aus einander liegen. Hätte aber der Verf. den ersten Standpunct fest gehalten, so mußten auch manche andere Drüsen in dieses Kapitel aufgenommen werden. So gehören z. B. die Präputialdrüsen nicht weniger zu den Geschlechtsorganen, als die manigfaltigen inneren accessorischen. Die oberflächlichere oder tiefere Lage kann doch keinen wesentlichen Unterschied begründen. Eben so stehen die Schweißdrüsen mit der Haut in keinem physiologischen Zusammenhang, ja sie liegen, genau genommen, nicht einmahl in derselben, sondern unter ihr, und doch werden sie nicht hierher gezogen, sondern bey der Haut abgehandelt. In practischer Beziehung erscheint Ref. vorzüglich die Anordnung unzweckmäßig; es stehen Abtheilungen voraus, die nicht bey allen Thieren vor-

Kommen, wie das Skelet, die Bänder, die serösen Häute; oder die zusammen gehörigen Apparate sind von einander getrennt, wie z. B. die Verdauungsorgane von den Athmungs- und Circulationsorganen; oder die Organe, welche bey der Bergliederung die letzten sind, wie die Knochen und Bänder, werden hier sogleich in die ersten Reihen gestellt. Alles dies hätte, ohne daß man gegründete Widersprüche zu befürchten hatte, leicht vermieden werden können, wenn 1) ein Abschnitt über Histologie voraus geschickt und 2) bey der Eintheilung der physiologische Weg streng eingehalten worden wäre. Daß aber ein Abriss der vergleichenden Histologie nothwendig in ein practisches Handbuch der Zootomie gehört, unterliegt wohl keinem Zweifel. Der Verf. selbst anerkannte dieses Bedürfnis, indem er bey einzelnen Organen nicht nur histologische, sondern selbst chemische Bemerkungen gibt. Es dürfte aber bey der obigen Eintheilung schwer, ja unmöglich seyn, die bey den niederen Thieren vorkommenden manigfaltigen Gewebe, welche denselben Rang, wie das Zellgewebe einnehmen, einzuordnen. Ref. erinnert nur an die aus wirklichen Zellen zusammen gesehten, ferner an die verschiedenen Horngewebe (z. B. Byssus), welche sich weder mit der Haut, noch irgend einer anderen der obigen Abtheilungen in Verbindung bringen lassen.

Die Erfahrung lehrt zur Genüge, daß die beiden möglichen Behandlungsweisen der vergleichenden Anatomie mit gleichem Glück versucht worden sind. Die Disciplin ist durch Bearbeitung einzelner Familien, Gattungen oder Arten eben so gefördert worden, wie durch die Beschreibung der verschiedenen Formen einzelner Organe oder Organensysteme bey den verschiedenen Familien, Gattungen oder Arten. Eben so haben wir theoretische

Handbücher, in welchen die Organisationsverhältnisse nach den Thierclassen beschrieben werden, und andere, in denen der Organismus in mehrere Organensysteme getheilt und diese Abtheilungen einzeln mit einander verglichen werden. Es ist unmöglich den einen vor den anderen den Vorzug zu geben, denn beide haben ihre Vortheile und ihre Nachtheile. Ueberdies können letztere mehr oder weniger gehoben werden, wenn man mit der classenweisen Behandlung eine morphologische Uebersicht der Organe und mit der anderen Bergliederungen vollständiger Thiere verbindet. Ganz anders und entschieden bestimmt stellt sich aber das Verhältniß bey den Handbüchern der practischen Zootomie. Bey Abfassung derselben ist sowohl durch den Zweck, den wir damit verbinden, als auch durch das Object, welches wir behandeln, der Weg bedingt und vorgezeichnet. Der Zweck der practischen Zootomie ist wohl nur der, den Schüler auf dem kürzesten Wege zu einer unmittelbaren Anschauung der Organisationsverhältnisse im Allgemeinen wie im Einzelnen zu führen. Er soll das, was bey dem theoretischen Vortrage durch die Zeit, bey dem Studium fertiger Präparate aber, wenn ich so sagen darf, durch den Raum getrennt erscheinen mußte, in Verbindung und im gegenseitigen Verhältniß kennen lernen. Ist einmahl dieses Verhältniß erkannt, dann sollen auch die einzelnen Organe ihrer Form und Structur nach weiter untersucht werden. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß für die genauere Untersuchung einzelner Organe verschiedene Methoden angegeben werden, wobey die Uebersicht über das Ganze von vorne herein außer Acht gelassen ist. Auch die Objecte zeichnen den Weg vor. Es ist aber das Charakteristische des Organismus, daß alle Theile desselben

ein eng verbundenes Ganze bilden. Wenn es daher auch der Zweck des Präparierens ist, die Organe von den einer deutlichen Anschauung hinderlichen Theilen zu befreien, so muß man doch auch wissen, von welchen Theilen das Organ getrennt werden kann oder muß. Ref. weiß aus Erfahrung, wie schwer es Vielen wird, auch wenn sie sich leicht in ein fertiges Präparat finden, sich den Zusammenhang der Organe klar zu machen und an einem Präparate darzustellen. Man muß deshalb nicht nur Schritt vor Schritt die Art der Zergliederung angeben, sondern auch über das Lagenverhältniß der verschiedensten Organe zu dem zu präparierenden ausreichende Auskunft ertheilen, was aber, wenn man systemweise verfährt, in einem Handbuche zu Weitläufigkeiten, bey den Zergliederungen selbst zu vielfachen Anticipationen oder Wiederholungen veranlaßt, welche umständlich, lästig und störend sind. Da es ferner in vielen Fällen nicht möglich oder doch mit großen Kosten verbunden ist, für jedes System einen besonderen Leichnam bezuschaffen oder nach der Untersuchung eines Theiles das Uebrige bis zu der des folgenden Systems aufzubewahren, so geht wohl daraus klar hervor, an welche Methode wir uns in der practischen Zootomie zu halten haben.

Ref. glaubte diese Erörterungen vorausschicken zu müssen, um nicht mißverstanden zu werden, wenn er sagt, daß ihm in einem Handbuche der practischen Zootomie nur die classenweise Behandlung die einzig zweckmäßige zu seyn scheint. Die Nachteile, welche mit der anderen Methode verknüpft sind, gehen zum Theil aus dem Obigen schon hervor. Außerdem läßt sich aber auch noch manches Weitere dagegen anführen; so ist z. B. der Schüler, wenn er ein solches Handbuch benutzt, immer

genöthigt, doch mehrere oder selbst alle einer Classe gewidmeten Abschnitte unmittelbar nach einander durchzunehmen; ferner müßte ein besonderer Abschnitt über Anfertigung solcher Präparate beygegeben werden, an denen mehrere Organensysteme verbunden bleiben sollen. Diese Präparate kommen aber nicht so selten vor, sind vielmehr bey den Eingeweiden kleinerer Thiere sogar die gewöhnlichen. Alle diese Uebelstände fallen bey der classenweisen Behandlung weg. Und wenn man auch nicht leugnen kann, daß dieselbe ebenfalls manche unvortheilhafte Seiten hat, daß z. B. die morphologische Uebersicht über die einzelnen Organe nicht klar hervor tritt, wiewohl dagegen die stufenweise Entwicklung des ganzen Organismus anschaulicher wird, so sind doch die Nachtheile nicht so überwiegend und lassen sich leichter heben.

Wollte man vielleicht einwenden, diese Bemerkungen gelten wohl nur für ein Lehrbuch, welches für Anfänger bestimmt ist, können aber nicht so streng auf ein Werk angewendet werden, welches überhaupt nur zur Veröffentlichung der besten Vergleichungsmethoden bestimmt ist, so stimmt Ref. im Allgemeinen dieser Einwendung sehr gern bey. Für das vorliegende Buch kann dieselbe indessen keine Geltung haben, da der Vf. (S. VIII) nicht nur ausdrücklich erklärt, daß er mit der Herausgabe desselben die Absicht gehabt habe, den Anfängern das Studium der vergleichenden Anatomie zu erleichtern, sondern auch durch die Aufnahme eines kurzen Abrisses der theoretischen Zootomie dasselbe zu einem gewöhnlichen Lehr- oder Handbuche gemacht hat. Wir verkennen dabey keinesweges, daß der Hauptzweck desselben zunächst die Veröffentlichung der vom Vf. cultivierten zootomischen Kunstgriffe ist, müssen aber dennoch auch das, was mehr

oder weniger als Zugabe erscheint, der Beurtheilung unterwerfen.

So wenig dem Zwecke entsprechend wir die formelle Behandlung des Stoffes finden, so gründlich und umfassend erscheinen uns die eigentlich practischen Abschnitte im Einzelnen. Das folgende kurze Verzeichniß wird den Umfang und die Reichhaltigkeit derselben deutlich genug erkennen lassen. — Die erste Abtheilung des ganzen Werkes beschäftigt sich, wie schon oben bemerkt, nur mit den Localitäten, den Mobilien und den Instrumenten. Sie zerfällt in zwey Kapitel, von denen das erste in 7 Artikeln die Beschreibung der Laboratorien, der Macerations- und Trockenorte, der Gefäße, deren man sich bedient um Thiere von den Insectenskeletieren zu lassen, und endlich der Werkstätte enthält. Es wird die zweckmäßigste Einrichtung 1) großer für die Zergliederung der größten Thiere bestimmter Säle, 2) der gewöhnlichen Präparier säle und 3) des Arbeitszimmers in Bezug auf Localität sowohl, als auch auf die Mobilien bis zu den Stühlen genau angegeben. Für die Werkstätte sind außer den gewöhnlichen Instrumenten, wie Hammer, Meißel u. s. w. eine Maschine zum Schneiden der Glasdeckel, Schleifapparate, eine Lampe und Bohrmaschine beschrieben und zum Theil abgebildet. Das zweyte, in vier Artikel zerfallende Kapitel ist ganz der Beschreibung der Instrumente und der Anleitung zu deren Gebrauch gewidmet. Der erste Artikel enthält die 'accessorischen' Instrumente; dahin werden gerechnet: eine Brütmaschine, Spiegel und mehrere zum Zeichnen gehörige Apparate. Der zweyte handelt von den Vorbereitungsinstrumenten; zu ihnen gehören Loupen und Loupenträger, einfache und zusammen gesetzte Mikroskope. Hierbey gibt der Verf. manche Verbesser-

serungen des einfachen Mikroskopes an und verbreitet sich weitläufig über die Einrichtung derjenigen zusammen gesetzten, welche das Bild nicht umgekehrt, sondern gerade zeigen und deshalb vorzüglich für Zergliederungen geeignet sind. Er nimmt (S. 81) die erste Entdeckung dieser Mikroskope für sich in Anspruch, indem er schon vor mehr als 25 Jahren die Zeichnungen davon an Trécourt und Oberhäuser gesendet habe. Der Vorzug des neuerdings von Fischer von Waldheim in Moskau construirten microscope pancratique, welches ganz dieselbe Einrichtung hat, besteht nur darin, daß durch gegenseitige Entfernung oder Näherung der beiden Objective die verschiedensten Vergrößerungen möglich sind. Von der Zubehör, wie Mikrometer, Quetscher, Chambre claire u. s. w. wird nur bereits Bekanntes beschrieben. Auffallend mager ist die Anleitung zum Gebrauche des Mikroskopes, was um so mehr hervor tritt, da andere minder wichtige Paragraphen, wie z. B. über das Schleifen der Instrumente, ziemlich weitläufig sind. In einer anderen Abtheilung desselben Artikels beschreibt der Verf. nach Angabe und Beurtheilung 31 verschiedener Injectionsmassen und der dabey gebräuchlichen Farbstoffe eine große Anzahl einfacher und zusammen gesetzter Injectionssysteme, von denen mehrere von ihm selbst construiert und durch mehrjährigen Gebrauch als zweckmäßig erprobt sind. Dazu gehören unter anderen die Glyssette, ein blasbalgähnliches Instrument für Injectionen kleinerer Thiere, das Injectoir für größere Quecksilberinjectionen. Als Anhang findet man eine Anleitung zur Anfertigung feiner Stahlröhrchen zu den kleinen Injectionssystemen. — Die eigentlichen Sectionsinstrumente werden in zwey Classen eingetheilt, nämlich in solche, die nur das Präparieren erleich-

tern, und in die schneidenden. Zu den ersten gehören die Stützpföcke, die Schüsseln oder Teller und Platten, um kleinere Gegenstände unter Wasser zu zergliedern, Objectträger, Objecthalter, Pipetten, Pincelpipetten (um kleine Quantitäten Wasser ohne Saugen wegzunehmen), Pincetten, Haken, eine Vorrichtung zum Aufstellen der Skelete u. dergl. m. Unter den bekannten schneidenden Instrumenten wird unter dem Namen Microtome ein Instrument beschrieben, welches bey feinen Zergliederungen die gewöhnliche Scheere vertritt. Es hat beyläufig die Gestalt einer Schaffscheere, nur ist am Ende des ersten Drittels eine Schraube angebracht, mittelst welcher man die Scheerenblätter je nach Bedürfnis enger oder weiter stellen kann. Dieses Instrument ist einfach und gewis sehr zweckmäßig. Zuletzt wird noch eine Anleitung zum Abziehen und Härten der Instrumente gegeben. Die auf 4 Tafeln beygefügtten Abbildungen sind, obwohl im verjüngten Maßstabe und nur in Umrissen, gut gezeichnet und reichen zum Verständniß der ohnedies klaren und deutlichen Beschreibungen vollkommen aus. Der vierte und letzte Artikel handelt von der Aufbewahrung der Präparate, von den dazu nöthigen Gefäßen und Flüssigkeiten. Von letzteren werden ungefähr 30 angegeben und die mit ihrer Benutzung verbundenen Nachtheile und Vortheile besprochen.

Nach einer kurzen Einleitung über die Zergliederung im Allgemeinen, in der wir ungern einige Angaben über das Tödten und über die nothwendige Zubereitung mancher Thiere vor der Zergliederung, so wie über die Aufbewahrung von Objecten, welche zum Untersuchen bestimmt sind, und dgl. m. vermissen, geht der Verf. zu der speciellen Zergliederung der einzelnen Systeme in der oben

angeführten Ordnung über. Die Beschreibungen der Bergliederungsweisen selbst sind, die bey der gewählten Anordnung und Behandlung unvermeidlichen Wiederholungen abgerechnet, einfach, kurz, verständlich, zweckmäßig und ausreichend. Bey vielen sind eigenthümliche Wege eingeschlagen, welche unstreitig das Berggliedern vielfach erleichtern.

Es liegt zum Theil in der Natur der Sache, zum Theil in den speciellen Studien des Individuums, daß bey einem umfassenderen Werke einzelne Partien mehr, andere weniger ausführlich und durchgearbeitet erscheinen. Aber hierin gibt es doch auch eine gewisse Grenze, deren Ueberschreitung schwer oder nicht zu entschuldigen ist. Besonders ist in allgemeinen Lehr- oder Handbüchern eine möglichst gleichmäßige und nur durch die respective Bedeutung der einzelnen Theile modificierte Behandlung zu erstreben. Es möchte daher schwer zu entschuldigen seyn, wenn der Verfasser einzelne Partien so auffallend hintansetzt. So ist unter Anderem die ganze Anatomie der Infusorien mit sieben, ihre Untersuchung und Aufbewahrung aber mit vierzehn Zeilen abgefertigt. Zugegeben auch, daß in unserer Kenntniß von der Structur der Infusorien noch Vieles unsicher und schwankend ist und deshalb vielleicht von dem Gebiete eines Lehrbuches ausgeschlossen bleiben muß, so steht doch immerhin noch vieles Andere eben so fest und sicher, als manche Angaben über den Bau anderer Thiere. Auch sind die Handgriffe bey der Untersuchung der Infusorien nicht eben so leicht, daß man deren Erlernung dem Schüler ohne Weiteres überlassen kann. Das angegebene Beyspiel ist nur das auffallendste; es möchte nicht schwer halten, mehrere dergleichen aufzuführen.

Nunmehr bleibt uns nur noch eine Seite, die rein theoretische, des vorliegenden Werkes zur Besprechung übrig. Für sie ist in dem Stande der Wissenschaft überhaupt und in den vortrefflichen Bearbeitungen, welche dieselbe bereits erfahren hat, ein sicherer und bestimmter Maßstab in die Hand gegeben. Wir können und müssen deshalb um so strengere Anforderungen stellen. Aus diesem Grunde wird es nicht zu hart erscheinen, wenn wir im Allgemeinen sagen, daß das Werk in Bezug auf diese Seite ziemlich weit hinter den Anforderungen zurück bleibt, die wir an dasselbe machen können und machen müssen. Vor Allem ist es auffallend, daß die Histologie so stiefmütterlich behandelt wird und daß sich selbst das, was davon aufgenommen ist, zum großen Theil auf ältere ungenaue und nicht selten sogar unrichtige Angaben beschränkt. Man vergleiche z. B. nur die Artikel über Haare und Federn, über Zellgewebe, über die Knochen, das Blut und die Lymphe, über die Nerven, über die Sinnesorgane. Wie dürftig sind sie, wie viele Dinge kommen vor, die seit Jahren abgethan oder besser untersucht und festgestellt sind! Andere nicht minder wichtige und selbst bey dem Plane, nach welchem das vorliegende Werk bearbeitet ist, nothwendig aufzunehmende Thatsachen fehlen gänzlich. Während z. B. vom Speichel und von der Galle chemische Analysen gegeben, vom Blut und der Lymphe doch die nothwendigsten histologischen Momente berührt werden, geht die Zergliederung des Eyerstockes nicht weiter, als bis zum Graafischen Follikel; der Structur des primitiven Eyes wird eben so wenig wie einer Analyse des Samens gedacht, was schon, abgesehen von den interessantesten Anhaltspuncten, welche diese elementaren Theile

in der vergleichenden Anatomie gewähren, der Gleichmäßigkeit und Vollständigkeit halber hätte aufgenommen werden müssen. Kurz, von einer Histologie in dem Sinne, welchen der vergleichende Anatom in Deutschland damit verbindet, sind kaum Spuren vorzufinden. Indessen legen wir darauf kein zu großes Gewicht; es gehörte vielleicht nicht zum Plan des Verf. die Histologie in sein Lehrbuch mit aufzunehmen, wenigstens nicht in großer Ausdehnung. Halten wir uns daher bloß an das eigentlich Anatomische, so begegnen wir neben manchem unleugbar Guten so vielen Mängeln und Unzulänglichkeiten, daß wir wiederum nicht umhin können zu behaupten, die Aufgabe sey nicht genügend und dem Standpunct der Wissenschaft gemäß gelöst. In der Kenntniß der Structur der Wirbelthiere haben sich im Allgemeinen seit einer geraumen Zeit so wenig wesentliche Veränderungen ergeben, daß es bey der Abfassung eines kurzen Lehrbuches kaum bemerkbar ist; desto bedeutender sind die Entdeckungen in dem Baue der niederen Thiere; besonders war, um nur eines Momentes zu gedenken, mit der genauen Analyse des primitiven Eyes und der Samenflüssigkeit, ein Anhaltspunct für die Erforschung der Geschlechtsverhältnisse gegeben und wurden dadurch auch wirklich wesentliche Veränderungen in der Kenntniß der letzteren herbey geführt. Dieselben fallen größtentheils schon in die Zeit vor der Herausgabe des vorliegenden Werkes; nicht wenige waren damahls bereits mehrere Jahre bekannt.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 1. Junius 1844.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Hercule Straus-Dürkheim, Traité pratique et théorique d'anatomie comparative, comprenant l'art de disséquer les animaux de toutes les classes et les moyens de conserver les pièces anatomiques.'

Wenn es daher S. 130 heißt: 'les acéphales sont tous hermaphrodites parfaits,' S. 133: 'les échinodermes sont hermaphrodites parfaits,' S. 135: 'les organes de reproduction des acalèphes semblent se borner à des ovaires,' S. 135: 'les polypes sont généralement hermaphrodites parfaits,' so würde dieß allein schon hinreichen, obiges Urtheil zu begründen. Aber auch in allen anderen Angaben über die anatomischen Verhältnisse der aufgezählten Thierclassen läßt sich in gleichem Grade Unbekanntschaft mit den Ergebnissen neuerer Forschungen wahrnehmen. Es tritt nur bey der Allgemeinheit der Angaben nicht so deutlich hervor. Sehr gründlich dagegen und durchgearbeitet erscheint die Anatomie der Insecten, in

welcher der Verf. den Ruf bewährt, den er sich durch sein früheres classisches Werk erwarb. Auch ist die Darstellung dessen, was gegeben ist, im Einzelnen sehr gut. Mit großer Einfachheit und Klarheit ist die für Lehrbücher nöthige Kürze im richtigen Verhältnis verbunden; das Wesentliche in den meisten Fällen hinreichend hervor gehoben und die zur Erläuterung der allgemeinen Sätze gegebenen Specialitäten gut gewählt; die Beschreibungen der anatomischen Verhältnisse lassen so, wie die der Instrumente und der Zergliederungen nichts zu wünschen übrig.

Fassen wir schließlich unser Urtheil über das vorliegende Werk kurz zusammen, so lautet es dahin: obgleich wir die Behandlung im Ganzen un Zweckmäßig und den theoretischen Theil dem Standpunct der Wissenschaft nicht entsprechend finden, so enthält es doch für die practische Seite so viel Tüchtiges und Neues, daß wir ihm in dieser Beziehung einen großen Einfluß auf die Förderung der Zootomie nicht absprechen und den Gebrauch desselben nur empfehlen können.

Friedrich Will.

L ü b e c k ,

bey Friedrich Aschenfeldt 1843. Codex diplomaticus Lubecensis. — Lübeckisches Urkundenbuch. 1ste Abtheilung: Urkundenbuch der Stadt Lübeck. Erster Theil. (Zweyter Titel: Urkundenbuch der Stadt Lübeck herausgegeben von dem Vereine für Lübeckische Geschichte. Erster Theil). XII und 764 Seiten in Quart mit 4 Tafeln Siegelbilder und 1 Tafel Facsimile.

Mit diesem schönen Werke tritt Lübeck, das alte Haupt der Hansa, Frankfurt (Böhmer) nacheifernd,

der jetzt mächtigern Schwesterstadt Hamburg (Lappenberg) würdig an die Seite. In einem Vorworte berichten 'die Herausgeber' über die Entstehung und die Geschichte des ganzen preiswürdigen Unternehmens, so wie über den dabey befolgten Plan.

Am 4. December 1821 ernannte die schon über ein halbes Jahrhundert hindurch zu Lübeck segensvoll wirkende 'Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit' aus ihrer Mitte einen Ausschuss für geschichtliche Thätigkeit, den 'Verein für Lübeckische Geschichte', und gewährte demselben angemessene Geldmittel. Dieser Verein sammelte zunächst Handschriften und seltene Drucksachen, und trat im Jahre 1829 öffentlich auf mit Herausgabe Lübeckischer Chroniken in niederdeutscher Sprache, ausgeführt durch den Prof. Grautoff (Chronik des Franziscaner Lesemeisters Detmar, nach der Urschrift und mit Ergänzungen aus anderen Chroniken 2 Theile Hamburg 1829. 30). Die demnächst vorbereitete Veröffentlichung der 'verschiedenen zwischen Rath und Bürgerschaft geschlossenen Reccessen' gerieth durch Grautoffs Tod und den Austritt anderer thätiger Mitglieder in Stocken. Im Jahre 1836 erweckte die Mittheilung des Böhmerschen Urkundenbuchs der Freyen Stadt Frankfurt durch einen H. Senat bey dem Vereine den Gedanken zu einem ähnlichen Unternehmen. Die eingeleitete Vereinigung mit der 'Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte', zu einem gemeinschaftlichen Urkundenwerke für die genannten Herzogthümer und Lübeck, zerschlug sich, weil diese Gesellschaft sich auf die Herausgabe noch ungedruckter Urkunden beschränken wollte. So scheiterte auch der Plan zu einem 'Nordalbingischen Urkundenbuche in drey Sectionen', welches auch

die Urkunden der Freyen Stadt Hamburg enthalten sollte. Nun wurde beschlossen ein selbständiges Lübeckisches Urkundenbuch erscheinen zu lassen. Freylich wurde die Hoffnung, daß die Schleswig-Holstein-Lauenburgische Gesellschaft, die ihr von einem Mitgliede des Vereins in collationierten Abschriften mitgetheilten 80 Lübeckischen Urkunden unter solchen Umständen nicht in ihre Sammlung aufnehmen würde, schmerzlich geteuschet: dieselben füllen, abgesehen von dem Preeker Diplomatar, die größere Hälfte des ersten Bandes des Urkundenwerks dieser Gesellschaft. Ungeachtet dieser erlittenen Unbill ging man in Lübeck mit Eifer ans Werk. Die Muttergesellschaft bewilligte einen außerordentlichen Geldbeytrag von 400 Mark; der Hohe Senat öffnete durch Decret vom 7. Junius 1837 bestimmten Mitgliedern des Vereins die Archive, und verstattete die freye Benutzung der Urkunden bis 1669. Neue rüstige Mitglieder traten bey; die Arbeiten wurden vertheilt und in den Versammlungen controliert. Zu Anfang des Jahres 1842 begann der Druck. Inzwischen trat ein Umstand ein, welcher den Plan der Herausgeber wesentlich änderte. In Gütin wurde das Archiv des Hochstifts Lübeck von dem Herrn Dr. Leverkus (jetzt Archivsecretär in Oldenburg) aufgefunden, und mit dem Lehtern vereinigte sich die Lübeckische Gesellschaft nun dahin, zwei Urkundenbücher, das des Hochstifts und das der Stadt Lübeck, in gleicher äußerer Form und unter dem gemeinschaftlichen Titel 'Lübeckisches Urkundenbuch' mit gegenseitiger Unterstützung erscheinen zu lassen; doch sollten die Urkunden der in der Stadt gelegenen Klöster und Gotteshäuser, namentlich des S. Johannisklosters und des H. Geist Hospitals, dem Urkundenbuche der Stadt verbleiben.

Der Plan des im ersten Theile vorliegenden Urkundenbuchs der Stadt Lübeck ist nun folgender: 1) Ausgeschlossen bleiben hier dem Obigen gemäß die das Hochstift Lübeck betreffenden Urkunden, ferner die Aufzeichnungen des Lübeckischen Rechts, da diese bereits in einer allen Anforderungen entsprechenden Ausgabe erschienen sind*); doch wird der von dem Herrn Protonotar Gütschow aufgedruckte lateinische Codex (in Carstens und Falcks Staatsbürgerlichen Magaz. IV, 68 ff.), von welchem die Hachsche Sammlung nur die Varianten gibt, so wie die Skra von Nowgorod, hier aufgenommen. Ausgeschlossen bleiben auch die Stadt-erbe- und Rentenbücher, in so fern sie Aufzeichnungen über Rechtsgeschäfte unter Privaten enthalten. 2) Da nur solche Urkunden aufgenommen werden sollen, welche die Stadt und deren gegenwärtiges Gebiet betreffen, so bleiben ausgeschlossen diejenigen a) über die so genannten Lübischen Güter, welche jetzt unter herzogl. Holsteinischer Hoheit stehen, b) über Stadt und Vogtey Möllen, in so weit diese 1747 an Sachsen Lauenburg abgetreten sind, c) über die ehemals Lübischen Dörfer, welche nach dem Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 an das Fürstenthum Gutin übergegangen sind. Die Bergedorf und die Bierlande betreffenden Urkunden sind dem Hamburgischen Urkundenbuche überlassen worden. 3) Die innerhalb dieser Grenzen liegenden Urkunden der Stadt Lübeck werden vollständig mitgetheilt, auch die in Dreyers Schriften und in der Sartorius-Lappenbergschen Geschichte der Hansa, doch auch da nicht völlig fehlerfrey, bereits abgedruckten.

*) Das alte Lübische Recht, herausgegeben von Dr. J. F. Sach, Rathe bey dem Oberappellationsgerichte der vier Freyen Städte Deutschlands. Lübeck 1839.

Ob und wo die einzelnen Urkunden sonst schon abgedruckt sind, ist, als ziemlich nutzlos, nicht angegeben worden. Von den in diesem ersten Bande enthaltenen 762 Stücken erscheinen etwa 490 zum ersten Male. 4) Angegeben wurde bey jeder Urkunde, wo es möglich war, das Archiv, in welchem sie sich befindet, und aus dem sie entnommen wurde. — Das eigentliche Stadtarchiv von Lübeck befindet sich in zwey getrennten Räumen, in der Loese und der Registratur. Darin fehlende Stücke wurden aus dem von dem Kanzler N. von Bardewik besorgten Copialbuche der Urkunden bis 1298 entnommen. Die Archive des S. Johannis-Klosters und des H. Geist Hospitals lieferten reiche Beyträge für diesen ersten Band. 5) Die Lübeckischen Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts sind ohne Ausnahme in diesem Bande abgedruckt worden; unter den Urkunden der folgenden Jahrhunderte wird eine Auswahl getroffen werden. 6) Für das Verfahren bey dem Abdruck der einzelnen Urkunden galt als Grundsatz: Genauigkeit aber nicht Peinlichkeit. Die alte Schreibung wurde demnach beybehalten (nur l mit s vertauscht und Anfangsbuchstaben gesetzt), die Interpunction aber berichtigt; überflüssige Buchstaben und Wörter (Fehler der Schreiber) wurden in [] eingeschlossen, ausgefallene in (). 7) Bey der Auswahl und Anfertigung der beygefügtten Siegelzeichnungen leistete der kundige Herr Pastor Masch wesentliche Hilfe. Eine reichere Auswahl wurde durch die Kürze der Zeit gehindert.

Die erste in dem vorliegenden Bande abgedruckte Urkunde ist von K. Konrad III. vom 5. Januar 1139 (nach einer Abschrift aus dem 13. Jahrhundert auf der Registratur), die zweyte von Herzog Heinrich d. V. von 1162, die dritte von demselben

1163. Aus dem 12. Jahrhundert sind im Ganzen nur 8 Nummern, die folgenden 750 alle aus dem 13. Jahrhundert, so auch die 3 S. 686 ff. nachgetragenen. Ein Anhang S. 688—711 enthält: A. den ältesten Handelsvertrag zwischen Msstisslav Dawiidowitsch Fürsten von Smolensk und den deutschen Kaufleuten zu Riga auf Gothland 1228, in der Uebersetzung aus dem russischen Original zu Riga; B. den lateinischen Entwurf einer zu erbittenden Urkunde über die Rechte der Deutschen und Gothländer in Nowgorod (wahrscheinlich 1231), nach Sartorius; C. Die älteste Skra des Hofes der Deutschen zu Nowgorod (a. d. Mitte des 13. Jahrhunderts), nach der ältesten Handschrift auf der Trese, mit Varianten einer späteren; D. die neuere Skra des Hofes zu Nowgorod demselben von Lübeck gegeben (a. d. 2ten Hälfte des 13. Jahrhunderts), nach jener späteren Handschrift. — Den leeren Raum auf S. 711 schmückt der vortreffliche Abdruck des zwayten Stadtsiegels (Sigillum Burgensium de Lubeke).

Sehr dankenswerth sind die angehängten Register: 1) S. 713 das geographische, 2) S. 719 das Personenregister, 3) S. 754 das Wortregister und Glossar (a) deutsches, b) lateinisches). S. 761 folgt die Erklärung der Siegel, deren Abbildung diesem Bande beygefügt ist, von dem sachkundigen Herrn Pastor Masch. Die erste Tafel zeigt das älteste Stadtsiegel, schon im Gebrauch um 1230, entnommen, einer Urkunde vom Jahre 1249, und die ältesten (4) Siegel Lübecker Bürger, alle 4 mit einer so genannten Hausmarke, den Zeichen der Steinmehnen ähnlich. Auf der zwayten Tafel ist nochmahls das zwayte Stadtsiegel abgebildet, dessen metallener Stempel noch vorhanden, und welches bis in die neuesten Zeiten gebraucht worden

ist; ferner das dritte Stadtsiegel, dessen Stempel 1280 von dem Formschneider und Mahler Alexander angefertigt wurde, und die zwey Secretsiegel, welche auch als Rückiegel zu jenen beiden großen Stadtsiegeln gebraucht wurden. Die dritte Tafel enthält Siegel der 2 noch bestehenden geistlichen Stiftungen, des S. Johannisklosters (3) und des H. Geist Hospitals (1). Die vierte Tafel liefert Siegel der 2 erloschenen Stiftungen, des Dominikanerklosters (4) und des Franziscanerklosters (2). Die letzte Tafel bringt das Facsimile der Urkunde des Königs Waldemar (wahrscheinlich aus dem Monat August 1203) Nr. XI, S. 16.

Auf S. 765 sind noch einige Berichtigungen und Zusätze nachgetragen und auf den beiden folgenden die bemerkten Druckfehler berichtigt. Es wird nicht an Gelegenheit fehlen zu ferneren Berichtigungen, noch mehr aber zu Nachträgen. Das soll indessen durchaus kein Vorwurf gegen die Männer seyn, deren Anstrengung es gelungen ist, das Werk zu Stande zu bringen; vielmehr verdienen sie unsern aufrichtigen Dank für das Geleistete. Besonders verdient der Mann unsern Dank, welcher, ungeachtet er durch Amtsarbeiten stark in Anspruch genommen war, willig die Hauptarbeit der Redaction übernahm, und welcher bescheiden sich nicht nennt. Die Perfectibilität solcher Arbeiten kennt Ref. aus eigener Erfahrung. Die äußere Ausstattung ist vortrefflich: Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig. Möge das würdig begonnene Unternehmen würdig und glücklich zu Ende geführt werden! Möge der Eifer der Theilnehmer und der verehrten Förderer, der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse und des Hohen Senates der alten Freystadt Lübeck, nicht erkalten! Es ist ein schönes Denkmahl

des Patriotismus welches sie hier gründen. — Auch im Verzeichnisse der Subscribenten (auf c. 150 Exemplare) steht der Hohe Senat mit 30 und jene Gesellschaft mit 20 Exemplaren an der Spitze.
E. G. F.

Auf die Anzeige des Hauptwerkes der Lübeckischen Urkundensammlung lassen wir die Anzeige eines andern Sammelwerkes folgen, welches in seinen ersten Theilen Lübeck, oder vielmehr das alte Lübische Recht in seiner bekannten Anwendung in den Städten der jetzt russischen Ostseeprovinzen betrifft, und dafür eine schätzbare Zusammenstellung und gute Beiträge liefert.

D o r p a t,

bey Franz Kluge 1842 — 1843. Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Esth- und Curlands. Herausgegeben von den Professoren F. G. von Bunge und G. D. von Madai. Erste Abtheilung: Quellen des Revaler Stadtrechts. — Erste Lieferung: Das alte und neuere Lübische Recht. — Zweite Lieferung: Ordnungen des Rathes der Stadt Reval. Beide Lieferungen unter dem äußeren Titel: Die Quellen des Revaler Stadtrechts. — Jede Lieferung zu 10 Druckbogen soll im Ladenpr. 1½ R kosten. — Das Lübische Recht für Reval geht bis S. 237; erst S. 238 beginnen die Ordnungen des Rathes der Stadt Reval, deren Fortsetzung die dritte Lieferung bringen soll.

In einem Schlußworte zur ersten Lieferung 'Statt des Vorworts' (vom 5. December 1841) zeigt der Herausgeber Herr Prof. von Bunge an, daß eine ausführliche Einleitung, welche eine kurze Geschichte des Lübischen Rechts in Reval und eine nähere Angabe der Grundsätze enthalten soll, nach welchen bey der Herausgabe dieser Quellensamm-

lung verfahren ist, der letzten Lieferung vorbehalten bleibt. Er gibt nur folgende Andeutungen: Die beiden Texte des Lübischen Rechts, welche der Rath der Stadt Lübeck in den Jahren 1257 in lateinischer und 1282 in deutscher Sprache dem Rathe zu Reval mittheilte, werden noch gegenwärtig im Revalschen Ratharchive in den Originalen aufbewahrt, und sind, besonders der erstere, auch für die Geschichte des Lübischen Rechts überhaupt von großem Interesse. Sie eröffnen billig (unter Litt. A und C) die Sammlung der Quellen des Revaler Rechts, und sind hier nach einer durch den Herausgeber selbst von den Originalen genommenen genauen Abschrift abgedruckt. Die Lücke, welche der lateinische Codex am Schlusse hat, konnte glücklicherweise wenigstens einigermaßen ersetzt werden durch eine alte Uebersetzung, welche der Herausgeber in einer Handschrift der Rigaschen Stadtbibliothek gefunden, und deren vollständige Aufnahme in diese Ausgabe (unter Litt. B) sich auch aus sprachlichen Gründen rechtfertigt. Diese drey Texte des alten Lübischen Rechts für Reval genügen indessen nicht für das Studium des heut zu Tage in Reval geltenden revidierten Lübischen Rechts vom Jahre 1586, von welchem ein Theil (unter Litt. F) auch bereits im ersten Hefte (das Uebrige im zweyten Hefte bis S. 202) geliefert wird. Der Herausgeber hielt es daher für zweckmäßig, jene beiden Texte des alten Lübischen Rechts aus anderen Texten zu ergänzen (unter Litt. D und E), wobey er sich vorzugsweise an das treffliche Werk von Hach gehalten hat. Die unmittelbar benutzten Quellen sind vorläufig angegeben [Westphalen Monum. ined. III, 639 sqq. (Codex von 1240), Hach Nr. II. (Bardewick. Codex von 1294), Hach Nr. III. (Götting. Codex von 1254), Hach Nr. IV. (105 Artikel), die Artikel bey Hach

31. 33. 38. 60. 62. 90. 92 — 100. 126 — 128. 216 — 226]. Bey der Ausgabe von Varianten zu den Revaler Handschriften des alten Lübischen Rechts war eine möglichste Beschränkung um so eher ausführbar, als Hach in seiner Ausgabe mit großer Sorgfalt abweichende Lesarten gesammelt hat. Es konnte daher genügen, bloß die Abweichungen von den beiden ersten Texten bey Hach anzugeben; allein es erschien demnächst auch die Ausgabe der Varianten solcher Texte zweckmäßig, welchen die Revaler Handschriften zunächst verwandt sind. Dahin gehört für den lateinischen Text bloß der bey Westphalen III, 619 ff. abgedruckte Codex; für den deutschen Text wurden berücksichtigt: 1) der Codex von 1240 bey Westphalen a. a. D., 2) der im Dreyerschen Museum zu Lübeck befindliche angeblich Revalsche Codex, 3) der Thidemann-Güstrowsche Codex, vom Jahre 1348, 4) der Oldenburgische Codex in Christianis Schleswig = Holstein. Geschichte Bd. 2.

Außer den hier angegebenen Stücken stehen im zweyten Hefte noch folgende Stücke des Lübischen Rechts für Reval: 1) S. 203 ff. G. Hanseatische Schiffsordnung vom Jahre 1591, 2) S. 215. H. Revidierte Hanseatische Schiffsordnung und Seerecht vom Jahre 1614. 3) S. 234. I. Lübische Seegerichtsproceßordnung vom Jahre 1655. 4) S. 236. K. Lübische Wechselordnung vom Jahre 1662. (Nur diese älteste so genannte Lübische Wechselordnung ist in Reval practisch. Die Zusätze der so genannten revidierten und verbesserten Wechselordnung vom Jahre 1669 werden in den Anmerkungen mitgetheilt).

Von S. 238 an folgen nun II. Die Ordnungen des Rathes der Stadt Reval. Dieselben sind: A. Die Bauersprache. — 1) Aeltere Redaction vom Jahre 1560. 2) Neuere Redaction vom 6. Dec.

1803. — S. 242. B. Die Rathsbordnung und ihre Anhänge. S. 250. C. Die Obergerichtsordnung nach der jüngsten Redaction vom Jahre 1757. S. 259. D. Die Waisengerichts- und Vormünderordnung nach der Redaction vom Jahre 1697 mit Anhang. S. 268. E. Die Consistorialordnung. S. 279. F. Policereglement und Instruction des Stadtgerichts vom 24. Sept. 1800. S. 282. G. Canzlenordnung. S. 284. H. Schragen der Gerichtsdienner vom Jahre 1764. S. 287. I. Revidierte Advocaten- und Procuratorenordnung vom Jahre 1687 mit Anhang. S. 295. K. Concurssordnungen. — 1) Rechtsconstitution vom Jahre 1706. 2) Des Rathes bestätigte Verordnung wegen bösslicher und leichtsinniger Bankrotte vom Jahre 1819. — S. 300. L. Erneuerte Verordnung wegen Kindermords vom J. 1726. S. 302. M. Bericht des Rathes über das gerichtliche Verfahren bey dem Rathe und den Niedergerichten vom Jahre 1784. — Dieses Stück bricht auf der letzten Seite des zweyten Heftes ab. Die versprochenen Einleitungen fehlen noch. Obgleich die Stücke der zweyten Abtheilung denen der ersten Abtheilung, dem Lübischen Rechte in Reval, an allgemeinem Interesse nachstehen, wird man doch auch hier Bemerkenswerthes finden. Für Reval und Esthland überhaupt ist natürlich die zweyte Abtheilung von Wichtigkeit. Auch die besondern Rechtsquellen der übrigen Städte Esthlands sollen in einem Anhange geliefert werden. Wir wünschen dem verdienstlichen Unternehmen einen ungehinderten Fortgang. E. G. F.

L e i p z i g,

bey Hahn 1843. Vier Documente aus römischen Archiven. Ein Beitrag zur Geschichte

des Protestantismus vor, während und nach der Reformation. VIII und 130 Seiten in Octav.

Von den vier bis dahin nicht veröffentlichten Documenten, welche dieses Büchlein enthält, befinden sich drey handschriftlich in der Vaticana, eins in dem Archiv Barberini. Das wichtigste derselben ist unstreitig das erste: *Processus contra haereticos de opinione dampnata, examinatos coram dominis deputatis ad instantiam domini Antonio de Eugubio, procuratoris fiscalis, factus (Anno 1466)*; weniger, worauf in der Vorrede Gewicht gelegt wird, wegen des daraus zu ersiehenden *modus procedendi*, der uns in anderen Werken umständlicher geboten wird, als wegen der dadurch uns zu Theil werdenden Nachrichten über die *fraticelli de opinione* (Wahnbrüder). Diese besonders in der Mark Ancona verbreitete Secte verwarf den Primat des Papstes, erklärte alle seit den Zeiten Johannis XXII. geweihten Priester und Prälaten für excommuniciert, behauptete, daß die wahre Kirche Christi nur bey ihr zu suchen sey, wählte deshalb nach eigenem Ritus ihre Priester, welche Beichte hörten, Buße auferlegten, von Sünden absolvierten u. und sandten jährlich Geisliche aus ihrer Mitte aus, um in der Fremde ihr Evangelium zu predigen. Die bey Gelegenheit der Untersuchung von verschiedenen Inquisiten gemachte Aussage, daß sich die Mitglieder dieser Gemeinde, nach geendeter Messe und nach Auslöschung der Lichter, fleischlich vermischt, *adeo etiam, ut aliquando filius matrem, pater filiam et frater sororem accipiat* und mit den aus diesen ecklen Umarmungen hervor gegangenen Wesen ein höllisches Spiel getrieben hätten, erinnert abgesehen davon, daß völlig die nämlichen Anschuldigungen gegen eine in Orleans verbreitete Secte in der zu Anfange des 11. Jahrhunderts daselbst gehaltenen

Synode zur Sprache kamen — ein Umstand, welcher dem Herausgeber unbekannt gewesen zu seyn scheint — an einzelne Stellen des in neuerer Zeit vollständig veröffentlichten *processus Templariorum*. Hinderten ihn nicht verwandte krankhafte Erscheinungen in der neuesten Zeit daran, so würde Ref. unbedenklich die Erklärung in dem einfachen Umstande suchen, daß im Mittelalter die Anklage der Kezerey sich überaus häufig mit der Anschuldigung fleischlicher Vergehen, so wie unnatürlicher Wollust, verbunden zeige. Der Grund liegt nahe.

2) *Relazione d'un vescove romano, che trattava gli affari di religione in Germania nel tempo della riforma sullo stato corrotto della chiesa cattolica, diretta ad un Cardinale.* Eine nicht uninteressante Abhandlung.

3) *Triplex ratio, qua fratres praedicatores sui ordinis provinciam superioris Germaniae facile et optime reformare valeant, reverendis patribus ejusdem ordinis Gamundiae ad celebrandum provinciale capitulum congregatio, proposita per Frid. Barthol. Klaindinst, ejusdem ordinis inutilem filium. Anno 1558.* Diese drey Ursachen sind: die geringe Zahl der Brüder, ihre Unwissenheit und ihre Zuchtlosigkeit und für jeden dieser drey Uebelstände werden 15 gemessene Gründe angegeben, deren jeder nicht minder vollgültig ist, als der zweyte, für die Unwissenheit, aufgezählte: *Parum vero erat, si indocti tantum reciperentur, et non etiam multi aut certe plerique et plumbo et stipite stupidiores, ne dicam cerebro et ratione omnino carentes, ut facilius sit, asinum ad lyram, quam hos ad libros aptare.* Wer kann gegen so schlagende Gründe Einwendungen erheben! — 4) Ein 1598 entworfenes Verzeichniß von Kezern in Frankreich und dem heutigen Sardinien, welche zur wahren Kirche zurück zu führen den Geistlichen gelungen ist.

So gern Ref. den geschichtlichen Werth der drey ersten Documente anerkennt, so wenig fühlt er sich gedrungen, den tendenziösen Schlußworten des ungenannten Herausgebers im Vorwort unbedingt beizustimmen. Diese lauten: 'Viele unserer Zeitgenossen, vorzüglich in einem gewissen überseeischen Lande, hat eine wüste Sehnsucht nach der Rückkehr zu religiösen Institutionen ergriffen, welche von der Geschichte längst als verbrauchte Dinge bezeichnet worden, da der Geist der Wahrheit von ihnen ausgefahren ist. Die so Verlangenden — großentheils Menschen, die ohne Ernst ihr Leben lang mit der Form geistiger Dinge dilettieren, theils auch geistige Bankerotierer, welche die vernünftige religiöse Freyheit in Willkür aufgeudeteten, — sie sollten bedenken, welchen Ballast von verrosteten und gefährlichen Begriffen sie mit jenen Formen zurückwünschen. Vielleicht sind die hier mitgetheilten Fragmente der Geschichte geeignet, Denkenden auch darüber Winke zu geben.' Hav.

G f f e n,

bey G. D. Bädeker 1843. Ein neuer Lehrsatz der Stereometrie. Eine Beilage zu allen stereometrischen Lehrbüchern. Von Karl Koppe, Oberlehrer am Gymnasium zu Soest. Nebst 1 Figurentafel. 36 S. in Octav.

Dieser Satz betrifft die Ausmessung der Körper, welche von zwey parallelen Vielecken als Grundflächen und von Paralleltrapezen als Seitenflächen begrenzt sind; der Vf. nennt sie *Obelisk*en. Die Aufgabe den Inhalt solcher Körper zu finden, ist zwar schon mehrfach behandelt worden, z. B. in Hirsch's Sammlung geometr. Aufgaben, indessen hat ihr der Vf. eine neue Seite abgewonnen, indem er nachweist, daß jeder *Obelisk* der Summe aus einem Prisma und einer Pyramide gleich ist, welche beide mit dem *Obelisk*en gleiche Höhe haben und deren Grundflächen in den Winkeln,

mit den Grundflächen des Obeliskens übereinstimmen, während die Seiten der Grundflächen des Prisma den halben Summen und die der Grundfläche der Pyramide den halben Differenzen der gleichliegenden Seiten der beiden Grundflächen des Obeliskens gleich sind. Schon früher hatte der Vf. diesen Satz unter einer wenig verschiedenen Gestalt in dem Crellischen Journal für die Mathem. Bd. 18. mit Hilfe der Integralrechnung nachgewiesen und Hr Prof. Steiner hat hierauf im 23. Bde einen rein geometrischen Beweis gegeben, welchen Hr Koppe jedoch nicht für leicht genug hält um ihn in Schulen vorzutragen. Der elementare geometrische Beweis, den er selbst hier mittheilt, kommt darauf zurück, daß die Richtigkeit des Satzes zuerst für den dreiseitigen Obeliskens nachgewiesen und dann gezeigt wird, wie man allmählich die mehrseitigen Obeliskens auf diesen zurück führen kann. Vielleicht könnte, nach der Ansicht des Ref. diese Zurückführung noch einfacher geschehen, wenn man die mehrseitigen Obeliskens durch Diagonalebeneu sogleich in dreiseitige zerlegte. Der dreiseitige Obelisk ist übrigens nichts anderes als eine abgestumpfte dreiseitige Pyramide und die auf diesen speciellen Fall bezügliche Formel kann daher auch unmittelbar aus der bekannten Formel für den Inhalt der abgestumpften Pyramide abgeleitet werden.

Der Vf. zeigt alsdann noch, wie der Satz auf den Fall ausgedehnt werden kann, wenn die Seitenfläche eine krumme ist und wenn sie theils aus Paralleltrapezen theils aus Dreyecken besteht. Ungehängt ist ein Beweis der bekannten Formel, welche den Inhalt der Fässer unter der Voraussetzung gibt, daß die Seitenfläche durch die Umdrehung eines elliptischen Bogens entsteht. Ref. empfiehlt diese kleine Schrift allen welche sich für die Elementarstereometrie interessiren.

Stern.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 3. Junius 1844.

L e i p z i g.

Baumgärtners Buchhandlung 1843. Die Forstwirtschaft nach rein praktischer Ansicht. Ein Handbuch für Privatforst-Besitzer, Verwalter und insbesondere für Forstlehrlinge; von Dr W. Pfeil, Königl. Preuß. Oberforstrathe u. Dritte, abermals sehr verbesserte und vermehrte Auflage. 364 Seiten in Octav.

Der Gedanke, ein Handbuch der Forstwirtschaft für Privatforst-Besitzer und Verwalter (wir vermuthen Güter-Verwalter) zu schreiben, war gewis gut. — In welchem traurigen Zustande befinden sich nicht häufig die Privatforsten! Meistentheils in Deutschland (und auch in andern Ländern) lediglich dem Gutdünken ihrer Eigenthümer unterworfen, unterliegen sie nicht selten dem Geldbedürfnisse, dem Geldmangel, der Unkunde und der Ackerlandbegierde derselben; sie sind verhauen, verödet, falsch behandelt und angerodet u., und weder der Besitzer, noch sein Verwalter, noch seine Förster sind jederzeit im Stande ihre Forsten, wenn

sie das Bedürfnis davon erkennen, aus diesem Zustande heraus zu reißen, weil ihnen in der Regel die nöthigen Kenntnisse dazu abgehen: Forstwissenschaft zu studieren war nicht ihr Beruf; und ihre Förster, nicht selten vom Leibjäger zc. zum Förster avanciert, hatten auch auf der Jagd oder hinterm Stuhle, nicht Zeit sich mit der Holzzucht oder dem Forstschutze so bekannt zu machen, wie es der Zustand ihrer Waldungen erforderte.

Diese Männer also zu unterrichten, ihnen ein Noth- und Hilfsbuch in die Hand zu geben, aus welchem sie sich bey den gewöhnlichen Vorkommenheiten der practischen Forstwirthschaft Rathes erholen könnten, ist ein wahrer Vorschrift zur Beförderung des National- Wohls; denn wer weiß nicht, einen wie großen Flächenraum die Privatforsten in unserem lieben Deutschland einnehmen, d. h. eine wie große Waldfläche bey weitem nicht so viel zur Abhelfung der Holznoth, zur Hebung der National-Industrie zc. steuert, als sie steuern könnte und sollte.

Aber das Buch ist auch noch für Forstlehrlinge bestimmt und zwar vorzugsweise! dies ist ein ganz anderer Zweck, erfordert also auch eine ganz andere Beurtheilung. — Ein Forstlehrling ist in der Regel ein junger Mann, der die Forstwissenschaft in allen ihren Zweigen oder auch nur bis zu einem gewissen Grade gründlich, d. h. nach ihren ersten Principien, so, daß er sich von ihren Vorschriften zc. Rechenschaft geben kann, studieren will. Ein solcher 'gelernter Förster' kann bey Privat- und Staats-Forsten angestellt werden. — Es kann unter einem Forstlehrling aber auch ein junger Mann verstanden werden, der die Forstwissenschaft oder die Forstwirthschaft nur nach Vorschriften, nicht nach Gründen, erlernt; der einge-

übt wird zum Waldbau, zur Holzbenutzung, zur Waldabschätzung zc., ohne zu wissen, warum er so und nicht anders säet, hauet, taxirt zc., der so eine Forstmaschine ist, die im Walde umher läuft, wie sie soll und wie sie aufgezogen ist, aber stockt, wenn ihr ein wissenschaftlicher Stein in den Weg geworfen wird. — Ein solcher Forstlehrling kann im Staatsdienste, wo eine Ascension und Remuneration Statt findet, nur in untergeordneten Stellen gebraucht werden; eher findet er seinen Platz in Privatforsten, gerade weil dort wenige Ascension einzutreten und eine wissenschaftliche Ausbildung, ohne Ascension, nur unglücklich zu machen pflegt.

Der Hr Verfasser hat sich nicht darüber ausgesprochen, welche Classe von Lehrlingen er im Auge gehabt hat; wir möchten aber nach der Tendenz seines Buchs glauben, daß er die letztere bevorzugt habe, und wollen den Inhalt seines Werks nunmehr unseren Lesern, mit kurzen Anmerkungen, vor Augen legen, damit sie selber urtheilen können.

Nach der Vorbemerkung soll die rein=practische Forstwirthschaft diejenige Wirthschaft seyn, wie sie der Privatforst=Besitzer oder Verwalter führen muß, um sie in Verbindung mit der Landwirthschaft am vortheilhaftesten einzurichten. — Sie bezweckt: Holzherzeugung; Erhaltung und Benutzung. — Damit ist Gegenstand und Gliederung gegeben und wir sehen, daß der letzte Theil des Inhalts, nach Abzug einer ganz neuen Doctrin unter dem Namen von 'Statik' ungefähr das ist, was in der neuesten Forstterminologie 'Gewerbslehre' genannt wird.

Im ersten Abschnitte wird nun die Kenntniß der

Forstgewächse vorgetragen, bey weitem aber nicht aller, sondern nur der vorzüglichsten und hauptsächlich der f. g. geselligen, die eigentlich nur Gegenstand einer forstwirthschaftlichen Behandlung sind, neunzehn an der Zahl, der Eiche, Buche, Eller, Fichte, Kiefer u. s. w. Diese Beschränkung können wir bey einem Buche dieser Art im Allgemeinen nur billigen, nicht weil wir glauben, daß selbst dem Privatforst = Besitzer oder seinem Verwalter und Förster die Kenntniß der mancherley kleinen Holzgewächse, die in seinen Wäldern vorkommen und seinen Absichten, hindernd oder fördernd, entgegen treten, nicht nützlich wäre; sondern weil die eigentliche reine Forstwirthschaft nur auf den Eigenschaften jener größeren, den Wald bildenden Holzarten gegründet ist und bey einem Werke, das lediglich diese Wirthschaft vortragen soll, es eben so überflüssig als unangemessen seyn würde, sich auf Holzarten und Gesträuche auszu dehnen, deren Eigenschaften zc. nie Gegenstand einer forstwirthschaftlichen Behandlung werden können. — Wer sich mit ihnen näher bekannt machen will und muß (und dazu sind allerdings öfter Anlässe genug vorhanden) mag sich aus anderen, rein = forstbotanischen Werken Belehrung holen; in Betriebs = Hinsicht ist dies überflüssig.

Eine andere Frage aber ist: ob der Hr Verf. unter den Bewohnern des Waldes eine gute und richtige Auswahl getroffen? Wir müssen auch diese Frage bejahen; nur ist es uns aufgefallen, daß der Bohnenbaum (*Cytisus Laburnum*) und insbesondere die f. g. Sahlweide (*Salix Caprea*) überall nicht erwähnt sind. — Beide sind einheimische Holzarten, beide liefern ein vortreffliches Schlagholz, letztere sogar hin und wieder geringes

Bauholz, und die Sahlweide findet sich in den Wäldern des nördlichen Deutschlands öfter so häufig, daß sie durch Ausläuterung eine gute Ver-
nuzung abwirft. Daß das Holz des Bohnenbaums, lediglich durch Politur, eine überaus schöne Farbe annimmt, ist vielleicht nicht so allgemein bekannt.

Bey der Beschreibung jener 19 Holzarten ist alle systematische Botanik durchaus und Vieles von ihren physikalischen, chemischen und technischen Eigenschaften ausgeschlossen, doch steht ihr botanischer systematischer Name an der Spitze und Einiges von ihren physikalischen zc. Eigenschaften ist bey einzelnen Holzarten, z. B. bey der Eiche zc. und späterhin bey der Holzbenutzung aufgeführt, so, daß es nicht gänzlich mangelt.

Wir sind in dieser Behandlung des Gegenstandes nicht ganz mit dem Hn Verf. einverstanden.

Wenn derselbe die Namen der beschriebenen Holzpflanzen nach dem Linneischen System (oder seiner Verbesserer) anführen wollte; so würde es uns sehr angemessen geschienen haben, von diesem Systeme wenigstens die Gründe, d. h. die Sexual-Verhältnisse anzuführen, damit der Forsteigenthümer oder sein Verwalter (wie nachher bey dem Holzanbau vorkömmt) doch erführen, warum Pappeln und Weiden sich so selten aus Samen fortpflanzen und was eigentlich guter, keimfähiger Samen sey. Dann würden wir wahrscheinlich eine wissenschaftlichere Beschreibung einer guten, keimfähigen Eichel, als wir S. III lesen, 'daß sie nämlich nicht in der Schale klappere und an der Spitze keinen vertrockneten Keim haben müsse' erhalten haben.

Und wenn es ferner wahr ist, daß die Basis der ganzen eigentlichen Forstwissenschaft in nichts Anderem, als in den Eigenschaften und Eigen-

thümlichkeiten der Holzarten und ihrer Ansammlung in großen Massen, genannt Wälder, belegen sey; so würde es nach unserer Ansicht, ganz dem Zwecke des Hn Verf. um so mehr angemessen gewesen seyn, diese Basis recht auszubenten und seinen Schülern alle die physikalischen zc. Eigenschaften hier vor Augen zu führen, worauf nachher alle die forstlichen Operationen vom Holzbetrieb, Holz-anbau, Holzabschätzung zc. sich gründen, als jene Basis in wissenschaftlicher Hinsicht so überaus schmal ist und die Anbauer der Forstwissenschaft in die Nothwendigkeit versetzt, aus vielen anderen wissenschaftlichen Fächern zu borgen, damit das Gebäude nur einigermaßen stattlich erscheine.

Diesem zufolge würden wir geglaubt haben, daß es nothwendig gewesen seyn würde, der Beschreibung der einzelnen Holzarten eine Darstellung der Eigenschaften, die ihnen allen gemein sind, z. B. ihre Elasticität, Spaltbarkeit, geringeres specifisches Gewicht, als das Wasser zc., dann derjenigen, wodurch ganze Familien und Classen sich von einander wesentlich unterscheiden, z. B. der Nadelhölzer von den Laubhölzern, der geselligen von den ungeselligen, der lange lebenden von den nur kurz lebenden u. s. w. voran zu schicken.

Dann würden aus dieser Darstellung demnächst die Vorschriften zu ihrem Anbaue, zu ihrer Bewirthschaftung und Benutzung, ja selbst zu ihrer Abschätzung, sich wie aus einer gemeinsamen Quelle, haben schöpfen lassen und die Beschreibung der einzelnen Holzarten wäre dann gleichsam nur die Beschreibung von Modificationen gewesen, die die allmächtige Natur in ihren Einzelwesen vom ganzen Principe habe eintreten lassen wollen.

Was diese Beschreibung der einzelnen Holzarten

betrifft; so erlauben wir uns dabey die Bemerkung, daß sie nicht bey allen Holzarten gleichförmig ist und bey einigen Gegenstände aufnimmt, die sie bey anderen übersieht. — So z. B. ist bey der Eiche das specifische Gewicht des Holzes angeführt, bey anderen nicht; bey der Birke die Benutzung ihres Saftes, bey dem Ahorn hingegen nicht; bey der Linde ist der treffliche Honig, den die Blüthen liefern, überall nicht erwähnt, obwohl die Benutzung des Bastes zu Schuhen zc.

Ungerne vermissen wir aber eine Zusammenstellung nur der Haupteigenschaften der Erdarten. Der Hr Verf. hat sich zwar ausdrücklich gegen die Aufnahme der s. g. Bodenkunde (so wie überhaupt gegen alle weitere wissenschaftliche Begründung seiner Lehren und Vorschriften) verwahrt, und wir behaupten auch nicht, daß dieselbe nach ihrem ganzen Umfange in einem Werke von dem Zuschnitte des gegenwärtigen hätte aufgenommen werden müssen. Allein da die Kenntniß der Eigenschaften der Erdarten und ihres Einflusses auf die Vegetation, für den Waldbau und für die Holzbenutzung zc. von größter Wichtigkeit ist, eben so wichtig, als die Kenntniß der Nahrungsmittel für die Thiere; so hätten wir gewünscht, daß er diese Eigenschaften entweder hier oder bey dem Waldanbau, im Zusammenhange, bloß nachrichtlich, eben so wie er bloß nachrichtlich die specifische Schwere bey dem Eichenholze angeführt hat, ohne sich auf eine Erklärung der specifischen Schwere selber einzulassen, aufgeführt hätte. — Der Lehrling würde alsdann doch gewußt haben, was z. B. ein 'kaltgrundiger' Boden sey und weswegen ihn sein Principal so sehr vor den Folgen eines solchen kaltgrundigen Bodens warne.

Der zweyte Abschnitt: 'Von der Behandlung des Hochwaldes' überschrieben, hat uns nur zu wenigen Bemerkungen Anlaß gegeben; er ist im Allgemeinen erschöpfend und mit vieler Sachkenntnis abgefaßt.

Als Einleitung handelt der Hr Verf. die verschiedenen Waldbetriebsarten überhaupt ab. Uns dünkt, er habe hier den Pflanzwald oder den Hudewald übersehen. Der Pflanzwald ist weder ein Hochwald, noch ein hochstämmiger Niederwald, denn er wird weder, wie jener, aus Samen oder aus Pflanzen lediglich zur Holzgewinnung, noch wie dieser, lediglich zum Wiederausschlage und zur Weide; sondern nur durch Pflanzung aus Baumschulen in vorgeschriebenen oder herkömmlichen Weiten, zur Gewinnung von Bauholz, Weide und Mast, angezogen, constituirt also eine eigene Waldbetriebsart, wenn, wie der Hr Verf. richtig bemerkt, die gleichzeitige Verbindung der Holzbenutzung mit dem Wiederanbau den Begriff einer Betriebsart überhaupt begründet. — In einem großen Theile des nördlichen Deutschlands nimmt diese uralte Verbindung landwirthschaftlicher und forstwirthschaftlicher Zwecke bedeutende Flächen ein.

Von Lerchen = Besamungsschlägen, die der Hr Verf. gar nicht erwähnt hat, kann Ref. freylich auch keine Beyspiele im Großen anführen. Nach einzelnen Beobachtungen an erwachsenen Lerchenbeständen muß er aber glauben, daß die Lerchen bey der Samenstellung einen sehr freyen Stand verlangen und am besten vom stehenden Holze auf Blößen anfliegen.

(Schluß folgt)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. Stück.

Den 6. Junius 1844.

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Die Forstwirthschaft nach rein praktischer Ansicht. Ein Handbuch für Privatforst = Besitzer, Verwalter und insbesondere für Forstlehrlinge; von Dr W. Pfeil, Königl. Preuß. Oberforstrathe u.'

Seite 84 sub nr. X. werden die Durchforstungen, aber mit einer großen Kürze abgehandelt. Die Lehre von den Durchforstungen ist eine von den wichtigsten und erfolgreichsten Lehren in der Forstwissenschaft; sie greift tief in das Leben der Holzpflanzen und in das Leben des ganzen Waldes ein; auf ihr beruht die Bodenkraft und die höchste Benutzung des Waldes; und mit ihr steht die Vermehrung der Holzdieberey und der Befrevelung der Wälder in unmittelbarer Verbindung. — Ein juste-milieu, was und wie viel weggenommen werden soll, ist noch nicht ermittelt; mindestens sehr streitig; öfter müssen sie, schlau, den Holzangel decken, und das ist die gefährlichste Art von Durchforstungen oder eigentlich von Vorhauungen, öfter

werden sie versäumt; und dann siecht der Wald an der Menge von Pflanzen, die er ernähren muß oder die das Leben anderer hindern zc.

Ein Princip der Durchforstungen würden wir von dem erfahrenen und kenntnißreichen Hn Verf. gerne entgegen genommen haben; wir glauben, daß es in den Entfernungen der Stämme in den verschiedenen Lebensaltern von einander, je nach Art der Bäume, um sich in Stamm und Krone gehörig zu entwickeln, zu suchen seyn möchte. Irrten wir nicht, so hat auch der Hr Oberforstmeister Smailian in seiner: Anleitung zur Untersuchung und Feststellung des Waldzustandes zc. (Jahrg. 1841. St. 173 dieser Anzeigen) ein ähnliches Princip aufgestellt und darauf seine Berechnungen über den Belang der Durchforstungen zc. gestützt. — Es ergibt sich hieraus gleich auf den ersten Blick, daß die Durchforstungen bey den Nadelhölzern, die entweder gar keine oder nur schwache Kronen bilden, in anderer Art geführt werden müssen, als bey den Laubhölzern, die öfter mehr Krone, als Stamm haben. Es ergibt sich aber hieraus auch ferner, wie nothwendig es ist, in einem Lehrbuche bey Beschreibung der Bäume, auf solche Eigenthümlichkeiten der Baumformen aufmerksam zu machen, weil daraus demnächst Betriebs-Regeln abgeleitet werden müssen.

Die Lehre: von der Herstellung einer regelmäßigen Waldwirthschaft in unregelmäßig behandelten Waldungen, nach des Ref. Ansicht eine der schwierigsten in der ganzen Forstwirthschaft, ist S. 90. XII. auf einer einzigen Seite fast zu kurz behandelt.

Im dritten Abschnitte kommen nun die übrigen Betriebsarten: der Niederwald; der Mittelwald; der Hackewald; die Kopsholzwirthschaft und die (verunglückte) Cottaische Baumfeldwirthschaft, vor.

Alles mit Gründlichkeit und angemessener Ausführlichkeit. Nur der Mittelwald, gewis eine der interessantesten und allgemein verbreitetsten Betriebsarten, kommt etwas stiefmütterlich weg. Nichts z. B. von den Beschattungsgraden und von den Nutzungsregeln des Oberholzes u. s. w. Zwar verweist der Hr Verf. auf andere Lehrbücher und namentlich auf das vortreffliche Cottaische; allein mit diesem Einholen von Erkenntnissen anderer Gerichtshöfe ist doch den Parteyen bey der Verhandlung vor dem competenten nicht viel gedient.

Zulezt (VI) wird noch von der Umänderung einer Betriebsart in die andere, gehandelt. Hier scheint es dem Hn Verf. entgangen zu seyn, daß das Absenken ein ganz vortreffliches und unfehlbares Mittel ist, Niederwald in Hochwald umzuwandeln. — Die Stammausschläge werden rund um den Mutterstock herum abgelegt; sie erwachsen, bey ordentlicher Behandlung, schnell zu Bäumen, und es ist ein vergnüglicher Anblick, um einen schwachen Mutterstock, aus welchem noch schwächere Ausschläge, auf der Erde horizontal, wie Speicher aus einer Nabe, ausgebreitet liegen, große, gipfelreiche Bäume, im Kreise umher, empor gewachsen zu sehen.

Im vierten Abschnitte geht nun der Herr Verf. zum künstlichen Anbaue des Holzes aus der Hand über und zwar zuerst (I) zum Anbaue des Holzes durch Saat und (II) zum Anbaue durch Pflanzung.

Hier wird sicher Niemand das Werk des Herrn Verf. ohne Befriedigung aus der Hand legen. Nichts ist vergessen und Alles mit großer Ausführlichkeit abgehandelt worden. Bey der 'Pflanzung mit Wurzeln' würde vielleicht eine Angabe über die Wiederentwicklung des Lebens in verpflanzten (und an Wurzeln und Zweigen verstüm-

melten) Bäumen am rechten Orte gewesen seyn, um daraus die Lehren über das Verhältniß der Verstümmelung zwischen Wurzeln und Zweigen; über die beste Fahrzeit zum Verpflanzen; über die Ballen- und Büschel-Pflanzung; über wiederholte Verpflanzung u. s. w. abzuleiten.

Ganz natürlich folgt hierauf im fünften Abschnitte der Forstschutz. — Hierbey ist die Forstpolizey im eigentlichen Sinne ausgeschlossen und nur der Schutz, welchen der Förster, als solcher, seinem Walde gewähren muß, gemeint.

Die Vögel und die Eichhörnchen hat der Herr Verf. nicht unter den Schadensstiftern aufgeführt, und doch lesen die ersteren manches gesäete Samenkorn auf und klaben die letzteren manche Zapfen zc. aus. — Bey der Verfolgung der Insecten wird abermahls auf das, allerdings vortreffliche, Insectenwerk des Hn Prof. Kageburg zc. verwiesen. — Allein viele Privatforst-Besitzer zc. werden Anstand nehmen dies, noch nicht beendigte, Werk sich anzuschaffen. — Es wäre daher eine kurze Uebersicht der allgemeinen Naturgeschichte der Insecten und dann der Forstinsecten insbesondere, an der Spitze dieser Abtheilung, als Begründung der Vorschriften zur Verfolgung der einzelnen schädlichen Insecten, ähnlich, wie wir das bey der Beschreibung der einzelnen Waldbäume gewünscht haben, hier wohl an ihrer Stelle gewesen.

Die Forstpolizey im eigentlichen Sinne, d. h. die Staats-Forstpolizey, schließt der Hr Verf., wie wir eben bemerkt haben, zwar aus, dagegen aber handelt er im sechsten Abschnitte die s. g. niedere Forstpolizey, wo die Gesetzgebung zum Schutze des Waldes, als solchen, gegen äußere Verhältnisse zu Hilfe kommen muß, ausführlich ab. —

Dahin gehören, 1) Beschützung und Erhaltung der Grenzen; 2) Sicherung des Waldes gegen Holzentwendungen; 3) Beschädigung der Forsten durch Weidevieh; 4) verschiedene Beschädigungen des Holzes; 5) das Sammeln der Waldstreu; und endlich 6) die Waldservituten. — Das Sammeln der Waldstreu, insbesondere des Laubes, wird, im Allgemeinen, und zwar mit Recht, als nachtheilig; die Befreyung der Waldungen von lästigen Berechtigungen dagegen als vortheilhaft dargestellt.

Ref. kann aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Nachtheil des Laubrechens auf seine eigentlichen wahren Ursachen und nicht bloß auf die Entziehung des Walddüngers, des Humus, zurück geführt werden möge, weil Waldbäume vieler Orten vortrefflich wachsen ohne auch nur ein Blatt zu ihrer Nahrung über sich liegen zu haben; und was die unbedingte Anempfehlung der Abfindung aller und jeder Gerechtsame in den Wäldern betrifft, so hat Ref. sich damit niemahls einverstanden erklären können; im Gegentheile glaubt er, daß man den Mitgenuß mancher Walderzeugnisse ohne den mindesten Nachtheil gewähren könne, wenn dabey nur mit Ordnung verfahren werde und daß das Zerschneiden eines Waldes in viele kleine Stücke, um alle Boden-, Holz-, Mast- u. c. Berechtigungen daraus abzufinden, seiner Holzproductions-Fähigkeit gewöhnlich so tiefe Wunden schlägt, daß solche nur selten vollständig wieder geheilt werden können; die Gefahr des Ausrodens u. c. der Abfindungstheile nicht einmahl in Anschlag gebracht. Ein getheilter Wald gleicht einem zerstörten Organismus, der sich in seinen abgelösten Theilen erst wieder reproducieren muß, um ein neues organisches Ganze wieder darzustellen; und dazu gehört, bekanntlich, beym Forstwesen öfter mehr, als ein Jahrhundert.

Der siebente Abschnitt handelt von der Forstbenutzung; und zwar I. von dem Waldzustande, der das größte Einkommen gewährt, und II. von der besten Gewinnungs- und Verkaufsart. Fast kein Abschnitt ist mit solcher Ausführlichkeit (24 Seiten), zugleich aber auch mit solcher Gründlichkeit behandelt. Der Hr Verf. geht hin und wieder in das kleinste Detail ein und führt z. B. alle Holzmassen 2c. an.

Der wichtigste Gegenstand dieses Abschnitts ist unstreitig der erste (I), aber auch zugleich der schwierigste, weil das Einkommen von einem Ertragsgegenstande von der Nachfrage, die Nachfrage aber vom Bedürfnisse abhängt und dies im Laufe der Zeit sehr wechselnd seyn kann. Die Forstwirthschaft steht daher in diesem Betrachte sehr hinter der Landwirthschaft zurück, weil sie mit ihren secularen Erzeugnissen dem jedesmahligen Bedürfnisse sich nicht so schnell anpassen kann, wie die annuaire Landwirthschaft. Auch ist die Feststellung eines normalen, den höchsten Ertrag gewährenden Waldzustandes, fast unmöglich.

Desto kürzer ist der achte Abschnitt: Vom Transport des Holzes (6 Seiten), behandelt. Zuerst vom Land-, dann vom Wasser-Transport, aber Nichts von Rutschen, Riesen, Flöß-Nachen u. s. w. Dagegen Verweisung auf Sägerschmid's Handbuch für Holztransport 2c. — Da der Hr Verf. angibt, wie viel Cubikfuß Wasser zum Flößen eines Cubikfußes Holz erforderlich sind; so, deucht uns, wäre es auch erforderlich gewesen, etwas von der specifischen Schwere des Holzes, als Grund seiner Flößbarkeit, anzuführen.

Im neunten Abschnitte wird nun von etwas ganz Heterogenem, von der Forstwirthschaft gehandelt und dabey abermahls auf Werke, die sich mit

diesem Gegenstande besonders beschäftigen, auf Dau, Eiseler, Riem &c. verwiesen.

Wohl mag es seyn, daß der Privatforst-Besitzer außerdem auch noch Torfmoore besitzt und von seinem Verwalter oder von seinem Förster &c. die Mitverwaltung dieser Gründe verlangt; man weiß, daß so in der Person eines Privatförsters &c. öfters sehr viele Functionen vereinigt sind. Aber diese persönliche Vereinigung, die individuell oder finanziell oder auch objectiv, nach der Natur des Gegenstandes, sehr wohl kann gerechtfertiget werden, kann, nach des Ref. Ueberzeugung, nie eine wissenschaftliche begründen. Die Torfwirthschaft ist, ihrem inneren Principe nach, überall nicht mit der Forstwirthschaft verwandt, kaum mit derselben zu vergleichen; sie geht nicht auf ein ewiges, gleichzeitiges, Benutzen und Wiedererzeugen ihres Object's hinaus (und wenn sie darauf hinaus ginge, so geschähe es bis jetzt, wenn nicht ohne Grund, doch ohne alle Sicherheit); sie ist eine reine Bodenbenutzung, und zwar meistens des Bodens selbst, nicht seiner Erzeugnisse, und sie fällt daher ganz in die Classe der bergmännischen Arbeiten, nicht einmahl in die der landwirthschaftlichen; es sey denn, daß man sie zu den Bodenverbesserungsarten, in so ferne nämlich aus den abgestochenen Torfmooren (Hochmooren) in vielen Gegenden die herrlichsten Wiesen = oder Ackerländereyen gewonnen werden, rechnen wolle; in welchem Falle man sie dann eine Staats = Landwirthschaft nennen könnte.

Will man den Privatforst = Besitzer oder seinen Förster &c. darüber belehren, was in den Kreis seiner Beschäftigungen fällt; so hätte man auch noch die Jagd, die Fischerey, die Waldbienen = Wirthschaft &c. aufnehmen müssen und zwar letztere (so selten sie auch seyn mag) mit größerem Rechte, als

den Fang der wilden Thiere oder den Ausflich von Torfsoden oder die Gewinnung von Bruchsteinen u. s. w.

Im zehnten Abschnitte gelangt der Herr Verf. nun zu dem ewigen Räthsel der Forstwissenschaft, zu der Taxation der Forsten!

Hier verweist er gleich von vorne herein auf seine Anleitung zur Forsttaxation zc. (von der nunmehr, wie wir sehen, die dritte Auflage erschienen ist) und bemerkt, daß die Forsttaxation auf fünf verschiedene Zwecke gerichtet seyn könne:

- I. auf Ermittlung der haubaren Vorräthe;
- II. auf Ermittlung des nachhaltigen Ertrages;
- III. auf Berechnung des Geldwerthes;
- IV. auf Berechnung des Werthes bey gänzlichem Verkaufe und
- V. auf Begründung einer Devastation.

Von jedem dieser Taxationszwecke nun im Folgenden besonders, nach Maßgabe der vorhin angezogenen Anleitung zc. bündig und genügend, so, daß jeder Forstgrundbesitzer zc. die beabsichtigte Taxation darnach vornehmen kann. Wir bemerken über das Verfahren des Hn Verf. nur Folgendes:

1) Es liegt demselben im Allgemeinen die Fachwerksmethode zum Grunde, daher: Formierung von Wirthschaftstheilen; Classification der Bestände, Bildung von Perioden, Aufstellung von Erfahrungstafeln, Berechnung des periodischen, jährlichen und Durchschnittszuwachses u. s. w.

Inzwischen scheint der Hr Verf. bey der Taxation regelmäßig bestandener (Normal-) Waldungen sich doch der rationellen oder Hundeshagenschen Taxation nach Nutzung=Procenten, zu nähern, indem er zur Ermittlung des nachhaltigen Ertrags unter dieser Voraussetzung, bloß das einfache Verfahren empfiehlt; zuerst die Größe des producieren=

den Forstgrundes (durch Vermessung) fest zu legen; dann die Bodenclasse (Productionsfähigkeit?) zu ermitteln; drittens den Zuwachs pro Morgen nach örtlicher Untersuchung oder nach Erfahrungs-Tabellen zu erforschen und endlich viertens die vorhandenen Blößen abzuziehen.

2) Zur Taxation bloß der haubaren Vorräthe (1) genügt dem Hn Verf. die Schätzung jedes einzelnen Stammes nach dem Augenmaße, und nur in Ermangelung von Uebung in dieser Art von Schätzung werden (Gehalts-) Tabellen nachgelassen.

Wir vertrauen der Uebung und dem guten Augenmaße der Taxatoren des Hn Verf. alles Mögliche und glauben, daß, abgesehen von dem Gewinne an Zeit und Kosten, der Wahrheit dadurch eben so nahe gekommen werden könne, als durch Messung und Berechnung jedes einzelnen Stammes. Allein die wissenschaftliche Ueberzeugung von dieser Annäherung kann man nicht so hegen, als wie bey der Messung; daher vermag Ref. dem Hn Verf. hierin auch nicht beyzustimmen und zwar um so weniger, als die Messung und Berechnung jedes einzelnen Baumes außerordentlich schnell vor sich geht, wenn die Messer nur einigermaßen gewandt sind. Freylich könnte dieß bey einer Messung auch geschehen; aber es ist eine bekannte Anekdote, daß den Schätzern nach dem Augenmaße bey einer gewissen Gelegenheit vorgeschrieben ward, dem Augenmaße ein wenig zuzulegen!

3) Zur Taxation der Hoch- und Mittelwälder (eine Taxation der reinen Niederwälder geschieht, bekanntlich, am sichersten durch Abtriebe u.) werden nur von dem Hn Verf. vortreffliche Hilfsmittel an Erfahrungs- und Zuwachstabellen von den verschiedenen Bodenclassen und von den vorzüglichsten Holzarten, aus Beobachtungen vom nordöstli-

chen Deutschlande zusammen getragen, ferner: Tabellen über das Verhältniß der Sortimente bey verschiedenen Holzgattungen, nach Maßgabe ihres Wuchses, so wie auch Erläuterungen zum Gebrauche jener Erfahrungsz. Tabellen zc. mitgetheilt, die gewiß ein Jeder in rein wissenschaftlicher und practischer Hinsicht dankbar aufnehmen wird.

Ueberhaupt zweifelt Ref. nicht, daß die Taxations-Methode des Hn Verfs alle diejenigen sehr ansprechen werde, die da glauben, daß bey einem Geschäfte, wobey die Wahrheit doch nicht erreicht werden kann, ein kleiner Fehler bey einem einfachen, zweckmäßigen Verfahren, nicht so viel werth sey, als der große Zeit-, Kosten- und Wissenschafts-Aufwand bey einer künstlicheren und vermeintlich richtigeren.

Aber die Erforschung des nachhaltigen Abgabefalles ist zur Begründung eines regelmäßigen Haushaltes noch nicht genug; es muß auch bestimmt werden, wie und wo der Abgabefall jedes Jahr ordnungsmäßig weggenommen werden soll. Dies geschieht durch Anordnung einer s. g. Hiebfolge und durch Bildung von Wirthschafts-Ganzen. Dazu wird S. 303 fernere Anleitung gegeben.

Im eilften Abschnitte (S. 316 u. f.) wird die Waldwerthberechnung nach vier verschiedenen Abtheilungen vorgetragen, nämlich:

- I. Von dem gutachtlichen Ueberschlage des Ertrages eines anzukaufenden Forstes;
- II. Von der Berechnung des Werthes junger, noch nicht nutzbarer Holzbestände und mit Holz anzubauender Waldblößen;
- III. Berechnung eines mit nutzbarem Holze bestandenem Forstort, dessen Boden nach Abräumung des Holzes entweder wieder mit Holz

in Bestand gebracht oder zu Acker, Wiesen und dergl. benutzt werden soll; und endlich

IV. Werthberechnung eines Waldes 2c. aus Veranlassung einer Expropriation.

Wir bemerken hierbey nur, indem wir wegen des Details einer jeden dieser Berechnungsarten nothwendig auf das Werk selber verweisen müssen, daß zur Werthberechnung eines Waldes zu dem ersteren (I) Zwecke die von dem Hn Verf. S. 318 mitgetheilten Erfahrungstabellen, die gegen die ewigen etwas vermindert sind, weil die Käufer die höheren Erträge nicht bezahlen können, zum Grunde gelegt werden sollen; daß hinsichtlich der zweyten (II) Berechnungsart bey welcher die Zins = auf Zinsen = Rechnung als die allein richtige dargestellt wird, auf Gottas Anweisung zur Waldwerthberechnung 2c. verwiesen werde; daß bey der dritten (III) Berechnungsart die Werthberechnung, einmahl des Holzes und dann des Bodens, in Betracht gezogen werden müsse und daß endlich bey der vierten Berechnungsart gesetzliche Vorschriften (im Preussischen) entscheiden sollen.

Im zwölften und letzten Abschnitte wird der Schlußstein des Ganzen gelegt, nämlich die Grundsätze zur Anordnung und Controle der Verwaltung werden darin abgehandelt.

Es ist uns dabey nichts bemerkbarer geworden, als die Grundsätze oder der Maßstab, wonach die Besoldungen der Forstbeamten reguliert werden sollen. Der Hr Verf. macht drey verschiedene Classen von Forstbeamten:

- 1) bloße Schutzbeamte;
- 2) geringste Försterklasse; und
- 3) Revierförster.

Die Besoldung dieser Beamten soll etwa gleich gestellt werden:

- a) die der ersten Classe der der verheiratheten Aufseher von Deconomien, Gärten, Kunststraßen zc.
- b) Die der zweyten Classe der der Verwalter von einzelnen kleinen Vorwerken; kleinen Steuer-Einnehmern zc. und
- c) Die der dritten Classe der der höheren Wirthschaftsbeamten; Justizbeamten auf dem Lande; Realbeamten auf dem Lande zc. wobey auf Pferdehaltung Rücksicht zu nehmen zc.

Diese comparative Besoldungsbestimmung hat unsern Beyfall nicht. — Zuwörderst gründet sie sich auf eine Art von Rangliste, mit der in einzelnen Fällen weder der eine noch der andere Theil zufrieden seyn möchte: der Justizbeamte auf dem Lande, der, höchst wahrscheinlich auch im Preussischen, 2—3 Jahre auf einer Universität studiert hat, wird sich ungerne neben den Revierförster gestellt sehen, der vom bloßen Schutzbeamten zum Revierförster avanciert ist u. s. w.

Sodann setzt eine solche comparative Besoldung voraus, daß ihr Regulativ genau bestimmt sey. Dies ist aber keinesweges, wenigstens in den außerpreussischen Ländern der Fall; hier wechselt sie außerordentlich nach Maßgabe der Verfassung, des Herkommens, der örtlichen Ansichten u. s. w. Oft sind große Titel mit geringen, und umgekehrt, geringe Titel mit großen Besoldungen verbunden zc.

Den Gehalten der Forstbedienten (so wie aller und jeder Bedientesten) müssen gewisse allgemeine Grundsätze, aus der Natur ihrer Verhältnisse geschöpft, aber nach jeder Landesverfassung modificiert, unterliegen; diese allgemeinen Grundsätze sind vorhanden, leider! aber nicht immer, namentlich bey dem Forstbedienten, angewandt; sie leiden wahrhaft hin und wieder Noth, obwohl ihnen, wie der Hr Verf. mit Recht bemerkt, ein ungezähltes

Capital in die Hände gegeben ist. Es ist hier übrigens nicht der Ort in diese Materie weiter hinein zu gehen.

Mit einem Kalender für die monatlichen Forst- und Jagdgeschäfte schließt der Hr Verf. sein Buch.

Sollen wir nun über das Ganze unser Urtheil fällen, so müssen wir der Idee, ein Handbuch für Forsteigenthümer zc. zu schreiben, die nicht selber Forstgelehrte sind, unseren Beyfall geben; die dritte Auflage dieses Buchs beweiset, daß die Idee Anklang und das Buch Absatz gefunden hat. Nur über die Bestimmung und über den Gesamt-Inhalt desselben erlauben wir uns einige Bemerkungen.

Wir würden die 'Forstlehrlinge' davon ausgeschlossen haben oder, wenn sie nach preussischen Einrichtungen zc. aufgenommen werden mußten, tiefer in die Gründe der Wissenschaft eingedrungen seyn; ein Lehrling will und soll weiter; er soll nicht bloß bey dem Verfahren, bey dem Mechanischen, stehen bleiben; er soll wissen, warum er so verfährt, weswegen dieser Handgriff zum Ziele führt u. s. w. Ein Verweisen auf andere Bücher genügt nicht; dann kann er ja nur sogleich unmittelbar zu diesen Quellen schreiten; warum erst, s. v. v., durch die Empirie zur Wissenschaft gelangen?

Zu diesem tieferen Eindringen würde der Herr Verf. Platz gefunden haben, wenn er die Forstwirtschaft und (was freylich nicht vielen Raum wegnimmt) den Jagdkalender weggelassen hätte. Der Forst und die Jagd gehören nun einmahl durchaus nicht zur Forstwirtschaft, als solcher, wenn gleich (wie wir bereits oben bemerkt haben) es seyn kann, daß der Förster zugleich auch Moorverwalter und Jäger ist; so wie er auch Fischmei-

ster und Bienenwärter 2c. seyn kann. Aber die Cumulation von Diensten oder Beschäftigungen auf eine einzige Person rechtfertiget nicht die Cumulation von ganz heterogenen Wissenschaften in einem einzigen Buche. Der Lehrer der Naturgeschichte z. B., der die Zoologie vorträgt, wird in seinem Handbuche oder in seinen Heften nicht auch die Geologie vortragen; er wird jede Wissenschaft in ihre Fächer verweisen; und doch stehen Zoologie und Geologie sich einander viel näher, als Forstwirthschaft und Forstwirthschaft.

Die Jagd ist in den meisten Fällen ein natürliches Anney des Försters; wissenschaftlich aber stehen der Förster und der Jäger noch weiter auseinander, als der Moorverwalter und der Förster. — Bey einer vierten Auflage werden diese kleinen Uebelstände vielleicht gehoben werden.

L e y d e n ,

bey S. und J. Luchtman's 1842. Kort Overzigt van de Geschiedenis des Vaderlands. Door Mr. G. Groen van Prinsterer. Zweynte Auflage. IV und 103 Seiten in Octav.

Ebendasselbst. Handboek der Geschiedenis van het Vaderland, door Mr. G. Groen van Prinsterer. Erste Lieferung 1841. Von den frühesten Zeiten bis zum Aufstande gegen Philipp. Zweynte Lieferung 1842. Bis zum Westphälischen Frieden. Dritte Lieferung 1843. Bis zum Frieden von Utrecht. Zusammen 642 Seiten in Octav. Die vierte und letzte Lieferung, bis auf unsere Zeit, wird erwartet.

Holland ist eben nicht arm an kurzen Uebersichten der vaterländischen Geschichte; allein die mei-

sten, wenn nicht alle, sind nur zum ersten Unterricht brauchbar, da sie entweder, als Lesebücher, bloß eine Sammlung geschichtlicher Züge, ohne eigentlichen Zusammenhang, enthalten, oder, nach einem flüchtigen Ueberblick der früheren Vergangenheit, der als Einleitung zur späteren Geschichte dienen soll, diese in der Hauptsache durchführen, mit Auslassung dessen was die Fassungskraft des Jugendalters übersteigt. Derartige Büchlein mögen allerdings, in gewisser Hinsicht, für das Kind hinreichen; ist aber der Knabe zum Jüngling heran gewachsen, so wird es nöthig, daß man ihn allmählich mit dem Umfange der Geschichte seines Vaterlandes bekannt mache, und ihm, zur Erleichterung dieses Studiums, einen guten Leitfaden in die Hand gebe, vermittelt dessen er das Gesamtgebiet der vaterländischen Geschichte durchwandern, und die verschiedenen Entwicklungsperioden festen Schrittes durchgehen könne, ohne Gefahr zu laufen in dem Labyrinth des Mittelalters herum zu irren und, der fruchtlosen Reise müde, der Geschichte überdrüssig zu werden. Es kommt nicht weniger für den Lehrer als für den Schüler selbst darauf an, daß er einen sicheren Wegweiser, einen zuverlässigen Führer habe. Aber die Befertigung eines guten Leitfadens ist eine schwierige Aufgabe. Je einfacher, je klarer und zweckmäßiger das Buch seyn soll, desto mehr Forschungen, Kenntnisse und Scharfsinn werden dazu gefordert. Wie die Geschichte der Niederlande eine der wichtigsten und lehrreichsten ist, so ist sie auch eine der schwierigsten für gelehrte Bearbeitung. Sehr verwickelt ist die Geschichte der erst zum Weströmischen Reiche, dann der Monarchie Carl des Großen gehörigen, seit der Theilung dieser Monarchie bald in deut-

sche, bald in fränkische, bald in lotharingische Provinzen zerfallenen, im 10. 11. 12. und 13. Jahrhundert in mehrere kleine Souveränitäten — Herrschaften, Bisthümer, Grafschaften, Herzogthümer — zersplitterten, im 15. Jahrhundert unter einem Hauptstamme größtentheils wieder vereinigten, und endlich im 16. Jahrhundert sämmtlich unter der Oberherrschaft Carl des V. stehenden, Niederlande. Dessen ungeachtet müssen die Landeskinde mit derselben vertraut werden, wenn sie die Gegenwart richtig fassen wollen. Denn diese ist ja nur die Folge der Vergangenheit, die Entwicklung früher in den fruchtbaren Boden gelegter Keime. Eben weil im Mittelalter sich kein Staatensystem denken läßt, und die zersplitterten niederländischen Provinzen dem Historiker keinen Mittelpunkt gewähren, von dem aus er dieselben leicht übersehen könnte, ist die Behandlung ihrer Geschichte, zumahl in einem Handbuche, äußerst schwierig. Ja, es ist vielleicht unmöglich in der manigfach bewegten Vergangenheit das richtige Fahrwasser durch alle Klippen und Untiefen hin zu treffen und zu halten. In der zweyten Hälfte des 15. oder wenigstens seit dem 16. Jahrhunderte, stößt man nicht mehr auf dieselben Hindernisse. Desto auffallender ist es, daß in Holland, wo Heeren's unübertroffenes Handbuch wohl bekannt ist, Niemand auf den Einfall gerieth, die Niederlande betreffenden Abschnitte dieses Werkes zum Muster zu nehmen und, wo möglich, die Methode des genialen Historikers auch auf die frühere Geschichte der Niederlande anzuwenden.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 8. Junius 1844.

L e y d e n.

Schluß der Anzeigen: 'Kort Overzigt van de Geschiedenis des Vaderlands. Door Mr. G. Groen van Prinsterer' und Handboek der Geschiedenis van het Vaderland, door Mr. G. Groen van Prinsterer.'

Es ist schon vor längerer Zeit mit einem Compendium der allgemeinen Geschichte der sämtlichen Niederlande der Versuch gemacht worden. Wir haben nämlich vor uns die 3te Auflage des im Jahre 1827 zu Gent erschienenen Werkchens des Hn Prof. Schrant: 'Kort overzigt van de Geschiedenis der Nederlanden. 120 Seiten in fl. Octav. In diesem Büchlein vermiffen wir zwar kein wichtiges Ereigniß, keine Erfindung, keinen im Land- und Seekrieg, in der Kunst und Wissenschaft berühmt gewordenen Namen. Es sind aber nicht viel mehr als Eigennamen und chronologische Angaben von Begebenheiten, die sich durchkreuzen. Die zweene Hälfte, vom 16. Jahrhundert bis 1815 nimmt bloß ein Drittel des Buches ein. Die

erstere Hälfte ist eine verworrene Chronik. Statt die Hauptmomente der Geschichte und das Merkwürdigste hervor zu heben, hat der gelehrte Verfasser, nicht ohne Anstrengung, aus allerley Dingen ein Ganzes zusammen gestellt, in dem weder ein Hauptgedanke die einzelnen Partien beherrscht und aneinander knüpft, noch der Charakter der niederländischen Geschichte hervor tritt. Und doch hat jedes Land etwas Eigenthümliches, jede Nation etwas ihr Angeborenes, das sie von andern Völkern unterscheidet, und auf ihre Geschichte ein besonderes Gepräge drückt, welches sich in der Durchführung derselben soll kund thun. So war, z. B., Religiosität, von echter Vaterlandsliebe unzertrennlich, von jeher der Grundzug des niederländischen Charakters. Die sprichwörtliche Redlichkeit der Holländer ruht auf einer festeren Grundlage als die der Politik und des Eigennuzes, und diesen bezeichnenden Zug sollte man in der Geschichte dieses Volkes nie verkennen. Nicht seiner Regierung, sondern der moralischen Größe der Nation hat Holland zu verdanken, daß es in und seit dem Jahre 1830 nicht zu Grunde ging; von dieser allein und von Gottes Segen hofft es seine Rettung aus der gegenwärtigen Krisis. — Hr Schrant, ein Katholik, erwähnt, in seiner 'Uebersicht', kaum mit einem Worte der Reformation, welche doch bis heute auf das Schicksal Hollands einen unberechenbaren Einfluß ausübte. Heißt das nicht den Grundcharakter einer Geschichte verkennen? Man wird den Verf. nicht damit entschuldigen wollen, daß er seine Uebersicht für die damals vereinigten nördlichen und südlichen Niederlande schrieb, und die strengste Unparteylichkeit beobachten wollte. Der Unzweckmäßigkeit seines Buches ungeachtet, hat es mehrere Auflagen erlebt. Es zeugt dies

einerseits von der Gleichgiltigkeit der Regierung, so wie der Schulbehörden, in einer höchst wichtigen Angelegenheit, andererseits von dem gänzlichen Mangel an einem besseren Leitfaden zum Unterricht in der vaterländischen Geschichte. Es war Zeit, daß diesem Uebelstande abgeholfen wurde.

Es hätte sich in Holland schwerlich Jemand finden lassen, der geeigneter gewesen wäre, ein gutes Handbuch der allgemeinen Geschichte der Niederlande zu liefern, als Herr Staatsrath, Ritter G. Groen van Prinsterer. Denn dieser Gelehrte hat sich durch weitgreifende Studien auf dem Gebiete der Philologie, der Rechts- und Staatswissenschaft, der Theologie und der Geschichte, und durch gediegene Werke einen unbestrittenen Ruhm erworben. Daß er seiner historischen Aufgabe gewachsen war, beweisen unter anderen die von ihm herausgegebenen Archives ou Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau, eine reiche Sammlung von Briefen und anderen Actenstücken, die Geschichte der Niederlande, von 1552 — 1581, betreffend; eine wahre Fundgrube für den Historiker; ein Werk, das durch den gelehrten, scharfsinnigen, unermüdeten Herausgeber mit Einleitungen versehen und mit Erläuterungen so reich ausgestattet ist, daß wer nur eine Urkundensammlung in die Hand zu nehmen glaubt, einer fortlaufenden, lebendigen Geschichte begegnet, und das große Drama des 16. Jahrhunderts sich entwickeln sieht. Durch diese Arbeit hat sich Hr Groen besonders um sein Vaterland verdient gemacht; denn für den Holländer ist gerade der siegreiche Kampf gegen spanische Unterdrückung der Glanzpunct seiner Geschichte. Die blutig errungene religiöse und politische Freyheit ist ihm theuer. Auf dieses Fundament haben seine heldenmüthigen Voraltern ihr

Staatsgebäude gegründet. Daß auf dieser festen Grundlage die politische Existenz der vereinigten Provinzen ruhe, beweisen schon die Münzen, auf welchen die batavische Jungfrau, in Kriegerstracht, den linken Arm auf die Bibel stützt, welche die Worte: HAC NITIMVR umgeben, und in der rechten Hand eine Lanze mit dem Freiheitshut hält, um welche: HANC TVEMVR zu lesen ist. — Diesen Charakter der niederländischen Geschichte konnte und wollte Hr Groen auch in den oben angekündigten Werken nicht verleugnen. Die 'Uebersicht' und das 'Handbuch' bilden zu den früheren Büchern dieser Art in jeder Hinsicht, doch besonders durch die religiöse Richtung, einen schneidenden Contrast, wie es sich schon aus den Ueberschriften derselben ersehen läßt. Man denke jedoch nicht, daß der Verf. die Geschichte in einen Katechismus umgestaltet habe. Er spricht sich selbst über beide Arbeiten näher aus. Von der ersteren sagt er: 'In dieser Uebersicht (welche, meines Bedünkens, leicht für Kinder von 10 oder 12 Jahren, als Leitfaden bey'm mündlichen Vortrage, als Grundlage zum ausführlichern Unterricht dienen könnte) habe ich getrachtet, einerseits jede Vorstellung zu vermeiden, deren Unrichtigkeit durch den Fortgang der Wissenschaft erwiesen wird; andererseits, den Verlauf und den Zusammenhang der Begebenheiten im Lichte des evangelischen Glaubensbekenntnisses darzustellen. Auch die Geschichte ist ein heiliges Pfand, das wir von unseren Ahnen geerbt; sie darf zum Behufe Niemandes, am wenigsten der römisch = katholischen Kirche, verdunkelt werden' Im Vorworte zum Handbuche lesen wir: 'Diese Schrift ist vorzüglich für Protestanten bestimmt, welche wünschen daß der Unterricht in unserer Geschichte ein christlicher sey. . . .'

Vielleicht werden auch meine übrigen Landsleute dieses Handbuch benutzen können. Dasselbe ist keine Parteyschrift, ob ich schon nicht glaube (und dies wäre nach meiner Ansicht die größte Parteylichkeit) das christliche und protestantische Princip, welches in diesem Lande im Vordergrunde stand, auf den Hintergrund verweisen zu müssen'

Die Geschichte der Menschheit lehrt uns, daß man am Ausgange einer durch die Politik bewegten, durch Kriege erschütterten Zeit, jedesmahl die religiösen Ideen hat wieder erscheinen und durchdringen sehen. Das kräftige Erwachen des Protestantismus in Holland darf uns deshalb nicht wundern, und die angezeigten Schriften des Herrn Groen, wenn auch einzig der Art in der historischen Literatur seiner Heimath, sind keine überraschende Erscheinung.

In dem Handbuche wollte der Verf. weit mehr als einen Abriß der Begebenheiten geben; er wollte die Verhältnisse der verschiedenen niederländischen Provinzen in früherer Zeit zu einander darstellen, die Ursachen und Folgen der Ereignisse, so wie die Fortbildung des Staates entwickeln, und den Charakter der Geschichte desselben hervor heben. Daß er die Vergangenheit der einzelnen Provinzen durchforschen, das ganze Gebiet der niederländischen Geschichte genau kennen mußte, bevor er an die Ausführung seines Planes ging, versteht sich von selbst. Die von ihm angeführten Schriften geben den Beweis seiner Belesenheit. Das Resultat seiner Studien hat er zu einem behaglichen Ganzen gestaltet, dessen äußere Form (die Angaben und Critik der Quellen ausgenommen) an Heeren's Handbücher erinnert. — Das genannte Werk gefällt nicht bloß durch die historische Auffassung, die Behandlung des Stoffes und die

lichtvolle Darstellung, sondern auch durch den anziehenden Stil.

Da die besprochenen Schriften sich, wie schon bemerkt, durch eine scharf ausgesprochene protestantische Ansicht auszeichnen, so hat sich natürlich in Holland selbst das Urtheil über dieselben, nach den verschiedenen Ueberzeugungen verschieden gestaltet.

H—y.

J e n a .

Ap. Carol. Hochhausen 1843. Libri symbolici ecclesiae orientalis. Nunc primum in unum corpus collegit, variantes lectiones ad fidem optimorum exemplorum adnotavit, prolegomena addidit, indice rerum praecipuarum instruxit Ernest. Jul. Kimmel, Ruthenus, theol. Licent. eamque in acad. Jenensi privat. doc., societatis latin. Jenens. socius ordin. XCII und 500 Seiten in Octav.

Je mehr sich die neueste Zeit dem Glauben und der Kirche wieder zuwendet, desto mehr hat sie Interesse an den Symbolen. Diese aber bedürfen der Symbolik, d. h. der Wissenschaft von den Symbolen, die sich darstellt in Geschichte, Exegese und Systematisierung derselben. Vorher aber geht das Bedürfnis gereinigter Ausgaben des symbolischen Textes. Diesem Bedürfnisse ist für die drey Hauptconfessionen unlängst genügt; wir haben die Symbole unserer Kirche von Hase, die der reformirten von Niemeyer, die der katholischen von Streitwolf und Klenner. Dagegen stand die griechische Kirche bisher anscheinend zurück; nicht bloß, daß keine neuere Ausgabe ihrer Symbole vorhanden war, — dieselben sind überhaupt noch nirgends gesammelt. Dies Verdienst hat sich Hr Kimmel erworben. Indem wir es nicht verkennen,

wie schwer es ist, bey einer Arbeit der erste zu seyn, wollen wir versuchen Lob und Verantwortlichkeit gleichmäßig zu theilen und glauben dazu die beiden Fragen an das Werk stellen zu müssen: welche Symbole bringt es? was thut es für ihr Verständnis? Beides wird sich unserer Besprechung nicht trennen lassen.

Der Verf. beginnt seine Prolegomena mit der Erklärung, die griechische Kirche habe keine Symbole in dem Sinne der unsrigen. Sie habe nur Bekenntnisse oder Zeugnisse des Glaubens, während diese bey uns zugleich Normen desselben seyen. Hiermit ist offenbar in den Begriff des Symbols nicht tief genug eingegangen. Unsere Kirche hat kein Symbol, das von vorne herein Norm des Glaubens seyn will, als etwa die Concordienformel, die eben darum es nicht zu allgemeiner Geltung bringen konnte. Unsere Hauptsymbole sind ursprünglich Bekenntnisse des vorhandenen Glaubens, nicht Normen des künftigen. Ist also ein Unterschied zwischen diesen und denen der griechischen Kirche, so liegt er nicht im Ursprunge, in der Entstehung, sondern in der nachmahligen Geltung der symbolischen Schriften. Diese sind also solche, die den Glauben einer Kirche, ganz oder theilweis, entweder von vorn herein im Namen oder unter nachmahliger Anerkennung derselben positiv oder negativ ausdrücken sollen. Ein scharf gefaßter Begriff dieser Art ist durchaus nöthig, um über die Symbole der griechischen Kirche ins Klare zu kommen.

Befragen wir nun die Geschichte, so datiert eine besondere Kirche des Orients aus dem 9. oder aus dem 11. Jahrhundert, seit Photius oder seit Michael Cerularius. Diese Kirche entstand nicht wie die unsrige durch Reformation, sondern durch Re-

gation. Bis dahin waren die Symbole der allgemeinen Kirche, abgesehen von Privatmeinungen der Theologen, auch die ihrigen gewesen. Ward sie nun durch die Spaltung etwas Besonderes, so werden wir hier bey Gelegenheit der Spaltung nach Schriften symbolischer Art zu suchen haben. In der That glauben wir, daß die Symbole der griechischen Kirche mit der Encyclica des Photius oder noch besser mit dem *Σημειωματα* der Synode des Mich. Cerular und dessen Briefen beginnen müssen. — Unser Verf. thut dies nicht. Sein erstes Symbol führt sogleich in die Zeit des letzten Vereinigungsversuches im 15. Jahrhundert. Es ist die Confessio Gennadii, durch welche der genannte Patriarch von Constantinopel bey Muhammed II., dem Eroberer der Stadt, für das Christenthum Toleranz und selbst Befreundung erlangte. Wollen wir streng seyn, so gehört diese Schrift nicht unter den Begriff des Symbols, sofern sie weder im Namen der Kirche (d. h. im Auftrage, unter Autorisation derselben) noch unter nachheriger ausdrücklicher Zustimmung derselben verfaßt ist. Doch hat sie auch keinen Widerspruch erfahren und wir wenigstens wollen ihr den kleinen Raum, den sie einnimmt, nicht mißgönnen. Sie ist in doppelter Gestalt vorhanden, als Dialog mit dem Sultan und als Bekenntnisschrift. Der Verf. weist darin platonische Gedanken nach, wie ja Gennadius (früher Georg Scholarius) als Freund des Plato und Gegner des Georg von Trapezunt bekannt ist. Wichtig ist außer den platonischen Speculationen über das Wesen Gottes vorzüglich der Einfluß dieser Philosophie auf die Lehre von der Erlösung. Die Sünde ist Werk des Teufels, in welchem der Neid wohnte. Aus dem Falle die Erbsünde d. h. die Herrschaft des Teufels.

Sonach ist die Erlösung eine Befreyung ἀπὸ τῆς πλάνης τῶν δαιμόνων. Dies wird nur beyläufig und am Ende erwähnt. So fremd war der griechischen Kirche jener sittliche Ernst noch immer, den der Occident schon seit Augustin in sich aufgenommen hatte! — Der Verf. gibt den Text nach Ghyträus, Varianten aus Mart. Crusius Histor. eccl. Turcograec. T. II. und der Leydener Bibl. Patr. Lat. XXVI. Da Ghyträus seine Quellen nicht angibt, als Reisender wohl auch nicht Gelegenheit hatte, auf Reinheit des Textes große Sorgfalt zu wenden, so wäre es gewis passender gewesen, die mit Umsicht gemachte Recension des Crusius zum Grunde zu legen, dessen Lesarten ohnehin meist von Hn Kimmel gebilligt werden. Auch wäre es sehr erwünscht gewesen, wenn sich über die gegenwärtige Stellung der griechischen Kirche zur Confession des Gennadius etwas Weiteres hätte beybringen lassen. In früherer Zeit schadete ihr das unionistische Schwanken ihres Verfassers auf dem Concile zu Florenz. Auch entspricht es dem stabil-negativen Charakter der griechischen Kirche wenig, daß die Confession nur Positives enthält.

Als zweytes Symbol finden wir die confessio Cyrilli Lucaris. Hierüber dürfen wir uns billig sehr verwundern. Mit gleichem Rechte würde in unsern symbolischen Büchern etwa die confutatio oder in denen der katholischen Kirche einer von Luthers Katechismen stehen können. Denn die Confession des Cyrillus Lucaris ist völlig reformatorisch und nicht bloß von seiner Kirche niemahls anerkannt, sondern nachdem er selbst das Leben darüber verloren hatte, alsbald von seinem Nachfolger im Namen und Einverständnis der Kirche verworfen und widerlegt. So hat Hn Kimmel

kein schwankender Begriff des Symbols zu einem entschiedenen Mißgriffe veranlaßt. Um dies völlig nachzuweisen, müssen wir in die geschichtlichen Verhältnisse etwas genauer eingehen.

Cyrius Lucaris, von Geburt ein Kandiote, erhielt seine erste Bildung unter den gelehrten Griechen Benedigs und stellte sich im Kampfe gegen den röm. Katholicismus von früh an auf ihre Seite. Längere Reisen führten den jungen Griechen besonders in calvinistische Kirchenkreise: wir finden ihn in Genf, Holland, vielleicht auch in England. Es ist begreiflich, wie das spiritualistische Element der altgriechischen Kirche sich mit dem der Genfer eher befreunden konnte, als mit dem lutherischen Protestantismus. Wie viel man damals von den Griechen hoffte, zeigt sich daraus, daß selbst von Tübingen aus Verkehrsversuche gemacht wurden. So ist es begreiflich, wie Cyrius als Vorsteher der Schule zu Wilna mit seinen calvinistischen Freunden in brieflichem Verkehre bleibt und den unierenden Bewegungen der Jesuiten in seiner Nähe (Possevinus) Widerstand leistet. Etwa 36 Jahr alt (1602) wird er auf den Patriarchenstuhl von Alexandrien erhoben und bleibt daselbst beynah 20 Jahre. So viel sich aus noch vorhandenen Briefen schließen läßt, beabsichtigte er, die Resultate der reformierten Theologie für seine Kirche zu Gute zu bringen, ohne indessen ein äußeres Bündnis mit derselben einzugehen. Am lezterem hinderte ihn selbst der altgriechische Stolz und die Orthodorie seiner Kirchengenossen. Reformatorische Neigungen aber nährte er, weil er in einer zeitgemäßen Wiederbelebung seiner Kirche das beste Schutzmittel gegen die zudringlichen Unionsversuche der Katholiken sah. Zu offenem Fraternisieren mit dem calvinistischen Kirchenwesen muß es

nicht gekommen seyn, weil sonst das Verhalten der Synode von Jerusalem 1672 unerklärlich wäre. Siehe darüber unten. — 1621 kommt Cyrill als Patriarch nach Constantinopel, nachdem er noch den Metrophanes Kritopulus von Alexandrien aus nach Holland und England geschickt hatte — derselbe, welcher den Cod. Alexandrin. als ein Geschenk des Cyrillus Lucaris an Jacob I. brachte. In Helmstedt verfaßte er (Metroph.) auf den Wunsch der dortigen Theologen ein Glaubensbekenntniß seiner Kirche, welches nachmahls von Hornejus übersetzt und mit einer Vorrede von Conring heraus gegeben ward und bey den Griechen den Ruf der Rechtgläubigkeit hat.

Cyrills Patriarchat zu Constantinopel ist eine Leidenszeit, die mit gewaltsamem Tode endigte. Die Jesuiten verdächtigen ihn und die Reichen seiner Kirche, die das Patriarchat von der Pforte zu erkaufen lüstern sind, verfolgen ihn. Eine so beschaffene Kirche ist schwer zu reformieren. Als daher 1629 Cyrills Confession unter vielen Schwierigkeiten erscheint, ist sie mehr eine Aufforderung zur Wiedergeburt der Kirche, als diese selbst; aufgeimpft, nicht natürlich erwachsen. Ueber Prädestination und Abendmahl lehrt sie calvinisch, über Glauben und freyen Willen fast lutherisch. Vielleicht hatte Cyrill einen Theil der Hoffnungen für seine Kirche auf Gustav Adolph gebaut, aber wahrscheinlich traf sein Brief diesen nicht mehr am Leben. Wie die Griechen immer unbeständig und verrätherisch waren, so sind es die Freunde und Schützlinge Cyrills, deren Anklagen er endlich erliegt. Unter dem Vorwande des Hochverrathes wird er 1638 erdrosselt. Nicht einmahl eine Partey überlebt ihn. Hiernach ist es schwer einzusehen, warum Hr Kimmel der Confession des Cyrillus

einen Platz unter den symbolischen Schriften der griechischen Kirche eingeräumt hat, da er selbst sagt: 'simulavit, haec dogmata omnium Orientalium esse, quae, etsi levi ac mihi animo proposuit, nec de ritibus quidquam detraxit (und doch will die Conf. nur zwey Sacramente) aut in iis mutari voluit, monstrant, eum nec temporum gnarum fuisse nec a rebus novandis alienum.' Weit eher durfte eine Mittheilung des oben erwähnten Glaubensbekenntnisses von Metroph. Kritopulus erwartet werden, welches, obschon nicht im Namen der Kirche verfaßt, doch für den orthodoxen Glauben derselben ein treuer Ausdruck ist. Auch die Geschichte Cyrills ist sehr äußerlich und ungenügend erzählt und über den Text der confessio Cyrilli werden gar keine Mittheilungen gegeben. Sogar die Handbücher der Kirchengeschichte von Engelhardt und Hase finden sich als Haltpuncte citirt.

Als drittes Symbol finden wir die confessio orthodoxa des Petrus Mogilas, 'Katechismus der Russen' genannt und jedenfalls das Hauptbuch der orientalischen Kirche. Inhalt und Eintheilung sind bekannt. Ueber Text und Ausgaben finden wir zwar Material genug, aber zu wenig Klarheit in der Darstellung desselben. Auch wäre über den Dialect der griechischen Bearbeitung doch wohl mehr zu sagen gewesen, als daß sich sehr viel darüber sagen ließe (§. 7). Eine kürzere Recension des Katechismus wird kaum erwähnt und Herr Kimmel vertröstet uns auf eine besondere Bearbeitung desselben. — Den dogmatischen Inhalt anlangend, so behauptet der Herausgeber, er sey von dem Lehrbegriffe der Katholischen und der Reformatoren gleich weit entfernt; die theilweisen Uebereinstimmungen seyen zufällig d. h. unabhängig

entstanden. Dies glauben wir nicht. Denn die griechische Kirche kannte seit Cyrill sehr wohl ihr Bedürfnis und Interesse, sich dem Occidente wieder zu nähern. Ueberhaupt sind ihre Symbole nicht die Resultate eines schon gemachten Fortschrittes, sondern die Ausgangspuncte eines zu machenden.

Dies zeigt sich sehr deutlich in den Acten der Synode von Jerusalem aus dem Jahre 1672, welche das vierte und letzte Symbol unserer Sammlung bilden (darin ist die auch sonst bekannte Conf. Dosithei). Die Synode geht davon aus, den Calvinismus zu bekämpfen, aber sie will den Cyrill nicht fallen lassen. Daher wird selbst angedeutet, die unter seinem Namen vorhandene Confession dürfe unecht seyn, jedenfalls enthalte sie nicht seine Glaubenssätze, müsse vielmehr nach dem Inhalte seiner Homilien modificiert werden. Das hierin liegende Räthsel läßt der Herausgeber ungelöst. Uns scheint die Lösung in Cap. II. zu liegen und Hr Kimmel würde wohlgethan haben, darauf genauer zu achten. Dasselbst wird nämlich der Begriff des Symbols ausführlich und scharf erörtert und dann gezeigt, Cyrills Schrift entspreche demselben nicht. So konnte man ihren Inhalt berichtigen als den einer Privatschrift, ohne dem Verf. derselben als kirchlichem Charakter zu nahe zu treten. Der Papst kann irren, die Curie nicht.

Sollen wir über die vorliegende Sammlung ein allgemeines Urtheil abgeben, so müssen wir dieselbe leider für ein gänzlich unreifes Werk erklären. Sie geht von keiner sicheren und deutlichen Basis aus, gibt bald zu viel bald zu wenig und kümmert sich nur selten um die besseren Quellen. Außerdem sind die Prolegomena, abgesehen von

unzähligen Druckfehlern, in einem wahrhaft schülerhaften Latein geschrieben, das selbst von Fehlern gegen die ersten Regeln der Grammatik wimmelt. Beispiele finden sich fast auf jeder Seite. — Wenn endlich der Herausgeber in der Dedication (an einen russischen Großen) den Wunsch ausspricht: ‘ut ecclesia, fundamentis innisa his, quae hoc volumine continentur, in diem majora faciat incrementa’, — so ist das ein sonderbarer Protestantismus. Oder gehört Hr Kimmel der griechischen Kirche an? Wir unsers Theils gedachten unwillkürlich daran, daß von Jena aus durch eine angeblich protestantische Feder eine Ausgabe der katholischen Symbole besorgt ist, die sich Sr Heiligkeit dem Papste dediciert hat.

K. Kd.

L e i p z i g,

bey Otto Wigand 1842 und 1843. Die Frauenzimmerkrankheiten nach den neuesten Ansichten und Erfahrungen zum Unterricht für practische Aerzte bearbeitet von Friedr. Ludw. Meißner, Dr. academ. Privat-Dozenten u. s. w. in Leipzig. Erster Band in zwey Abtheilungen. 1092 S. in Octav.

Von einem heutigen Tages erscheinenden Handbuche der Krankheiten des weiblichen Geschlechtes, welches zum Unterrichte für practische Aerzte bestimmt ist, fordert man, daß es den Leser nicht allein auf den Standpunct setze, welchen die Wissenschaft in der neuesten Zeit erreicht hat, ohne etwas zu übergehen, was der Erwähnung werth ist, sondern auch, daß es ihn mit der ganzen Literatur bekannt mache, wodurch er in den Stand gesetzt wird, über alles, was ihm noch unklar ist, die nöthige Auskunft zu suchen, und daß es

eine möglichst vollständige Casuistik enthalte, um ihn in zweifelhaften und seltenen Fällen von dem Verfahren anderer Aerzte in Kenntniß zu setzen. Der rühmlichst bekannte Verfasser hat es versucht, nach diesen Grundsätzen die Krankheiten des weiblichen Geschlechts zu bearbeiten, und Ref. kann es mit vollster Ueberzeugung aussprechen, er hat das sich vorgesteckte Ziel vollkommen erreicht. In der Einleitung schildert der Verfasser die Eigenthümlichkeiten des weiblichen Organismus sowohl von seiner geistigen als körperlichen Seite, betrachtet die Menstruation, Empfängniß, Schwangerschaft, Geburt, das Wochenbett und die Decrepidität, theilt die Diätetik für das weibliche Geschlecht, so wie Bemerkungen zur Pathologie, Aetiologie und Therapie der Frauenzimmerkrankheiten mit, gibt dann die nothwendigen Eigenschaften und das Benehmen des Frauenzimmer-Arztes an, und führt endlich die, während den beiden letzten Jahrhunderten erschienenen Schriften über die Frauenzimmerkrankheiten vor. Hierauf beginnt der Verfasser seinen Gegenstand selbst mit I.: Die organischen Krankheiten der weiblichen Geschlechtsorgane. In sieben Unterabtheilungen werden die Krankheiten der großen Labien, der Nymphen, der Clitoris, des Mittelfleisches, der weiblichen Urethra, des Hymen und der Mutterscheide durchgegangen. Die zweite Abtheilung ist den Krankheiten der Gebärmutter gewidmet, und zwar sind folgende Leiden, fehlerhafte und krankhafte Zustände abgehandelt: 1) Mangel und Bildungsfehler der Gebärmutter; 2) Atresie der Gebärmutter. 3) Atrophie und Hypertrophie; Gebärmutterhals = Verlängerung; 4) Vorfall der Gebärmutter; 5) Erhebung derselben; (ein von deutschen Gynäcologen

bisher wenig beachteter Zustand, vom Referenten bey bejahrten Frauen angetroffen, bey welchen der Uterus längst aus der Reihe der thätigen Organe heraus getreten ist: noch häufiger findet man aber den Uterus durch Geschwülste empor gehoben und aus seiner Lage gedrängt. So wird z. B. durch Blutgeschwülste der Mutterscheide, welche bisweilen die ganze Beckenhöhle ausfüllen, die ganze Gebärmutter dergestalt aus ihrer Lage gedrängt, daß sie dem untersuchenden Finger ganz unerreichbar ist. Ob aber, wie Colombat angibt, die erhöhte Lage der Gebärmutter angeboren, und durch eine normwidrige Kürze der breiten Mutterbänder veranlaßt seyn könne, will der Referent nicht entscheiden, muß aber bis jetzt, in Ermangelung aller diese Vermuthung bestätigenden Thatsachen, daran zweifeln). 6) Schiefslage der Gebärmutter; 7) Vor- und Zurückbeugung; 8) Umstülpung der Gebärmutter; 9) Bruch; 10) Formfehler, und zwar Schiefheit und Umbeugung der Gebärmutter; 11) Excrescenzen, und zwar syphilitische Auswüchse, Granulationen am Muttermunde und schwammige Auswüchse; 12) Polypen; 13) acute und chronische Metritis, Ausschwißung, Verwachsung, Erweichung der Gebärmutter, Eiterung, Gangrän derselben. 14) Scirrhus und Carcinom, Amputation des Mutterhalses, Total-Extirpation der Gebärmutter. — Möchte es dem Verf. bald belieben, die weitere Fortsetzung seiner Schrift, deren Hauptinhalt wir nur anzugeben im Stande waren, folgen zu lassen, welche die functionellen Störungen der Geschlechtsorgane, so wie die den Schwängern und Wöchnerinnen eigenthümlichen Krankheitsformen enthalten wird.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 10. Junius 1844.

L e i p z i g.

In der Weidmannschen Buchhandlung 1843.
Pathologiae Sermonis Graeci Prolegomena. Scripsit Chr. Augustus Lobeck.
X und 575 Seiten in groß Octav.

Die Benennung der elf in diesem Carolo Goettling, philologo phileleuthero gewidmeten Werke vereinigten Abhandlungen hat Lobeck von dem schönen Werke des Theodoretos, *Ἑλληνικῶν παθημάτων θεραπευτικῆ*, entlehnt. Videlicet, sagt er im Vorwort p. VI., vocabula quoque affectiones suas habent, non homines solum, et eas similes humanis, pleonasmos, ellipses, tropasque varias, ad quas et cognoscendas diagnosi opus est et ad corrigendas therapia; nam et hoc nomen usu ceperunt Grammatici. Bekanntlich haben die alten Grammatiker den größten Fleiß und Scharfsinn auf die Erforschung der Anomalien der Sprache gewendet. Natürlich: denn das vom Ueblichen Abstechende drängt sich zunächst dem Beschauer auf. Zur Behandlung gerade des Gewöhnlichen und Allgemeinen bedarf

es hingegen eines geschärftern Sprachsinns, den die Wenigsten hatten, und eines philosophischen Standpunctes, auf dem Wenige standen. Die weit zerstreuten Reste jener Untersuchungen der Rationalgrammatiker zu sammeln und zu ordnen ist Lobecks Absicht. Der erste Theil der schwierigen Arbeit geht die *πάθη* an, der zweyte wird es mit den *σχηματα*, *figurae*, zu thun haben, dessen Vorläufer, die schöne Abhandlung de antiphrasi, lebhaftes Verlangen nach dem Ganzen erregt. Weil aber die Masse zu groß sey und vielleicht das Leben nicht ausreiche sie zu bewältigen, so soll immer so bald ein tüchtiges Stück vollendet ist, dieses dem Druck übergeben werden. Möge jene Besorgnis unbegründet seyn, diese Verheißung in Erfüllung gehen!

Vorliegende Abhandlung hat es lediglich mit den Endungen zu schaffen, nicht mit den Stämmen selbst, und zwar zunächst nur mit den Endungen der *nomina*: *Quam partem si absolvero, pari ratione exponam de affectionibus, quibus substantia vocum interpolatur; nec praetermittam si quid in declinatu discrepet et si quid in partibus orationis indeclinabilibus. Is erit Pathologiae terminus.* Aber auch nicht alle Nominalendungen werden hier besprochen, sondern nur die, welche dem Forscher den reichsten und lohnendsten Stoff boten; und zwar *earum non corruptiones solum, sed etiam, ubi ex re erat, derivationem, significationem, accentum, quantitatem et qua aetate quaeque celebrata sit et quo in genere dicendi.* Haec *curriculi mei quasi exordia* fuere, ideoque hoc volumen *Prolegomena* inscripsi. Man weiß, daß der Verfasser des *Aglaophamus* und der *Paralipomena*, der Herausgeber des *Mias* und *Phrynichos* nie anders als im schweren Waffenrock auftritt und gewaltige Massen ins

Feuer führt. So auch hier. Nichtsdestoweniger erklärt er Denen, die etwa weniger Stoff gewünscht hätten, er habe mehr zur Seite gelegt, als aufgetischt: auch Ungewisses, was sich ja vom Gewissen schwer scheiden lasse, und Dunkles habe er nicht immer unterdrückt, sondern zur Betrachtung hingestellt, sicut Aegyptii aegrotos suos propter viam collocare solebant, ut unusquisque praetereuntium, si quid salubris consilii haberet, in medium conferre posset.

Auch unsere reichhaltigsten Grammatiken, gegen die unerschöpfliche Zeugungskraft und Fülle der Griechischen Sprache gehalten, reichen nicht eben über den Nothbedarf hinaus. Das muß Jedem einleuchten, der Lobeck's Werken und andern ähnlichen die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt hat. Ist es doch eigentlich Buttmann allein, der zuerst den Umkreis der traditionellen Byzantinischen Trivialgrammatik mit der ihm eignen Gediegenheit und Feinheit erweitert und angebauet hat. Er hatte auf verwildertem Boden mit den Schwierigkeiten der ersten Anlage zu kämpfen. So Großes aber Buttmann geleistet hat, so zeigt doch allerdings, wie Lobeck bemerkt, eine Vergleichung seiner und A. Matthiäs Grammatik — denn von diesen kann hier nur die Rede seyn — mit Gont. Schneiders und des alten Gerh. Joh. Vossius Lateinischen Formenlehren, daß auf die Griechische Technik immer noch ein viel geringerer Fleiß verwandt sey. Auch kann nicht geaugnet werden, daß ein Blick auf die vielen Fragen, welche die Deutsche Grammatik und die orientalische an die Sprachforscher stellt, wie wichtige Punkte der Griechischen noch völlig verödet liegen oder flüchtig durchheilt sind. Namentlich sey, sagt Lobeck, die *declinatio voluntaria ἀπὸ ὀνόματος εἰς ὄνομα*, si a vocabulo vocabulum declinatur recta posi-

kommen Recht haben, wenn er p. 5 in seiner geistvollen Art und classischen Sprache sagt: Adhuc in vestibulis artis consistimus speculabundi similesque turbae curiosae quae die festo dominantium palatia luminosa circumstat per rimas spectans vocesque forte emissas avidis captans auribus. Intus omnia plena lucis et canoris, et apparent per fenestras picturae parietum et lacunarium ornamenta et circumeuntium capita cristaeque natantes. — Extra tenebrae et coniecturae ex ungue leonis. Aber auch nur Lobeck steht es zu, so zu sprechen.

Die erste Abhandlung, schon 1833 als Programm gedruckt, ist überschrieben: De mutandae terminationis nominum causis. Lobeck führt alle Wandlungen der Nominalstämme durch Endungen auf drey Arten zurück: paraschematismus, motio, denominatio. Paraschematismus, bey den Alten im weiteren Sinne gebräuchlich, ist ihm ea nominum coniugatorum declinatio, qua intellectus non mutatur, wo also die Veränderung nur die Form trifft, die Geltung aber, so weit man urtheilen kann, nicht bedeutend umgestaltet wird. Diese mutatio formalis findet Statt durch motio und denominatio. Die motio hat wiederum zwey Arten: sie ist entweder sexualis, wie z. B. *θεά* und *θείαινα* für *θήλεια θεός*, oder deminutiva et quasi deminutiva, *παιδίσκος* für *παῖς μικρός*, oleaster s. v. a. *olea agrestis*, wodurch also der Wortgehalt modificiert wird. Auch die denominatio zerfällt wieder in transgressiva a diversis partibus orationis und intransitiva ab iisdem, wie z. B. von *ἄκανθα* sich entwickelt der Vogel *ἄκανθις*, *ἄκανθυλις*; quadrupes *ἄκανθιον*, Fisch, Pflanze und Cicade *ἄκανθίας*. Nur diese intransitiva betrachtet Lobeck genauer. Durch eigne Benennungen sind fünf Arten derselben unterschied-

den: ceterae tanquam sidera minuscula ἀνωθυμίη φορέονται.

In drey Hauptstücken wird nun der Paraschematismos, die Trope (motio) und Paronymie näher beleuchtet. Die Grenzen namentlich des ersteren und der letzteren laufen oft in einander, und sehr oft entgeht uns, ob mit der Aenderung der Endung auch die Bedeutung umgebogen wird oder nicht. Sehr kenntlich ist freylich die denominatio z. B. in βίος und βία, τύπος und τύπη; der Paraschematismos in ἄγοροι und ἄγοραι, καλιὰ und καλιός, ἀρχιός und ἀρχμή, τάφος und τάφωη etc. Sehr selten sind die Fälle, wo zwey verschiedene Formationen immer in gleicher Geltung oder aber überall in verschiedener gebraucht sind. Die Beobachtungen der alten Grammatiker lassen oft im Stich oder sind äußerlich gefaßt. Daher kommt nur zu oft die ars ignorandi in Kraft: Cum coniugatorum nominum pars maxima communis originis vestigia servet, sed ita tamen ut suum quidque quasi vultum, suum sonum et colorem ostendat sere ut hominibus, qui eodem parentes habent, facies non omnibus una nec diversa tamen, quis tandem scire potest quaenam eorum synonyma dici oporteat? sagt der Meister p. 17. Unterz. seines Theils glaubt, daß wer den Muth haben wird, den feineren Regungen des Sprachgeistes mit Hingebung zu lauschen und eine Semasiologie der Griechischen Sprache aufzustellen wagen will, hier viele förderliche Fingerzeige finden wird. Lobeck scheint indes zu wenig auf die den verschiedenen Formationen ohne Zweifel zu Grunde liegenden Verschiedenheiten in der sinnlichen Auffassung der Sprachbildenden Zeit aufmerksam zu machen. So liegt doch sicherlich der Bildung ῥόος eine andere sinnliche Vorstellung unter als der ῥοή: obwohl Niemand ver-

kennen wird, daß es unsäglich schwer ist, solche Variationen sprachlichen Gesetzen unterzuordnen, und daß man in den meisten Fällen mit einer mehr oder weniger dunkeln Ahnung sich begnügen muß.

In dem Abschnitte über die *motio* erörtert Voß sehr lehrreich das Streben der Sprache, die Geschlechter lebender Wesen auch sprachlich zu markieren, zu welchem Behuf die Sprache oft auch verschiedene Stämme verwendet, wie *ὄφις* und *ἔχιδνα*, *ἀνήρ* und *γυνή*, was die Alten Heteronymie nennen. Hiervon unterscheidet sich der Form nach bedeutend, dem Resultat nach fast gar nicht die *motio*, cuius duae sunt species appositio et flexio qua promiscuorum qua communium. Die Griechischen *nomina* sind ein- zwey- und dreygeschlechtig, obschon die letztern an Zahl beschränkt sind, z. B. *ὁ ἢ ὀρίανος, τὸ ὀρίανον; ὁ ἢ βάρβιτος, τὸ βάρβιτον*. Das Geschlecht der *nomina* lebender Wesen, die immer *masc.* oder *femin. generis* sind, verräth sich entweder durch die Endung oder durch den Artikel. Bezeichnen nicht die Endungen gleich das Geschlecht, so hat der *usus* für eins entschieden, wie *ὁ ἀετός, ἡ χέλυς*, wo denn das weibliche Geschlecht das männliche und umgekehrt sylleptisch mitbezeichnet, *ὁ λέων τίκτει, τὰ κέρατα τῆς ἐλάφου*. Doch meidet die Sprache diese Syllepsis bey vernünftigen Wesen, wo der Artikel mit dem natürlichen Geschlecht immer in Einklang ist. Aber auch sonst ist es doch das Streben der Sprache, mit der Natur Hand in Hand zu gehen und z. B. durch *ἄρσην βοῦς, θῆλυς ἵππος* der Natur ihr Recht zu lassen. Sehr interessant ist es und gewährt lehrreiche Blicke in die phantasiereiche sprachbildende Kraft des Hellenismus, zu beobachten, wie selbst wilde und zahme Thiere und Bäume geschlechtlich

gejondert find: die wilden Bäume erschienen den Alten kräftiger, männlicher als die zahmen und daher heißt es *έρινεός* und *ουκῆ*, *έλαιοσ* und *ἔλαια*. Auch edle und unedle Metalle werden gleich so charakterisiert u. s. w. Hiermit ist die Deutsche Grammatik 3, 359 zu vergleichen.

Bis hierher hat uns Lobect nur erst auf eine Warte geführt, von welcher aus die Landschaft, die wir an seiner kundigen Hand durchwandern sollen, eine vorläufige Ueberschau gestattet. Die *motio* im eigentlichsten Sinne unterscheidet gleich durch Endungswandel, *θεός* *θεά*, *caper* *capra*. Bey Thiernamen ist es oft fraglich, ob verschiedene Endung verschiedenes Geschlecht oder verschiedene Art bezeichnen soll, wie z. B. *κίρκη* vom *κίρκος* sich auch *φύσει* unterscheidet. In andern Fällen ist Gewisheit nicht zu erreichen. Wir müssen uns hier auf der Heerstraße halten; Lobect spricht links und rechts bey alten Bekannten, auch bey Unbekannten, vor, ohne daß wir ihn auf Schritt und Tritt begleiten könnten. Wir deuten nur auf die lehrreiche Betrachtung der erst allmählich auftauchenden Formen auf *αινα*, *θέαινα*, *θεράπαινα*, *δράκαινα* hin, die §. 8. an die Reihe kommen; heben ferner §. 11 hervor, in welchem die vier *motiones* der *nomina* auf *ευς*, nämlich *εια*, *ῆ*, *ιννα*, *ισσα*, besprochen werden, und gelangen mit §. 14. zu der zweyten Classe der *motio*, quae pertinet ad quantitatem vel augendam vel minuendam, wozu die Griechen sich der Synthesiß bedienen, *βούπαις*, wie zur Bezeichnung der Altersstufen der Heteronymie, wie z. B. *πλατίστακοι*, *μύλλοι*, *ἄγνωτιδες*; so auch bey Früchten die Stufenleiter *ὄλυνθος*, *φῆληξ*, *σῦκον*, *ισχάς*.

(Schluß folgt)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. 95. Stück.

Den 13. Junius 1844.

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Pathologiae Sermo-
nis Graeci Prolegomena. Scripsit Chr.
Augustus Lobeck.'

Wir kommen zur denominatio, die fünf Unter-
abtheilungen hat: Patronymica, gentilicia, com-
prehensiva, amplificativa, nominalis species
(κυριωνυμική, wie *Mūs*, *Οἰωνός*). Sed, bemerkt
Lobeck p. 56, superat ingens derivatorum caterva,
quorum nec nomina tradi possunt nec regula
apparet, quia non una via derivata sunt, sed
pluribus, et non ad amussim directis nec raro
confusis. Für ursprünglich gelten uns die Sub-
stantivbildungen, deren Bedeutung die einfachere
und sinnlichere ist, wie *καπνός* älter als *κάπνη*,
πῦρ als *πυρά*, Laub als Laube, s. Deutsche
Gramm. 3, 347. Doch entzieht sich in unzähligen
Fällen die Unterscheidung unserm Auge. Die pro-
pria zerlegt Lobeck nach Homonyma, Synonyma
und Paronyma. Homonym nennt er mit Alten
z. B. *καρπός* Frucht und Theil des Körpers, *φι-*

λείν küssen und lieben; paronym ὁ "Αλαιος Fluß, τὰ "Αλαια Stadt, und zwar heißen die Paronyma aparaschematista, die nur der Bedeutung nach vom Primitivo abgehen: ἴδη "Ιδη, Stadt und Heros ὁ Τάρας. So oft sie auch in der Praxis in einander übersfließen, so nöthig scheint die Trennung nach Arten für den Techniker, um die *τοικὰ παραγγέλματα* der Alten richtig würdigen zu können. Der §. 4 berührt die bekannte Frage nach Scheidung der appellativa und propria durch den Accent, welche die Analogetiker streng durchgeführt wissen wollen, wie *κρίος Κριος*, s. Lehrs Aristarch. p. 301 sqq. Bey dieser Gelegenheit theilt Lobeck manche interessante Beobachtung mit, z. B. p. 67, daß Homer keine Menschennamen von Thieren herleite, wie *Ταῦρος*, wohl aber Hesiodos *Κύνος*, *Κήϋξ*. Auch über Römische Eigennamen findet man schöne Bemerkungen, gleichfalls über Benennungen der Früchte vom Baume und der Pflanzengattungen nach ihrer Differenz. Bevor Lobeck zur Beleuchtung der einzelnen Arten der Paragogen fortgeht, schließt er die erste Abhandlung mit der Peroration p. 80 sq.: *Quemadmodum Empedocles fabricando mundo duas praefecit naturas, Concordiam et Discordiam, ita formandi sermonis duo sunt contraria principia, Analogia et Anomalia; quarum illa similia similiter fingit, haec, ne omnia eodem tramite decurrant, sermonem multiplici ratione variat et colorat. Hae autem non statis vicibus ut nox et dies sibi invicem succedunt sed altera alteram saepe numero intercipit vimque suam in dictionem transmittit alienam. In declinatione parilitas dominatur, in derivatione imparilitas, sed et illa non raro officio cessat et derivatorum pars haud exigua communes*

sequitur regulas, maxime patronymica, periectica, amplificativa, deminutiva ac nonnulla quoque eorum quae proprie paronyma dicuntur, utique minore quam illa constantia sed ita tamen ut speciem quandam proportionis relinquunt. Quare haec etiam *κατὰ συζυγίαν*, ut veteres instituerunt, tractari possunt.

Die zweyte Abhandlung, zuerst 1841 veröffentlicht, handelt de nominibus, quorum characteristicum est λ und betrachtet in sechs Hauptstücken die nomina in $-\bar{\alpha}\lambda-$, in $-\bar{\epsilon}\lambda-$ et $-\bar{\eta}\lambda-$, $-\bar{\iota}\lambda-$ $-\bar{\upsilon}\lambda-$ $-\bar{o}\lambda-$ et $-\bar{\omega}\lambda-$ deflexa, endlich die afflectiones. Jeder Versuch, in dieses verschlungene Dickicht einzudringen und wenn auch nur auf geebnetstem Pfade Bahn zu brechen und kurz von dem was drinnen ist zu erzählen, wird misslingen. Darum muß Unterz. sich genügen lassen, nur ganz kurz im Allgemeinen die Verhandlungen der einzelnen Aufsätze anzudeuten und hin und wieder auf Einzelnes hinzuweisen. — Die dritte Abhandlung: de nominibus quorum character est *my*, geht in der angegebenen Weise die Nomina auf *αμιος*, *εμιος*, *ιμιος* etc. durch. Sie beginnt mit einem schönen Eingangssatz: Est haec natura omnis de verborum fabrica disputationis ut lucem et tenebras alternet ac legentium animum ex intervallo fatiget recreetque. Sic et huius regionis, quam nunc emensuri sumus, partes quaedam vocabulis horrent retorridis et ignorabilibus, quae taciti quasi heroum sepulcra praeteribimus. — Die vierte Abhandlung de nominibus in *N* exeuntibus, zuerst 1837 gedruckt, befolgt wie auch die spätere denselben Gang. Im dritten Kapitel de nominibus in $-\bar{\eta}\nu-$ exeuntibus kommt die Form der

Ethnika wesentlich in Betracht und dabey wird natürlich die schwierige Hauptstelle über den Wechsel zwischen ηνος und ανος (vom α purum) bey Steph. Byz. s. v. "Αγκυρα zur Sprache gebracht. Mitschls Behandlung de Oro p. 52 genügt Lobeck nicht. Aber er hätte wenigstens Mitschls Γερμαρηνός statt Γερμανός annehmen oder mindestens erwähnen sollen. Auch Lobecks Behandlung läßt manches Bedenken übrig, was wir hier nur andeuten können. Wir verweisen vorläufig auf Lehrs Versuch, der Stelle aufzuhelfen, in Zimmermanns Zeitschr. 1835. S. 455 ff., der Herrn Lobeck entfallen ist. Sonst machen wir auf das reiche Kap.

6. über die Nomina auf συνος und συνη besonders aufmerksam. — Die fünfte Abhandlung betrifft die nomina in σ exeuntia; die sechste, zuerst 1842 gedruckt, die nomina quorum character est labialis; die siebente quorum character est gutturalis, zuerst 1842 erschienen; die achte quorum character est dentalis. Hier mag das p. 352 untergelaufene Versehen berichtigt werden: Schol. A II. A, 264. adnotat Ξάδιος apud Hesiodum legi. Mit Nichten. Er sagt: παρὰ τοῖς νεωτέροις καὶ χωρὶς τοῦ ε̄ εὐρέθη, ὡς καὶ Ὀϊλέως μὲν παρὰ τῷ ποιητῇ καὶ παρὰ Ἡσιόδῳ (füge hinzu Ἰλέως), eine bekannte Bemerkung gegen Zenodots Uncritik. — Die neunte Abhandlung handelt de nominibus quorum character est sigma, von den Namen auf ασος, εσος etc., ασιος, εσιος etc. Unrecht ist es, wenn Lobeck p. 434 von Heynes Entscheidungen nach sehr trügerischen Principien redet und in der Note hinzu setzt: Haec oracula iterat Muellerus in Orchom. 479. Παρονασός etc. antiquiorem esse scripturam etc.

Als ob Müller ein Mann wäre, der Heyniana oracula oder irgend oracula wiederholte! Dort ist gar nicht etwa, wie man denken sollte, von Heyne die Rede und Müller hat wirklich beachtenswerthe Gründe für die Schreibung z. B. von *Κηφισός* angeführt, die wir hier nicht finden. Auch die alten Sticheleyen gegen einen so hoch verdienten Mann wie Welcker sehen wir sehr ungern erneuert. — Die zehnte Abhandlung, zuerst 1839 gedruckt, handelt de vicissitudine terminatt.

ας, ις, ιας, ιζω, ιαζω. Gelegentlich bemerkt Voßbeck p. 446 zu *δεκαδεις* Xenoph. Cyr. 2, 3, 17. (30): Ceterum neque *δεκαδεις* alibi reperi neque simile quid *τριακαδεις* vel *εκατονταδεις* etc. Hier können wir, und dessen können wir uns selten rühmen, aushelfen. Aus einer äußerst wichtigen, von J. Franz edierten und von Müller in den *Annales de l'Institut. archéol.* Paris 1839. I. sehr schön erläuterten Inschrift von *Dropos* lernen wir ein Collegium der *Εικαδης* kennen, die den zwanzigsten Monatstag feyerten, wie die *Εκιδισται* den Geburtstag des *Επιφουρος*. — S. 477. Aen. IX, 653. nunc Aeneades legitur, vielmehr Aenides, wozu Wagners gehaltvolle Erörterung nachzusehen. — Die elfte und letzte Abhandlung behandelt die nomina primae declinationis in *ας* purum exeuntia.

Das ist das dürre Gerippe eines gewaltigen Körpers von Fleisch und Blut. Unterz. erklärt ganz ehrlich und offen, daß, wenn auch unsere Blätter den Raum gestatteten, er sich wohl hüten würde, schon jetzt auf eine eingehende Critik der Lehren sich einzulassen. Dazu würden noch ganz andere Rüstungen erforderlich seyn. Es gehört

Etwas dazu, die hier aufgebotenen Massen zu bewältigen und einigermaßen geistig zu verarbeiten. Vorläufig kann man nur lernen von dem großen Techniker, den hier gestreuten Samen allmählich auf eignem Acker einpflügen und eggen und pflügen zum Reifen. Aber das hat Unterz. eifrigst getrachtet sich in diesen ihm oft fremden Gegenden umzusehen und so viel es seine Zeit und Kräfte gestatteten, in ihnen sich einzuwohnen. Er könnte sich allein schon durch Aufzählung einer großen Menge von Druckversehen als aufmerksamen Leser ausweisen. Denn so stattlich der Druck in die Augen fällt, so zahlreich sind die stehen gebliebenen Fehler. Abgesehen von den in den Add. et Corrigenda berichtigten Irrthümern finden wir z. B. p. 24 *characteristicam* statt *characteristicam*; 35. *propignunt* statt *progignunt*; 39. *διέρος* statt *διερός*; 41. *perismomenon*; 42. *ἕρεια*; 46. *animaliam*; 48. *Aristarchum* statt *Apollonium*; 55. *ἑτερόννιως* statt *ἑτερονύμως*; 57. *ἄμπελος*, 57. *κάπνος*; 58. *οὔσα* für *οἷσα*; 67. *τενδορηδών* statt *τενδορηδών*; 75. *ὑψηλος*; 101. *Ἐνύαλιος*; 105. *θάλασσα*; 142. *Haec* statt *Hac*; 146. *ἀταρτήρος*; 148. *insirant* statt *inse- rant*; 161. *μαιντεία*; 165. *ἀνδροώδης*; 180. *Ἰουλίανος*; 182. *quum* für *quam*; 216. *δρι- θακίνη* statt *θριδακίνη* und 218. *δριθακες* statt *θριδακες*; 220. *musculinorum*; 232. *ipsumquo* statt *que*; 246. *vunt* statt *sunt*; *ibid.* *Suidus*; 247. *ξυγία* statt *ζυγία*; 257. *κοπριαρώτερας* statt *ρος*; 271. *parogogon*; 279. *ob* für *ab*; 314. *Nicephero* und *reliquuntur*; 325. *de Alc.* statt *Acc.*; 358. *Alcaei* für *Ancaei*; 365. *λεγόμενος* f. *νος*; 370. *ἐπικεκυφότης* f. *-τες*; 387. *μίσθον*; 413. *Hoeckh.* statt *Hoeck.* u. s. w. Auch muß Unterz. Jedermann, der das Werk be-

nucht, dringend anrathen, sich auf die Citate Lobeck's nicht durchaus zu verlassen. Bey der ungeheuren Menge hat der Vf. offenbar nicht immer von Neuem nachschlagen können. Wir bemerken unter andern Bersehen: p. 305, 6. v. E. ließ Herod. *περὶ μου*. 19. statt 18.; 308. statt Zenob. II ließ VI.; ib. lin. ult. statt Meinek. Vol. III, 509. l. 228; 466. 4. statt XXVII, 72. ließ 61; 476. statt Dio Chrys. XII, 231. ließ VII, 231., wo Emperius aus Codd. *Καφηρίδες* hergestellt hat; 510, 3. statt Paus. VI, 22, 1. ließ VI, 22, 4. u. s. w.

Ueber Einzelheiten liesse sich sehr viel bemerken, doch will Unterz. sich hier auf Weniges beschränken und namentlich Nachträge zurückhalten, da Lobeck Manches davon mit Absicht unterdrückt haben könnte. In einigen Punkten würde Lobeck wohl nach Erscheinen von Ahrens's Dial. Dor. anders urtheilen, wie p. 132 über *σπέρογυλος*, p. 310. *πυρρέακος*, s. Ahrens p. 73. Der p. 139 aus Martial. VII, 29. angeführte Thestylus heisst jetzt nach Codd. richtiger Thestylus; p. 218. hat Lobeck sich nicht an Bergk's evidente Verbesserung *Καταγήνη* erinnert. Das p. 282 über den Alkmanischen Heros *Περίηρος* gefällte Urtheil kann Unterz. auf keine Weise unterschreiben, weil es eine sehr wohl überlieferte und dialectisch begründete (Ahrens Dor. p. 228) Form verwischt. Nuper dubitare coepi, sagt Lobeck, ne Alcman *περίηρο* finxerit exemplo homerici *ἐρίηρος*, cui Grammatici rectum *ἐρίηρο* assignant, librarii autem veteres *περίηρος* substituerint, cuius et forma insolens et accentus dubius est. Allein gerade je seltener und lakonischer die Form ist, um so weniger sollte man sie den Librarii Schuld geben. Veteres librarii müßten das allerdings gewesen seyn, da sie den Herodianos geteuschet haben

müßten, aus dessen Werke *περὶ παθῶν* jene Notiz fließt. Worauf aber beruht Lobeck's dubitatio? Nur darauf, daß das Wort monstruose diminutum sey, nämlich aus *Περίηρος*. Das wird nun freylich heutzutage kein Sprachforscher mehr glauben, sondern Jeder wird *Περίηρος* als frische selbstwüchsige Form neben *Περίηρος*, gleichwie *περίηρο*, betrachten. Unterz. hat anderweitig, wie ihm deucht, mit großer Wahrscheinlichkeit die Gelegenheit nachgewiesen, bey welcher Mlman den Heros namhaft gemacht hatte, s. Conjj. Critt. p. 9 sq. — Auffallend ist es, daß Lobeck p. 308 Goettlingius tertio (dem Namen *Καλλιᾶκος* bey Arkadios) dubitanter apponit Latinum *Calgacus nescio unde sumptum*, sich des heldenmüthigen Caledoniers aus Tac. Agr. nicht erinnerte. Uebrigens fällt Einem bey *Καλλιᾶκος* das öfter bey Martial's vorkommende *Callaicus* ein, wofür gute Codd. *Calliacus* bieten. Freylich meint Arkadios ein proprium. Zu p. 307 kommt jetzt noch *Δρόπακος* Inscr. Lamien. p. 14. Curt. und zu p. 312 *Διωνάκας* Delph. 1690. p. 316 ist *Καλλίκωνος* (Euphor. *κακώτερε Καλλικόωντος*) aus Delph. 20, 7. Curt. nachzuholen. — Der p. 317 bezweifelte Namen *Ἀθηνακῶν* dürfte mit voller Gewisheit *Ἀθηνικῶν* geheissen haben, ein Name, der leicht in *Ἀθηνίων* und *Ἀθηνακῶν* corrumpt werden konnte, s. W. Dindorf bey Zimmerm. 1839, S. 1135. — Unter den von Arkadios p. 51 angeführten Beyspielen von *nominiibus εἰς ἡὸς μακροῦ παραληγόμενα* findet sich auch *μάληκος*, welches Lobeck p. 323 ignotum nennt. Es scheint der Name *Μάληκος* gemeint, Corp. Inscr. 611. — Zu den p. 331 besprochenen propriis auf *ῥῆκας* kommt jetzt noch aus Delph. 49, 1. *Μολύκκας* aus Larisa, durch

den das angezweifelte *καρούκη* vielleicht Schutz erhält. Und so bemerken wir noch einen *Φελόκκας* Lamien. Curt. p. 14. zu p. 329. Den *Labryca* des Martial. VII, 86. hätten wir erwähnt gewünscht. — Unglaublich scheint uns die p. 342. wegen des häufigen Schwankens zwischen *ιχος* und *ικος* behauptete Gleichartigkeit dieser Endungen, so daß z. B. *Ὀλύμπιχος* und *Ὀλυμπικός* gleicher Bedeutung wären. Wir wollen zwey hier übergangene Fälle anführen. *Ἰλιχος*, wovon *Ἰλιχίδης* auf einer Keischen Inschrift Add. Corp. Inscr. 2372, b. p. 1072., soll doch gewiß nicht so viel als *ὕλικός* bedeuten? S. Conjj. Critt. p. 170. und die Athenische Amme *Μαλίχα* von Kythere in einer von Ross in den Annali bekannt gemachten Inschrift doch nicht s. v. a. *μηλική*? Die Bildung beider Formationen scheint uns wesentlich verschieden. Doch genug der unerfreulichen Kleinigkeiten. Wir müssen noch einen andern Punct zur Sprache bringen.

Jedermann weiß, wie Lobbeck sich wiederholt gegen die Etymologienjagd par force ausgesprochen hat. Mit welchem Recht untersuchen wir hier nicht. Genug, die ganze Art der Forschung hat ihn hier oft gezwungen, selbst zur verdächtigsten Waffe zu greifen. Bey seiner enormen Sprachkenntnis laufen auf erhaltenen Wink von allen Enden die Lückeboten zusammen. Doch glauben wir, daß wirklich manche sehr sinnreiche Zusammenstellung gelungen ist; wenigstens ist es immer lehrreich, dem überall heimischen Forscher auch bey den versuchten Etymologien zu horchen. Nur vermißt man zu sehr leitende Normen und die Beachtung der sprachlichen Gesetze, wonach die etymologischen Geister zu beschwören sind. Denn

darauf dringt mit Recht die neuere Sprachforschung, mag ihre Praxis dem Philologen auch oftmahls ein Lächeln abnothigen, wenn die Sanskritmystagogen auf ihre Wünschelruthe pochen und trocken. Das haben alle eingefleischten Etymologen von jeher gethan. Auch wird das nicht aufhören. Etymologischer Ernst und Schimpf wird so lange die Welt steht nicht rasten. Humoristisch spricht sich Lobbeck Praef. p. VII. so darüber aus: *Illa germana et nomini suo congruens Etymologia procul ab oculis nostris in Empyreo habitat, ubi Autosophia et Autogrammatica et ceterae mundi Platonici incolae; nos autem terrigenae umbras quasdam eius consecramur et simulacra sublustria, quae nobis in rerum grammaticarum tractatione occurrunt quoquo euntibus et quamvis obnixè repulsa tamen usque redibunt; de his enim quaestiunculis valet quod de mulieribus dixit poeta comicus, neque cum iis satis commode neque sine iis ullo modo vivi posse. Itaque ego quoque saepe vel invitus et ingratis eo adactus sum ut vocabulorum origines abditas coniectura quaererem cautior fortasse Cratylis nostris, quorum curiositati nihil clausum, nihil impervium est, sed erroris haud immunis; nam in huiusmodi negotio etiam qui cavisse ratust saepe cautor captus est.* Nun gesteht Unterz. gern, daß Etymologisieren ihm nur dann wesentlichen Gewinn zu tragen scheint, wenn zugleich durch Enthüllung des Ursprungs ein Blick in die Anschauungsweise des sprachbildenden Zeitalters und Geschlechts zu thun vergönnt wird. Den unaussprechlichen Wurzeln, die in hundert wilde Büsche und Stämme aufgewachsen seyn sollen, mißtraut er. So will er denn auch einmahl seine Kunst versuchen an einem

Worte, dessen Ableitung freylich nach Paralipp. p. 80. solis nota est Grammaticis symbolice doctis. Also auf die Gefahr hin, zu ihnen gerechnet zu werden, er meint das viel besprochene *λυκάβας*, das noch keine Besprechung gebannt hat: denn nach Pathol. p. 287. nulla re magis notum est quam interpretantium ludibriis. Die thörichten Ableitungen der Alten sind bekannt: Jo. Philoponos Bekkeri Anecd. p. 1095. nennt es Arkadisch, d. h. wohl uralt; die Neueren entscheiden sich meist für die Herleitung von *λύκη* s. v. a. Lichtgang, Sonnenlauf. G. Hermann de Apoll. et Dian. I, p. 7. vermuthet darin ein ursprüngliches Epitheton der Sonne, gleichbedeutend mit *λυκηνγενής* = qui nascitur pallescentibus nocturnis tenebris. Unterz. will eine andere Ableitung vorbringen, deren Schuld der leider so früh verstorbene Ulrichs zu tragen hat, wenn sie nicht taugt. Ulrichs hat nämlich dem Unterz. zur vollkommenen Sicherheit gebracht, daß der dem Apollon heilige Wolf ein Sinnbild des Asyls und der Sühne sey, die der Gott dem von der Blutrache verfolgten flüchtigen Mörder verheissen hatte; vergl. Reisen und Forschungen in Griechenland I, S. 62 ff. Der flüchtige Mörder ist der *λύκος*, der den Hirten oder seinen Hund getödtet hat und scheu flüchtet. Die blutbesleckten Akmaioniden, die flüchtigen Fußes Attika verlassen mußten, heißen *λυκόποδες*, Hesych. s. v. Ein Wolf, den die Angeklagten als Schutzheros betrachteten, stand vor den Dikasterien Athens u. s. w. *Λύκειος* ist demnach der Gott von Delphi, der den *εναγής* reinigt und sühnt. Müller hat mit Evidenz erwiesen, daß gerade durch das Delphische Heiligthum die Sagen über Sühnung des unschuldigen Mörders zu allgemeiner Geltung gelangt sind,

wodurch denn die alte Blutrache allmählich zurück gedrängt wurde. Der Mörder mied seine Heimath freywillig auf ein Jahr, eigentlich auf einen μέγας ἐνιαυτός von acht Jahren, welcher Cyclus in der Apollinischen Religion von Bedeutung ist. Dann trat Entföhnung aller Schuld ein. Ist es nun nicht sehr klar, daß dieser ἐνιαυτός, die Zeit, wo der Mörder gleich dem überall verscheychten λύκος umher irrte, λυκάβας genannt wurde? Man kann mir einwerfen, die Compositionsgesetze heißten λυκόβας, wie nach Hesychios λυκοβατίας θυμός vorkam. Ohne Zweifel hätten sie recht, wenn das Wort nicht als ein uraltes gelten müßte, dessen Ursprung wohl schon frühzeitig nicht mehr scharf gefühlt wurde und das, sobald es überhaupt für Jahr in Gebrauch gekommen, um so leichter verkannt wurde. An ein so altes Wort darf man überhaupt nicht die Anforderungen stellen, welche die spätere Norm verlangt. Sonst könnte ich auch an *Λυκαβητός* erinnern, den die Alten von λύκος herleiten, s. p. 412. Immer behält λυκάβας etwas Feyerliches (so in der Prophezeung *Odyss. E, 161. τοῦδ' αὐτοῦ λυκάβαντος ἐλεύσεται ἐνθάδ' Ὀδυσσεύς*) und Unterz. möchte es ein hieratisches oder orakelhaftes Wort nennen, derselben Art, wie sie Lobeck *Aglaoph. p. 845 sqq.* und Götting *Praefat. Hesiod. p. XV.* zusammen gestellt haben. So viel davon.

Noch ein paar Worte über Lobeck's ganze Methode. Lobeck liebt es, die Lehrsätze alter Techniker zu Trägern seiner Untersuchungen zu machen und deren Richtigkeit nach den vorhandenen Sprachüberresten abzumessen. Er legt ihnen einen hohen Werth bey, wie er z. B. p. 49 sagt: *Mihi his temporibus, quibus ex universitate sermonis Graeci vix aliquot tesserulae relictiae sunt, perar-*

duum videtur contra antiquos contendere scriptores linguae patriae moderandae arbitros. Sene Methode hat den Vortheil, daß unsere Untersuchungen auf historischem Boden fußen und durch sie die zerrütteten Trümmer der alten Nationalgrammatiker zu einem neuen Gebäude verwandelt werden. Allein da die Betrachtung der Alten oft einseitig ist und beym Aeußerlichen stehen bleibt, so darf man sich nicht verhehlen, daß es für eine wissenschaftlich zusammen hängende, auf Erkennung durchgehender sprachlicher Grundgesetze gerichtete Darstellung wohl anderer Bahnen bedarf. Es würde naseweis seyn, den verehrten Verfasser wegen der von ihm für gut befundenen Methode meistern zu wollen. Unterz. glaubt gern, daß bey der übergroßen Fülle des einzelnen Materials, welches mit kritischem Auge geprüft werden will, und bey Untersuchungen, die in ganz öde Gegenden Leben und Ordnung bringen wollen, sich für jetzt kaum anders verfahren ließ. Auch ehren wir die große Behutsamkeit Lobecks, der nicht gleich bey der Hand ist, nach ein paar zusammen gerafften Beyspielen Regeln aufzustellen, wodurch nur zu häufig der freye Sprossenbildungstrieb der Griechischen Sprache engherzig eingezäunt und die freye Bewegung der Sprache verkümmert wird. Cum ventum ad verum est, halten sie nicht Stich oder werden durch unzählige Ausnahmen paralytisch. Sehr oft erkennt Lobeck mit vollem Recht das üppige Wuchern und Ranken des Hellenischen Sprachstamms an und warnt vor der Heckenscheere, die Alles fein säuberlich nach altfranzösischem Gartengeschmacke züchtigen möchte. Meminerit, sagt er p. 504, quam difficile sit, liberrimos Graeci sermonis motus legibus vincire severis. Freylich ist da mancher moderne Regelmacher besser

daran als Lobeck, dem kein Winkel des Alterthums unbekannt ist, während namentlich die Herren Sprachvergleichler ex professo wenig über ihren Buttman und Passow hinaus blicken und so tausend Dinge harmlos ignorieren, die betrachtet seyn wollen, ehe man durch starre Geseze der trotzig freyen Sprache Fesseln schmiedet. Lobeck wird aber selbst nicht leugnen, daß nach solchen und ähnlichen Vorarbeiten es möglich seyn wird und erstrebt werden muß, die oft noch ungesügte Masse übersichtlicher unter allgemeinere Gesichtspuncte zu bringen. Buttman's Ordnungssinn und Klarheit vermißt man in diesem Werke. Aber Buttman stand einem ungleich kleineren Haushalt vor, bey welchem es leichter war, Alles reinlich und säuberlich und wohnlich zu erhalten. Lobeck gebietet über ein Heer dienender Geister, unter denen sich schwer Ordnung halten läßt. Da ist erst allmählich an Bequemlichkeit zu denken, wenn für das Nothwendige und Nächste gesorgt ist. Es kommt darauf an, daß ein zweyter Buttman erstehet, der mit seinem Sprachnerv und sicherer Hand den Urwald lüfte, daß man frey in ihm sich ergehen und sich der geöffneten Aussichten erfreuen möge. Aber kommt dereinst ein Meister der Art, er wird nie vergessen dürfen, daß ohne Lobeck's starken Arm seine Mühe nutzlos gewesen seyn würde. Seiner Kenntniß des Griechischen gegenüber erscheint was andere Hellenisten, so viele ihrer sind *ὐπ' αὐγὰς ἡελίου*, leisten können, winzig und klein. Aber auch Wenige hat die Vorsehung so geistig ausgerüstet, wie unseren großen Hellenisten, und Wenigen ist es vergönnt, eine Reihe frischer Jugendjahre in sorgenfreyer Muße einzig dem Zusammenleben mit den alten Heroen zu weihen.

Unterz. hat umbeschadet der Lobeck schuldigen Pietät darauf hinweisen zu müssen geglaubt, was

dessen Sprachforschung zu wünschen übrig läßt. Aber er muß hinzu setzen, daß es ihm einen seltenen Genuß gewährt, dem wohlbewanderten Führer in Gegenden zu folgen, die allein zu betreten man kaum Anlaß gefunden oder Muth gehabt haben würde. Nicht ohne staunende Bewunderung überblickt man die immer neu vor dem Auge sich ausbreitenden Landschaften. Kaum gestattet uns die Menge der immer neu herbey gezauberten Gegenstände ein Ruheplätzchen zu finden, uns zu sammeln und uns klar zu werden. Im Fluge gehts weiter. Und Lobeck weiß allen Gestalten etwas abzufragen und sie für seine Zwecke zu nützen. Erst hier wird man die unverwüßliche Zeugungskraft und Lust der Sprache recht gewahr. Schon das lohnt das Studium des Werks, daß man aus dem unglaublichen Reichthum des Griechischen Sprachschatzes Unzähliges auch aus den entlegensten Quellen geschöpft und zusammen gestellt findet, was auch den nicht ganz gewöhnlichen Pfaden abwärts liegt. Es versteht sich, daß das Werk voll ist von Emendationen namentlich alter Grammatiker, aber auch vieler anderer Schriftsteller. Ein künftiger Herausgeber des Hesychios findet fast Seite auf Seite sinnreiche Verbesserungen jenes mortuarii glossarii p. 109. Dann heben wir besonders die Beyträge für Herodianos, Arkadios (Herodiani institor p. 375), Theognostos und Stephanos hervor. Wer den Griechischen Eigennamen nachgeht, kann eine reiche Ernte halten. Fürchtet Einer ein zusammenhängendes Lesen des Werks, so werden ihm wohl die im Ganzen genauen Indices gute Dienste leisten. Aber sie bleiben eine Nothbrücke und wer es ehrlich meint, muß Muth fassen und wie ein Delius natator sich den Fluthen hingeben.

Schon im Voraus freuen wir uns der p. 63 ver-

sprochenen Abhandlung de epithetis Deorum, so wie der, wenn wir recht verstehen, p. 464 in Aussicht gestellten neuen Ausgabe des Phrynichos. Und so scheiden wir von dem in vieler Beziehung großartigen Werke mit wahrer Verehrung des Meisters. Die am Schlusse des Vorworts ausgesprochenen Befürchtungen für das Fortbestehen der auf dem Griechischen und Römischen Alterthum begründeten classischen Bildung theilen wir nicht. Der von den Utilitariern erhobene Schrei ist nicht neu, obwohl er jetzt mehr als je in den allem Lärmen und Unfug willfährig die Hand bietenden Tagesblättern wiederhallt. Er wird verhallen. Lasse sich nur kein ernstes Streben dadurch im Mindesten irre machen. Wir können nicht alle Weber und Spinner und Eisenbahnwärter werden. Das impotente Stürmen und Drängen gegen die classische Literatur wird sich legen. Durch Polytechnik wird keine Humanität erzielt und was Jahrhunderte lang das Mark Deutscher Nation genährt hat, wurzelt zu fest, als daß es durch ohnmächtiges Zeitungsgebläs umgeworfen werden könnte. Aber weit weniger Besorgnis hat Unterz. vor den hierarchiae emissarii tonsi intonsive und den redivivi Hoogstratii et Pfeffercornii. Möglich, daß Lobeck dort andere Erfahrungen gemacht hat. Wir können uns freudig sagen, daß in unsern Gegenden von der Seite nicht die geringste Unsechtung zu erwarten steht.

Unser saeculum ist ein ferreum, das ist wahr, und das muß gewissenhaftes Studium des classischen Alterthums in reichem Maße empfinden. Aber dessen unerschütterliche Größe und Macht hat noch schlimmere Zeitalter überwunden und wird aus dem heutigen sinnlosen und gewissenlosen Lärmen und Loben als Sieger hervorgehen. Nur Muth und nunquam retrorsum!
F. W. S.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 15. Junius 1844.

B e r l i n.

Verlag von Veit und Compagnie 1843. Des Sophokles Antigone, Griechisch und Deutsch, herausgegeben von August Böckh. Nebst zwei Abhandlungen über diese Tragödie im Ganzen und über einzelne Stellen derselben. VIII und 301 Seiten in Octav.

Die Veranlassung dieser neuen Uebersetzung der Antigone des Sophokles darf man als bekannt voraus setzen. Der erhabene Sinn Sr Majestät des Königs von Preußen wollte durch wiederholte Bühnendarstellungen dieses Stücks in Potsdam und Berlin uns die Tragödie der Hellenen wieder näher bringen, und hat zu demselben Zwecke ganz kürzlich auch die Medea des Euripides in Scene setzen lassen. Bey diesen Aufführungen ist die Donner'sche Uebersetzung angewandt worden, welche selbst nach dem Zeugnisse des neuen Uebersetzers, des scharffinnigsten und gründlichsten Kenners und Beurtheilers Hellenischer Dichterwerke, unstreitig die geschmackvollste, lesbarste und metrisch vollkom-

menste ist, wenn sie auch die Eigenthümlichkeiten der Urschrift nicht völlig wieder gibt. Um diesem letzten Erfordernisse zu genügen bezweckte Hr G. R. B ö c k h anfangs nur eine Uebersetzung jener, und hatte schon für die ersten Aufführungen einige wenige Stellen umgeändert und namentlich einige Chorgesänge neu übersezt, die dann mit den von Donner zur allgemeinen Zufriedenheit übertragenen Portion ein Ganzes bilden sollten. Vieles mag bey dieser gegenseitigen Mittheilung und Wechselwirkung in die neulich erschienene zweyte Ausgabe des Donnerschen Sophokles, den der neue Uebersetzer nicht mehr benutzen konnte, übergegangen seyn. Aber auch sie genügt nicht ganz; und die Verehrer des Sophokles können es dem neuen Uebersetzer nicht Dank genug wissen, daß er sich entschlossen hat, jetzt die Arbeit allein zu übernehmen und eine neue Uebersetzung der Antigone zu liefern, in welcher aus früheren Uebersetzungen nur sehr Weniges, und zwar immer nur das Gelungenste und Beste, beybehalten ist; denn, wie der Uebersetzer sehr wahr bemerkt, 'nur Eines kann das Beste seyn; und dieses darum, weil es ein Anderer gefunden, mit Eigenem vertauschen zu wollen, wäre Thorheit und eitle Selbstgefälligkeit.'

Betrachten wir nun die Art und Weise, wie der Uebersetzer neben so vielen Versuchen der neuesten Zeit, den Sophokles zu verdeutschen, diese allerdings sehr schwere Aufgabe zu lösen versucht hat, so finden wir nach genauer Prüfung des Einzelnen, daß er einen wesentlichen Vorzug vor allen seinen Vorgängern voraus hat, nämlich die treue Uebersetzung der eigentlichen Form der Sophokleischen Rede (die in sich vollkommen und unübertrefflich ist) ohne der Deutschen Sprache Gewalt anzuthun. Man weiß, daß auch Solger und Thudichum das

ernstliche Bestreben hatten, den Grundtext so genau als möglich wieder zu geben; aber wie haben sie, namentlich der erstere, dem vaterländischen Idiom Gewalt angethan! Andere dagegen, wie Donner, Stäger u. s. w. haben, da sie die Geläufigkeit des Deutschen Ausdrucks und die moderne Verständlichkeit der im Griechischen Urtexte oft sehr fein durchgeführten Satzformen im Auge hatten, nur zu oft den unterscheidenden Charakter der Rede, wodurch die Personen fein gezeichnet sind, nicht treu genug wieder gegeben, und sich oft nur mit der Uebertragung des Gedankens im Allgemeinen begnügt, indem sie das Charakteristische der Sophokleischen Satzform mehr oder weniger vernachlässigten. Es ist freylich keine leichte Aufgabe, neben der Schwierigkeit des Versbaues, besonders in den kunstreich gegliederten Chorgesängen, einer Uebersetzung des Sophokles auch noch diesen nothwendigen Vorzug zu verschaffen. Aber um der neueren Welt die hohe Vortrefflichkeit einer Sophokleischen Tragödie begreiflich zu machen, und deren richtiges Verständnis ihr näher zu bringen, darf man auf keine Weise diese Aufgabe ungelöst lassen; denn das Werk verliert offenbar durch jede Abweichung von dem eigenthümlichen Ausdruck und von der Farbe, die Sophokles dem Ausdruck gegeben hat.

Uebrigens erscheint die Antigone in vorliegender Uebersetzung bereits zum zweyten Male, obgleich der Titel sie nicht als zweyte Bearbeitung ankündigt. Zuerst wurde sie vor einem in Leipzig gedruckten Clavierauszuge aus dem von Hn Felix Mendelssohn-Bartholdy für die Königl. Theater in Potsdam und Berlin componierten Stücke der Presse übergeben. In dieser zweyten Ausgabe sind nur sehr wenige Stellen leicht verändert. Hinzuz-

gefügt ist noch eine metrische Uebersicht der lyrischen Theile nach der Urschrift, wobey die rhythmischen Abweichungen der Uebersetzung zugleich bezeichnet worden sind.

Was die zwey beygegebenen Abhandlungen, welche den größeren Theil des Buchs ausfüllen, anlangt, so sind diese dieselben, welche der Verf. bereits in den Jahren 1824 und 1828 in der Königlichen Academie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesen hat, und welche selbst mit Einschluß der nachträglichen Bemerkungen schon zu ihrer Zeit in den Schriften der Academie bekannt gemacht worden sind. Wir können es dem Verf. nur Dank wissen, daß er diesen mit Einsicht und gründlicher Beweisführung geschriebenen Abhandlungen, welche zu ihrer Zeit (und noch fortwährend) durch kräftige Anregung einen sehr heilsamen Einfluß auf gleichartige philologische Untersuchungen ausgeübt haben, durch den vorliegenden wiederholten Abdruck eine größere Verbreitung zu verschaffen gesucht hat. Auch sind sie im Einzelnen nicht ohne Berichtigungen und kleinere Zusätze geblieben. Jedoch verändern diese nichts am Wesentlichen des Inhalts, sondern berichtigen oder bestätigen, wie die neu hinzu gekommenen und mit einem Sternchen bezeichneten Noten, größtentheils frühere Behauptungen, die von achtungswerthen Gegnern angefochten waren. Die polemische Richtung, welche diese Abhandlungen gleich anfangs an vielen Stellen hatten, ist, wo es unbeschadet der durchzufehrenden Sache möglich war, zwar gemildert aber keineswegs ganz verwischt worden. Dieses Verfahren wird man nur billigen können, besonders wenn man mit dem Verf. erwägt, daß ein Neues nicht an die Stelle des früher Gesagten gesetzt werden kann, ehe das Letztere mit Gründen beseitigt

ist; und dieses ist doch gewis noch bey keinem der Streitpuncte geschehen.

Die erste neu hinzu gekommene Anmerkung (S. 120) bezieht sich auf das Alter des Stücks, wovon das Griechische Argument sagt: *Ἀλέκται δὲ τὸ δράμα τοῦτο τριακοστὸν δευτερον*, d. h. wie Ref. in seiner Geschichte der Hellen. Dichtkunst B. I. Th. 1. S. 391 die Worte bereits erklärt hat, die chronologischen Listen oder Didaskalien der Alexandrinischen Gelehrten führten die Antigone in der Reihe der Dramen des Sophokles unter Nr. 32 auf. Von einer alphabetischen Ordnung, die Wey hiermit bezeichnet wissen will, kann durchaus nicht die Rede seyn; denn es ist ja gar nicht wahr, daß Sophokles 32 Stücke geschrieben hat, deren Titel mit A anfangen. Dann gehört die Notiz eines Grammatikers, 'daß nicht Sophokles, sondern Zophon der Sohn des Sophokles (Antiphon ist Schreibfehler im Griech. Texte) der Dichter der Antigone sey' hierher, welche der Verf. S. 146 durch Dindorf (Antig. p. IV) kennt. Ausführlicher steht dieselbe in Gramers Anecd. Gr. T. 4. p. 315, 20, wie Ref. a. a. D. nachgewiesen hat. Der Verf. wirft bey dieser Gelegenheit die Frage auf: Sollte sie Zophon wieder haben aufführen lassen? Das ist mehr als wahrscheinlich; denn noch in späteren Zeiten gehörte sie zu denjenigen Dramen, welche die Athener gern sahen. S. die vom Ref. a. a. D. citierten Stellen. Schon Suidas sagt (vgl. Eudokia S. 248) im Allgemeinen, dem Zophon würden einige Stücke des Vaters zugeschrieben, eben weil die wiederholten Aufführungen derselben nach Sophokles Tode in den Didaskalien unter dem Namen dessen registriert wurden, der vom Archon den tragischen Chor verlangte, und das hat Zophon als nächster Erbe der väterlichen

Tragödien gewis in mehr als einem Falle gethan, und ist so unter andern zur Ehre der Autorschaft der Antigone gekommen.

Ferner erklärt der Verf. S. 121 die vor kurzem aufgestellte und durchgeführte Behauptung, die Samische Strategie des Sophokles beruhe auf Erdichtung, für einen zu starken Mißgriff, als daß man dabey verweilen möchte. Und das mit vollem Recht. Auch die meisten der andern neu hinzu gekommenen Noten (wie S. 131. 135. 190 ff.) beziehen sich auf Sophokles als Feldherr und auf dessen Amtsgenossen im Samischen Kriege, so wie auch auf den Streitpunct, ob hier die erste oder zweyte Seeunternehmung gegen Samos gemeint sey. Die Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller, wie des Tragikers Ion und anderer, sind ganz bestimmt und sprechen von der genannten Strategie als von einer allgemein bekannten Sache. Wie genau diese ganze Untersuchung mit der chronologischen Bestimmung der ersten Aufführung der Antigone, die dem Dichter jene Würde verschafft haben soll, zusammen hängt, braucht hier nicht erst erwähnt zu werden. Sieben Jahre vor dem Ausbruche des Peloponnesischen Krieges (d. h. Ol. 85, 3 = 438 vor Ehr.) segelte der mit neun anderen Athenern zum Feldherrn erwählte Tragiker gegen die Stadt Anaia, und zwar in einem Alter von sieben und funfzig Jahren. Folglich ist das Epigramm, welches Sophokles im 55. Lebensjahre an Herodotos gerichtet zu haben versichert (Plut. an seni sit ger. res. 3. p. 785 B), offenbar Ol. 85, 1 geschrieben, als der Samische Krieg eben ausgebrochen war, und Sophokles kurz vorher seine Antigone aufgeführt hatte, wenn dort nicht der zweyte Zug gegen Samos, der freylich mit dem ersten in dasselbe bürgerliche Jahr fiel, ge-

meint ist. Der erste Zug geschah aber unter zehn verschiedenen Feldherren, zu denen Thukydides Melesias Sohn gehörte; und dieser ist dann vom alten Biographen des Sophokles ebenfalls zum Mitfeldherrn des Tragikers gemacht worden, was nicht ganz richtig ist; denn wir besitzen noch eine durch Androtion überlieferte Liste der Mitfeldherren des Sophokles, worin freylich die beiden letzten Namen fehlen und Thukydides gar nicht vorkommt. Aber dieser war nach des Geschichtschreibers Thukydides Zeugnis (I, 117) im ersten Zuge gegen Samos Mitfeldherr des Hagmon und Phormion, so wie des Elepolemos und Antikles; und auch diese vier stehen nicht in der Liste des Androtion, welche wir doch auf jeden Fall für authentisch halten müssen. Ref. erklärt diese Sache, über die er sich selbst andern Orts schon ausgesprochen hat (Gesch. der Hellen. Dichtk. B. 3. Th. 1. S. 354. 360. 391) durch die gründliche Beweisführung des Verfs jetzt für abgethan. Uebrigens ist auch schwer zu glauben, daß die Athener den berühmten Gegner des Perikles, den Thukydides, der funfzehn Jahre vor Perikles Tode verbannt worden war (Plut. Pericl. 16.) und bald wieder zurück gerufen seyn mag, weil man in der bedrängten Lage der Stadt seiner bedurfte, zum Collegen des Perikles in einem und demselben Kriegszuge ernannt haben sollten. Einer von beiden würde bey gleichzeitiger Wahl sicherlich zurück getreten seyn, wenn eine solche überhaupt Statt gefunden hätte. Dazu kommt noch, daß die zehn ordentlichen Feldherren in jenen Zeiten je einer aus jedem der zehn Stämme seyn mußten. Nun war Thukydides von Alopeke und gehörte zum Antiochischen Stamme; Sophokles war von Kolonos, und dieser Ort gehörte zu eben demselben Stamme, wenigstens in den Zeiten,

wovon hier die Rede ist; späterhin mag er zur Aegeis gezählt seyn, wie verschiedene Inschriften beweisen; Corp. Inscr. Nr. 172, vgl. mit Nr. 115 und 183. Nun kommen aber in der genannten Feldherrenliste des Androtion noch zwey, Perikles von Cholargos und Glaukon der Kerameer, aus einem und demselben Stamme, dem Akamantischen, vor; folglich müßten zwey von den zehn Stämmen nicht gewählt haben, wäre Thukydides unter der Zahl der Gewählten gewesen; sonst fiel aber nur ein Stamm aus, und von diesem einen nimmt der Verf. an, daß es der Antiochische als letzter in der ganzen Reihe, gewesen sey, und bürdet dem Androtion den Irrthum auf, als habe er Kolonos nach der statistischen Anordnung seiner Zeit zu der Aegeis und nicht zur Antiochis gezählt. Das wäre freylich bey der Annahme, daß Androtion eine wirkliche Urkunde vor Augen gehabt hat, kaum glaublich; oder aber, man müßte die Anordnung von Androtion selbst ableiten, und dann verdiente sie auch in anderer Beziehung keinen Glauben. Warum wollen wir aber nicht geradezu annehmen, daß Kolonos zur Zeit des Samischen Krieges wirklich schon zur Aegeis gehört habe? Wenigstens scheint die statistische Bestimmung dieses Orts lange schwankend gewesen zu seyn; und Androtion gibt ja bey keinem der Feldherren den Stamm, zu dem ihr Geburtsort oder Demos gehörte, an. Dieser Punct wird so lange streitig bleiben, als das Verzeichniß unvollständig vor uns liegt. Wüßten wir die beiden fehlenden Namen, so wäre der Streit leicht entschieden; daß jedoch Thukydides nicht darunter war, ist nach obiger Darstellung als ausgemacht zu betrachten. Perikles muß aber damahls ἐξ ἀπάντων gewählt seyn, und zwar außerordentlicher Weise, wie das

auch sonst zu geschehen pflegte, wenn man zu den längst im Amte stehenden zehn ordentlichen Feldherren des Jahres noch ein hervor ragendes strategisches Talent für eine wichtige Kriegsunternehmung erwerben wollte. In diesem Falle mußte dann einer der zehn schon gewählten zurück treten. War also Sophokles Mitfeldherr des Perikles, so muß dieses im zweyten Zuge gegen Sarnos gewesen seyn, woran Thukydides nicht Theil nahm. Dann muß die Antigone spätestens im Jahre vorher Ol. 84, 4 aufgeführt seyn, und nicht schon Ol. 84, 3, wie der Verf. und Bergk (de reliq. com. Att. ant. p. 55 sqq.) will, welcher nach Krüger die Sache von Neuem und mit Benutzung des oben erwähnten Feldherren-Verzeichnisses des Androtion ausführlich behandelt hat. Auch K. D. Müller ist in diesen Blättern (Götting. gel. Anz. 1839. S. 1194) auf das vom Verf. als richtig anerkannte Ergebnis gekommen, was der Verf. bey dieser Gelegenheit geltend zu machen sucht.

G. H. B.

L e i p z i g.

Verlag von Carl Knobloch '1843. Lessingiana von Dr Gottlieb Mohnike. Nach dem Tode des Verfassers gesammelt und herausgegeben von seinem Sohne. 177 Seiten in Octav.

Kleine Anmerkungen zum großen Lessing, die aber, wie Alles, was diesen außerordentlichen Geist betrifft, mit Dank aufzunehmen sind. S. 1 bis 13 enthält einen Aufsatz über Lessings Beyträge zu den 'Ermunterungen', verglichen mit dem Abdrucke derselben bey Lachmann. Dann S. 14 bis 40 Lessings Beyträge zu der von Christlob Mylius heraus gegebenen physicalischen Wochenschrift: der

Naturforscher, auf die Jahre 1747 und 1748. Nach einer Bemerkung des Herausgebers hat Hr Prof. Lachmann das Manuscript zu diesen zwey Aufsätzen in den Zusätzen und Verbesserungen, welche sich im 13. Bande seiner Ausgabe von Lessings Schriften befinden, benützt. Die Wochenschrift ist äußerst selten geworden und die Nachrichten, die man hier über Lessings Antheil findet, sind daher um so dankenswerther. Hieran schließt sich, S. 41 bis 47, 'Lessings epigrammatische Anmerkungen zu einem Gedichte eines Anderen'. In dem 72. Stücke des 'Naturforscher' erschien der Anfang eines Gedichtes von Lessing über die Frage: ob in der Literatur die Alten oder die Neueren höher zu schätzen seyen. Es blieb Fragment, weil der Censor den Schluß nicht durchgehen ließ und findet sich als solches in Lessings Schriften unter der Aufschrift: Aus einem Gedichte an den Herrn M** in Lachmanns Ausgabe Th. 1. S. 174—178. Gegen dieses Gedicht trat im letzten Stücke des Naturforschers ein anderer, der sich mit H. unterzeichnet hat, sonst aber unbekannt ist, mit einem Gedichte auf, welches Lessing mit sehr witzigen Glossen commentierte, die der Verf. hier mittheilt. Lessing selbst scheint sie ganz vergessen zu haben, da er sie nicht in der ersten Sammlung seiner Schriften aufgenommen hat; sie finden sich eben so wenig in den folgenden Ausgaben, auch bey Lachmann nicht, der die mehrfach erwähnte Wochenschrift ebenfalls nicht benutzen konnte. Die auf diese Anmerkungen bezügliche Notiz, im 13. Bde der Lachmannschen Ausgabe von Lessings Schriften S. 645, beruht wahrscheinlich auch auf einer Mittheilung Mohnikes, doch sind es nicht, wie es dort heißt, 13 sondern nur 12 Anmerkungen. In einem folgenden Aufsatze 'ist Lessing als Epigram-

matiker ein Plagiarius zu nennen' S. 48 bis 73, nimmt der Verf. seinen Lieblingschriftsteller gegen einen ziemlich alten Vorwurf in Schutz, den man wohl mit Recht unbeachtet gelassen hat. Im 'neuen teutschen Merkur' vom Jahre 1793 zeigte nämlich Haug, daß ein großer Theil der Lessingschen Sinngedichte nicht sein Eigenthum, sondern Uebertragung sey; dieser Aufsatz wäre durchaus schätzbar, wenn er nicht zugleich die Andeutung enthielte, daß Lessing seine Quellen geflissentlich verschwiegen hätte. Der Eifer, mit welchem Mohnike nach 46 Jahren gegen diesen Vorwurf zu Felde zieht, ist ziemlich verschwendet. Doch findet sich auch in diesen Erörterungen, so wie in dem dazu gehörenden folgenden Aufsatz 'Erläuterungen zu einigen Sinngedichten Lessings' S. 74 bis 128, manches Interessante. Die Sinngedichte sind übrigens unstreitig die schwächsten Erzeugnisse der Lessingschen Muse, was freylich höchst merkwürdig ist, da Lessings Stil nicht bloß in seinen Streitschriften, sondern sogar im dramatischen Dialog durch und durch epigrammatisch ist. Viel interessanter, als den Quellen einzelner Sinngedichte nachzuspüren, möchte es seyn, in seinen späteren reiferen und größeren poetischen Werken die Stellen aufzusuchen, wo er nach fremden Mustern gearbeitet hat. Denn wenn auch seine eigene Bemerkung am Schlusse der hamburgischen Dramaturgie 'daß er es gelernt habe fremde Schätze bescheiden zu borgen und an fremdem Feuer sich zu wärmen' nicht gerade buchstäblich zu nehmen ist, so enthält sie doch gewis sehr viel Wahrheit. Ein bekanntes Beyspiel dieser Art ist die Erzählung von den drey Ringen im Nathan, weniger bekannt möchte Folgendes seyn. Man hat sehr oft die feine Wendung bewundert, durch welche Lessing

gleich im Anfange der Emilia Galotti zu dem Knotenpuncte des ganzen Stückes hinführt. Der Prinz sieht unter Papieren, die er durchläuft; plötzlich sieht er unter einer Bittschrift den Namen Emilia. Eine Emilia, ruft er, aber eine Emilia Bruneschi — nicht Galotti u. s. w. Diese Wendung hat nun Lessing offenbar einem spanischen Dichter abgeborgt, der eine Tragödie 'Essex' geschrieben hat. Lessing gibt in der hamburgischen Dramaturgie St. 60 bis 68 einen sehr detaillirten Auszug aus diesem Stücke. Eine der letzten Scenen des zweyten Actes beschreibt er im 65. Stücke mit folgenden Worten: Der Canzler hält verschiedene Brieffschaften, die ihm die Königin nur auf einen Tisch zu legen befiehlt; sie will sie vor Schlafengehen noch durchsehen. . . . Nun ist sie allein und setzt sich zu den Papieren. Sie will sich ihres verliebten Kummers entschlagen und anständigeren Sorgen überlassen. Aber das erste Papier, was sie in die Hände nimmt, ist die Bittschrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! 'Muß es denn eben von einem Grafen seyn, sagt sie, was mir zuerst vorkommt'. Dieser Zug, setzt Lessing hinzu, ist vortrefflich. Auf einmahl ist sie wieder mit ihrer ganzen Seele bey demjenigen Grafen, an den sie jetzt nicht denken wollte u. s. w. Die Situation ist, wie man sieht, ganz dieselbe wie in der Emilia Galotti; man sieht aber zugleich, daß Lessing seinen Vorgänger nicht wie ein Abschreiber, sondern wie ein genialer Kopf benutzt hat. Denn in der That ist es doch bey weitem natürlicher, daß der Prinz durch den Namen Emilia an seine Emilia erinnert wird, als daß die Königin durch das Wort Graf, was doch dem Ohre einer Königin gerade kein so seltenes ist, wieder auf den Grafen Essex geführt wird.

Einige Sinngedichte Lessings, die sich in keiner Ausgabe finden, sind S. 129 bis 135 zusammen gestellt und mit erläuternden Bemerkungen begleitet. Auch in dem folgenden Aufsätze 'Von wem stammen die Sinnschriften auf das so genannte Heldengedicht Hermann?' S. 136 bis 154, sind mehrere schätzbare Winke enthalten, die bey einer künftigen Ausgabe der Lessingschen Werke nicht zu übersehen sind. Eines dieser Gedichte, für deren vermuthlichen Verfasser Herr Prof. Lachmann Lessing gehalten hat, ist, wie hier nachgewiesen wird, sicher von Kästner. In einem Anhange sind noch zerstreute Notizen aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verf. zusammen gestellt, in welchen ein künftiger Critiker ebenfalls noch manches Brauchbare finden wird.

G e n t.

De l'imprimerie de Vanryckegem-Hovaere 1843. Inventaire analytique des chartes des comtes de Flandre, autrefois déposées au chateau de Rupelmonde, et conservées aujourd'hui aux archives de la Flandre orientale; publié par ordre du conseil provincial de la Flandre orientale. Premier cahier. XLIV und 208 Seiten in Quart.

Ueber den regen Eifer, mit welchem, nach dem Vorgange von Deutschland, Frankreich und England, auch in Belgien die Quellen der heimischen Geschichte ans Licht gezogen, oder, nachdem sie einer abermahligten Critik unterworfen sind, in Sammlungen gebracht werden, ist verschiedentlich in diesen Blättern die Rede gewesen. Wie in Frankreich, so wetteifern in dieser Beziehung auch hier Privatvereine — unter denen sich besonders die in Brügge errichtete Société d'Emulation auszeichnet — mit der von der Regierung nieder gesetzten Com-

mission, so daß der Freund der Geschichte durch die Herausgabe einer Menge trefflicher Chroniken in rascher Reihenfolge erfreut wird. Weniger geschah, im Verhältniß zu diesen, hinsichtlich der Veröffentlichung gut geordneter Sammlungen von Urkunden, wenn schon auch von dieser Seite der überaus thätige Herr von Reiffenberg und neben ihm Gachard den Dank des Publicums verdient haben.

Und doch erfreut sich vorzugsweise Belgien eines ungewöhnlichen Reichthums an alten Urkunden, weniger freylich die Archive der einst durch ihrer Bürger Muth und Thätigkeit so mächtig um sich greifenden Städte, als die Abteyen und Capitel. Bor doch die einzige Abtey St. Pierre 94 Documente, die vor dem 12. Jahrhundert datieren. Aehnliche, der freyen Benutzung des Publicums so lange entzogene Schätze enthielten die Klostermauern von St. Bertin und St. Bavon. Da bewilligte die Provinz Ostflandern 1842 die erforderlichen Mittel, um das Verzeichniß der in den Archiven der Grafen von Flandern (*trésorerie des chartes de Rupelmonde*) enthaltenen Urkunden durch den Druck zu veröffentlichen. So entstand das vorliegende Werk, ein chronologisch geordnetes Inventar von Briefen, Bullen, Verträgen, Friedensschlüssen *rc.* mit genauer Angabe, ob das Original, ob eine Copie vorliege, ob und wie die einzelnen Stücke schon früher abgedruckt seyen, häufig mit Erörterungen über die angehängten Siegel versehen.

Schon im 14. Jahrhundert finden sich, wie die *Notice sur les chartes de Flandre* uns belehrt, die Urkunden der Grafschaft Flandern auf zwey festen Schlössern verwahrt. Rupelmonde an der Schelde barg die auf Flamlant, Lille die auf das wallonische Flandern bezüglichen Documente. Erstere wurden, der größeren Sicherheit halber,

während der Zeit der Glaubenskriege nach Gent gebracht und dort auf Befehl Philipps II. in dem von Carl V. aufgeführten Schlosse, später in dem Jesuitenkloster, dann in dem Stadthause aufgehoben. Durch diese Umzüge, mehr noch in Folge der Kriege Spaniens mit Ludwig XIV., wurde eine Menge von Urkunden verschleppt, wie die oben genannte, über die Geschichte des Archivs von Rupelmonde und über die bey demselben angestellten Beamten weitläufig sich verbreitende Notice erörtert.

Dieses erste Heft des Inventaire umfaßt nicht weniger als 714 zwischen den Jahren 1086 und 1293 liegende Urkunden. Der gedrängten Inhaltsangabe jeder einzelnen sind hin und wieder kurze Noten beygefügt, die lateinischen Benennungen, namentlich Eigennamen, wenn man sie nicht mit Zuverlässigkeit französisch wieder zu geben vermochte, beybehalten, oder, wenn sie ein besonderes sprachliches Interesse gewähren, eingeschaltet. Man kann dieses Inventaire mit den für einzelne deutsche Kreise ausgearbeiteten *directoriiis diplomaticis* zusammen stellen, nur daß allerdings die Angabe des Inhalts sich in dem ersteren ungleich genauer findet. Wenn aber auch in diesem Cataloge die in den Urkunden vorkommenden sprachlichen und sachlichen Eigenthümlichkeiten möglichst treu beybehalten sind, so leuchtet doch ein, daß der unverkürzte, diplomatisch getreue Abdruck des größeren Theils der hier verzeichneten Actenstücke von ungleich größerer Wichtigkeit seyn würde. Der Hoffnung auf den letzteren begibt man sich selbst dann nicht gern, wenn man unverholen seine Freude über das Erscheinen des vorliegenden Werkes ausspricht. Hav.

Hamburg und Gotha,

bey Friedrich und Andreas Perthes 1843. Die

christliche Taufe und die baptistische Frage, von Dr. H. Martensen, Prof. der Theol. an der Universität zu Kopenhagen. IV u. 81 S. in Octav.

Je mehr das wiedertäuferische Unwesen, auch in unserm Lande, um sich greift, desto willkommener sind uns so gründliche, in kirchlichem Geist verfaßte Gegenschriften dagegen, wie die anzuzeigende. Sie zerfällt in eine Einleitung und 5 Abschnitte. Nachdem im I. 'die Taufe als kirchenstiftendes Sacrament' gezeigt ist, daß jede wahre Gemeinschaft mit Christo nur eine Gemeinschaft mit ihm als dem Haupte des Leibes d. i. der Kirche sey, daß somit der wahre Glaubensanfang nur so zu Stande kommt, daß die Kirche sich selbst einen Anfang gibt im Individuum und somit sich weiter bauet mittelst der Taufe, wird im II. 'die Kindertaufe' diese aus der Schrift gerechtfertigt. Namentlich wird auf den Unterschied zwischen dem Glauben vor und dem nach der Taufe hingewiesen und daraus gefolgert, daß auch die Taufe des Erwachsenen ihrem Begriffe nach eine Kindertaufe ist. Im III. 'die Prädestination' rechtfertigt der Verf. die Kindertaufe aus der Lehre von der allgemeinen, bedingten Gnadenwahl, da der Baptismus nur bey calvinischer Lehre von der Prädestination oder bey pelagianischer Ansicht von der endlichen Seligkeit Aller bestehen könne. Im IV. 'die Wiedergeburt' zeigt der Verf., wie die Taufe sich zur Rechtfertigung, zum Glauben und zu dem neuen Leben überhaupt verhält. Im V. 'das Glaubensbekenntnis und die Confirmation' wird darauf geantwortet, wie die Frage nach dem Glaubensbekenntnis bey der Taufe zu verstehen sey, und es wird endlich der Confirmation, die in unserer Zeit oft allzusehr überschätzt wird, ihre rechte Stellung zur Taufe angewiesen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 17. Junius 1844.

Brüssel und Leipzig,

bey Carl Nequardt 1843. Sammlung ophthalmologischer Preisschriften, herausgegeben von Florent Cunier. Erste Abtheilung. Das Blutauge von Dr Beger. Mit 17 colorierten Abbildungen. X und 148 Seiten in Octav.

Hr Dr Florent Cunier, Dirigent einer Augenheilanstalt zu Brüssel und Herausgeber der Annales d'oculistique hatte bekanntlich im Jahre 1838 einen Concurß eröffnet durch Aussetzung eines Preises für die beste ophthalmologische Arbeit. Hierauf waren 4 Abhandlungen eingegangen, von denen die vorliegende des Hn Dr Beger einstimmig als des Preises würdig erkannt wurde. Bey dem 2ten Concurse für das Jahr 1840 — 1841 war das Glaucom als Thema gegeben, und unter den 3 eingegangenen Preisschriften wurde die des Hn Dr Warnatz zu Dresden gekrönt und die des Hn Dr Rigler mit einer silbernen Medaille beehrt. Der 3te Concurß für das Jahr 1841 — 1842 hatte die Natur und den Sitz der Cataracte zur Auf-

gabe. Die Jury theilte den Preis zwischen die Arbeiten des Hn Dr Hoering zu Heilbronn und des Hn Dr Wilhelm Stricker zu Dresden. Die Abhandlung des Hn Hegesippe Duval wurde ehrenvoll erwähnt.

Die Abhandlungen der Herren Doctoren Beger, Warnak, Rigler, Stricker, Hoering und Duval werden also die Sammlung ophthalmologischer Preisschriften bilden. Es zeugt erfreulich für den deutschen Fleiß und Gründlichkeit in Bearbeitung der Ophthalmologie, daß er sämtliche Preise davon getragen. — Die erschienene Abhandlung des Hn Dr Beger ist bevortwortet durch von Ammon. Eine Empfehlung des eifrigen Fleißes und fachkundigen Urtheils, die in reichlichem Maße auf die Abfassung derselben verwandt sind, erscheint deshalb überflüssig. Bedenklicher scheint die Wahl des dem Hn Verfasser freystehenden Themas. Das Blutauge ist in den bisherigen Lehrbüchern der Augenheilkunde von andern vorgängigen oder gleichzeitigen Zuständen nicht getrennt, weil seine Entstehung und Beseitigung durch sie bedingt schien. Dennoch hat diese Monographie das wesentliche Verdienst, durch Zusammenstellung so vieler in der ganzen medicinischen Literatur zerstreuten Beobachtungen, denen er viele eigene werthvolle beyfügt, die Uebersicht zu erleichtern, Thatsachen fest zu stellen und die wichtigsten Fragen über Entstehung und Beseitigung des Blutauges anzuregen. Um diese Behauptungen zu beweisen, wollen wir den Inhalt genauer betrachten, wobey Ref. einige Erörterungen der verhandelten Gegenstände sich nicht versagen wird.

Die Abhandlung zerfällt in 3 Abtheilungen. In der ersten wird der gangbare Begriff des Blutau-

ges auf das ganze Auge mit seinen Schutz- und Hilfsorganen ausgedehnt. Es folgen historische Nachweisungen über die bisherigen Beobachtungen des Blutauges, von Hippocrates bis auf die neueste Zeit. Diese auf 9 Seiten abgefaßten Notizen hätten ohne Verlust des Werkes füglich auf eben so viele Zeilen zusammen gedrängt werden können, da bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts der fragliche Gegenstand nicht aufgeklärt wird. Es folgt die Eintheilung des Blutauges

- a) nach seiner Entstehungsweise in
 - 1) das traumatische und in
 - 2) das Blutaug durch Blutsecretion;
- b) nach den Gefäßen in
 - 1) das arterielle und
 - 2) venose Blutaug;
- c) nach seinem dynamischen Charakter in
 - 1) active und
 - 2) passive Blutaugen;
- d) nach seiner Bedeutung in
 - 1) das metastatische und
 - 2) critische Blutaug;
- e) nach dem Orte der Blutung, in
 - 1) das äußere,
 - 2) innere,
 - 3) interstitielle und
 - 4) parenchymatose Blutaug.

Diese vielfachen Eintheilungen gehören zum gelehrten Ballast, nützen aber nicht besonders. Sie haben ihren Nutzen für Anfänger; Kunstgenossen bedürfen ihrer nicht. Die Entstehungsweise blutiger Ergießungen per diapedesin oder Absonderung kann Ref. überall nicht zugeben. Die Blutkügeln können die Capillargefäße nicht verlassen ohne Trennung der Continuität ihrer Wände. Wenn

auch, wie vom Verfasser geschieht, besondere Dünnsflüssigkeit des Blutes und Auflockerung der Gefäßwandungen zur Erklärung dieser Erscheinung angenommen wird, so bleibt sie ohne Zerreißung derselben doch undenkbar. Bey aufgelockerten Gefäßen wird diese um so leichter eintreten, aber diese muß vorher gehen, selbst bey der Menstruation, in deren Blut man Blutkörperchen gefunden hat. Joh. Müller, Th. 1. S. 254, schließt hieraus auf einen aufgelockerten Zustand der Gefäße, setzt aber ausdrücklich hinzu, die Ausscheidung per diapedesin s. secretionem sey in vielen, wenn nicht in allen Fällen in Zerreißung der Capillargefäße begründet. Die Erscheinung von Kügelchen in den secretis leitet er von einer Bildung derselben im Moment der Abscheidung her, da sie aus dem Blute der Capillargefäße nicht durchdringen können.

Zuletzt wird die Resorption im Auge besprochen und unsere mangelhafte Kenntniß bedauert wegen der Bedingungen, unter welchen diese bald überraschend thätig bald beynahе völlig gelähmt sich erweist. Um beide einleuchtend darzuthun, wird der Fall einer gesunden vollblütigen Magd von 24 Jahren angeführt, welche an Cataracten beider Augen litt. Bey einer Nadeloperation des rechten Auges ergoß sich Blut bis zur Hälfte der vordern Augenkammer, welches bereits am andern Tage resorbiert war, nach Umschlägen von Branntwein und lauwarmem Wasser. Nach 8 Tagen erfolgte bey der Nadeloperation des linken Auges wieder Blutaustritt, der den obigen Umschlägen widerstand. Vielmehr fand sich am andern Tage die adnata entzündet, Schmerzen traten ein, Aderlaß und strenge Diät wurden nöthig; vierzehn Tage ohne Veränderung; nach 4 Wochen fing das Blut an dünn und

weiß zu werden wie Eiter und sich zu zertheilen. Die Thatsache ist unzweifelhaft, aber im vorliegenden Falle nicht schwer zu deuten. Der Operation des linken Auges ist offenbar eine Entzündung gefolgt, und so lange diese bestand, sistierte die Rückbildung. Das Blut ist coaguliert, mit dem ersudierten sero und Faserstoff in Eiter übergegangen und auf diesem Umwege resorbiert.

Außer dem Stande der Lebenskraft des Organismus und besonders des Auges wird die Resorption zunächst von der Beschaffenheit des Extravasats bedingt. Ist dieses Blut, so verhält die Resorption sich thätiger, so lange es im flüssigen Zustande verharret. Unter günstigen Bedingungen kann es geraume Zeit in diesem Zustande bleiben, denn es zerfällt nicht, wie der Verfasser angibt, so schnell wie das aus der Ader gelassene Blut in serum und cruor. Die günstigen Bedingungen bestehen in mäßiger Quantität und normaler Beschaffenheit des Bluts und humor aqueus, der Wärme des Auges, des Druckes, Abwesenheit entzündlicher Vorgänge. In diesem Zustande ist es der Resorption zugänglicher, wenn auch der Vorgang nicht völlig klar bleibt. Coaguliert es aber, so löst sich das Blutroth im sero und im hum. aq. auf, die Blutkügelchen zerfallen und der Faserstoff geht in Körnchenzellen oder in Organisation über. Entzündliche Exsudate gehen wahrscheinlich, wie im Gehirne, der Lunge und der Leber am häufigsten in Körnchenzellen über, welche, nachdem sie zerfallen sind, völlig resorbiert werden und wie sie Zul. Vogel nach einer Nadeloperation im Auge gefunden hat. Verwandelt sich der Faserstoff in Eiter und wird dieser nicht entleert, so muß er zuvor in eine grumose flockige Masse zerfallen, deren Molecule wieder re-

sorbiert werden können. Der Uebergang in Organisation findet leider in den wichtigsten Gebilden am häufigsten Statt, vielleicht weil die Exsudate dort von dem auflösenden menstruo des hum. aq. weniger umgeben sind. Welcher Antheil den Lymphgefäßen bey der Resorption im Auge beyzumessen sey, ist noch dunkel. Der Verfasser hält ihre Anwesenheit in dem Epithelialüberzuge der cornea, in der cornea selbst der Descemetischen Haut und in der Linse durch Arnold bestimmt nachgewiesen. Bis zur Bestätigung durch völlig zuverlässige Beobachter bleibt aber die obige Nachweisung zweifelhaft, da die ersten Anatomen, wie Krause, sie nicht gefunden haben.

Die zweyte Abtheilung des Werkes behandelt das traumatische Blutauge nach den verletzten Gebilden des Auges und dem Sitze des Extravasats. Nach den minder wichtigen Ergießungen in die Augenlider und Thränenorgane werden die Extravasate in die Augenhöhle ausführlich, umsichtig und naturgetreu abgehandelt. Ihre Symptome werden treffend gezeichnet, ungezwungen erklärt, von den gleichzeitigen anderer Verletzungen getrennt und die Folgen angegeben. Wiewohl unter ihnen die starken Dislocationen des Augapfels sehr selten eine Wiederherstellung des Sehvermögens zulassen, so sind doch mehrere solche Fälle nach Carron du Villard, Lavauguyon und Covillard angegeben, in welchen sie wenigstens nicht mit gänzlicher Erblindung endigten. Der Hr Verfasser erörtert nach mehreren mitgetheilten Beobachtungen von Ammons die Frage, wie es komme, daß nach Ergießungen in die Augenhöhle einer Seite oft Extravasate in dem obern Augenlide der andern Seite entstehen. Er glaubt dieselbe nur durch Senkung

erklärlich, wenn ein Zusammenhang oder Fortgang unter der Haut vorhanden sey, der aber in dem von Ammonschen Falle fehlte. Durch Senkung hält Ref. den Vorgang nicht erklärlich, da das Extravasat aus der orbita nicht durch sie zum obern Augenlide der entgegen gesetzten Seite gelangen könnte. Ref. hält den Vorgang erklärlicher durch die Anastomosen der Art. ophthalmica mit denen der Art. nasal. lateralis. Wenn eine Zerreißung einer Verzweigung der ersteren in der orbita erfolgt, so obliterieren nach Sistierung der Blutung diese Gefäßwände bis zur Abgabe des nächsten Astes. Das Blut der Art. nasal. lateralis kann also diesen verschlossenen Weg nicht weiter verfolgen und wird mit um so größerer Gewalt in die rami dorsales getrieben, welche mit der dorsalis nasi ex art. ophthalmica und mit den palpebralis der anderen Seite communicieren, woher in den Capillargefäßen des anderen Augenlides um so leichter Austretzungen entstehen können, da sie in sehr laxem Zellgewebe verlaufen.

Zu dem inneren traumatischen Blutauge geben nächst den directen Verwundungen auch Verletzungen benachbarter und selbst entfernter Theile Veranlassung. Es werden authentische Fälle angeführt, in denen es nach Compression des Kopfes bey Zangengeburt, ja selbst nach einem Stöße auf die Brust, eingetreten ist. Dann wird es in 7 Paragraphen nach den verletzten Theilen beschrieben. Die Bindehautenchymosen verbreiten sich nie bis auf die cornea, weil sie den festen Ring nicht überschreiten können, womit die conjunctiva am Rande des Epithelialüberzuges befestigt ist. Von der chemosis unterscheiden sie sich leicht durch Abwesenheit der Schmerzen und der gestörten Func-

tion. Die Blutertravasate aus der sclerotica können nur gering seyn, wenn nicht andere Gebilde gleichzeitig verletzt sind. Die traumatischen Blutergießungen nach Verwundungen der cornea muß Ref. bezweifeln. Nicht nur hat er sie nie beobachtet bey den zahlreichen Hornhautschnitten, die von Beer, Langenbeck und ihm selbst angestellt wurden, auch die Gefäße sind nicht nachzuweisen, aus denen sie entstehen könnten. Die Descemet'sche Haut, das Gewebe der Hornhaut und der Epithelialüberzug enthalten deren gewiß nicht. Unter letzterem haben Joh. Müller, Römer und Henle am äußeren Rande bey'm Fötus Gefäßverzweigungen wahrgenommen. Wahrscheinlich obliterieren diese aber nachher. Dasselbe Verhältnis dürfte obwalten nach Verwundungen des Linsensystems, welches durch Verletzungen benachbarter Theile wohl der Sitz eines Extravasats werden, aber aus eigenen Mitteln dasselbe nicht liefern kann.

Von Blutergießungen nach Verletzungen des Ciliarkörpers und der choroidea werden mehrere Fälle beschrieben. Als criterium derselben wird neben den Zeichen der Blutung die Abwesenheit anderer Verletzungen, der iris und sclerotica, angeführt. Am häufigsten ereignen sie sich gewiß bey Nadeloperationen durch den verfehlten Einstichspunct, welcher genau 1 bis $1\frac{1}{2}$ Linien vom Rande der Hornhaut und 1 starke Linie unter dem horizontalen Durchmesser des Auges liegt, wo die Nadel den ungefalteten Theil des Ciliarkörpers trifft. Die Folgen können für das Sehvermögen durch Druck und Entzündung sehr verderblich werden.

(Schluß folgt)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. 99. Stück.

Den 20. Junius 1844.

Brüssel und Leipzig.

Schluß der Anzeige: 'Sammlung ophthalmologischer Preisschriften. Herausgegeben von Florent Cunier. Erste Abtheilung. Das Blutauge von Dr. Beger.'

Die Extravasate nach Verwundungen der Iris bilden die häufigste Form des Blutauges. Die zahlreichen fremden und eigenen Beobachtungen des Hn Verfassers sind überaus belehrend in Bezug auf ihre Veranlassungen und Folgen. Wie beträchtliche und gefährliche Blutungen von dem Risse in der Größe einer Linie entstehen können, zeigt der von Holscher beobachtete Fall augenscheinlich. Wie Abtrennungen der Iris vom Ciliarligamente durch Erschütterungen veranlaßt oder durch operatives Verfahren vorzüglich ergiebige Blutungen drohen, wird durch Beobachtungen und durch Versuche an Thieren nachgewiesen und ist wegen des anatomischen Verhältnisses auch zu erwarten. Die Folgen werden nicht nur durch Entstehung der Entzündung gefährlich, sondern auch durch Bildung einer

Cataracta spuria grumosa, die den Pupillarraum verschließt. Die Blutergießungen aus der verletzten retina dürften von denen der verwundeten choroidea schwerlich zu unterscheiden seyn, da der purpurne Schein in der Tiefe des Auges, die plötzliche Gesichtsunfähigkeit oder gänzliche Erblindung bey beiden vorkommen kann und letztere mehr durch die Erschütterung und Lähmung der retina bedingt wird. Einem Studenten in Göttingen hatte die abgeflogene Spitze einer Rappierklinge das linke Auge flach getroffen. Es folgte ein Riß in der Iris, eine starke Blutung in die vordere Augenkammer und heftige stechende Schmerzen in der Tiefe des Auges. Durch ein energisches Heilverfahren des Hn Prof. Ruete sind die damals sichtbaren Folgen der Verletzung sämmtlich gehoben. Aber ein umflorter Blick ist zurück geblieben und ein den Bewegungen des Augapfels folgender Punct, von der Größe eines Mattiers, dessen schwarzes Centrum von einem hellen Kreise umgeben und wieder von einem schwarzen Ringe abgegrenzt ist. Er dürfte nicht unwahrscheinlich von einem blutigen und nicht resorbierten Extravasate auf die retina abzuleiten seyn, da von Walther und von Ammon die retina lange erblindet gewesener Menschen mit schwarzen Flecken besetzt fanden, die sie als residua früherer Extravasate betrachteten. Der visus dimidiatus, oder die halbseitige Lähmung der retina, welche in dem von Bernh. Langenbeck mitgetheilten Falle zurück blieb, wurde vielleicht von dem Drucke ergossenen und nicht resorbierten Blutes veranlaßt. Sehr merkwürdig ist die von Rüttlinger mitgetheilte Verwundung der retina. Nach einem Messerstiche drang aus der $\frac{1}{2}$ Zoll langen Wundspalte die choroidea und retina $\frac{3}{4}$ bis 1 Zoll weit hervor und wurde mit der Cooper-

schen Scheere abgeschnitten. Starcker Bluterguß in die Augenkammern und bedeutender Verlust des Glaskörpers waren gleichzeitig vorhanden. Bey Anwendung eines decoct. seneg. mit ammon. muriat. wurde ersterer resorbiert, und das Sehvermögen stellte so weit sich her, daß größere Gegenstände und Farben auf Entfernung von 10 — 12 Schritten unterschieden werden und noch nach 10 Jahren Weg und Steg gehalten werden konnte. Die Wunde verlief von der Hornhaut schräg abwärts. Je näher der macula lutea, um so weniger dürfte ein solcher Ausgang zu hoffen seyn.

Die Prognose ist nach den verletzten Gebilden, nach der Constitution des Auges und der des Kranken abgehandelt.

Daß die Blutergießungen in die vordere Augenkammer nicht so gefährlich für das Sehvermögen sind, als die in das Linsensystem und zwischen choroidea und retina, ergibt sich aus der Wichtigkeit und Bedeutung der letzteren Theile. Doch können auch erstere durch veranlaßte Entzündung, Synechien und Verschließungen der Pupille das Gesicht sehr beeinträchtigen oder ganz aufheben, selbst das Leben können sie in Gefahr bringen. An einem Beispiele wird hier nachgewiesen, wie einer Nadeloperation der Cataracte durch die cornea eine heftige ophthalmitis folgte, die am 11ten Tage tödtlich endigte. Als gefährlich wird die nervöse Constitution des Auges bezeichnet und die plethorische, am gefährlichsten die Vereiningung beider. Vorhandene Dyscrasien trüben natürlich die Prognose um so mehr, und mit Recht wird hier aufmerksam darauf gemacht, daß unter solchen Umständen traumatische Ergießungen, Melanosen und Carcinome nach sich ziehen können.

Die Behandlung wird nach 2 Heilanzeigen an-

gegeben, welche in Verhütung oder Bekämpfung der Entzündung und in Beseitigung des Extravasats durch Resorption oder Entleerung nach außen bestehen. Beiden Indicationen voran möchte Ref. noch diejenige stellen, welche in der Sistierung noch andauernder Blutungen besteht. Die zur Erfüllung dieser Indication rathsam erscheinenden Maßregeln treffen nicht ganz mit denen zusammen, welche durch die zu befürchtende Entzündung geboten werden, sondern stimmen eher mit denen überein, welche bey excessivem Nasenbluten erfordert werden. Nebst den allgemeinen Blutentziehungen und kalten Umschlägen um den ganzen Kopf würde Ref. noch die Application einiger Blutegel an die Schleimhäute der Nase anwenden, den inneren Gebrauch der Säuren, Waschungen der Stirn und Schläfegegend mit concentrirtem Essig und den Arm der leidenden Seite perpendicular in die Höhe richten. Ueberschreitet die Blutung alles Maß, so ist mit der Oeffnung der cornea nicht zu zaudern. Der Verf. warnt vor Erfüllung der ersten Indication nicht zur zweyten überzugehen. Der Erörterung der antiphlogistischen Methode und namentlich der kalten Umschläge möchte Ref. die umgekehrte Warnung hinzufügen, mit denselben nicht länger anzuhalten, als die entzündlichen Symptome es erfordern, denn die Erfüllung der zweyten Indication muß in solchem Falle durch dieselben erschwert werden. Wie in andern Theilen, so auch im Auge, bleibt das ausgetretene Blut unter dem Einflusse der natürlichen Körperwärme länger flüssig und der Resorption zugänglicher. Die Entziehung derselben befördert die Coagulierung, erschwert und verhindert die Resorption, die im Gegentheile durch geistige Mittel angeregt wird.

Zur Erfüllung der zweyten Indication werden

Calomel, Tart. stibiat. digit. purp., flor. arnic. und rad. seneg. empfohlen. Der Verfasser bezeichnet gewis richtig das Calomel als für diejenigen Fälle besonders geeignet, in denen eine noch andauernde Entzündung obwaltet. Nur in die Anwendungsort des Mittels kann Ref. nicht einstimmen. Die Dosis wird auf $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ gr. 3 — 4 Mahl täglich angegeben. In solchen Dosen ist das Calomel kein antiphlogisticum. Es muß in großen Dosen von 3 — 5 — 10 gr. gegeben werden, dann bewirkt es braunrothe klumpige Stühle und scheint den Gehalt an Faserstoff im Blute zu vermindern. Den tart. stibiat. würde Ref. gegen das Blutauge nie anwenden. Die antiphlogistische Wirkung desselben bezweifelt er durchaus nicht, aber seine Erbrechen erregende Kraft, die unter nicht immer vorher zu bestimmenden Umständen auch nach kleinen Dosen eintritt, ist hier sehr zu fürchten. Die noch andauernde oder kaum stehende Blutung kann durch die Erschütterung des Erbrechens und durch den während desselben eintretenden congestiven Zustand neuerdings angeregt und das größte Unglück dadurch veranlaßt werden. Bey Blutungen im Auge sollte diese Rücksicht eben so sorgfältig beobachtet werden, wie es von guten Practikern in Fällen geschieht, wo Ausstretungen im Gehirn zu fürchten sind. Die große Wirksamkeit der senega zur Beförderung der Resorption wird durch zahlreiche und zuverlässige Zeugnisse bestätigt, selbst in Fällen, welche allen andern Mitteln geraume Zeit widerstanden hatten. Sehr beachtungswerth ist die Beobachtung von Fischer, welcher den inneren Gebrauch in einem Falle unwirksam fand, aber sogleich die erzielte Wirkung erreichte, als er die Abkochung als Foment auf's Auge legte. Ref. hat sich über diese Bestätigungen gefreuet, da er

selbst in mehreren Fällen von der Anwendung dieses Mittels unverkennbare Wirkung gesehen hat.

Schließlich wird die Frage erörtert, wann das ergossene Blut nach außen zu entleeren sey? Hat es sich in die orbita ergossen, so kann kein Zweifel eintreten, sobald die Diagnose festgestellt ist. Die Eröffnung der vorderen Augenkammer ist zwar auf die dringendsten Fälle zu beschränken, aber die Ergießungen können so stark seyn, daß sie das Volumen des Augapfels bedeutend vergrößern, seine Bewegungen hemmen, daß die heftigste ophthalmitis voraus zu sehen ist mit rhexis corneae und Zerstörung der Form des Auges. In solchen Fällen darf nicht gezaudert werden. Larrey erhielt dadurch nicht nur das Auge, sondern auch das Sehvermögen.

In der dritten Abtheilung des Werkes, welche nach der Seitenzahl die Hälfte desselben ausmacht, wird das symptomatische Blutauge ausführlich beschrieben und erörtert, die Thatsachen durch zahlreiche interessante und bündig erzählte Krankheitsfälle festgestellt und Folgerungen aus ihnen abgeleitet. Zunächst geschieht dieses nach den einzelnen Gebilden, deren Sitz und Quelle die Blutung ist, wobey die Krankheiten angeführt werden, in denen sie beobachtet sind. Dann werden noch mehrere Krankheiten aufgeführt, welche das ganze Auge mit gefährlichen Blutungen bedrohen. Des Verfassers Kenntniß der deutschen und ausländischen ophthalmologischen Literatur erleichtert in hohem Grade den Ueberblick dieses weiten Gebietes. Um dieses nachzuweisen, werden einzelne Anführungen genügen.

Die symptomatischen Blutergießungen in das Auge sind hochwichtig, zunächst wegen der Gefahren, womit sie das Sehvermögen bedrohen, dann

auch als semiotische Zeichen vorhandener und Vorläufer zu befürchtender Krankheiten. In letzter Rücksicht, obgleich durch sich selbst ohne Gefahr, sind besonders die Ergießungen in die Augenlider und in und unter die conjunctiva bulbi beachtungswerth. Letztere ereignen sich oft im Schlafe und Midellemore betrachtet sie als Vorläufer der apoplexia sanguinea und dringt auf ihre ernsthafteste Berücksichtigung. Nach demselben Beobachter und dem Verfasser, womit auch Ref. einstimmen kann, deutet ein übelriechender blutiger Ausfluß eine Verbesserung und das letzte Stadium in der ophthalm. neonator. an. Der Verf. sah dieses mehrmahls sich ereignen, und einmahl starb kurze Zeit darauf das Kind an apopl. sanguin. mit reichlichem Extravasate zwischen arachnoidea und pia mater. Ref. sah einen hydr. cerebr. darauf folgen. Sehr interessant sind in dieser Beziehung von Ammons Untersuchungen un- und neugeborner Kinder. Wenn diese mit besonders rother oder gelber Färbung der Haut zur Welt kamen, so fand er sehr oft auch eine besonders rothe Farbe der retina, der choroidea, des Glaskörpers und der Linse, was auf ein besonders reges Gefäßleben im Auge deutet. Bleibt diese rothe Farbe noch lange nach der Geburt, so sollen die Kinder eine besondere Empfindlichkeit gegen das Licht äußern und leicht von der ophthalmia neonatorum befallen werden. Jedenfalls dürfte es rathsam seyn, solche Kinder gegen grelle Einwirkungen des Lichtes zu schützen. Die spontanen Ergießungen der Augenbluter — haemophthalmophili nennt sie der Verfasser — werden durch drey Beyspiele erläutert, die durch v. Walther, John Bell und Säger bekannt gemacht sind. Sie entstehen nach geringfügigen und zuweilen ohne alle Veranlassungen, und die Kranken scheinen wie

andere Bluter an Entmischung des Blutes und Schwäche der Gefäße zu leiden. v. Walther beseitigte mehrmahls prompt das Extravasat durch Dämpfe von Bitriolnaphtha.

Blutergießungen in entzündete, staphylomatöse und glaucomatöse Hornhäute werden hier durch zahlreiche Beobachtungen bewiesen und beschrieben. Am öftersten treten sie bey der vasculösen und traumatischen Keratitis ein. Ihre Entstehung so wie die der Phacitis bleibt indes dunkel. In manchen Fällen werden sie vielleicht durch Fortpflanzung von den angrenzenden Gebilden erzeugt, in deren Exsudate Gefäße und Blut sich erzeugen können. In vielen andern Fällen ist diese Erklärung nicht zulässig. Die Annahme seröser Gefäße erleichtert nur scheinbar die Schwierigkeit. Denn sie sind mikroskopisch nicht nachzuweisen und müßten so fein seyn, daß ihr Caliber sich mindestens 50 Mal erweitern müßte, um einem Blutkügeln den Eintritt zu gestatten. Es bleibt nur die Einwirkung der Nerven auf das Parenchym und die Ernährungsflüssigkeit übrig, durch welche eine Neubildung von Gefäßen und Blut vermittelt würde. Nerven sind von Schlemm bis in die cornea verfolgt und wenn sie auch von andern Anatomen noch nicht beobachtet sind, so steht doch ihrer Annahme, da sie mit dem Gewebe der cornea gleiche Durchsichtigkeit und Brechungsfähigkeit des Lichtes haben konnten, kein negierendes Hindernis entgegen und pathologische Phänomene scheinen sie zu postulieren.

Extravasate aus der Iris bilden sich unter dem serösen Ueberzuge derselben, in ihrem Parenchym und in der vorderen Augenkammer, am öftersten in Folge der iritis serosa und parenchymatosa, besonders wenn sie aus einer arthritischen syphili-

tischen oder scrophulösen Dyscrasie hervor gehen. Nach Sichel soll bey der iritis serosa eine seröse Ergießung mit Farbestoff des Blutes gemischt erfolgen, welche in Verbindung mit den injicierten Gefäßen der Iris die rothe Farbe ertheilen. Nach Anschwellung der Gefäßinjectionen bilden sich von ergossenem Blute hell = oder dunkelrothe Flecke — plaques —, im Mittelpuncte können sie braunroth werden. Danach verliert sich die Farbe der Gefäße und die Flecke verschwinden. Bey vorhandener Varicosität der Gefäße sah Sichel durch die Erschütterung des Hustens eine Ergießung in die vordere Augenkammer erfolgen. Beym morb. maculosus sah Carron du Billard die Iris mit bläulichen Blutflecken bedeckt. Die Blutungen bey der iritis parenchymatosa sind besonders gefährlich, indem sie Synechien und Verschließung der Pupille drohen.

Amenorrhoeen und supprimierte Haemorrhoiden bewirken unverkennbar vicariierende Blutungen aus den Gefäßen der choroidea, wovon überzeugende Beispiele nach Fischer, von Walther, Sprengel und Süngeken angegeben werden. Da diese Membran so überaus reich an venösen Gefäßen ist, so bilden sich hier auch am leichtesten varices, deren Berstung ergiebige Blutungen veranlassen und rhexis des Augapfels. Wie unter solchen Umständen gewöhnliches Schneuzen zur letztern Gelegenheit geben kann, wird an dem Beispiele des holländischen Arztes Tob. Baster gezeigt. Diese Haemorrhagieen sind nach der Extraction der cataracta glaucomatosa wegen des aufgehobenen Druckes besonders stark. Sichel sah nach derselben das Blut, die degenerierte mit schwarzen melanotischen Flecken bedeckte retina aus der Hornhautwunde heraus treiben und mehrmahls beobachtete er nach

ihnen Vorfälle des mit Blut getränkten Glaskörpers. Ref. kann hier sein Befremden und Widerwillen über so unsinnige Operationen nicht verhehlen. Sie sind nur möglich bey gänzlicher Ignoranz der Zustände oder Imbecillität des Urtheils. Schon Beer führt unter den Gründen, weshalb er zwey Abbildungen dieses Staates gegeben habe, den an, daß er es nur zu oft erfahren habe, daß selbst so genannte Augenärzte zu dieser Operation sich hätten verleiten lassen. Wenzel sah die Haemorrhagie nach dieser Extraction 10 Stunden anhalten.

Die Blutaustretungen aus und auf die retina bewirken plöbliche Erblindung, weshalb man sie auch nach Analogie ähnlicher Vorgänge im Gehirn Apoplexia oculi genannt hat. Gesichtstestsungen gehen oft vorher, immer ist die Pupille dabey erweitert, die Iris unbeweglich. Ein röthlicher Schein in der Tiefe des Auges und Blutansammlungen in der vordern Augenkammer sezt die Diagnose außer Zweifel. Veranlaßt werden sie durch Congestion und Entzündung. Ist das Individuum und das Auge vorher gesund gewesen, so ist Resorption und Heilung möglich, wie der sehr lehrreiche nach Holscher mitgetheilte Fall zeigt. Dugas sah den Anfall nach der Erschütterung des Reichhustens entstehen, Carron du Billard nach der Application von 10 Blutegeln ad anum. Der Kranke litt aber bereits an einer Congestivamaurose und wurde durch einen Aderlaß hergestellt. Bey choroiditis und varicöser Verbildung der choroidea in glaucomatösen Augen ereignet sich nach Sichel sehr glaublich das Unglück um so leichter. Von den Amaurosen durch Congestion und Entartung der retina ist die apoplexia oculi durch den plöblichen Eintritt von denen durch apoplexia ce-

rebri nur durch die sichtbaren Extravasate zu unterscheiden. Die Untersuchungen der retina haben beachtungswerthe Ergebnisse geliefert. B. Langenbeck fand sie nach einer retinitis mit rothen Flecken besetzt. Nach einem Glaucom sind sie auch mehr oder minder roth, manchmahl aber auch melanotisch. v. Walther und v. Ammon fanden die retina lange erblindet gewesener Augen mit runden oder länglichen schwarzen Flecken besetzt, die nicht unwahrscheinlich von früheren Extravasaten abgeleitet werden, da Cruveilhier noch nach 15 Jahren, in Folge einer apoplexia cerebri, schwarze Reste des Extravasats im Gehirne fand.

Das ganze Auge wird nach des Hn Verfassers Auseinandersetzung noch mit Blutungen bedroht durch die ophthalmitis, fungöse Entartungen — Blut und Markschwamm — den Scorbut, Typhus und das Faulsieber. Die von Beer aufgestellte scorbutische Ophthalmie wird gewis mit Recht beseitigt wegen der verschiedenen und gerade entgegen gesetzten Beschaffenheit des Blutes in beiden Krankheiten, welches in der Entzündung vermehrten, im Scorbute verminderten Gehalt an Faserstoff zeigt. Dagegen kann sich unzweifelhaft die scorbutische Dyscrasie auch im Auge darstellen. Sie äußert sich durch eine violette Röthe der sclerotica und conjunctiva und varicöse concentrisch verlaufende Gefäße in der Iris mit Lichtscheu. Carron du Billard sah 1817 in Stalien eine Typhusepidemie, bey welcher im acuten stadio die Kranken an Dilirien litten, einen rothen Schein vor den Augen bekamen, und wobey die bulbi aus der orbita hervor traten und nach dem Tode noch so verharrten. Mehrere welche genasen blieben blind, nach seiner Meinung in Folge der Extravasate aus der choroidea. Die spastischen Contract-

tionen der Augenmuskeln werden nicht als Ursache des Blutauges aufgestellt, nur gelegentlich die Epilepsie erwähnt. Aber nicht bloß dort, auch im Blepharospasmus, in der Ecclampsie und besonders bey Hysterischen sah Ref. so gewaltsame convulsivische Rotationen des bulbus, daß es ihn nicht befremdet haben würde, wenn Extravasate eingetreten wären. In einem Falle glaubte er sie beobachtet zu haben. Da diese Wahrnehmungen selten zu seyn scheinen, mag er hier kurz erwähnt werden und dürste an diejenigen Fälle angereicht werden können, welche vom Verfasser als wahrscheinliche apoplexiae oculi aufgeführt werden.

Eine 20jährige gesunde Jungfrau aus dem Mittelstande, mit dunkelblauer Iris und sehr zartem Hautgewebe hatte unverschuldet die allerempfindlichste Kränkung ihres Ohrgefühls erfahren. Mehrere Wochen lang hatte sie die Tage in übermäßiger Anspannung verlebt, die Nächte schmerzlich durchweint, als clonische Krämpfe in den Augenmuskeln eintraten und mit ihnen plötzliche starke Abnahme des Gesichts. Die bulbi wurden im Halbkreise rotierend umhergewälzt und hatten nach den Anfällen ein geschwollenes Ansehen. Die Pupillen waren stark erweitert, die Iris völlig unbeweglich. Die Kranke versicherte mehrmahls einen blutigen Schein vor den Augen zu bemerken, Extravasate waren aber nicht zu erkennen. Der letzte schwache Rest des Sehvermögens erlosch in einer Nacht, worin die erwähnten Krämpfe besonders stark eingetreten waren, so vollkommen, daß keine Kerzenflamme ferner bemerkt wurde. Gleichzeitig erfolgten Blutungen aus der Nase und blutige Thränenfeuchtigkeit lief über die Wangen, und die Temporalarterien pulsierten heftig. Nach 14 Tagen und angewandten Blutentziehungen, kal-

ten Umschlägen, Abführungen verwandelte sich die kohlschwarze Nacht in eine dunkelblaue, am folgenden Tage in eine himmelblaue, am 3ten Tage sah sie alles weiß und nach der folgenden Nacht sah sie wieder klar. Die angewandten Heilmittel haben zur Heilung schwerlich so viel beygetragen, als eine besonders aufmerksame psychische Behandlung. Durch Gemüthsbeindrücke veranlaßt, traten noch mehrere Recidive ein, ganz unter denselben Zeichen und verloren sich wieder unter demselben Wechsel der Farben. Die Beruhigung der Nervenstürme konnte nur dauernd durch Anwendung des animalischen Magnetismus erreicht werden, wonach die Krämpfe aufhörten und keine Recidive der Amaurose weiter beobachtet wurden. Wegen der mangelnden Beobachtung des Extravasats bleibt die Deutung des Falles zweifelhaft, aber wegen der bemerkten Beschaffenheit der Pupille und der Iris, wegen der gleichzeitigen Congestion und Blutungen aus den Augen nahe liegenden Gebilden, wegen des Eintritts der Amaurose mit den clonischen Krämpfen der Augenmuskeln und dem Verschwinden derselben bey dem Aufhören derselben scheint es mir wahrscheinlich, daß eine Blutung aus den Gefäßen der choroidea sich auf die retina ergossen und durch Druck die Lähmung derselben bewirkt habe.

Die Prognose ergibt sich aus den allgemeinen Grundsätzen und läßt sich aus der Beschreibung leicht ableiten. Es wird aber noch besonders die Gefahr der Entstehung melanotischer Wucherungen aus den Extravasaten in Augen hervor gehoben, die bereits an Dyscrasien leiden. Die chemischen Untersuchungen melanotischer Substanzen von Lasfaigne und Barruel haben eine große Ähnlichkeit ihrer Bestandtheile mit denen des Blutes ergeben.

Benöthe Constitutionen dürften wegen ihres Ueberschusses an pigment- und kohlenstoffhaltigen Bestandtheilen des Blutes am meisten disponirt seyn.

Zur Behandlung des symptomatischen Blutauges empfiehlt der Verfasser wieder 2 Heilanzeigen, die in Beseitigung des Krankheitszustandes, aus welchem die Extravasate hervor gehen, und in Beförderung der Resorption bestehen. Die Sistierung der noch andauernden Blutungen wird nicht berücksichtigt. Die Wahl der zur Erfüllung der ersten Indication anzuwendenden Mittel wird durch die Beachtung des activen oder passiven Charakters der Blutung angezeigt. Mit solchen allgemeinen Benennungen müssen wir uns freylich behelfen, sie dringen aber nicht tief ein. Nach Dr Neumann wird in dyscrasigen Blutungen des Scorbut's die Bierhefe empfohlen zum inneren Gebrauche und zum äußeren mit geriebenen Kartoffeln, Rüben und etwas Mehl warm aufgelegt. Die Resorption soll durch die bereits zur Behandlung des traumatischen Blutauges empfohlenen Mittel befördert werden.

Die Oeffnung der vordern Augenkammer wird hier nicht wieder besprochen. Daß aber auch die symptomatischen Blutungen zu einer Stärke gedeihen können, welche sie dringend fordert, läßt sich aus einem von dem Verfasser selbst früher mitgetheilten Falle abnehmen, der hier wörtlich angeführt werden soll, da er die Erscheinungen bezeichnet, welche nach des Ref. Urtheil die Operation bestimmen müssen und das Unheil wenn sie versäumt wird. Dugas erzählt: Ein 6jähriges Mädchen hatte den Reichhusten; während eines Anfalles war die Heftigkeit des Hustens so groß, daß das Sehvermögen des einen Auges plötzlich verschwand. Bey der Untersuchung fand man die

Augenkammern voll Blut; von dem Augenblicke an fing das Organ an sich zu vergrößern, erreichte bald das Doppelte der natürlichen Größe und die Augenlider konnten es nicht mehr bedecken. Es stellten sich nun heftige Schmerzen ein, wiederholte Ophthalmien. Darüber waren einige Jahre vergangen. Das andere Auge war ebenfalls sympathisch afficiert, und die Gesundheit der kleinen Kranken war sehr gestört. Dugas schnitt endlich die Hornhaut aus und ließ das Auge sich entleeren. Der humor aqueus war in sehr großer Menge vorhanden, die Krystalllinse weich und breyartig, der Glaskörper enthielt geronnenes schwarzes Blut.

Die colorierten Zeichnungen erfüllen vollkommen ihren Zweck, indem sie auch ohne Erklärung den pathologischen Zustand erkennen lassen.

Bacmeister.

B r a u n s c h w e i g ,

bey Friedrich Vieweg und Sohn 1844. Englisches Lesebuch, enthält eine zweckmäßige, zur Beförderung der Fortschritte in dieser Sprache besonders dienliche Sammlung von Lese- und Uebersetzungsstücken, aus den besten neuern englischen Prosaisten und Dichtern gezogen, nach stufenweiser Schwierigkeit geordnet, mit zahlreichen, unter dem Texte angebrachten Bedeutungen der Wörter, so wie mit lebensgeschichtlichen Anmerkungen als auch mit Hinweisungen auf sein Synonymisches Handwörterbuch und seine Vereinfachte Sprachlehre versehen, von Dr H. M. Melford. Mit einem Vorwort von Dr K. F. Gh. Wagner, Geh. Hofrath. (Auch unter dem Titel: The English Reader).

XX und 251 Seiten in groß Octav. Dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Wir haben diese neue Ausgabe nicht nur sorgfältig durchgesehen und verbessert, sondern auch die Noten zweckmäßig erweitert und den Text mit interessanten Stücken von Goldsmith, Southey, W. Scott und Byron vermehrt. Das Buch besteht jetzt aus sechs Abtheilungen folgenden Inhalts: I. Vermischte Sätze, Erzählungen und dramatische Scenen von Murray, Barbauld, Trimmer, Edgeworth und Goldsmith. II. Briefe von Montague, Chesterfield, Chatham und Byron. III. Schönheiten, Beauties, von Sterne, Mackenzie, Byron, W. Scott, W. Irving und Bulwer. IV. Geschichte von Robertson, Roscoe und Lingard. V. Biographie von R. Southey. VI. Gedichte von Watts, Wordsworth, Carr, Campbell, Th. Moore, W. Cowper, Roscoe, W. Scott und Byron.

Die Hinweisungen auf unser Synonymisches Handwörterbuch kommen erst in der 5ten Abtheilung vor. Der Studierende wird, wenn er diesen Abschnitt erreicht hat, wörterreich geworden seyn, und es ist dann nöthig, daß er mit diesen Schätzen umzugehen wisse, daß er wortreich werde. Die Schulen werden diese Einrichtungen gewiß gern sehen, und die Lehrer diese Gelegenheit benutzen, die angeführten Sinnverwandtschaften zu erläutern.

Der Verlagshandlung statten wir unsern Dank ab, nicht nur für die abermahls zierliche Ausstattung, sondern auch für die öconomische, den Schön-
druck nicht beeinträchtigende Einrichtung, wodurch die Beybehaltung des billigen Preises der frühern Ausgaben erzielt worden ist. Mfrd.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 22. Junius 1844.

Parthim und Ludwigslust.

Im Verlage der Hinstorffschen Hofbuchhandlung 1841. Das Zeugniß der Seele. Zwanzig Predigten von Dr Th. Kliefoth, Prediger zu Ludwigslust. X und 296 Seiten.

E b e n d a s e l b s t.

Predigten, in der Gemeinde zu Ludwigslust gehalten, von demselben. Zweite Sammlung. 1843. X und 390 Seiten.

Einen, zunächst freylich nur subjectiv giltigen Beweis für den Werth der vorliegenden Predigten hat Ref. darin gefunden, daß beym Lesen derselben das critische Bewußtseyn in ihm oft zurücktrat und einem Gefühle wahrhafter Erbauung Platz machte. Muß er doch voraussetzen, daß sie auf jeden unbefangenen Leser denselben Eindruck machen werden, zumahl wenn sie nicht in schneller Folge, sondern, wie eben Predigten gelesen seyn wollen, einzeln in der rechten Stunde und Stimmung gelesen werden. Allen, die sich gern ein ernstes und

liebevolles Wort der Mahnung an ihres Herzens ewige Bedürfnisse gefallen lassen, können daher diese Predigten aus Ueberzeugung empfohlen werden.

Mehr vielleicht als sonst irgendwo hat die Individualität ihr Recht auf dem Gebiete der homiletischen Production. Nur was aus dem inneren Leben, aus der eigenen lebendigen Erfahrung geboren ist, kann auch wieder Leben erzeugen, und vorausgesetzt nur, daß Inhalt und Form aus dem Worte Gottes erwachsen und der 'einen Regel des Glaubens' entsprechend sey, darf und soll der Prediger gerade nach seiner Eigenthümlichkeit und aus ihr heraus zu der Gemeinde, der lesenden wie der hörenden, reden. Die des Verfassers ist eine scharf markierte, der Kreis, in dem er sich bewegt, ein bestimmt abgegrenzter. Der dunkle Schatten, der sich über alle Gebilde und Gestalten des Menschenlebens breitet, der Keim des Unterganges, den seine herrlichsten Erzeugnisse bergen, das so oft verkannte geheime Weh der Sünde, das vielfach mißverstandene Sehnen nach Erlösung und Freiheit, und die einzige Hilfe für das Alles in der Persönlichkeit des Heilandes, das ist das Gebiet, auf welchem seine Schilderungen in reichster Fülle sich entfalten. Vom Bußtage bis zu den höchsten Freudentagen der Kirche, vom Charfreitage bis zum Oster- und Weihnachtsfeste, überall derselbe elegische Grundton, überall dieselbe Klage über die Macht der Sünde, dieselbe Mahnung an die Gnade Gottes in Christo. Hieraus kann zwar leicht der Eindruck einer gewissen Monotonie entstehen, besonders beim raschen und ununterbrochenen Durchlesen der Predigten; aber der überzeugenden Gewalt, die die eigne Herzensüberzeugung hat und ausübt, wird ein empfängliches Gemüth um so weniger sich zu entziehen im Stande seyn.

Die innere Verwandtschaft des Stoffes hat den Verf. bestimmt, die erste Sammlung auch unter eine äußere Einheit zu bringen. 'Das Zeugnis der Seele' hat er sie überschrieben, weil er in allen Predigten die natürliche und ursprüngliche Anlage der menschlichen Seele, 'die Sehnsuchtsgefühle des unerlöseten Menschen, die ersten Regungen des christlichen Geistes, die man fast bey jedem Getauften voraussetzen darf, und diese unsichtbaren Bande christlicher Mächte, die uns Alle umschlingen', zum Zeugnis aufruft für die christliche Wahrheit und unsere christliche Bestimmung. Die Ueberschrift und das leitende Princip der Zusammenstellung bedarf keiner Rechtfertigung; dagegen möchte sich gegen die Art der Anordnung Manches einwenden lassen. Der Verf. hat nämlich den 20 Predigten — die erste als Antrittspredigt zu Ludwigslust am 3. Sonntage nach Ostern 1840, die letzte am Trinitatis = Sonntage 1841 gehalten — nicht ihre natürliche Reihenfolge gelassen, sondern sie nach einem ziemlich willkürlichen Schematismus zusammen gestellt und unter vier Hauptrubriken (die Sünde, die wir fliehen — das Heil, das wir suchen — der Heiland, der uns zum Ziele führt — die Stelle, wo wir stehen) geordnet. Damit ist aber, wie er selbst gesteht, 'ursprünglich Getrenntem erst nachträglich die Einheit aufgezwungen,' und der Fortschritt, den man nach den (gleichfalls erst nachher hinzugefügten) Ueberschriften erwarten muß, ist in den Predigten selbst nicht wahrzunehmen. Die Noth der Sünde und die Macht der Gnade, diese großen Gegensätze, stehen in der letzten Predigt ziemlich in demselben Verhältnisse zu einander, wie in der ersten; die Reihe schließt nicht, wie man glauben sollte, mit einer Sieges- oder Auferstehungs-, son-

dem mit einer Bußtagspredigt. Die Idee ist vorzüglich, aber um sie recht durchzuführen, hätte ein klar durchdachter Plan vorher entworfen und diesem das Einzelne untergeordnet seyn müssen. In einer Reihe von Reden, deren jede ihre Entstehung dem individuellen Bedürfnisse des Augenblicks verdankt, ist kein anderer Fortschritt denkbar, als der durch den Gang des Kirchenjahres und durch des Redners eigene innere Entwicklung bedingte. Diese Wahrnehmung hat denn auch den Verf., welchem selbst 'bey der Composition des Zeugnisses der Seele ein Mißverhältnis zwischen dem Ganzen und seinen einzelnen Gliedern fühlbar ward' (s. Vorrede zum 2. Theile) bewogen, die 30 Predigten der zweyten Sammlung, gehalten zwischen dem Trinitatis-Sonntage 1841 und Advent 1842, nur nach der natürlichen Folge des Kirchenjahres zu ordnen, ohne sie unter eine nur scheinbare Einheit zu bringen.

Auch einzeln betrachtet zeichnen sich die Vorträge der zweyten Sammlung vor denen der ersten aus. Es ist sehr erfreulich, nicht allein um des Verfs willen, sondern auch im Interesse der Sache selbst und als Beweis seines erfolgreichen und Anerkennung findenden Wirkens, daß die späteren Predigten eine immer schönere Entfaltung seiner glücklichen Anlagen, immer vollständigere Ueberwindung früherer Mängel beurfunden. Ueberall zwar spricht sich tiefer christlicher Ernst und psychologisch wahre Auffassung in schöner, blühender, eindringlicher Rede aus, und besonders ist der Parallelismus der Glieder oder ganzer Theile (vgl. I, 3 und 7) oft unübertreffbar. Wünschen aber möchte man in den älteren Predigten etwas weniger Sentimentalität, weniger gesuchte und gefärbte Ausdrücke ('mein armes Wort', der Heiland 'wirbt um das Herz',

‘reißt an dem Herzen,’ will sich ‘in das Herz stellen’), hin und wieder etwas mehr Correctheit (‘ohne daß nicht’, drey-mahl statt ‘ohne daß’, I. S. 30, ‘Verböserung des Herzens’ S. 103, der Sinn ‘beugt sich trotzig’ S. 152, ‘eine Prüfung, an der sein todtes Herz sich erschrickt’ S. 265, ‘verwischen’ statt verwischt werden II. S. 39, ‘Kann das des Gewissens Wort verstummen’ statt: zum Schweigen bringen, S. 51), ferner weniger stereotype Redeformen, Fragen, Wendungen (z. B. ‘darum so will ich sagen:’), endlich einen sparsameren, feuchteren Gebrauch der Bibelworte, die oft in Masse angehäuft werden und fast nur als rhetorische Figur dastehen, ohne zu ihrem Rechte und zu voller Wirkung zu gelangen, ja selbst wohl gegen ihren eigentlichen Sinn sich anwenden lassen müssen (z. B. ‘nur der Fromme wird ruhig scheiden mit dem Worte: ja, segne Gott und stirb’ I. S. 163); und wenn Anstöße dieser Art in der zweyten Sammlung nur selten vorkommen, so kann man nicht umhin darin die Frucht eines unermüdeten Strebens nach höherer Vollendung zu erkennen.

Im Bau der Predigten, in ihrer inneren Anlage an die strengen Regeln der Homiletik sich zu binden, ist des Verfs Weise nicht, und hier halten wir es, ohne übrigens an jeden Geist dasselbe Maß anlegen und dem Talente seine Freyheit verkümmern zu wollen, für Pflicht, das Recht der Theorie zu wahren, wäre es auch nur, um vor der Nachahmung zu warnen, die alles Originelle so leicht findet und in welcher es sich, als Manier, eben so widerwärtig ausnimmt, wie es in seiner Ursprünglichkeit anziehend erscheint. Streng-logischen Dispositionen begegnet man selten; bald ist nur ein Thema und keine Theile angegeben (vgl.

II. 12 und 26), bald Theile ohne Thema (II. 10 und 14), bald fällt ein Theil mit dem Thema zusammen oder es verhält sich ein Theil als Unterabtheilung zu dem andern. Merkwürdig ist besonders die häufig wiederkehrende zwey- oder dreifache Fassung des Hauptinhalts, dessen Ausdruck im Thema anders lautet als in der Ueberschrift und im Inhaltsverzeichnis. Nicht immer decken sich diese verschiedenen Ausdrücke, wie in der Erntebettags-Predigt (II, 13), wo das Thema ist: 'Was sollen wir beten an diesem Bettage?' Die Ueberschrift: 'Dein Wille geschehe!' und die Angabe im Inhaltsverzeichnis: 'Was sollen wir beten über unsern Saaten?' Vielmehr ist zuweilen der Sinn ein wirklich verschiedener. So fallen die Bezeichnungen der Neujahrspredigt: Christus allein ist die Quelle des geistigen Lebens — Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit — und: Die Reihe der kirchlichen Handlungen — keinesweges ganz zusammen; eben so wenig das Thema: 'Die Sanftmuth ist auch einer jener Engel, die den Menschen geleiten auf dem Wege des Glaubens', mit der Ueberschrift: 'Nehmet das Wort auf mit Sanftmuth!' (II. 8. vgl. auch I. 3. 9. II. 7). Das Verfolgen eines mehrfachen Gedankenganges, zuweilen durch die ganze Predigt hindurch, verräth zwar auf der einen Seite großen inneren Reichthum, aber auf der andern auch eine gewisse Unklarheit über das zu erreichende Ziel und über die Mittel, zu ihm zu gelangen; und seinen tieferen Grund hat es gewis darin, daß dem Texte nicht sein volles Recht widerfahren ist. Bey manchen der älteren Vorträge müssen wir es ausdrücklich in Anspruch nehmen, daß sie nicht textgemäß, nicht aus dem Worte erwachsen, nicht durch das Wort bestimmt sind. Oft liegt der Text

ganz brach, die Einleitung geht ihren eigenen Weg und Thema und Theile werden nur gezwungen aus dem Texte herausgedeutet (vergl I. 5. II. 2); oder es sind Texte von unverhältnismäßiger Länge gewählt, die deshalb gar nicht vollständig entwickelt werden können, wie in den Fastenpredigten, deren eine (I. 2) die ganze Geschichte des Judas, aus allen Evangelisten zusammen gelesen, zum Texte hat, die andere (II. 19) die Erzählung von der Grablegung Christi, welche noch dazu sehr gezwungen einzig und allein auf das 'Begraben des Christus in unsern Herzen' gedeutet wird. So lange aber der Prediger sich also stellt gegen das Schriftwort, mag er wohl schöne Reden geben, aber doch immer nur von dem Seinen, wohl viel Unregendes, ja auf christlichem Grunde Erwachsenes, aber doch nur Abgeleitetes, und seiner Reden Frucht wird mehr die flüchtige Rührung und vorüber gehende Erschütterung seyn, als die Pflanzung eines kräftigen Lebenskeimes aus dem Worte Gottes und dem heiligen Geiste. Wir freuen uns daher, daß der Verf. auch hierin immer mehr das Rechte gefunden und seine herrlichen Gaben in den Gehorsam des Wortes gebeugt hat. Je weiter wir in der Sammlung kommen, desto mehr erscheint, was der Text will und gibt, als Inhalt und Ziel der Rede; wir begegnen echten Homilien, in denen man gern die schulgerechte Definition entbehrt (z. B. II. 15. 'Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder'; oder II. 22, die merkwürdige Erntedankpredigt über 1 Mos. 3, 17—19; oder II. 24 über den Königischen); und in demselben Verhältnisse gewinnen die Predigten an innerer Wahrheit und Fülle, an richtiger Zeichnung des antichristlichen Wesens sowohl in der Welt wie im eigenen Herzen, und an concreter, anschaulicher

Schilderung des christlichen Lebens und seiner Früchte. So ist in der früheren Zeit (vgl. I. 13. 'Die Macht der Kirche ein Zeugnis von Christi Macht') die Kirche katholisierend nur als das äußerliche Institut gefaßt und ihre Macht über die Widerstrebenden einzig darin gesetzt, daß doch auch sie Taufe, Copulation und Begräbniß bey ihr suchen müssen. Wie ganz anders aber wird das Bild der wahren Kirche, der lebendigen, selbstthätigen, empfangenden und gebenden Gemeinde des Herrn in der letzten Predigt (II. 30) gezeichnet!

Doch um des Verfs Weise anschaulich zu machen und damit der Leser wisse, was er zu erwarten habe, mögen noch einige Predigten heraus gehoben werden. Am Reformationsteste (I. 9) wird auf den Grund von 2 Thess. 2, 15 die Frage gestellt: 'Wollen wir festhalten an den Satzungen, die wir gelehret sind?' und zwar 1) was haben wir an dem Alten, an dem Glauben und dem Erbe unserer Väter? 2) und was haben wir an dem Neuen, an der Weisheit und dem Leben von heute? 3) und wie müssen wir uns stellen gegen das Alte und gegen das Neue, auf daß wir erfunden werden als Schriftgelehrte zum Himmelreich gelehrt? — Am ersten Weihnachtstage (I. 15) läßt er den Heiland sprechen 1) 'zu denen, die da wandeln in Finsterniß: Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten' — 2) 'zu den Halberleuchteten: Lasset die Todten ihre Todten begraben' — 3) 'zu den Kindern des Lichts: Schöpfet mit Freuden Wasser aus dem Heilbrunnen' — 'denn euch ist heute der Heiland geboren!' — Am Neujahrstage (I. 10) redet er über 1 Petr. 1, 22 — 25 und faßt Thema und Theile in die Worte: 'Wir halten fest an Gottes Wort, und darum weinen wir nicht um das, was gewesen, und zittern nicht

vor dem, daß da kommt, sondern die ewigen Hütten suchen wir durch Christi Kraft.' — In der Predigt (II. 12): 'Was ihr höret in das Ohr, daß predigt von den Dächern', weist er nach Röm. 8, 18 — 23 die Sehnsucht nach Erlösung auch in den vom christlichen Leben scheinbar ganz Entfremdeten nach und wirft dann die Frage auf: 'Was wir wohl thun können und thun sollen, um Christo Seelen zuzuführen, und überall das Reich des Herrn zu bauen und zu mehren?' und weist, ohne bestimmte Theile namhaft zu machen, dieser Pflicht ihre rechte Stelle im Gemeineleben wie in jedem speciellen Berufswirken an, beschreibt dann das Arbeiten für Gottes Reich theils als ein abwehrendes, theils als ein positiv förderndes, und widerlegt endlich die Einwendungen, die dagegen erhoben werden könnten. — Besonders zu erwähnen sind ferner die gewaltige Predigt über den Tod (I. 11, über Luc. 12, 13 — 21. 'Was werden wir mit hinüber nehmen durch des Grabes Pforte?' 1) zu wenig, um hier ohne Klage zu seyn? 2) zu viel, um dort sicher zu seyn! 3) aber wenn wir wollen, genug, um hier und dort getröstet zu seyn!); 'Niemand kann zween Herren dienen' (II. 20); 'Wir zählen unserer Todten Zahl' (II. 21); 'Vom Brote des Lebens' (richtiger wohl: Woher nehmen wir Brot in der Wüste, II. 14); endlich die 4 zusammen hängenden Predigten über das Gebet (II. 16 bis 19) und die 3 über die Frage: 'Wie kommen wir in die Gemeinschaft mit Christo?' (II. 1 — 3), in welchen als der erste Schritt bezeichnet wird, 'daß man ihn kenne' (nach ihm frage, an ihn denke, nur nicht wider ihn sey), als der zweyte, 'daß man ihm diene' (in Gehorsam, Geduld, Treue), und als der dritte, 'daß man ihn liebe' (Eins mit ihm

werde, ihm gebe, von ihm empfangen). Aus der zweyten dieser Predigten können wir uns nicht enthalten eine Stelle wörtlich anzuführen. Nachdem das Veredele derer, welche meinen, der Gehorsam, die Treue gegen den Herrn stehe dem freyen Menschen nicht an, abgewiesen ist mit der Frage, ob denn das Weib Schmach verdiene, das sich ganz in ihres Mannes Willen ergebe und Alles mit ihm trage, oder der Mann, der ganz in seinem Berufe aufgehe, fährt er so fort (II. S. 22. 23): 'Der erst ist ein rechter Knecht des Herrn, der, weil er ihn erkannt hat als seinen König und Herrn, weil er sein Herz an ihn verloren hat, der darum bey ihm aushält durch Segen und Unsegnen, durch gute und böse Gerüchte, in der Stunde der Erquickung und am Tage der Prüfung; der ihm folgt, wohin er nur will, in Kampf, in Leid und Arbeit, ja bis in die Schrecken des Todes. D glaubts mir, zu solcher Treue, zu solcher entsagenden, sterbenden Treue gehört gar, gar viel mehr als zu jener belobten aber fahlen, zu jener gepriesenen aber schalen Freyheit. Seinem Kopf zu folgen, seine Lust zu büßen, auf seinem Sinne zu bestehen, dazu gehört ja nichts, nichts als ein eigensinnig, widerstrebend Wesen. Aber sein Alles daran zu geben, seine festesten Gedanken, seine liebsten Neigungen, seine süßesten Wünsche fröhlich hinzuwerfen, nur weil's mit Christi Wort nicht stimmt; über seiner Wahrheit zu sinnem Tag und Nacht, sein Kreuz und Joch mit williger Seele zu tragen, zu thun, was man sonst nimmer thäte, bloß weil's Christi Wort so will; und bey ihm auszuhalten — ob des Zweifels, ob der Versuchung, ob der Prüfung Woge anschwölle häuserhoch, doch nicht irre an ihm zu werden auch in keiner Stunde; — wahrlich, zu solcher Treue muß

man ein festes, ein starkes, ein tragendes, jagendes Herz muß man dazu tragen!

Schließlich haben wir noch auf folgende einzeln erschienene Predigten desselben Verfs aufmerksam zu machen:

1) 'Der Weg des Glaubens,' über Joh. 20, 19 — 31. gehalten am 3. April 1842.

2) 'Ein Wort der Kirche an ihres Bischofs Grabe.' Zur Gedächtnißfeyer des Großherzogs Paul Friedrich über 2 Chron. 32, 33 gehalten am 17. April 1842. Beide im Verlage der Hinstorffschen Hofbuchhandlung. — In der Druckerey des Rauhen Hauses bey Hamburg:

3) 'Die Werke der Barmherzigkeit.' Ueber Luc. 6, 36 — 38 gehalten am 9. Julius 1843.

Die letzte bespricht, vom Texte ausgehend, ohne Einleitung, Thema, Partition, in freyester und ansprechendster Weise die Werke der Barmherzigkeit, entwickelt ihre Quelle, Natur, Nothwendigkeit und Segen, und schließt mit kräftigem Aufruf und bedeutsamen Winken zur rechten Uebung derselben in christlichen Vereinen. — In der ersten tritt des Verfs Eigenthümlichkeit entschieden hervor, aber in sehr erbaulicher Weise; und in der zweyten wird der früh vollendete Großherzog so geschildert, daß auch der Fremde nicht ohne Theilnahme und Liebe an seinem Grabe vorüber gehen kann.

Auf denselben Trauerfall bezieht sich (gleichfalls im Verlage der Hinstorffschen Hofbuchhandlung):

'Todesfeyer des in Gott ruhenden Fürsten Paul Friedrich, Großherzogs von Mecklenburg Schwerin.' Vier Reden, gehalten und auf Befehl dem Druck übergeben von F. C. C. Walter, Großherzogl. Oberhofprediger. 1842.

Die erste und letzte sind Predigten, jene am Sonntage nach dem Tode des Großherzogs, diese

sechs Wochen später in der Schloßkirche zu Schwerin gehalten; die zweyte und dritte sind kürzere Reden ohne Text, gesprochen in der Trauerhalle des Schlosses und im Dome am Tage der Beisetzung. Künstlerisch vielleicht vollendeter und abgerundeter als die Kliefothschen Predigten, stehen sie denselben an evangelischem Gehalt und Tiefe nach, wie denn auch selbst in den beiden Predigten das Textwort mehr herangezogen, als Grund und Quelle des Vortrags ist. Doch zweifeln wir nicht, daß sie den Gefühlen der Gemeinde vollkommen entsprochen haben, und können ihrer würdigen Haltung und dem heiligen Ernste, der in ihnen waltet, nur volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Meklenburg, ein für die Theologie lange brach liegender Acker, zeigt neuerdings viel schönes christliches Leben, und ein gutes Zeichen ist es, daß Männer, wie die Verfasser der besprochenen Predigten, sich der allgemeinen Anerkennung erfreuen und im Segen wirken. Ref. scheidet von ihnen mit herzlicher Achtung und wünscht besonders, daß Herr Kliefoth, auf der betretenen schönen Bahn weiter schreitend, fortfahren möge mit den ihm verliehenen ausgezeichneten Gaben in Kraft und Segen das Wort Gottes zu verkündigen und vielen Seelen ein Führer zu werden zum seligen Leben im Glauben und in der Liebe des Herrn.

L o n d o n.

John Murray, Albemarle Street 1843. The Zincali, or an account of the Gypsies of Spain. With an original collation of their songs and poetry and a copious dictionary of their language. By George Borrow. 'For that, which is

unclean by nature, thou canst entertain no hope; no washing will turn the Gypsie white.' Ferdousi. — In two Volumes. I. XXIV, 252. II. 155 und App. 155. Second Edition. Octav.

Erst seit der Zeit, wo die Zigeuner immer mehr im gesitteten Europa zu verschwinden beginnen, fängt das Räthsel ihrer mysteriösen Abstammung, Geschichte und Lebensweise an, sich immer mehr zu lösen. Seit Grelmanns Untersuchung (1782), in welcher der Hauptpunct festgestellt ward, ist dafür in 5 Jahrzehenden mehr geleistet, als vorher in eben so vielen Jahrhunderten. Es scheint ihrer das Schicksal der Sphinx zu warten; so bald ihr Räthsel gelöst ist, werden sie aus dem Leben scheiden müssen. Auch die vorliegende Schrift bildet einen interessanten Beytrag zur Zigeuner-Literatur. Der Hr Verf. fand, insbesondere vermittelt seiner Kenntniß der Zigeuner-Sprache, eine sehr gute Aufnahme bey den spanischen Gliedern dieses Stammes, so daß er in den Stand gesetzt ward, ihr mysteriöses Leben mehr als sonst irgend jemand vor ihm durch den zwanglosesten Umgang mit ihnen kennen zu lernen. Die Resultate dieser Erfahrungen, untermischt mit Abenteuern, Erlebnissen und Erzählungen manigfacher Art, werden, insbesondere im ersten Bande, in einer anziehenden, lebendigen, romanhaften, bisweilen etwas ins Unglaubliche hinüberspielenden Darstellung mitgetheilt. Der 2te Band ist mehr ernster Art. Er enthält echte und nachgeahmte Proben zigeunerischer Poesie und Prosa in den zigeunerischen Dialecten Spaniens und Englands, Mittheilungen über die Zigeuner- und Räuber-Sprachen im Allgemeinen und, was dem Werke einen besondern Werth in linguistischer Beziehung verleiht, ein Lexicon der zigeunerischen Mundart Spaniens. Der Hr Verf.

selbst fügt vielfach Etymologien, oft recht glückliche, hinzu; diese sind seitdem mit vielen ausgezeichneten Zusammenstellungen von Hn Diesebach (in den Berl. Jahrb. 1842. Nr. 46 ff.) vermehrt; und ein umfassendes Werk über die Zigeuner ist uns schon lange von einem der größten Sprachforscher versprochen und wird hoffentlich nicht lange mehr auf sich warten lassen. Vielleicht wird Ref. alsdann Gelegenheit haben, auch seinerseits in diesen Blättern Einiges über diese, in vielen Beziehungen höchst interessante, Sprache zu bemerken. Für jetzt will er sich nur zwey Punkte zu berühren erlauben. Hr B o p p, dem wir die Erklärung der zigeunerischen Flexionsformen verdanken (Berl. Jahrb. 1836. Nr. 42), deutet den Nom. plur. von piro (= sskr. pādas : pādo Fuß) nämlich pīre aus der sskr. Pronominalflexion z. B. te; mir schien diese Deutung, da sie ganz gegen die Analogie der indischen Nominalflexion verstößt, nicht sehr wahrscheinlich; ich denke eher an einen Verlust des schließenden s, wie im Prakrit, also e in pīre = prakr. = â = sskr. âs; allein Borrow, welcher eine Menge Plurale anführt, läßt diese fast durchweg auf s auslauten, z. B. von pinro (span. zig. für piro), pinrés; calo (= sskr. kâlas, kâlo ein schwarzer, ein Zigeuner), calés; vergl. andoriles, araquerepénes, balunés, berrinches und viele andere; wenn dieses s nicht aus dem Einfluß des Spanischen zu erklären ist (was übrigens sehr gut möglich, da der Zigeuner-Dialect Spaniens sehr hispanisirt ist), so könnte és, es die alte Sanskrit-Endung âs bewahrt haben. — Zweifelhaft ließ Hr B o p p, wie die Infinitive, wie dschiw-aben, da-ben, sta-ben zu erklären seyen (ebds. S. 312); ich weiß nun zwar auch hier nicht den Zweifel ganz zu heben, kann

aber nicht umhin, noch auf eine Combination aufmerksam zu machen. Pen dient nach Borrow häufig als Nominalsuffix, z. B. chungalo häßlich chungali - pen Häßlichkeit; nach der Vergleichung der vorkommenden Beispiele zu urtheilen bildet es Abstracta insbesondere von Adjectiven, ähnlich wie sskr. tā, tva; statt des sskr. tva dient nun im Prakrit staña, welches ohne Zweifel richtig aus dem sskr. Suff. tvan abgeleitet ist (Lass. Inst. I. Pracr. p. 289). Daß dieses tvan durch Vorwalten des v in einem indischen Dialect pen werden konnte, ist wohl kaum zu bezweifeln. Aus demselben sskr. tvan werden aber ferner, und sicher ebenfalls mit Recht, prakritische Infinitivformen erklärt, nämlich tãna und ãna (Lass. a. a. D. und 367). Wie hier nun ein und dieselbe sskr. Grundform sich in die Gestalten tãna: tãna, ãna spaltet, so konnte sie sich auch in dem Dialecte, aus welchem das Zigeunerische hervor ging, in die zwey sich einander noch näher liegenden Formen pen und ben scheiden.

P a r i s.

1843. De l'enseignement des Mathématiques dans les collèges, considéré sous le double point de vue des prescriptions réglementaires de l'université et des principes fondamentaux de la science. Mémoire (A) couronné par l'académie royale des sciences de Rouen. Par F. C. Busset, ingénieur topographe etc. 432 Seiten in Octav.

Wiewohl diese Schrift eine gekrönte ist, so weiß Ref. doch Nichts an ihr zu loben als den Eifer und guten Willen des Verfassers. Sie ist mit einer unerträglichen Weitschweifigkeit geschrieben, was der Verf. einigermassen selbst gefühlt, jedoch durch die Bemerkung, daß er, durch den von der Akademie angeetzten Termin gedrängt, nicht Zeit gehabt hätte

sich kürzer zu fassen, nur zum kleinsten Theile entschuldigt hat. Neue und brauchbare Gedanken hat Ref. unter dem Wust von Worten fast gar nicht gefunden; manches mag vielleicht in Frankreich neu erscheinen, was bey uns längst bekannt ist. Es scheinen dem Verf. nicht bloß alle deutschen auf seinen Gegenstand bezüglichen Arbeiten, was man einem Franzosen kaum übel nimmt, sondern auch die englischen unbekannt zu seyn.

In der ersten Abtheilung behandelt der Verf. den mathematischen Unterricht an den französischen Schulen. Das Mangelhafte dieses Unterrichtes führt er auf zwey Hauptursachen zurück. Die erste findet er in der Beschaffenheit der Lehrbücher, und hierin muß ihm jeder, der die französischen Elementarwerke über Mathematik kennt, Recht geben. Denn so vortrefflich auch viele in Beziehung auf Reichhaltigkeit und Eleganz der Darstellung sind, eben so mangelhaft und oberflächlich sind sie fast durchgängig hinsichtlich der Auseinandersetzung der Grundbegriffe. Als zweyte nennt er die Stellung, welche die Mathematik im Verhältnis zu anderen, namentlich den Sprachwissenschaften, in den Schulen einnimmt. Wirklich scheint man in dieser Beziehung noch sehr viel zu experimentieren, denn drey verschiedene Verordnungen aus den Jahren 1838, 1840 und 1841, die von dem königlichen Conseil des öffentlichen Unterrichtes ausgegangen sind, stehen unter einander in directem Widerspruche.

Aus der zweyten Abtheilung, welche die Mängel der bisherigen Behandlung der Mathematik im Allgemeinen darstellen soll, und der dritten, welche von den Mitteln handelt, durch welche der mathematische Unterricht reformiert werden muß, weiß Referent, wie schon bemerkt, wenig Ersprößliches heraus zu heben und hält es für überflüssig, die vielen Blößen aufzudecken, die der Verf. hier gibt, welche aber allerdings zu zeigen scheinen, daß er der Aufgabe, die er sich gestellt hat, nicht gewachsen ist. Diese Abhandlung soll übrigens erst die Einleitung zu einer Reihe folgender bilden, weswegen sie auch als *mémoire* (A) bezeichnet ist. Stern.

D r u c k f e h l e r .

S. 897. 3. 4 v. unten lies nun statt nur.

— -- — 12 — — — Schätzung statt Messung.

— 899 — 11 v. oben — vorigen statt ewigen.

— 900 — 8 — — — Rentbeamte statt Realbeamte.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 24. Junius 1844.

G ö t t i n g e n ,

bey Vandenhoeck und Ruprecht 1844. Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland, aus Aktenstücken von Dr. H. F. H. Schaumann, außerordentlichem Professor der Geschichte zu Göttingen. VIII, 304 und CXLIV Seiten in Octav.

Wenn ich glaube, mit dem vorliegenden Werke die Kenntniß der Ereignisse, mit denen unsere neueste Geschichte beginnt, und daher auch folgerweise diese selbst, auf eine ganz ausgezeichnete Weise erweitert zu haben, so bin ich weit entfernt von der thörichten Anmaßung, ein solches Urtheil für den Theil der Schrift in Anspruch zu nehmen, der nur meine Arbeit ist. Hier will ich die Critik vielmehr ruhig in ihrem Rechte lassen; ich dachte dabey nur an den andern Theil, der nicht mir angehört, sondern den ersten Staatsmännern unserer Zeit, wie Capo d'Istria, Talleyrand, Wilhelm von Humboldt, Metternich, Hardenberg, Castlereagh, Wellington, La Benardière u. A. Sie treten alle hier in ihren eignen Arbeiten redend

auf, und ich habe namentlich im zweyten Buche die Darstellung so gehalten, daß die Individualität der Ansichten eines jeden dieser Diplomaten klar hervor trete, selbst dann, wenn Wiederholungen einzelner schon besprochenen Daten dadurch unvermeidlich wurden.

Ueber die Dekonomie und die Vertheilung des Stoffes habe ich in der Vorrede bereits das Nöthige gesagt, auf welche ich deshalb verwiesen haben will. Hier nur noch folgende kurze Nachweisungen. Der erste Theil, die eigentliche Darstellung umfassend, zerfällt in drey Bücher, von denen das erste (S. 1 — 57), 'einleitende Ereignisse' überschrieben, ganz besonders die Politik erläutern sollte, welche die Cabinette nach der Landung Napoleons, noch mehr aber nach der Schlacht von Waterloo, in Bewegung setzte. Ueber manchen hierher gehörigen Punct konnte ich schon einmahl in diesen Blättern (1843 St. 173 ff.) meine Meinung äußern, als das Werk von Capesigue, *les cent jours*, besprochen wurde. Hier geschieht das selbe abermahls, jedoch viel umfassender und weitläufiger, und in stäter Hinweisung auf den Zusammenhang der historischen Facta mit den spätern Ereignissen, namentlich dem eigentlichen Friedenswerke.

Diesem selbst ist (S. 58 — 231) das zweyte Buch: 'Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen' gewidmet. Zunächst wird gezeigt, wie die Parteyen sich so gegenüber standen, daß im Anfange zwar Oestreich und Preußen Abtretungen von Frankreich wünschten, daß aber England und Rußland, die sich mit letzterem wahrscheinlich schon während der hundert Tage zu Gent geeinigt hatten, dieses Verlangen bekämpften, da Frankreich an den Unterhandlungen selbst keinen directen An-

theil nehmen konnte. Die Unterhandlungen jener Staaten unter einander sind es daher auch, welche bey der Geschichte des Pariser Friedens allein in Betracht zu ziehen sind; sie endigten im September, und das Resultat ward alsdann Frankreich zur Annahme vorgelegt, das zwar auch noch einige Einwendungen dagegen zu machen suchte, die aber kurz und dictatorisch wie mit einem Befehle abgeschnitten wurden. Wenn daher andere Geschichtschreiber und auch der Herr von Genz sagen, die Unterhandlungen des zweyten Pariser Friedens seyen erst im September eröffnet, so haben sie zwar darin den Worten nach Recht, in so fern sie Communicationen mit Frankreich meinen, wenn sie aber diese zugleich für das eigentliche Friedensgeschäft auszugeben sich bemühen, so teuschen sie dabey absichtlich ihr Publicum — aus welchem Grunde, mag dahin gestellt bleiben; das wirkliche Friedensgeschäft war nur Sache jener 4 Mächte unter einander.

Daß Oesterreich und Preußen so schnell von ihrer ursprünglichen Ansicht abgingen, und ihre zuerst erhobenen Forderungen aufgaben, ist ein Factum, was sich schwerlich mit directen Beweisen wird aufklären lassen. Nur wahrscheinlich kann es gemacht werden, daß die Eifersucht beider Staaten, welche ihre gegenseitige Stellung in Deutschland vielleicht zu scharf und zu argwöhnisch überwachte, auch ihr Theil mit dazu beygetragen haben mag, daß Deutschland im Jahre 1815 nicht wieder das erworben, was es im Westen an Frankreich seit 3 Jahrhunderten verloren hat. Zugleich sollte die Darstellung zeigen, wie eigentlich gegen Recht und gegen frühere Zusagen das allgemeine deutsche Interesse in dem jener beiden größern Staaten aufzugehen verurtheilt war.

Das dritte Buch (S. 232 — 304) 'Patriotische

Phantasien' überschrieben, soll nichts mehr seyn, als was eben jene Ueberschrift besagt, also keinesweges ein Herbeziehen aller derjenigen Punkte und Bedenken, welche man überhaupt hier besprechen könnte, und auch nicht eine vollständige Erörterung der erwähnten Gegenstände. Stoff und Maß ist hier ganz willkürlich; der Verfasser verlangt so wenig damit zu belehren, als darüber belehrt zu werden.

Der zweyte Theil theilt auf 144 Seiten 20 Actenstücke mit, die zum Theil noch ganz ungedruckt sind, wenn auch einzelne Data des Inhaltes hier und da in den Zeitungen oder in der französischen Memoiren = Literatur vorkommen. Nur Nro 18 und 19 sind in einem kürzlich erschienenen Werke von Cretineau - Joly, *histoire des traités de 1815*, schon mitgetheilt. Da jedoch dieses Werk in Deutschland weniger bekannt geworden seyn dürfte, so wird der nochmalige Abdruck gewiß damit entschuldigt werden. Ueber den gerade bey diesen Actenstücken vorkommenden Druckfehler, wo statt Wessenberg 'Weissemburg' steht, habe ich bereits in der Vorrede des Buches Rechenschaft gegeben.

Der Verf. muß es nun ruhig erwarten, ob seine Arbeit zu den so genannten Tendenzschriften, oder zu den rein historischen von der Critik gestellt werden wird. Er hatte die Absicht, nur eine letztere zu liefern. Nur in so fern die Geschichte überhaupt lehrt, hat auch er sich erlaubt, einzelne Resultate, die sich wie von selbst darzubieten scheinen, als solche hinzustellen, die es seiner Ansicht nach wohl werth wären, unparteyisch in Betracht gezogen zu werden. Der Verf. macht gar kein Hehl daraus, daß es zunächst und hauptsächlich die Stellung der kleinen Staaten in Deutschland, und der allgemeine Vortheil, der dem Vaterlande durch eine

Verbesserung derselben zu Gute kommen könnte, gewesen sey, was ihm beständig vorgeschwebt hat. Wenn so etwas Tendenz ist, so soll sich das Buch gern dazu bekennen, dem man übrigens, man mag darüber denken wie man will, das Urtheil nicht versagen wird, daß das Historische allenthalben Hauptsache und Grund ist, aus welchem sich solche Resultate ableiten, und daß diese selbst nirgend als rein willkürliche Annahmen einer individuellen politischen Abstraction dastehen.

Höchst unangenehm ist es endlich dem Verf. gewesen, nicht umhin zu können, ganz am Schlusse noch ein Paar Worte über die große Angelegenheit unserer Tage, den Zollverein, sagen zu müssen, — unangenehm um deswillen, weil Unberufene sich befugt glauben werden, diese historische Arbeit mit diesem Ereignisse in Verbindung zu bringen, mit dem sie doch nur wenig oder nichts zu thun hat. Deswegen ist denn auch über den Zollverein nicht im Allgemeinen gesprochen oder geurtheilt, sondern nur in so fern, als seine Resultate mit einigen andern historischen Resultaten der Ereignisse des Jahres 1815 in Verbindung oder in Collision stehen. Es würde dem Verf. besonders lieb seyn, wenn die Critik diesen Punct gleichfalls anerkennen wollte. Schaum.

G ö t t i n g e n.

Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht 1844.
Das Lymphgefäßsystem und seine Berrichtung. Nach eigenen Untersuchungen dargestellt von Dr Gustav Herbst, Professor re. zu Göttingen. XVI und 363 Seiten in Octav.

Die bisherigen Untersuchungen des Saugadersystems haben nur das allgemeine Verhalten der

größeren und leicht in die Augen fallenden Saugaderverzweigungen aufgeklärt, und die Aufsaugung stets als den alleinigen Zweck desselben dargestellt. Vergebens sucht man in ihnen Nachweisungen über die feinere Bildung und den organischen Zusammenhang der Saugaderwurzeln mit dem übrigen Körper, über die Beschaffenheit und die innere Zusammensetzung der Saugaderflüssigkeiten und über die weitere Bedeutung und Bestimmung dieses ausgedehnten Gefäßsystems.

Die Wahrnehmung einzelner Eigenschaften der Saugaderflüssigkeit, mit denen die zeitherigen Annahmen nicht überein zu stimmen schienen, besonders aber die Beobachtung einer anscheinenden Abhängigkeit der Qualität und Quantität der vorhandenen Lymphe von der Beschaffenheit und dem Zudrange des circulirenden Blutes, lenkten vor einer Reihe von Jahren die Aufmerksamkeit des Verf. auf das Lymphgefäßsystem. Fortgesetzte Untersuchungen haben in den über diesen Gegenstand bestehenden Ansichten manche Unvollkommenheiten und Unrichtigkeiten erkennen lassen, die genauere Bestimmung einiger bislang unentschieden gebliebenen Punkte möglich gemacht, und in Ansehung der wahren Bedeutung des Saugadersystems nicht unwichtige Aufklärungen gewährt. Die bedeutenderen Nachweisungen sind folgende: 1) die Anfangswurzeln der Saugadern sind von einem dichten Netz feiner Capillar=Blutgefäße umspinnen; 2) die Zusammensetzung des Chylus entspricht der jedesmahligen Beschaffenheit der Nahrungsmittel, namentlich werden dieselben Kügelchen, welche der Chylus enthält, auch in dem Speisebrey angetroffen, woraus sich der Uebertritt wirklicher Substanzpartikeln der Nahrungsmittel in die Chylusgefäße ergibt; 3) die Lymphe richtet sich nach der

jedesmahligen Beschaffenheit des Chylus, und die dem letzteren beygemischten Kügelchen der Nahrungsmittel finden sich auch in der Lymphe wieder; 4) der Umfang des Absorptionsvermögens der Chylusgefäße beschränkt sich nicht auf die Absorption der aufgelösten, festen, eigentlichen Nahrungsmittel, sondern die Chylusgefäße nehmen auch an der Absorption der Getränke Theil, sie saugen nicht bloß nützliche Ernährungsstoffe, sondern auch unbrauchbare, Farbestoffe, Salze, Metalle und andere Materien auf; 5) letztere specifische Stoffe theilen sich auch der Lymphe sämmtlicher Saugadern des Körpers in ansehnlicher Menge mit, was nur durch die Vermittelung der Blutgefäße erklärt werden kann; 6) an den Anfangswurzeln aller Saugadern findet eine Ausscheidung gewisser, durch die Chylification dem Blute beygemischter Partikeln, so wie auch älterer Bluttheile, plastischer Lymphe und Blutkügelchen, also eine wirkliche Secretion, Statt; 7) die Aufsaugung und Fortleitung der Saugaderflüssigkeit dauert auch noch einige Zeit nach dem Tode fort; 8) der Hauptzweck der Saugaderverrichtung, welcher durch die doppelte Thätigkeit der Absorption und der Secretion vollständig erreicht werden kann, besteht in der Erneuerung, Umwandlung und Verbesserung der Blutmasse.

Die Schrift zerfällt in vier Theile. Der erste Theil, die Beschreibung des einsaugenden Gefäßsystems, ist nicht eine Aufzählung der einzelnen Saugaderverzweigungen und deren Verlaufs, welche, wegen der hierüber schon vorhandenen Arbeiten, weniger nothwendig schien, sondern enthält Untersuchungen der Einrichtung und des Baues derjenigen Theile des Saugadersystems, welche für die

Saugaderverrichtung von vorzüglicher Bedeutung sind. Der erste Abschnitt handelt von dem Ursprunge und den Anfangswurzeln der einsaugenden Gefäße. Die Darmzotten enthalten den Anfang der Chylusgefäße, und da, wegen der Ähnlichkeit des übrigen wesentlichen Verhaltens, angenommen werden darf, daß sämtliche Saugadern in Ansehung ihrer Ursprungsweise mit einander übereinstimmen, so ist auf die Untersuchung dieser Theile besonderer Fleiß verwandt worden. Die Darmzotten bestehen aus dem Epithelium, einem zellgewebsartigen, gefäßreichen Gewebe und der eigentlichen Villussubstanz. Ihre Höhle ist an dem freyen Ende geschlossen, bildet, als einfacher Canal, den Anfang der Chylusgefäße und ist von einem dichten Capillargefäßnetz äußerlich umspinnen. Die von Fohmann über die Bildung der Saugaderursprünge in den Fischen gegebenen Aufschlüsse und die Ähnlichkeit der Berrichtung aller Saugadern sprechen dafür, daß auch die eigentlichen Lymphgefäße einen gleichen Anfang mittelst einfacher, geschlossener Enden nehmen, und der von Anderen angenommene Ursprung der Saugadern aus Nerven stellt sich deshalb als unwahrscheinlich dar. Ein wesentlicher Theil der Saugaderbildung ist das den Canal umgebende gefäßreiche Gewebe. Der Verf. hat dasselbe sowohl an den Darmzotten als auch an den feinsten Lymphgefäßen beobachtet; es steht zu der Saugaderverrichtung in der wichtigsten Beziehung, und sein Zweck besteht in der Vermittelung eines fortwährenden Ueberganges gewisser Theile des circulirenden Blutes in die Saugaderhöhle.

(Schluß folgt)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. 103. Stück.

Den 27. Junius 1844.

G ö t t i n g e n .

Schluß der Anzeige: 'Das Lymphgefäßsystem und seine Berrichtung. Nach eigenen Untersuchungen dargestellt von Dr Gustav Herbst, Professor u. zu Göttingen.'

Die Nachweisung des constanten Vorkommens zahlreicher, vollständiger Blutkugeln in der reinen, normalen Lymphe und der gleichfalls durch die mitgetheilten Beobachtungen erwiesene beträchtliche, schnelle Einfluß, welchen Infusionen von Wasser, Milch, Leim und Stärkemehlflüssigkeit in die Venen lebender Thiere auf die Zusammensetzung der in sämtlichen Saugadern des Körpers vorkommenden Flüssigkeiten äußern, lassen über die Richtigkeit der von dem Verf. den Saugaderwurzeln, als wesentliche Berrichtung, beygelegten secretierenden Thätigkeit keinen Zweifel.

Bey der Darstellung des Baues der größeren Saugadern glaubt der Verf. die äußere Zellgewebsscheide, wegen ihrer Analogie mit der die kleineren Canäle umspinnenden Gefäßlage, wegen ihres im

lebenden Zustande beträchtlichen Blutreichthums, und wegen des öfteren Zusammentreffens einer auffallenden Röthung derselben mit einer ungewöhnlich rothen Färbung der Lymphe, für einen den Saugadern angehörenden Theil halten zu müssen. Außerdem bestehen die Saugadern aus zwey Häuten, deren äußere aus Längen- und Quersfasern gebildet ist, und ein lebendiges Zusammenziehungsvermögen, aber keine Muskel-Irritabilität, besitzt. Die innerste Haut hat ein netzartiges, maschenförmiges Ansehen, und ist der Sitz der die Lymphgefäße auszeichnenden, großen Elasticität. Die Klappen sind der inneren Haut ähnlich, zeigen aber auch Quersfasern. Sie verschließen die Höhle so genau, daß man den angefüllten Milchbrustgang durchschneiden und längere Zeit in Wasser aufbewahren kann, ohne daß aus dem unteren, nicht unterbundenen Ende etwas ausfließt. Eine Ausnahme hiervon zeigt sich an dem Milchbrustgange der Pferde, dessen Klappen das Schließungsvermögen nur unvollkommen zu besitzen pflegen. Der Zweck der vor der Endmündung der Saugadern in die Venen befindlichen Klappen ist von dem der übrigen nicht verschieden. Der dritte Abschnitt handelt von der Verbreitung und Vertheilung der Saugadern. Obgleich die Saugadern in reichlicher Anzahl vorhanden sind, und im Allgemeinen angenommen werden darf, daß sie sich so weit als die Blutgefäße erstrecken, so glaubt der Verf. doch weder der Sömmerringschen Ansicht von der sehr beträchtlichen Weite des Saugadersystems, noch der Meckelschen Annahme, daß die Saugadern an Zahl sogar die Blutgefäße übertreffen, beypflichten zu dürfen. Die Spaltung, die Plexus und netzartigen Ausbreitungen der Lymphgefäße sind beschrieben und ihre Zwecke angegeben. Außer durch die

bekannten Einmündungen in die Venen, am Eintritt derselben in die Brusthöhle, findet an andern Stellen des Körpers keine Ergießung der Lymphe in die Blutgefäße im normalen Zustande bey den warmblutigen Säugethieren Statt.

Die vierte Untersuchung betrifft die Structur und Verrichtung der Drüsen. Die Drüsen können ihrem äußeren Ansehen nach in einfache und zusammen gesetzte unterschieden werden, haben aber im Wesentlichen dieselbe Einrichtung und Function. Sie enthalten keine Zellen und geben zum Uebertritt der Saugaderflüssigkeit in die Venen keine Gelegenheit; vielmehr bezieht sich ihr Zweck auf die Ausscheidung älterer und jüngerer Theile des arteriellen Blutes, insbesondere aber der, dem Blute durch die Chylification beygemischten, noch weniger assimilirten Nahrungstoffe, welche mit der durch die Absorption gewonnenen Lymphe in Verbindung treten, und in Gemeinschaft mit ihr eine anscheinend homogene Flüssigkeit darstellen, deren ungleichartige Bestandtheile gegenseitig auf einander einwirken und, bey dem Durchgange durch die übrigen Saugadern und durch andere Drüsen, eine abermahlige, angemessene Veränderung erfahren. Als Gründe für diese Ansicht sind der größere Umfang der ausführenden Saugadern der Drüsen, ihre, in Vergleichung mit den zuführenden Lymphgefäßen, mehr röthliche, rothe, oder unter Umständen weißliche oder wirklich weiße Farbe und die Resultate vergleichender mikroskopischer Beobachtungen angeführt.

Der zweyte Theil enthält die Darstellung des allgemeinen Verhaltens des Chylus und der Lymphe und vergleichende mikroskopische Beobachtungen dieser Flüssigkeiten, des Blutes und des Speisebreyes, wobey unter anderen des nicht seltenen Vorkom-

mens zahlreicher Infusorien Erwähnung geschehen ist. Das zur Auffammlung des reinen, unvermischten Chylus und der Lymphe beobachtete Verfahren ist genau angegeben und das mikroskopische Verhalten so umständlich beschrieben, daß sowohl die Beurtheilung der Zuverlässigkeit der Untersuchungen, als auch die Prüfung der Richtigkeit der daraus gezogenen Folgerungen nicht schwierig seyn dürften. Die bisherige Annahme, daß der Chylus, außerhalb der Gefäße, durch die Einwirkung des atmosphärischen Sauerstoffs sich röthe, ist gründlich widerlegt. Die Erfahrung, daß dieselben Kügelchen, welche unter besonderen Verhältnissen in dem reinen Chylus vorkommen, auch in dem Speisebrey der dünnen Gedärme, sodann aber auch in dem Blute und der Lymphe angetroffen werden, hat zu der Folgerung Veranlassung gegeben: 1) daß die Aufsaugung der Chylusgefäße sich nicht auf die Absorption gewisser, rein flüssiger Stoffe beschränkt, sondern daß außer diesen auch wirkliche, geformte Bestandtheile der Nahrungsmittel in die Chylusgefäße eindringen; 2) daß diese, mittelst des Milchbrustganges dem Blute zugeführten Partikeln, bey Gelegenheit der Circulation, an den verschiedensten Stellen des Körpers wieder aus dem Blute in die Lymphgefäße, um eine allmähliche, weitere Veränderung zu erfahren, ausgeschieden werden. Die Menge der zu gleicher Zeit in dem Saugadersystem vorhandenen Flüssigkeit ist auf den zwanzigsten Theil des Blutes geschätzt. Die, von Vielen bezweifelte, Richtigkeit der Mascagnischen Beobachtung, daß die Saugadern der Lunge, nach Blutaustretungen in die Brusthöhle, bisweilen eine röthliche Flüssigkeit führen, ist durch ein Paar Untersuchungen bestätigt; jedoch weicht der Verf. in Ansehung der Erklärung von Mascagni in so

fern ab, daß er die rothe Flüssigkeit nicht als das Resultat der Absorption aus der Brusthöhle, sondern vielmehr als Folge eines durch Congestion vermehrten Uebertrittes von Bluttheilen aus den Capillargefäßen in die Saugadern, innerhalb des tieferen Lungengewebes, darstellt. Der Fortbewegung des Chylus und der Lymphe ist ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Der dritte Theil handelt von dem Acte der Aufsaugung und den aufsaugungsfähigen Materien. Diese Untersuchung beginnt mit einer Vergleichung der Vorgänge bey der Aufsaugung mit dem Proceße der Secretion, welche eine nicht geringe Ähnlichkeit zwischen diesen beiden wichtigen Vorgängen ergibt. Hierauf wird das Aufsaugungsvermögen der Venen, in Vergleichung zu demjenigen der Saugadern, auf einen geringeren Umfang zurück geführt. Sodann folgt die genauere Bestimmung der durch die Saugadern aufnehmbaren Materien. Nach der Aufzählung der wichtigsten der über diesen viel besprochenen Gegenstand bisher bekannt gewordenen, entgegen gesetzten Erfahrungen, ist eine Reihe eigener Untersuchungen mitgetheilt, aus welcher mit vollster Bestimmtheit hervor geht, daß die Chylusgefäße, außer den schon erwähnten Nahrungssäften, sowohl Farbestoffe, als auch Salze, Metalle und andere Materien aus den Gedärmen in reichlicher Menge absorbieren. Indessen treten manche dieser Stoffe mit den thierischen Säften in eine so absonderliche Verbindung, daß sie durch gewisse Reagentien, gegen welche sie sonst sehr empfindlich sind, weniger deutlich als gewöhnlich angezeigt werden. Zur Erläuterung dieses für chemische Untersuchungen wichtigen Verhaltens sind vergleichende Beobachtungen über die Wirkung der Jodine auf mit gleichen Theilen Stärkemehl versehete wässerige

und thierische Flüssigkeiten angeführt worden. Die Gegenwart des eisenblausauren Kali in thierischen Flüssigkeiten wird durch die Prüfung mittelst des salzsauren Eisenoxyds sehr deutlich angezeigt, und nicht ohne Interesse dürfte die Erfahrung seyn, daß das eisenblausaure Kali, nach seiner Einbringung in den Magen, nicht bloß in die Chylusgefäße übergeht, sondern daß dasselbe auch nicht minder in sämtlichen Saugadern des Körpers, vom Kopfe bis zu den Fußzehen, angetroffen wird, und daß die Durchdringbarkeit der Saugaderhäute so groß ist, daß in diesem Falle die volle Reaction der im Inneren der unverletzten Saugadern befindlichen Flüssigkeit, fast in dem Moment der Berührung der äußeren Gewäßwand durch salzsaures Eisenoxyd, erfolgt.

Ein besonderer Abschnitt enthält Beobachtungen über die bisher noch gar nicht zur Sprache gekommene Aufsaugung nach dem Tode, aus denen hervorgeht, daß sowohl die Aufsaugung, als auch die Bewegung der Lymph e noch einige Zeit nach dem Tode, und zwar in ähnlichem Umfange als während des Lebens, fort dauern.

Der vierte und letzte Theil führt die Ueberschrift: von der Secretion der Saugadern, und hebt die Gründe hervor, welche zu der Annahme dieser, bisher unbeachtet gebliebenen, für die gehörige Würdigung der Stellung und der wahren Bedeutung des Saugadersystems in dem thierischen Organismus höchst wichtigen, Richtung der Saugaderthätigkeit berechtigen. Herbst.

P a r i s.

1841. Aus den Memoiren der Academie der Wissenschaften, Abtheilung für auswärtige Gelehrte

Band VIII. — Recherches générales sur l'organographie, la physiologie et l'organogénie des végétaux par Ch. Gaudichaud. 1 Band in Quart von 130 Seiten, mit 18 Kupfertafeln.

Von einem Werke, welches ungeachtet des Montyon'schen Preises, womit es gekrönt ward, in Deutschland und sogar in Frankreich selbst eine so unvortheilhafte Ausnahme gefunden hat, wie Gaudichaud's physiologische Untersuchungen, wird man hier nicht leicht eine Anzeige erwarten. In der That ist der Text nebst den idealen Figuren, die ihn erläutern sollen, in seiner jetzigen Gestalt des Studiums und der Critik völlig unwerth. Aber es geschieht so leicht, daß, wo der Ideengang eines Naturforschers willkürlich ist, wo Schärfe und Vielseitigkeit der Beobachtung seinen Schriften fremd erscheinen, auch die nützlichen Erfahrungen die er zu machen Gelegenheit hatte, der Vergessenheit anheim fallen. Unter diesem Gesichtspuncte hat Ref. sich mit den 18 physiologischen Kupfertafeln, so weit sie nicht Ideal sind, beschäftigt und stellt hier das Wenige, was er darüber zu bemerken findet, mit Seitenblicken auf verwandte Untersuchungen der letzten Jahre zusammen.

Die Anatomie der Lianenstämme wird durch die zahlreichen Figuren, welche Gaudichaud ihr widmet, freylich nicht sehr gefördert. Aber so tadelnswerth, wie Schleiden sie findet, möchte ich eine solche Zusammenstellung doch nicht halten. In seinem Bedauern, daß ein so schönes Material nicht in gereifere Hände gefallen, woran es doch übrigens, da auch Sussieu davon Gebrauch macht, keineswegs gefehlt hat, scheint jener Critiker sich haben hinreißen zu lassen, Gaudichaud's klare Worte über eine der merkwürdigsten Figuren mißzuverstehen oder unrichtig wiederzugeben. Schleiden

erwähnt (Grundzüge der Botanik Bd. 2. S. 154), Gaudichaud bilde Menispermaceenstämme ab, in welchen jeder einem Gefäßbündel entsprechende Theil jedes Jahresringes mit einer Lage de tissus analogues à ceux du liber sich endige. Er setzt die wohl begründete Frage hinzu, ob mit solchem Gerede das Geringste anzufangen sey. Aber ein Gerede in dieser Form findet sich bey Gaudichaud nicht. Die Worte desselben (S. 130) lauten: Tige de Menispermée ou de Gnétacée. Dans cette tige chaque rayon ligneux est terminé extérieurement par une couche de tissus analogues à ceux du liber. Dadurch, daß Schleiden das Wort extérieurement in der Uebersetzung ausläßt, wird es ganz undeutlich, wo die Bastzellen liegen. Daß er den Ausdruck Jahresring einschleibt, während nach Decaisnes Untersuchung sich bey den Menispermaceen keine Jahresringe bilden (Archives du Musée Vol. I.), ist nicht Gaudichauds Fehler. Ein Blick auf die Figur zeigt, daß unter dem Ausdrucke Rayon ligneux eine plattenförmige Absonderung im Holzcylinder zu verstehen sey, wie sie bey Lianen in so manigfachen Formen vorkommt, also durchaus nicht ein einzelnes Gefäßbündel. Es geht daher aus Tafel und Text die bestimmte und klare Thatsache hervor, daß hier die concentrischen Holzcylinder aus gesonderten Verticalplatten bestehen, welche an ihrer äußeren Kante Bastzellen enthalten. Von weit größerer Erheblichkeit aber ist der Umstand, daß in Schleidens Darstellung der Zweifel, ob der Stamm von einer Gnetacee oder Menispermacee herrühre, ganz übergangen wird. Die angegebene Structur nämlich kommt den Menispermaceen gar nicht zu, sondern den Gnetaceen, wie aus Jusseus Vergleichung beider Familien erhellt und durch Gaudichauds Fi-

guren selbst (Taf. 18. Fig. 12 und 13) bestätigt wird. Wir wissen nämlich aus Decaisnes Analysen, daß im Stamme der Menispermaceen die Bast-schicht, welche in der Rinde fehlt, zwischen Corona medullae und Holzkörper liegt. Wie in dem obigen Falle bestehen sowohl die Corona als die außerhalb der Bast-schicht gelegenen Hohl-cylinder aus Verticalplatten, die durch corticales Parenchym getrennt sind. Diese Verhältnisse sind in der Figur 13, welche unzweifelhaft von einer Menispermacee herrührt, kenntlich. Nach Jussieu kommt nun bey Gnetum zu diesem Bau noch eine Wiederholung der Bast-schicht zwischen je zwey concentrischen Holzcylindern und dieses Verhältniß zeigt die Figur 12, auf welche die oben angeführten Worte Gaudichauds sich beziehen. — Eine Erklärung dieser und ähnlicher Eigenthümlichkeiten in der Anatomie der Lianen ist, ehe man die Bildungsgeschichte ihres Holzkörpers kennt, kaum für möglich zu halten. Zu den spiralförmigen Bindungen des Lianenstammes stehen sie nicht in unmittelbarer Beziehung, denn ich habe die plattenförmige Absonderung der Jahresringe auch im Rhizom von Camarea gefunden. Jussieu hat inzwischen das Verdienst, diese complicirten Verhältnisse auf den einfachsten Ausdruck gebracht zu haben, indem er in seiner Monographie der Malpighiaceen (S. 126) sagt, daß bey den Lianen das Corticalsystem in den Holzkörper eindringe. Dies geschieht mittelst besonderer Rindenstrahlen auf verschiedene Weise, entweder in Verticalspalten des Holzkörpers, oder indem die Rindenstrahlen im Innern des Holzkörpers zusammen treffen, worauf z. B. die merkwürdigen Bildungen im Sapindaceenstamm beruhen, oder durch die Erzeugung innerer Bast-schichten bey den Menispermaceen und

Gnetaceen. Schleiden äußert eine ähnliche Idee über den kreuzförmig eingeschnürten Holzkörper der Bignoniaceen. Er folgt hierin Jussieu, indem er das Eindringen der Rindenstrahlen von einem ungleichförmigen Anwachsen des Holzkörpers ableitet. *Le corps ligneux s'est développé inégalement dans différentes directions, et bientôt son contour, au lieu d'offrir une courbe circulaire — dessine une ligne sinueuse, et l'écorce, se modelant sur lui, ou bien tapisse et suit toutes ces sinuosités, ou bien, plus épaisse, elle les comble entièrement etc.* (Jussieu Malpigh. p. 110 und Comptes rendus 1841). Doch sehe ich nicht ein, wie man mit dieser Hypothese bey den netzförmig verbundenen Rindenstrahlen von Stigmaphyllon (Juss. a. a. D. tab. 3. fig. 2) oder gar bey der Urticee Phytocrene auskommt, von der Wallich (Pl. asiat. 3. t. 216) eine Abbildung gibt und wo zwischen den Platten des von der Corona nach außen dichotomisch aufgelösten Holzkörpers Schichten von zwiefacher theils parenchymatöser theils proenchymatöser Structur eingelagert sind. Ueberhaupt kann man mit demselben Rechte, wie man von Rindenstrahlen redet, eine Vergrößerung des Systems der Markstrahlen annehmen, wofür wenigstens die Analogie des Farnstammes angeführt werden kann, in so fern man den Begriff von Markstrahlen in einem gefäßlosen, Rinde und Mark in Verbindung stehenden Gewebe ausgesprochen findet. — Jussieu stellt ferner die Hypothese auf, daß die getrennten Holzkörper der Sapindaceen durch eine Verzweigung innerhalb des Stammes entstehen. *'Pour me faire comprendre, sagt er (S. 110), par des images bien connues, ce qui formait d'abord un cap ne se liera plus au continent que par un isthme toujours décroissant,*

jusqu' à ce qu' enfin ce devienne une fle. Für diese Ansicht liefert die dreyzehnte Tafel bey Gaudichaud treffliche Beweise. Pferdehaare, in Gefäße desselben Holzkörpers eingeführt, kommen am untern Ende des Ausschnitts aus zwey gesonderten Holzkörpern wieder zum Vorschein (Fig. 1). In der dritten Figur, wo diese Holzkörper von der Rinde abgeschält sind, sieht man deren Verbindung durch Anastomosen. Ich gestehe, daß ich mir von der Entstehungsweise solcher Verhältnisse keine Vorstellung machen kann, wenn ich sie mit dem gewöhnlichen Wachstume des dicotyledonischen Holzkörpers vergleiche. Auch geben über diese Frage die Hypothesen Sussieus keine Andeutung, sondern dienen nur dazu, höchst manigfaltige Phänomene unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunct zu bringen. — Es ist auffallend, daß Gaudichaud die monocotyledonischen Lianen ganz vernachlässigt hat. Meine Beobachtungen über diesen Gegenstand habe ich in der Flora brasiliensis von v. Martius und Endlicher bekannt gemacht und komme hier darauf zurück, weil damals die Arbeiten von Sussieu mir noch nicht vorlagen. Weder die Smilaceen noch die Dioscoreen sind den dicotyledonischen Lianen in der Structur ihres Holzstammes ähnlich, weil ihre Gefäßbündel für sich bestehen, während auch in denjenigen Lianen, wo, wie bey Stigmaphyllon, dem Holzkörper überall Parenchymwände sich eindrängen, mehrere Gefäßbündel, unstreitig aus dem Anwachsen eines einzigen hervor gegangen, zu dichten Holzprismen verbunden sind. Bey Smilax sind die Gefäßbündel, welche bey Dioscorea einen Medullarcylinder einschließen, in der Are des Stammes zusammen gedrängt und werden nur durch Prosenchymzellen von einander abgesondert, ein Verhältniß, welches zwar an die Structur von Gnetum

erinnert, aber doch mit aller Schärfe davon unterschieden werden kann.

Ueber das Wachsthum des dicotyledonischen Holzkörpers in horizontaler Richtung hat Gaudichaud zahlreiche Versuche gemacht und die Resultate abbilden lassen. Er stimmt bey seinen ring- und spiralförmigen Rindenschnitten mit den älteren Physiologen überein, so wie er auch durch mechanische Einschnürung einen subcorticalen Holzwulst über der unterbundenen Stelle zu Wege gebracht hat. Alle diese Experimente sprechen für die schon lange wohl begründete Annahme, daß das Material des neuen Holzcylinders, mag man es nun rückkehrenden Saft oder Cambium oder Cytoblastem nennen, in den innern Schichten der Rinde oder vielleicht in den mit ihnen organisch verbundenen Cambialzellen des Holzkörpers von oben nach unten herabsteigt. Wiewohl Schleiden den absteigenden Rindensaft neuerlich ganz geleugnet hat, so kann bey einer reiflichen Erwägung der älteren Versuche doch über diese Thatsache kein Zweifel Statt finden. Bekanntlich wächst das neue Holz auch an der inneren Seite eines abgeschälten, nur am oberen Ende mit dem Baume in Verbindung stehenden Rindenstückes. Berücksichtigt man hierbey, daß dieses Rindenstück beständig durch Verdunstung von seinem Zellensaft verliert, so läßt sich jenes Resultat nur durch eine den Verlust ergänzende Zufuhr von Saft vom Baume aus, also von oben nach unten erklären, die übrigens, wenn anders die Fixierung des atmosphärischen Kohlenstoffes nur in den grünen Organen Statt findet, schon deshalb für die Holzvermehrung der Bäume nothwendig ist. Schleiden scheint überhaupt jenen Experimenten nicht die erforderliche Aufmerksamkeit zugewendet zu haben, denn er gibt an (Grundzüge 2.

S. 503), daß, wenn man eine Aprikose auf einen Pflaumenbaum pflropfe, der letztere sich nach und nach mit Jahresringen von Aprikosenholz bekleide, während gerade das Gegentheil erfolgt und die neu gebildeten Jahresringe unterhalb der Impfstelle beständig die Farbe des Pflaumenholzes behalten, worin der treffendste Beweis für die Bildung des Jahresringes in den Cambialzellen des Holzkörpers liegt. Zu diesem auffallenden, durch die beygefügte Note nicht gemäßigten Irrthume über einen Fundamentalversuch kann Schleiden möglicher Weise durch eine der Gaudichaud'schen Figuren (Taf. 16. Fig. 22) verleitet worden seyn, worin es allerdings so aussieht, als ob die Gefäßbündel des Pflropfreises bey einem Ahorn am Holzkörper des Subjects herabsteigen. Allein dieser Schein beruht nur auf der ideal d. h. unwirklich grünen Färbung, wodurch Gaudichaud seine falsche Ansicht zu unterstützen versucht hat. Ferner sagt er in der Erklärung seiner Figur (S. 124), daß das Präparat durch Maceration zur Zeichnung vorbereitet sey, wodurch also etwaige Verschiedenheiten in den neuen und alten Theilen des Holzkörpers verloren gehen mußten und endlich erwähnt er an einem andern Orte (S. 48), daß dieses Experiment nur dann gelinge, wenn man ein Pflropfreis auf einem abgehauenen Stamm befestige, so daß, wenn man diese Bemerkung mit der Figur vergleicht, man ganz ungewis werden muß, ob hier eine wahre Pflropfung oder nicht vielleicht eine Bewurzelung des Pflropfreises auf dem Baumstamm dargestellt ist.

Endlich glauben wir neben so viel unnöthigen und rohen Figuren doch einiger Darstellungen von Keimungsgeschichten so wie von den Samen der Gnetaceen rühmend gedenken zu müssen, die zwar so wenig wie das Uebrige dem heutigen Stand-

puncte der Physiologie entsprechen, aber uns doch mit Gegenständen im Allgemeinen bekannt machen, welche der Beobachtung nicht leicht zugänglich sind. Dahin gehören die Keimung von *Nelumbium*, die vivipare Entwicklung des Embryos der Rhizophoren, sodann Abbildungen von keimenden Palmen und von dem Proembryo der *Ceratopteris cornuta*. Gnetum scheint nach Taf. 6. Fig. 43. die von Schleiden bey den Coniferen beschriebene Structur der Radicula im ausgezeichnetsten Grade zu besitzen, aber die Figur ist nicht durch den Text, sondern erst nach den wichtigen Aufschlüssen Schleidens über diesen Gegenstand verständlich. Gr.

D ü s s e l d o r f.

In der Bötticherschen Buchhandlung 1844. Die Krankheiten des Zwölffingerdarms. Ein pathologischer Versuch von Dr. H. Mayer, Arzt zu Burgsteinfurt. Mit einer Vorrede von Prof. Dr. Fr. Rasse. VI und 141 Seiten in Octav.

Die Krankheiten, deren Sitz das Duodenum ist, sind in neuerer Zeit mehr wie früher von den Aerzten beachtet worden. In den meisten Fällen wird erst nach dem Tode bey der Section der Ort des Leidens erkannt. Darum ist es wichtig bey diesem, der unmittelbaren Beobachtung sich entziehenden und doch so leicht afficirbaren Organe die Bedingungen und Zeichen seines Erkrankens, so wie die allenfallsigen Mittel, ihnen zuvor zu kommen oder sie zu heben, genau zu kennen.

Hr Professor Rasse hat daher sehr wohl gethan diesen Gegenstand dem Verfasser zur Bearbeitung zu empfehlen. Auch sind von ihm in der Vorrede einige beachtungswerthe Bemerkungen, den Gebrauch

des Hörrohrs und der Percussion in den functionellen Leiden des Duodenum betreffend, enthalten.

Vorliegende Monographie ist eine fleißige Zusammenstellung alles dessen, was sich über den fraglichen Gegenstand in den medicinischen Schriften findet, verbunden mit mehreren eigenthümlichen Beobachtungen und Ansichten des Verfassers.

Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit der allgemeinen Diagnostik (Anatomie des Duodenum; physiologische Wichtigkeit; Anweisung zur Untersuchung seiner Krankheiten; allgemeine Symptomatologie; Aetiologie; Unterscheidung von andern Krankheiten), die zweyte mit der Betrachtung der speciellen Krankheiten (Reizung; erhöhte Reizbarkeit; Krampf; verminderte Reizbarkeit; acute Entzündung; Geschwürbildung; Brand; Riß und Wunden; Perforation; Erweiterung; Verengerung; Verhärtung; Scirrhus und Krebs; Markschwamm; Tuberkeln; Grantheme; Würmer; Verwachsung; Divertikel; Invagination; angeborene Bildungsfehler).

Diejenigen Fälle, wo nach einer bedeutenden Verbrennung eines Theils der Körper-Oberfläche, durch einen Reflex auf die Eingeweide, Duodenal-Entzündung, hierauf Geschwürbildung und endlich tödtliche Durchbohrung des Duodenum eintritt, sind, nach Curling, (S. 11 — 27. 51. 55. 70. 77. 79) mit Recht besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt worden. Unter den genannten Belegstellen vermisst man Heyfelder in den rheinischen Jahrb. 1825. Bd. 10. S. 60.

Da ausführlich (von S. 69 — 90) die Durchbohrung des Zwölffingerdarms besprochen wird, so wollen wir noch auf den Fall aufmerksam machen, den Portal erzählt in seiner Anatomie médi-

cale, wo er von den Krankheiten des Unterleibes handelt (p. 240). Die seltene Abhandlung von Hamburger von der Berberstung des Zwölffingerdarms (S. 115) steht in der Hallerschen Sammlung von Streitschriften und deutsch in der Uebersetzung derselben von Crell. Helmstedt 1780. Bd. 3. S. 492.

Für ein pathognomonisches Kennzeichen einer Duodenalkrankheit wird das (3—4 Stunden nach dem Essen eintretende) Erbrechen einer dem Kaffesatz ähnlichen Masse erklärt (S. 6). Da der Verf. auf dieses Symptom einen besonderen Werth legt, dasselbe aber im gelben Fieber constant vorkommt, so hätte diese Krankheit mehr berücksichtigt werden können, als es gelegentlich (S. 27. 60) geschehen ist.

In Betreff des Fettabganges per anum (Stearrhoea) hätte außer den angeführten Fällen (S. 7. 8) der interessante von Kunzmann beobachtete angeführt zu werden verdient. S. Husfeldts Journal 1821. Julius S. 106. 1824. September S. 45. — Die (S. 117) citierte Beobachtung von Irwin über Krebs des Zwölffingerdarms, welche in einem amerikanischen Journale sich findet, möchte Wenigen zugänglich seyn; allein sie erschien schon 1827 übersetzt in der Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch practischer Aerzte. Bd. 34. S. 621 — 32.

Der Verfasser unterzieht sich vielleicht selbst der von ihm mit Recht noch (S. 133) vermiften Darstellung des Vorkommens der Grantheme auf der Schleimhaut des Duodenum.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 29. Junius 1844.

G e n f,

bey Berthier = Guers 1844. Histoire du Vallais, avant et sous l'ère chrétienne jusqu'à nos jours. Par M. Boccard, chanoine de St. Maurice et de Bethléem, chevalier etc. VI und 424 Seiten in Octav.

Wir schicken vor allen Dingen voraus, daß dieses Buch keine Gelegenheitschrift ist. Vielmehr erzählt der Verfasser die Geschichte seines Vaterlandes von den frühesten Zeiten bis 1814, so daß die drey letzten Decennien unberührt bleiben.

Den jüngsten Ereignissen in Wallis wird große Aufmerksamkeit geschenkt. Um sie richtig zu beurtheilen und ihre Folgen berechnen zu können, muß man mit den früheren Zuständen dieses in mancher Hinsicht merkwürdigen Landes vertraut seyn. In entfernter Zeit findet man die Beleuchtung der Gegenwart. Es ist aber schwer die Vergangenheit eines Volkes zu überblicken, dessen Geschichte nicht geschrieben ist. Zwar hat F. v. Müller die früheren Zustände von Wallis dargestellt; allein sie bil-

den kein Ganzes, sondern nur treffliche Partien des herrlichen Gemähltes, in welchem der geniale Historiker die heroischen Zeiten der Eidgenossenschaft schilderte. Eine fortlaufende specielle Geschichte von Wallis bildete bisher eine Lücke in der historischen Literatur. Der Ausfüllung derselben unterzog sich der Domherr Boccard. Wir wollen hier die Hauptmomente der Geschichte von Wallis hervor heben, und auf dieselben einige Bemerkungen über die Arbeit des Verfassers folgen lassen.

Die Ureinwohner von Wallis waren ohne Zweifel keltischen Ursprunges. Zur Zeit Cäsars bewohnten vier Völkerschaften, die der Biberer, Seduner, Berager und Nantuaaten, das große Hauptthal, das sich von Morgen gegen Abend durch das Land erstreckt, und in der Mitte, seiner ganzen Länge nach, von der Rhone durchströmt wird. Im ersten Jahre unserer Zeitrechnung wurden die vier genannten Völkerschaften, nebst andern Alpenbewohnern, von den Römern gänzlich unterworfen, unter deren Botmäßigkeit Wallis bis 413 blieb. Zur Zeit des Augustus hieß das Hauptthal Vallis poenina, und der von Cäsar erwähnte Ort vicus Octodurus (in oder bey Martinach, Martigny) ward später Forum Claudii Vallense genannt. Die Wichtigkeit der Pässe, so wie einer Hauptstraße zwischen Italien und Gallien, und mehrere Denkmähler berechtigen zu der Annahme, daß auf dem Thalgrund, welchen der Rhodan zwischen dem Hochgebirge und dem Leman her durchströmt, eine beträchtliche römische Niederlassung war, und hier ein lebhafter Verkehr mit den Grenzvölkern Statt fand. Nachdem Wallis vier Jahrhunderte unter römischer Herrschaft gestanden, machte es, von 413 bis 534, als Pagus Vallensis, einen Theil des Burgundischen Reiches aus. Der fromme

König Sigmund war der eigentliche Stifter des berühmten Klosters Agaunum (St. Moriz), welches er durch beträchtliche Schenkungen bereicherte. Bald nach dem unglücklichen Ende dieses Fürsten kam Wallis unter die Herrschaft der Franken, welche es bis 888 regierten. Unter Carl dem Großen war über Wallis der Bischof von Sitten Vogt: ihm wurden die Regalien und die Bewachung der wichtigen Pässe anvertraut. Seit 888 gehörte dieses Land zum zweyten Burgundischen Königreiche; es kam 1032 an das Deutsche Reich, unter Kaiser Conrad II., den Rudolf III. zum Erben seines Staates ernannt hatte. Kraft einer Schenkung Rudolfs, vom Jahre 999, war Oberwallis, als unmittelbare Reichsgrafschaft Comitatus Vallensis, in Händen des Bischofes von Sitten. Graf Humbert, der Gründer des nachher so mächtigen Savoyischen Hauses, der dem Kaiser Conrad zur Eroberung des ihm bestrittenen Burgundischen Reiches behilflich gewesen war, erhielt von ihm zur Belohnung das Land Chablais und Niederwallis als Reichslehen. Von der Zeit datiert die politische Trennung des Walliser Landes in zwey ungleiche Hälften. Aber auch in Hinsicht der Sprache zerfällt dasselbe in zwey scharf geschiedene Theile: 'Der obere, bis einige Stunden oberhalb Sitten (das alte Sedunum) ist deutsch, der untere, mit Siders, Sitten, Martinach, St. Morizen, wälsch (romanisch). Diese Spaltung reicht wohl in die Zeiten hinauf wo die Germanen zum ersten Mahl hier, im Süden Helvetiens, die keltisch-romanische (römische) Bevölkerung bedrängten und unterwarfen.' Daß die späteren Reibungen beider Theile nicht, wie in andern Cantonen, zum Theil einer Glaubensverschiedenheit zuzuschreiben seyen, geht schon aus dem Umstande hervor, daß,

wenn in Wallis die Landestheile durch Geschichte und Sprache verschieden sind, beide dennoch derselben Confession angehören. Daß ihre Spaltung sich befestigte, ist Folge politischer Verhältnisse.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts erhielt das Zäringische Haus die kaiserliche Schirmvogtey über Sitten: es konnte sie aber nicht behaupten; denn im Jahre 1211 erfochten die Walliser, unter dem Banner ihres Bischofes Vanderich (Landri) bey dem Dorfe Ulrichen, einen denkwürdigen Sieg über Herzog Berthold V. Im folgenden Jahre erlitt dieser Fürst bey Raron eine zweyte Niederlage, nach welcher er es nicht wieder wagte gegen die Walliser etwas zu unternehmen. Damit kündigte sich ihnen die Morgenröthe der Freyheit an.

Es herrschte zwischen den Bischöfen von Sitten und den Grafen von Savoyen lange Zwietracht, die vornehmlich dadurch entstand, daß beiderseitige Lehengüter gemischt waren. Der Comitatus Valdensis war kein geschlossenes Territorium; es war nicht jeder Theil desselben einem und demselben Herrn unterworfen, denn die Besitzungen des Grafen von Savoyen erstreckten sich bis in das Gebiet des Hochstiftes, und die des Bischofes bis in das Gebiet des Grafen. Diese Mischung von Besitzungen und Rechten veranlaßte manchen Krieg. Im Jahre 1250 kam es durch Vermittelung von Schiedsrichtern zwischen beiden Gewalthabern zu einem Vergleich, kraft dessen der Graf auf seine Rechte und Ansprüche über Oberwallis, und der Bischof auf die des Hochstiftes über Niederwallis verzichtete. Die Morge, ein am Sanetsch entstehender Fluß, sollte künftighin die Grenzscheide zwischen Ober- und Niederwallis bilden. Dieser Vertrag stiftete aber keinen fortdauernden Frieden.

Der Bischof fand auch in dem zahlreichen Adel,

vorzüglich in den Freyherrn von Gestelenburg, die von ihm Lehen trugen, und über seine Macht eifersüchtig waren, gefährliche Feinde, die erst nach wiederholten Kämpfen unterlagen. Auch ward das Land öfters durch einen Aufstand des freysinnigen Volkes beunruhigt. Einer der heftigsten Bürgerkriege in Wallis war, im Anfange des 15. Jahrhunderts, der Krieg gegen den Freyherrn von Raron, der in der Noth Bern um Hilfe bat. Die Berner, verbunden mit andern Eidgenossen, zogen in Wallis ein. Die tapfern Walliser, durch einen gemeinen Landmann, Thomas Brantschen (auch Thomas in der Bündt genannt), entflammt, retteten ihr Vaterland, in der ruhmreichen Schlacht bey Ulrichen (1419), wo ihr Anführer, der Löwe von Wallis, den Heldentod starb. — Die Erhebung Walthers auf der Flue (de Supersaxo) bezeichnet den Anfang einer neuen Periode in der Geschichte von Wallis. Unter der Regierung dieses Prälaten eroberten die Walliser ihre natürlichen Grenzen. Denn von den beiden Gewalthabern im Lande, dem Bischofe von Sitten und dem Herzoge von Savoyen, unterlag dieser zuerst dem aufstrebenden Geiste der Oberwalliser. Im Jahre 1475 nämlich wurde Nidervallis durch Oberwallis erobert. In der Walliser Tagsatzung vom 31. December 1476 wurde die künftige Verwaltung des eroberten Theiles fest gestellt. Von nun an sollte das Land jenseits der Morge zu dem Hochstifte von Sitten gehören, und die Anwohner des Sees, nach Leistung des Eides der Treue, unter den Schutz des Bischofes genommen werden. Da es im Lande, heißt es, nur einen geistlichen und weltlichen Herrn geben könne, so habe das Hochstift das dominium directum, oder die Herrschaft, über alle Lehenbesitzungen; die Zins-

pflichtigen sollen ihren Herren die schuldigen Abgaben entrichten u. s. w. Unter den Nachfolgern Walthers auf der Flue verdienen vorzüglich zwey Bischöfe genannt zu werden, Jost von Sillinen, der Urheber der ewigen Richtung (1474) der Eidgenossen mit Oesterreich, welche die gegenseitige Garantie des Besitzstandes feststellte, und somit die Eidgenossenschaft von einer drohenden Gefahr rettete: und Matthäus Schinner, der berühmte Cardinal, die Seele aller Unternehmungen der Eidgenossen gegen Frankreich; von dem François I. sagte: 'Er fürchte die Spitze der Feder und die Schärfe der Zunge des Cardinals von Sitten mehr als die Hellebarden seiner Schweizer' — und 'Dieser geschorene Soldat habe ihm mehr zu thun gegeben als jedes andere gekrönte Haupt.' — Das Hochstift erreichte den Gipfel der Macht, und sank, wie es sich empor geschwungen hatte. Denn später verlor auch der Fürstbischof allmählich den größten Theil seiner Bedeutung. Bis zum Jahre 1798 ward Nidderwallis als unterthäniges Land behandelt; das Wappen des Freystaates zählte sieben Sterne, welche die sieben Zehnten (Dixains) des oberen Landes bedeuteten, nämlich fünf deutsche (Gombs, Brieg, Bisp, Karon, Leuf) und zwey wälsche (Sieders, Sitten); die Bezirke des unteren Landes, zum Gehorchen bestimmt, waren nicht vertreten. Zwey Sterne im Wappen des Bischofes bedeuteten seine weltliche Macht als Comes und Praefectus, Titel, welche der Bischof Wischard um die Mitte des 14. Jahrhunderts annahm. Den bischöflichen Sitz, welcher in der frühesten Zeit zu Martinach (Octodurus) war, und ums Jahr 600 nach der Hauptstadt Sitten verlegt wurde, besetzte, wenn wir nicht irren, bis jetzt kein Unterwalliser.

Die Wirkungen der französischen Revolution empfand auch Wallis. Die Oberwalliser konnten, ihres tapfern Widerstandes und ihres Heldenmuthes ungeachtet, das Eindringen der französischen Truppen nicht hindern. Nun entsagten sie (12. Febr. 1798) ihrer Souveränität über Niderwallis und gewährten ihm endlich den lange vorenthalteneu Antheil an den staatsbürgerlichen Rechten. Den Bemühungen eines Stäpfer und eines Mloys Reding gelang es den ersten Consul dahin zu bewegen, daß er, den 4. April 1802, Wallis für eine unabhängige Republik erklärte, mit Vorbehalt des freyen Durchzuges für seine Truppen. Wie einst T. Quinctius Flaminius die Griechen, so berauschte Napoléon Bonaparte die Walliser mit dem Zauberswort Freyheit. Der erste Trinkspruch den sie ausbrachten war: A Napoléon Bonaparte le Restaurateur de l'indépendance du Vallais! Ihrer Ergebenheit ungeachtet mußten sie (1810) das Haupt unter das Joch des gewaltigen Mannes beugen. Ihr Land ward zum französischen Kaiserreich geschlagen. Endlich, den 12. September 1814, nahm Wallis als 20ster Canton seine Stelle in der Eidgenossenschaft ein.

Obgleich Niderwallis in Folge der französischen Umwälzung einen Antheil an den staatsbürgerlichen Rechten erhalten hatte, so dauerte das Uebergewicht von Oberwallis doch fort, weil ersteres bloß 6 Dixains hatte, (Herens, Gündis, Martinach, Entremont, St. Moriz und Monthey), und die Stimmen welche dem Bischöfe zustehen auf Seiten der alten Vorrechte waren. In unserer Zeit hat man, diesem Uebelstande einigermaßen abzuhelfen, bestimmt, daß der Generalvicar ein Niderwalliser seyn, und eine Stimme haben solle. — Doch wir schließen hier unsere Uebersicht, um so lieber

weil das oben angekündigte Werk des Canonicus Bocard sich nicht weiter als 1814 erstreckt.

Die eigentliche Geschichte des Walliserlandes von unserm Verfasser nimmt 344 Seiten ein. Darauf folgen S. 345 — 394: Alphabetische Notizen über einige Ortschaften, als Anhang oder Beilage zur Geschichte von Wallis; sodann S. 395 — 400 Inschriften auf Wallis bezüglich, darunter 14 aus der römischen Zeit; S. 401 — 415 ein Verzeichnis der Bischöfe von Wallis; und endlich ein Namen- und Sachregister.

Die Vorrede des Verfassers berechtigt den Leser zu der Hoffnung, er werde in diesem Buche das Ergebnis gründlicher Forschungen finden. Wir nehmen keinen Anstand zu sagen, daß unsere Erwartung geteuscht wurde. Wir können dem Verf. zwar nicht alles eigene Studium absprechen; allein wir müssen leider bekennen, daß er den Schein eigenthümlicher Gelehrsamkeit auch da annimmt, wo er sich lediglich auf frühere Forschung stützt. Einen sehr beträchtlichen Theil der Geschichten von Wallis hat er den Werken von Müller und Gluz-Blotheim entnommen, ohne es immer genau anzugeben, so daß Mancher hier und da glauben könnte, er lese eine ursprüngliche Erzählung wo er eine Uebersetzung liest. Aber das Buch erhält einiges Interesse dadurch, daß es gut geschrieben ist, und die bey Müller zerstreuten Erzählungen und Berichte in demselben an einander gereiht und gruppiert sind. Auf historische Critik darf er, nach unserer Ansicht, keinen Anspruch machen. Wir zeihen den Verf. einer gewissen Leichtgläubigkeit, welche sich mit unserer Zeit, oder doch mit einer gesunden Critik nicht verträgt. Am wenigsten haben uns seine Ausfälle gegen die Reformatoren gefallen. Schmähungen verderben sogar die beste

Sache; man sollte sie auch in einer Oratio pro domo vermeiden. Daß die Reformation ein Werk des Teufels (du démon) war, wird unserm Verf. wohl kein aufgeklärter Katholik, geschweige ein Protestant glauben. War Farel wirklich ein 'charlatan'? Verdient das Betragen der Waldenser, welche Gut und Blut für die Glaubensfreyheit aufopfert, sie, deren Schicksal das Mitleid aller gefühlvollen Herzen erregte, den verächtlichen Namen von 'manoeuvres sacrilèges'? Verträgt sich eine solche Intoleranz eines Dieners Christi mit dem Geiste des Evangeliums? Ein Geschichtswerk darf nicht den Charakter einer Schmähchrift annehmen, wenn es belehren soll.

Die Geschichte des Walliserlandes zu schreiben ist allerdings eine schwierige Aufgabe, schon deshalb weil sie sehr verwickelt ist, aber aus den Quellen geschöpft und richtig dargestellt, wäre sie gewis eine der interessantesten und belehrendsten. Es kommt viel darauf an, wer sie schreibt, ob ein Fremder oder ein Walliser, ob ein Geistlicher oder ein Laie, ob ein Freund der Wahrheit oder ein Parteymann. Wer sie zu erzählen unternimmt, muß nicht bloß die Ueberlieferungen genau prüfen, die Archive eifrig durchforschen, die verschiedenen Berichte vergleichen; er muß auch das Land und dessen Bewohner, ihren Charakter, die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Völkerschaften in denselben, genau kennen. H — y.

L e i p z i g,

bey H. Hartung 1842. Die Philosophie der Mathematik. Zugleich ein Beytrag zur Logik und Naturphilosophie. Von C. Frank.

Indem Ref. über vorliegende Schrift Bericht zu

erstatten unternimmt, sieht er sich genöthigt, von vorn herein in seiner Ansicht des Verfassers persönliches Eigenthum von dem zu scheiden, was dem philosophischen Systeme angehört, zu welchem derselbe sich bekennt. Es ist dieses das Hegelsche, und somit darf es nicht überraschen, wenn man in manchen Partien des Buches der ganzen Schwerfälligkeit seiner bekannten Ausdrucksweise, jener scholastischen Manier, die in zehnfacher Wendung und Umwendung des nämlichen sybillinischen Ausspruchs à force de répétition Eingang zu gewinnen sucht, und kurz darauf wieder einer klaren und verständlichen Gedankenentwicklung begegnet, worin der Verfasser — ungehindert von den spanischen Stiefeln seines Systems — leicht und sicher einher geht. Freylich wird er selbst, wie alle echten Anhänger des Meisters, solche keizerliche Ansicht perhorrescieren; Ref. hat sich aber bey allem wahrhaften Respect vor Hegels Geist und Tiefsinn nie bequemen können, die Gewalt, welche er der Sprache angethan, gut zu heißen oder gar als untrieglichen Merkmal philosophischer Vollendung zu betrachten. Dieses schwerfällige Ringen nach dem entsprechenden Ausdruck erscheint vielmehr als Beweis des noch nicht zu vollendeter Form gelangten Gedankens, als ein Mangel, in dessen absichtlicher Pflege und Nachahmung man sich wahrlich nicht gefallen sollte. Fehlte es etwa Lessing an Schärfe und Tiefe des Denkens, und hat er nicht für seine Gedanken stäts den congruenten und verständlichen Ausdruck in der Sprache zu finden oder zu schaffen gewußt? Ja, ist es nicht häufig genug, auch Hegel gelungen, durchaus klar und jedem höher Gebildeten verständlich zu schreiben? Wozu also das Wohlgefallen seiner Schüler, gerade im Unwesentlichen und Mangelhaften der Form dem

Meister nachzueifern, statt seine tiefen, befruchtenden Gedanken aus dem Verbau eines dunkeln, schwerfälligen Stils ans Licht zu ziehen! Sehen wir doch an Rosenkranz, Fichte d. J. und einigen Andern, wie sehr unsere Sprache auch den Bedürfnissen der neuesten philosophischen Gedankenentwicklung Genüge zu thun im Stande ist.

Glücklicherweise finden wir unsern Verf. nur partiell in den Banden jener abstrusen Redeweise befangen. Auch ist er keinesweges gesonnen, bey seinen Untersuchungen über die Stellung der Mathematik innerhalb der Philosophie die von Hegel vorgezeichneten Grenzen anzuerkennen. Namentlich bedurfte es nach seiner Ansicht 'einer Ableitung der Figuren, des Elements der Geometrie, welche — um diese wissenschaftlich zu begründen — als die immanenten Formen des Raumes zu begreifen sind;' eine Aufgabe, die in Hegels Naturphilosophie durchaus ungenügend behandelt sey, da sie kein Princip zur Deduction der bestimmten Figuren darbiete. In dem Nachweise dieser so wesentlichen Lücke stimmt der Verf. völlig mit Weiße überein, wenn dieser (in den Berl. Jahrb. für wiss. Critik) sagt: 'befremden müsse die unklare zweydeutige Stellung, welche das Hegelsche System zu den Principien und begrifflichen Grundlagen der Mathematik eingenommen habe, dadurch, daß es in der Logik nur auf Arithmetik, Analysis und den Begriff des Unendlichen eingehe, die Begriffe des Raumes dagegen, der Bewegung und Masse, also die Grundlagen der Geometrie und reinen Mechanik, dort ganz unerörtert lasse, später aber in einer Weise aufnehme, als ob sie sich zu den dort verhandelten Grundbegriffen der Mathematik als ein Aeußerliches verhielten.'

Der Inhalt der vorliegenden Schrift zerfällt in

drey Theile. Der erste ('das Element der Mathematik' überschrieben) sucht unter der Kategorie der Größe die Begriffe des Großen überhaupt, dann der Zahl und des Verhältnisses, unter der der Figur dagegen die Grundbegriffe des Raumes und der Zeit zu entwickeln. Vorzügliche Beachtung verdienen die in freyerer Form gehaltenen Anmerkungen, und unter ihnen namentlich eine ziemlich ausgedehnte (S. 46 — 61) über Stellung und Verhältnis der Hegelschen Naturphilosophie zu denen von Schelling und Kant, worin das Unzulängliche der Grundansichten dieser Philosophen dargelegt wird. Daß aber auch Hegel unserm Verf. nicht vollständig genügt, geht aus folgenden Worten hervor, die zugleich als eine Probe des ihm eigenen Stils betrachtet werden mögen: 'Die Natur ist das an sich selbst Empirische. Hegel sagt, die Naturphilosophie habe ihre Resultate in der Natur nur nachzuweisen, so daß dies als nebenbey erschiene. Dies ist aber ungenau ausgedrückt, da sie vielmehr nur durch diesen Nachweis erst wahre Resultate werden. Denn der Begriff von einem Aeußerlichen ist ohne die Anschauung desselben unvollendet. Darum ist Naturphilosophie nicht Logik, wo allein das freye reine Denken den Begriff vollbringt. Wer des sinnlichen Vermögens überhaupt entbehrte, für den wäre die Natur auch nicht im Begriffe.' Nach solchen Aeußerungen, die von des Verfassers Selbständigkeit und Unbefangenheit Zeugnis geben, befremdet um so mehr die darauf folgende Erörterung über Raum und Zeit in wohlbekannter Hegelscher Redeweise, wo das unablässige Spiel mit dem Negieren nur dazu dient, Begriffe ins Trübe und Dunkle zu rücken, die in ihrer anfänglichen Fassung dem Verständnis offen genug lagen. Eben dieses Spiel wird nun weiter

verfolgt, um die Begriffe von Linie und Richtung zu gewinnen, die dann weiter zu denen von Ebene und Körper führen. Die Sprache ist hier nicht die des Verfassers, sondern seines Systems; als Probe diene eine Stelle über den totalen Raum (Seite 80):

‘Das Ellipsoid stellt die Rückkehr der Ebene aus aller Richtung zu sich selbst dar. Es enthält demnach alle Richtung, d. h. das ganze Sich-Richten des Raumes, sein Unterscheiden ist in ihm beschlossen, es selbst, und der Körper überhaupt ist totaler Raum. Dies ist jetzt zu betrachten, wie mit dem Außersichkommen der Ebene das Sich-Unterscheiden und Richten des Raumes überhaupt aus ist. — Der unmittelbare Raum war das ruhige Auseinander, die reine Sich-selbst-Gleichheit. Dieser zeigte sich als Abstraction an ihm selbst; dem Raume trat als seine Negation die Zeit gegenüber. Diese aber erwies sich als die eigene Negation des Raumes in sich selbst, der sich damit zur Einheit seiner und der Zeit, zum wirklichen Raum bestimmte, — die Ruhe in der Unruhe, die Sich-selbst-Gleichheit in dem Unterschiede seiner von sich selbst. Dieser wirkliche, lebendige Raum mußte sich selbst bestimmen. Der bestimmte Raum war die Ebene. Aber als der allgemeine unterscheidet sich der Raum von sich als dem bestimmten; die Ebene war nur eine Bestimmtheit in ihm, — doch eine solche, die selbst Raum ist. So bildet sie die Körper, welche demnach Räume in dem Raume sind, so daß der Raum vielmehr als das Außereinander seiner selbst erscheint, als daß er bey sich selbst wäre.’ U. s. w.

Im zweiten Theile, der das mathematische Erkennen zum Gegenstande hat, treffen wir vorherrschend auf des Verf. eigene Gedanken und

Darstellung, die uns (z. B. in den Betrachtungen über die Symbolik der Mathematik) auf erquickliche Weise wieder in die Region unserer Muttersprache führt. Hier, wie im dritten Theile — Entwicklung der Mathematik — erkennt man mit Vergnügen den sachkundigen Bearbeiter seines Stoffes, der sich nicht in bloßen Allgemeinheiten bewegt, sondern die Gliederung der Wissenschaft bis ins Einzelne verfolgt, ohne sich gleichwohl in Nebendinge zu verlieren. Nur ein mathematisch durchgebildeter Leser vermag hier dem Vf. mit Leichtigkeit zu folgen, wird freylich nicht alle Aussprüche und Gründe billigen können (so z. B. über die Unfähigkeit der Kegelschnitte zur Rectification), sich aber von manchen geistvollen und treffenden Bemerkungen (u. A. über Krause's vermeintliche philosophische Deduction der Curven) angezogen und überhaupt durch einen Hauch von Frische und Lebendigkeit erquickt fühlen, der namentlich den Schluß der Schrift durchweht. Dieselbe verdient daher in Beziehung zur Hegelschen Philosophie gewiß nicht minder Beachtung, wie früher die inhaltsverwandten Schriften von J. J. Wagner und Fries in Bezug auf die, von diesen Männern vertretenen philosophischen Systeme. A.

B r a u n s c h w e i g ,

bey Otto 1842. Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker und des Johannes von Bruno Bauer. Dritter und letzter Band. 341 S. in Octav.

Es war ein schreckliches Zeichen der Zustände auf dem theologischen und kirchlichen Gebiete des Protestantismus, daß ein Mann, wie der Verfasser vorstehender Arbeit, der nicht nur der Theologie, sondern dem ganzen Christenthume offen Hohn spricht, es nur wagen konnte, auf einen theologischen Lehrstuhl Anspruch zu machen, daß ein Cultusministerium sich noch

veranlaßt sehen konnte, theologische Bedenken einzufordern, und daß wenigstens die Stimmen Einzelner nicht ferne davon gewesen sind, Lehrfreyheit mit Lehrfrechheit zu verwechseln. Die unsinnige Critik, welche der Verf. in den früheren Bänden anwendet, um die Evangelien als reine schriftstellerische Fictionen zu erweisen, ist in diesem Bande, der das spätere Evangelium als eine verunglückte Umbildung des Urevangeliums und der früheren Evangelien darstellen soll, maßlos überboten, wie überall die feindselige Stimmung gegen Christenthum, Theologie und Kirche. Wer aber, wie der Verf., im Stande ist, auszusprechen, daß das Christenthum die absolute Willkür sey, die Abstraction von allem lebendigen, sittlichen und bestimmten Inhalte des menschlichen Geistes, daß das Christenthum erst in der französischen Revolution richtig gewürdigt, daß die Kirche die verkehrte Welt sey, daß in dem Christenthume der Vampyr der geistigen Abstraction sein Werk vollendet, Saft und Kraft, Blut und Leben der Menschheit bis auf den letzten Blutstropfen ausgesaugt habe, daß es in den Evangelien in keinem, auch nicht dem kleinsten Abschnitte, an Anschauungen fehle, welche die Menschlichkeit verletzen, beleidigen, empören, — wer über die Theologie und die Theologen aussprechen kann, daß sie Hämmlinge seyen, daß der Theologe die Beweise der Critik (NB. des Hn Bruno Bauer) nicht anerkennen dürfe, weil er sonst auf seine Angst, seiner erbärmlichen Fragen auf einmahl los zu werden, 'auf eine Angst, in der allein sein Selbstgefühl besteht,' Verzicht leisten müßte; 'er würde ja frey, er würde Mensch; als Theologe aber muß er Knecht, muß er Unmensch seyn' &c., — wer von sich sagen kann: 'es ist nur Gnade von meiner Seite, wenn ich ihren Argumenten noch einmahl Leben einhauche, und ihnen gegen die Vernunft auf die Beine

helfe, und habe ich sie dann ihre Ohnmacht zu guter Letzt noch einmahl fühlen lassen, so wird dem Critiker die letzte Wendung gegen sie frey stehen, daß er sie mit Verachtung liegen läßt, und ihnen in dieser letzten Form beweiset, daß sie die Critik in ihrem Triumphzuge nicht aufhalten können,' — wem die Theologie das Truggewebe einer höllischen Aferwissenschaft ist, 'der dunkle Fleck der neueren Geschichte,' — dem fehlt nicht etwa christlicher Glaube und christlicher kirchlicher Sinn, nein — der gesunde Menschenverstand, und der läßt der Critik freylich nichts übrig, als aufrichtig zu bedauern den Mann, der solches Zeug schrieb, den Verleger, der es druckte, und das Publicum, dem es geboten wird. Die Theologie und Kirche wird wohl das große Resultat der Critik des Verfassers: 'S. 314. Wenn nun nichts mehr von dem, was wir in den Evangelien lesen, als Aussage über Jesus betrachtet werden kann, so ist für den Theologen, dem es um diesen Menschen und um geschichtliche Notizen über ihn zu thun ist, der dafür kämpft, daß die Kleider dieses Menschen so und so vertheilt und verlost worden sind, daß man ihm diesen oder jenen bitteren Trank am Kreuze gereicht hat, daß er so und so oft über den See Genesareth gefahren ist, die Sache sehr ernst geworden. Welchen fürchterlichen Charakter dieser Ernst annehmen muß, werden wir allein schon daraus abnehmen können, daß man sich nicht gescheut hat, die Notiz des Tacitus, Christus sey unter Tiberius durch Pontius Pilatus hingerichtet worden, als den schlagendsten Beweis dafür, daß 'ein Christus existiert hat' anzuführen' &c. — um so weniger zu fürchten haben, als es vollkommen genügt, die Aussprüche und Anschauungen des Verfs nur vorzuführen, um sie damit auch der Verachtung und — Vergessenheit zu übergeben. Kollner.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 1. Julius 1844.

B e r l i n ,

bey Duncker und Humblot 1843. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation von Leopold Ranke. Vierter Band. 542 Seiten. Fünfter Band. 502 Seiten in Octav.

Wer von dem Lesen der drey ersten Bände vorliegenden Meisterwerkes deutscher Geschichtschreibung (vergl. Gel. Anz. 1840. St. 86. 87; 1841. St. 138.) zu dem jetzt zu besprechenden vierten und fünften übergeht, könnte leicht den Eindruck haben, der Verfasser sey, wie es ja in den mittleren Gegenden eines Dramas wohl zu geschehen pflegt, etwas von seiner ersten Frische und Lebendigkeit herabgesunken, erscheine deshalb in manchen Ausführungen minder anziehend, wisse wenigstens den Leser nicht in derselben Spannung zu erhalten. Selbst wenn dieser Eindruck wahr wäre, dürfte darin noch nicht eben ein Tadel erblickt werden; denn die Geschichtschreibung hat eine andere Aufgabe, als die der Unterhaltung; und wenn Ranke durch seine meisterhafte Ausführung jenen Zweck

bisher daneben erreicht hat, so hat er ihn doch sicher zunächst nicht versprochen, und kann dafür nicht in Anspruch genommen werden. Sehen wir aber näher nach, worin denn das Sinken der historischen Muse in diesen zwey Bänden etwa gefunden werden könnte, so ist vor Allem der Stoff daran Schuld, der bey aller Wichtigkeit und Bedeutsamkeit doch nicht mehr des Ueberraschenden so viel enthält, wie in den frühern Stadien der Reformation. Wodurch waren doch die drey ersten Bände dieser Ranke'schen Geschichte so überaus ergreifend und anziehend? Wir haben uns bey der Anzeige derselben in diesen Blättern darüber bereits ausgesprochen. Es war vor Allem die scharfe Auffassung und lichtvolle Nebeneinanderstellung der seltsamen Gegensätze innerhalb jener Zeit, die durch die Gewalt der Umstände zu sehr eigenthümlichen Combinationen verknüpft, bey aller Feindschaft gegen einander doch zur Erreichung der nächsten Zwecke genöthigt waren neben einander herzugehen. Ranke's Darstellung wurde vor Allem dadurch so ergreifend und frisch, daß er das Ueberraschende und förmlich Frappante dem Leser vorzuführen wußte, was etwa darin lag, wenn die Protestanten auf einige Zeit keinen bessern Verbündeten hatten, als den Papst, so bald es darauf ankam, dem Kaiser augenblickliche Verlegenheit zu bereiten, oder wenn bey der bunten Besetzung des europäischen Welttheaters der allerchristlichste König von Frankreich nicht selten mit dem Sultan als verbündet auftrat; kurz das Enthüllen der so seltsam, ja neckisch verschlungenen Knoten damahliger Politik auf dem geistlichen wie weltlichen Gebiete war für den Scharfblick unsers Historikers eine der dankbarsten Aufgaben seiner Darstellung. Dergleichen Combinationen fehlen nun freylich auch in diesen

späteren Zeiten der Reformationsgeschichte keinesweges, die handelnden Mächte sind noch immer dieselben, Kaiser, Papst, protestantische Fürsten, Frankreich, die Türken; die Verhältnisse sind noch gleich verwickelt, ja verwickeln sich noch immer mehr, je näher die Handlung der Katastrophe zueilt; aber sie wiederholen sich nur; es sind meist schon dagewesene Stellungen, die hier wiederkehren, und da begreift es sich, wie sie für einen Leser, der mehr unterhalten als belehrt seyn will, leicht etwas Ermüdendes erhalten. Die späteren Zeiten des Schmalkaldischen Bundes haben ja wirklich dadurch etwas Abspannendes, daß der längst erwartete Schlag immer wieder durch eine wenn auch in den Motiven neue, dennoch der Sachlage nach schon da gewesene Combination der Umstände weiter hinaus geschoben wird. Dies Hin- und Herziehen in den Entwürfen des Kaisers, der wenn er schon den Arm zum Schlage ausholen will, sich bald wieder durch die Franzosen, bald durch die Türken, bald durch den heil. Vater selbst aufgehalten sieht, dies stäte Verhandeln, Bündeschließen, Rüsten, dies Spiel der Diplomatie, noch vermehrt durch die Frage wegen Beschickung des Tridentiner Concils durch die Protestanten, ist allerdings nicht geeignet, dieselbe Anziehungskraft zu äußern, wie das erste Auftreten der weltbewegenden Ideen der Reformation. Nicht dem Verfasser ist es also zuzuschreiben, wenn das Gemählde minder bewegt ausfällt, sondern dem Stoffe.

Derselbe Umstand läßt sich auf andere Weise aufgefaßt auch so ausdrücken: es ist weniger ein Kampf der Geister, der um diese Zeit durchgeführt werden mußte, als ein Kampf der materiellen Kräfte, der Waffen, und ihrer so nothwendigen Ergänzung in den finanziellen Mitteln. Vor Allem,

die gewaltige Gestalt Luthers, die bisher so entschieden den Mittelpunkt des Dramas bildete, tritt jetzt theils wegen seines Alters, theils wegen der selbständig gewordenen Stellung der von ihm eingeführten Ideen, mehr zurück. Nachdem das evangelische Princip sich innerhalb und außerhalb Deutschlands seinen Kreis erworben hatte, mußte die persönliche Bedeutung eines einzelnen Mannes zurücktreten; ja der Umstand, daß aus der geistigen Bewegung, die er angeregt, sich bald noch andere und zwar destructive Gewalten erhoben, gegen die dann Luther nicht die Aufgabe des Förderns und Befreyens, sondern umgekehrt die des Zurückdrängens und Niederhaltens durchzuführen hatte, dieser Umstand, der weniger das glänzende Talent des begeisterten Partenhauptes, als vielmehr die minder anziehende Rolle des Besänftigers, des Hinhaltens bey ihm hervor treten ließ, trägt auch dazu bey, die Ereignisse weniger effectvoll zu machen.

Gleichsam bedingt durch diese Beschaffenheit des Stoffes ist auch die äußere Darstellung, man könnte sagen Ausmahlung durch den Griffel des Historikers. Wir haben bey den frühern Anzeigen mehrfach darauf hingedeutet, wie der Verfasser in der Zeichnung des Einzelnen sich größere Freyheiten erlaube, als man bisher bey einem deutschen Historiker gewohnt war, wie er durch kleine eingeflochtene Schilderungen, gleichsam Federzeichnungen anziehender Züge, eine gewisse Anschaulichkeit herbey zu führen gewußt hat, die freylich nicht weiter getrieben werden durfte, wenn sie nicht den Vorwurf des Manierierten und Preciösen auf sich ziehen sollte. Dergleichen kehrt nun in diesen letzten beiden Bänden nicht eben wieder. Man wird die Kunst des Verfassers, die Begebenheiten objectiv zu machen, hier nie weiter getrieben sehen, als

es wirklich zur anschaulichen Zeichnung gehört, nicht eben Züge beygefügt sehen, die als zur Sache nicht gehörig nur als Illustration gelten könnten; und in der That die Darstellung hat dabey nichts verloren; denn wo es gilt, anschaulich zu werden, z. B. in der Schilderung der Schlacht bey Mühlberg, da tritt die Gewandtheit des Verfassers in aller Kraft hervor, und liefert ein Gemälde, das jener kleinen Zugabe der Schilderung von Rüstungen, Waffen und dergl. nicht bedarf, um ergreifend zu werden. Hat sich der Verfasser also auf diese Art selbst eine Art von Zwang auferlegt, so ist dagegen das über den Stil und die Redeweise früher Gesagte noch ganz auch bey diesen beiden Bänden in Geltung. Dieselbe Vorliebe für kurze, abgebrochene Sätze, dasselbe Vermeiden längerer Perioden; und kaum möchte der Leser, dem dieser Rankesche Stil lieb geworden, auch daran gern etwas geändert sehen; er bleibt so originell, so mit der ganzen Darstellungsweise verwachsen, daß er gleichsam zur Sache selbst gehört.

Ueber die neu aufgefundenen Quellen, wodurch der Verfasser so manche Punkte der Geschichte in ein bisher unbekanntes Licht zu sehen weiß, ist gleichfalls früher schon das Nöthige mitgetheilt; es war anfangs die reiche Ausbeute, die aus Einsicht der Acten in den wichtigsten deutschen Archiven gewonnen werden konnte, gleichsam ein Bericht aus den letzten möglichen Quellen; es war sodann eine Einsicht in die politische Correspondenz, besonders des Kaisers Carl und des ihn umgebenden Fürstenkreises, wie sie der Verfasser in den Archiven und Bibliotheken zu Brüssel und Paris sich erworben. Diese zwey letzten Bände enthalten nun vielfach die Frucht jener Studien; bey mancher Frage, wo die Geschichte bisher keine Lösung zu finden wußte,

oder auf ein völlig ausreichendes Urtheil verzichten mußte, weil für die ihr allein zugänglichen Thatfachen eine mehrfache Deutung und Auffassung möglich war, kann der Verfasser durch Einsicht in Briefe, die etwa Carl V. mit seinem Bruder Ferdinand, oder mit einem andern Vertrauten gewechselt hat, mit völliger Sicherheit den Gesichtspunct feststellen, und die Frage auf eine wohl nicht weiter zu übertreffende Weise erledigen. Es tritt hier auf diese Art ein Pragmatismus hervor, der sich von allen frühern Versuchen dieser Art dadurch wesentlich unterscheidet, daß hier nicht etwa psychologisch verfahren, nicht aus Auffassung der Charaktere, Nachspüren der Motive raisonnirt wird, sondern überall Thatfachen die Argumente ausmachen, daß über zweifelhafte Dinge ein Licht verbreitet wird, wie es wiederum nur aus andern bisher unbekanntem, oder doch minder beachteten Thatfachen gewonnen ist. Am entschiedensten tritt auf diese Art der Vorzug eines Realpragmatismus hervor gegenüber den Versuchen einer nach vorgefaßten Ideen construierenden Geschichte, womit seit einiger Zeit eine gewisse philosophische Schule, wenn auch zunächst nur auf dem Gebiete der Dogmengeschichte, uns bedrohete. Es ist das volle Gewicht des Argumentirens mit Thatfachen, des Belegens oder vielmehr des Umkleidens jeder Behauptung mit factischen Beweisen, wodurch hier die volle Objectivität gewonnen wird anstatt jener falschen Objectivität, die überall sich selbst den Weg nach Belieben durch die Masse der Einzelheiten bricht, und hinterher die Leser glauben machen will, darin nur die Momente der sich selbst entwickelnden Idee gefunden zu haben. Von allem Systemmachen, Einfügen des Stoffes in vorher beliebte Kategorien findet sich hier nicht die leiseste Spur; aber den-

noch ordnet sich der Stoff wohl nirgends so übersichtlich, so abgegrenzt; doch lediglich deshalb, weil der Verfasser die Mühe nicht scheute, die Fäden aufzusuchen, wie sie selbst im Verlaufe der Dinge sich gestaltet haben; er hat dem Pragmatismus der Dinge selbst nachgespürt, und mit glücklichem Tacte heraus gefunden, so daß es eines gemachten Systems nicht bedurfte, um Alles an Ort und Stelle unterzubringen.

Um nun diese Angaben über das historische Verfahren Ranke's mit einigen Beispielen zu belegen, so war wohl in der bisherigen Reformationsgeschichte keine Aufgabe so ungenügend gelöst, als eine feste Ansicht über die seigentlichen Tendenzen Kaisers Carl V. zu gewinnen. War etwa Politik bey ihm der Haupthebel seiner Handlungen, und dagegen Religion nur ein geeigneter Vorwand, um dahinter seine Entwürfe zu verstecken? Wie oft ist nicht dieser Gesichtspunct geltend gemacht, und dafür mit recht einleuchtenden Gründen auf des Kaisers Stellung zum Papste hingewiesen, den er in seiner Stadt zu belagern und gefangen zu nehmen kein Bedenken trug, dem er nach Beendigung des Schmalkaldischen Krieges keinesweges den Gefallen that, die Asche Luthers in Wittenberg zu beschimpfen, oder den unterjochten protestantischen Ständen und Städten den abgeworfenen Glauben mit Gewalt wieder aufzuzwängen. Wie oft ist nicht die Ansicht ausgesprochen, Carl V. habe nur die politische Einheit seiner Staaten vor Augen gehabt, ohne sich um die religiösen Fragen ernstlich zu kümmern, habe in den Schmalkaldischen Fürsten nur die politische, gegen seine kaiserliche Autorität bewaffnete Partey vor Augen gehabt, ohne deren Abweichung von der kirchlichen Einheit sonderlich zu beachten! Statt dessen ist hier durch Ranke's Nachweisungen gerade das Gegentheil von

dieser Ansicht über Carls Tendenzen unumstößlich erwiesen. Nicht bloß die sorgfältigere Zusammenstellung der auch sonst schon bekannten Thatsachen, sondern mehr noch Mittheilungen aus des Kaisers Correspondenz, die gleichsam Blicke in die geheimsten Gedanken desselben eröffnet, lassen darüber keinen Zweifel, daß er das alte Kaiserideal in vollestem Umfange zur Durchführung zu bringen suchte, wonach in demselben nicht bloß das politische Haupt der gesammten Christenheit erblickt wird, sondern auch die kirchliche Einheit dazu eine unerläßliche Bedingung ist. Es war das Kaiserideal nicht etwa im Sinne der Gregore und Innocenze, wonach der weltliche Arm sich nur dem geistlichen dienstbar erweisen soll, es war dasselbe vielmehr im Sinne eines Justinian und der Hohenstaufen, das Carl zu verwirklichen gedachte, und wozu ihm seine Stellung zu den christlichen Ländern, von denen seine Hausmacht allein schon einen so bedeutenden Theil ausmachte, so einladend erschien. Nur aus diesen Entwürfen, die kirchliche Einheit der Christenheit aufrecht zu halten, erklärt sich die ganze Stellung, die er zu der Reformation selbst einnahm. Er hatte sich überzeugt, daß dieselbe ein hinreichendes Recht in den kirchlichen Mißbräuchen hatte, woraus der erste Anstoß dazu hervor gegangen war; darum betrieb er das Concil, durch das er eine Abstellung eben dieser Mißbräuche zu erlangen hoffte, darum war es seine Absicht, daß zu Trient vor Allem die Reform betrieben werden solle, um so den Protestanten jeden Vorwand zur Lostrennung abzuschneiden, darum war er so ungehalten, als der Papst statt dessen vor Allem auf die Feststellung der streitig gewordenen Dogmen drang.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. Stück.

Den 4. Julius 1844.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation von Leopold Ranke. Vierter und Fünfter Band.'

Nur aus Carls Entwürfen zur Herstellung einer kirchlichen Einheit begreift sich die Form seines Interims, gleichsam eine Anordnung der kirchlichen Verhältnisse aus kaiserlicher Machtvollkommenheit; vielleicht schwebte dem Kaiser selbst dabey anfangs die Nothwendigkeit vor, wie dies die Protestanten denn auch nicht anders erwarteten, daß die Verbindlichkeit des Interims allgemein, auch für die katholisch gebliebenen Stände im Reich geltend seyn sollte, und nur als er die Unterworfenen zu dessen Annahme zwingen konnte, auch ohne die katholischen Stände zu derselben Annahme zu nöthigen, ließ er es bey jener theilweisen Durchführung bewenden. Ist dabey in Carls Handlungen ein gewisses Schwanken und Hinhalten nicht zu verkennen, so kommt dies doch allein auf die Mittel zur Ausführung seiner Pläne, nicht auf diese selbst

hinaus. Er liebte es, dieselben möglichst zu verdecken, sich den letzten Entschluß noch immer offen zu erhalten; aber jener Grundzug seiner Entwürfe ist dabey nie zweifelhaft zu nennen. Es muß hiernach als ein wirklicher Gewinn der geschichtlichen Anschauung betrachtet werden, daß dieser Punct durch Rankes Forschungen als festgestellt gelten kann, und das historische Urtheil über Carl nicht weiter schwanken wird. Noch des Kaisers letzte Regentenhandlung, die Niederlegung seiner Kronen, wird nur hinreichend begriffen werden können, nicht aus Unmuth über die mißlungene Wiedereroberung von Mex, sondern allein weil er sich in der Hauptaufgabe seines Lebens, in der Herstellung der kirchlichen Einheit der abendländischen Christenheit, gescheitert sah, wie er denn auch bey allen Bedrängnissen durch die Waffen des Kurfürsten Moriz während der Verhandlungen, die dem Passauer Vertrage voraus gingen, um keinen Preis die gestellte Forderung bewilligt hätte, Frieden auf alle Fälle, es komme eine kirchliche Vereinbarung zu Stande oder nicht, weil dies ja hieß, den einen großen Plan seines Lebens unwiederbringlich aufgeben. Kaisers Carl V. gewaltige Gestalt ist also hiernach forthin nicht mehr ein geschichtliches Räthsel, sondern nach seinen Plänen und Entwürfen völlig anschaulich und klar.

Sehr gespannt waren wir, durch die Mittheilungen des Verfassers aus Quellen, wie sie wohl nicht vollständiger aufgefunden werden können, Aufschluß über das bekannte Dunkel bey der Gefangennehmung des Landgrafen Philipp zu erhalten, namentlich ob dabey der grobe Betrug gespielt sey, wie die gewöhnlichen Nachrichten wissen, daß nämlich in den schriftlichen Entwurf, worin Philipps Unterwerfung verfaßt war, das bekannte falsum

eingeschwärzt sey 'nicht zu ewiger Gefangenschaft' statt 'nicht zu einiger.' Gründlicher, als Ranke die Vorfälle untersucht und Einsicht der Acten genommen hat, wird wohl schwerlich eine Prüfung wieder vorgenommen werden können, und das Resultat ist, daß eine Leuschung Statt gefunden hat, wenn auch nicht ganz auf die gewöhnlich angegebene grobe Art. Es enthält ja der erste Entwurf zur Aussöhnung des Landgrafen mit dem Kaiser, worüber diesem Vortrag gehalten ist, (gedruckt bey Bucholz IX. 423) ausdrücklich die verhängnisvollen Worte: *ne tournera à peine corporelle ou perpetuel emprisonnement*; der Kaiser hat dies immer behauptet, und die beiden vermittelnden Kurfürsten, Joachim II. von Brandenburg und Moritz haben dies völlig anerkannt. Wenn nun beide dennoch in ihren Verhandlungen mit Philipp demselben eine Capitulation vorlegten, worin hiervon kein Wort enthalten ist, so geschah es lediglich in der Ueberzeugung, daß jener erste mit dem Kaiser verhandelte Entwurf längst beseitigt sey, und nur solche Bedingungen in Frage kämen, wie sie nach demselben viel günstiger von ihnen durchgesetzt waren. Der Kaiser ließ sie in dem Wahne, der erste Entwurf sey eben nur etwas Vorläufiges gewesen, weil davon bey den späteren an die Stelle getretenen Verhandlungen nicht mehr die Rede war. Es war dem Kaiser aber bekannt, daß die Kurfürsten von dieser Annahme ausgingen, denn nur so war es möglich, daß sie dem Landgrafen freyes Geleit zusagten, daß sie manche andere Dinge verabredeten, die sich auf die Rückkehr des Landgrafen bezogen. Der Kaiser sah den Sturm vorher, den jene beiden gegen ihn erheben würden; er spricht über diese Erwartung in einer von dem Verfasser mitgetheilten

Correspondenz mit seinem Bruder Ferdinand, be-
ruft sich aber für seinen Plan, den Landgrafen
festzuhalten, auf jenen ersten Entwurf. Eine
Tauschung ist also geschehen, aber nicht auf die
angebliche grobe Weise, daß man in den Verhand-
lungen die Worte gefälscht hätte, sondern indem
man die vermittelnden Kurfürsten veranlaßte, frü-
here wirklich geschehene Vorschläge als aufgegeben
zu betrachten, indem man Alles that, sie in diesem
Glauben zu bestärken, und dabey längst entschlos-
sen war, auf die bekannte gewaltsame Weise zu
verfahren. Das moralische Urtheil über solch Ver-
fahren ist also dasselbe, wie es bey der gewöhn-
lich angenommenen Arglist lauten muß; nur ist
einzuräumen, daß der Betrug mehr sich der Künste
der Diplomatie als der Diplomatie bedient hat.

Eben so muß man dem Verfasser dankbar seyn
für die Aufschlüsse, die er über die so zweydeutige
Stellung des Kurfürsten Moriz während des
Schmalkaldischen Krieges mitgetheilt hat. Ueber
Niemand hat wohl das Urtheil mehr geschwankt,
als über diesen anfänglichen Verräther und späte-
ren Erreter der evangelischen Freyheit in Deutsch-
land. Wie schon bemerkt, ist nicht das psychologi-
sche Motivieren Sache unsers Verfassers; auch hier
raisonniert er nur mit Thatsachen. Dem Leser
werden die Verhältnisse dieser jüngern sächsischen
Kurlinie zu der ältern, die mancherley Reibungen
vorgeführt, die gewöhnlich nur Kleinigkeiten betra-
fen, also nicht Grund und eigentliches Wesen des
Streites, wohl aber äußerst bezeichnende Gelegen-
heiten seyn konnten, um den längst vorhandenen
Familienzwist zu einer unheilbaren Zwietracht an-
zufachen, und so den ehrgeizigen Moriz weg von
seinen Glaubensgenossen dem Kaiser in die Arme
zu treiben, besonders als dieser den Besitz der

Stifter Magdeburg und Halberstadt als den Preis kannte, wofür Moriz zu haben war. Das Verdienst des Verfassers besteht hier darin, aus den Verhandlungen zwischen Moriz und den Schmalkaldener Verbündeten, wie zwischen ihm und dem Kaiser das stufenweise Zustandekommen des Entschlusses nachgewiesen zu haben. Ranke kann auch hier aus den jetzt eröffneten Quellen vorlegen, bis zu welchem Tage Moriz sich noch beide Entscheidungen offen erhielt, wie er vermied, offen mit Johann Friedrich zu brechen, oder sich offen dem Kaiser zu übergeben. Moralisch gerechtfertigt wird Moriz auf diese Weise zwar nicht mehr, als es auch nach den bisherigen Quellen möglich war; vielleicht steht seine Sache noch etwas mislicher als früher, da wirklich der zugesprochene Besitz jener beiden Stifter doch wohl bey ihm den Ausschlag gegeben hat. Die Geschichte hat dagegen den Gewinn, auch hier Alles auf klar gezeichnete Züge zurück gebracht zu sehen.

In der Geschichte des Schmalkaldischen Krieges selbst wird das übliche Urtheil über die von den Protestanten begangenen Fehler dahin zu berichtigen seyn, daß dieselben weniger strategischer als politischer Art waren. Der Hauptvorthail auf Seiten des Kaisers lag darin, daß er wußte, was er wollte, und was so wohl er als seine Gegner vermochten, daß dagegen diese sowohl über die Pläne als die Hilfsquellen des Kaisers im Dunkel waren. Bey dem Feldzuge an der Donau, wo der tüchtige Schärtlin anfänglich unleugbare Vortheile davon trug, ging eigentlich Alles dadurch verloren, daß den Schmalkaldenern die Stellung Bayerns zum Kaiser unbekannt war. Sie trauten der neutralen Stellung, die Herzog Wilhelm von Bayern äußerlich annahm, während er doch in der That sich

längst mit dem Kaiser verbunden hatte. Ihre Instruktionen an den Feldherrn, um keinen Preis bey den Operationen das bayerische Gebiet zu verletzen, weil dies nach der Drohung Wilhelms die Folge haben werde, daß er sich für den Kaiser erkläre, hinderten Schärtlin an der Verfolgung seiner Vortheile; und doch war, was auf diese Art verhindert werden sollte, Bayerns Zutritt zur Sache des Kaisers, längst erfolgt.

In der Ausführung des Krieges selbst, namentlich in der Zeichnung der Schlacht bey Mühlberg haben wir schon das ganze Talent des Verfassers gerühmt. Es gehört diese Ausführung zu den anziehendsten Stücken der vorliegenden beiden Bände.

Auf dieselbe Art wie der Abfall des Kurfürsten Moriz von der evangelischen Sache dargestellt war, wird auch seine Rückkehr zu ihr entwickelt. Der Verfasser weist die einzelnen Schritte nach, die auf dieser Bahn von Moriz geschahen; er zeigt die ersten Symptome einer Veränderung in dessen Politik, die Anfänge einer Ausöhnung zwischen den beiden sächsischen Linien, und wiederum ist hier die Zeichnung meisterhaft, wie die Häupter der ältern und jüngern Kurlinie von entschiedenem Mißtrauen zu vertraulicher Annäherung und endlich zum wirklichen Bündnisse mit einander übergehen, daß endlich durch auswärtige Hilfe verstärkt mächtig genug wird, um dem Kaiser die so eben verlorene Freyheit des Evangeliums wieder abzugewinnen. Bey Begründung des Verfahrens des Kurfürsten Moriz läßt sich der Verfasser auf Motivierung wiederum nur auf seine Weise ein, durch Zusammenstellen der Thatsachen; und da wird doch unleugbar als Ergebnis fest stehen müssen, daß es die Macht der allgemeinen Ueberzeugung war, die Moriz zu seinem gefährlichen Wagstücke bestimmte;

die Waffen des Schmalkaldischen Bundes waren zwar gebrochen, aber die Begeisterung für die Sache des Evangeliums hatte der Kaiser durch kein Interim und durch keine Gewaltthaten unterdrücken können. Selbst in den oberdeutschen Städten, Regensburg, Augsburg, Ulm behielt die evangelische Partey begeisterte Anhänger; dagegen in Niederdeutschland setzte Magdeburg den heldenmüthigen Kampf fort; und gerade die Anstrengungen, die Moriz zu dessen Bewältigung machte, überzeugten ihn, wie er im eigenen Lande durch fortgesetzte Theilnahme an der Partey des Kaisers allen sichern Boden verliere. Nur muß man bey dem Verfasser selbst nachlesen, welche Fäden der Politik sich hier durchkreuzten, um endlich Moriz zum raschen Zuschlagen zu bestimmen, wie die von Carl beabsichtigte Uebertragung auch der deutschen Krone auf seinen Sohn Philipp eine Verstimmung selbst bey König Ferdinand hervor brachte, wie der Fortgang des Concils zu Trient alle Hoffnung auf Mäßigung der siegreichen katholischen Partey vereitelte, kurz wie der Verfasser hier, wie überall, die einzelne Thatsache des Auftretens Morizens als ein Gesamteresultat der damaligen politischen und kirchlichen Zustände darzustellen weiß.

Bey dem schon vielfach angegebenen Verfahren des Verfassers, überall objectiv zu bleiben, und nie sich in allgemeine Raisonnements einzulassen, waren wir sehr gespannt darauf, sein Urtheil über Morizens Vertrag mit Frankreich vor dem Beginne des neuen Krieges zu vernehmen, über jenen Vertrag, wodurch für Deutschland Metz, Toul, Verdun verloren ging. Es ist dies ja bekanntlich ein Punct, der oft genug gegen Moriz wie gegen die Evangelischen überhaupt geltend gemacht ist, und den in unsern Tagen die Polemik im Einver-

ständnis mit dem wieder erwachten nationalen Bewußtseyn auszubeuten weiß. Der Verfasser umgeht die Frage nicht etwa, sondern stellt sie vielmehr in aller Schärfe auf Bd. V. S. 219: Es sey damahls dahin gekommen, daß man nur die Wahl hatte, entweder den Kaiser seine Entwürfe vollenden zu lassen, wovon die Folge gewesen wäre, Deutschland mit der von Carl so concentrirten Gewalt in die Hände eines Philipp II. kommen zu sehen, — oder sich Frankreich, dem Nebenbuhler des Kaisers, anzuschließen, und in die gefährlichen Folgen zu willigen, die daraus für die Integrität des deutschen Landes entstand. Der Verfasser unternimmt nun nicht etwa, Moriz in seiner Politik unbedingt zu vertheidigen, obgleich er so ziemlich Alles hervor hebt und zusammen stellt, was zu seiner Vertheidigung gesagt werden kann und gesagt ist. Sein Hauptaugenmerk ist wiederum darauf gerichtet, das Zustandekommen des Entschlusses bey ihm nachzuweisen und anschaulich zu machen. Es ist wiederum eine meisterhafte Zeichnung der ganzen Person des Kurfürsten, wodurch jene Wendung seiner Politik erklärt wird. Es ist das so klare und durchsichtige Bild seines Charakters selbst in seinem täglichen Thun und Lassen, woraus dem Leser deutlich wird, wie Moriz sich nicht etwa durch allgemeine Ideen von dem Ergreifen nahe liegender Vortheile abbringen ließ. Es wird gezeigt, wie er, eine durchaus practische Natur, nie von ängstlichen Rücksichten sich leiten ließ, wie er unbekümmert um das Urtheil seiner Umgebungen stets durchaus selbständig handelte. So begreift es sich, wie ihm Ideen von Integrität des deutschen Bodens fremd waren, und wie er etwaige Bedenken, die sich ihm aufdrängten, durch Erwägung anderer Umstände völlig zu beseitigen gewußt hat. Aber

auch nicht völlig rücksichtslos opferte er den deutschen Reichsboden auf; denn von den zwey Bedingungen, die Frankreich stellte, Besitznahme der Lothringischen Bisthümer und Uebernahme eines Schutzverhältnisses zu den geistlichen Kurfürstenthümern, wies Moriz die letztere unbedingt zurück, also von einer Bemächtigung der Rheingrenze, wonach Frankreich schon damahls strebte, durfte nicht die Rede seyn; dagegen den ersten Punct bewilligte Moriz nur in so weit, daß Heinrich II. als Reichsvicar dieselben an sich nehmen solle; was wie der Verfasser bemerkt, als eine Wiederaufnahme der alten Frage gelten konnte, ob Carl V. oder Franz I. Kaiser seyn solle. Zu einer völligen Vertheidigung des Kurfürsten auf die Anklage einer antideutschen Politik wird dieß nun zwar immer nicht hinreichen; aber war denn von der andern Seite etwa Carls Verfahren ein deutsch nationales? War denn die Art, wie er den Schwerpunkt seiner Macht doch immer in seinen außerdeutschen Besitzungen, in Spanien, Burgund, Stalien sah, wie er Deutschlands Widerstand, der bey dem katholischen Bayern nicht geringer als bey dem protestantischen Sachsen und Hessen sich hervor gab, mit Hilfe seiner spanischen Völker zu brechen wußte, etwa ein Zug von deutschem Patriotismus? Es muß als ein grenzenloses Unglück betrachtet werden, daß Moriz Deutschlands Freyheit nicht anders retten konnte, als durch einen Verrath an Deutschlands Integrität. Die Schuld davon fällt aber gewis nicht allein auf ihn, sondern zum guten Theil auch mit auf seine Gegner, die keine andere Wahl als zwischen jenen beiden gleich heillosen Gegensätzen ihm ließen. Der Verfasser als Historiker hat seine nächste Aufgabe völlig gelöst, indem er das Zustandekommen

der traurigen Schwämmerung des deutschen Reichsbodens nachgewiesen hat.

Wichtig muß noch, um auf einige mehr innere Verhältnisse einzugehen, die Auskunft seyn, die ein so kundiger Führer durch die Reformationsgeschichte über das Entstehen der protestantischen Kirchenverfassung gibt. Je mehr gerade die Gegenwart zu der Anerkennung gekommen ist, daß hierin die Reformation im 16. Jahrhundert nicht vollendet, sondern noch einer erheblichen Ausführung des evangelischen Princips fähig wie bedürftig ist, desto dankbarer wird man von der Geschichte Belehrung darüber annehmen, wie sich denn eigentlich der gegenwärtige Zustand gebildet hat. Es versteht sich von selbst, unser Verfasser antwortet auf jene Frage nicht mit irgend einem Raisonnement, sondern läßt wiederum die Thatsachen für sich selbst sprechen; er legt das Zustandekommen des ersten evangelischen Consistoriums in Sachsen 1539 als einer zwar vom Fürsten eingesetzten Behörde dar, die aber dadurch doch auch des kirchlichen Charakters nicht entbehrt, sofern sie von den Reformatoren selbst gefordert, und wesentlich auf die Thätigkeit des geistlichen Amtes begründet ist. Mit dem Wegfallen der bischöflichen Jurisdiction fehlte jede Leitung und Aufsicht des kirchlichen Lebens, und die Lücke wurde bald genug schmerzlich empfunden. Wenn nun Kurfürst Johann Friedrich auf die Bitten der Wittenberger Theologen einging, zur Handhabung der geistlichen Ordnung, worauf auch längst seine Landstände angetragen hatten, ein Collegium bestehend aus zwey Theologen und zwey Juristen einsetzte, so lag gewis ein Gedanke durchaus außerhalb seines Ideenkreises, nämlich ein Handeln kraft seiner landesherrlichen Gewalt, oder die Grundidee des Territorialsystems. Aber eben

so gewiß war man sich bey diesem Verfahren auch nicht eines rein demokratischen Principß bewußt, eines Handelns im Namen der Gemeine; von solch demokratischen Beziehungen, auf die Luther nur in den ersten Anfängen seines Werkes zurück gegangen war, hatte ihn die Erfahrung mit Wiedertäufern und Bauernkrieg gründlich zurück gebracht. Es ist unverkennbar die so viel ideeller aufgefaßte Ansicht von der Kirche, wonach hier verfahren, wonach deren Schwerpunkt nicht in der Anzahl der Köpfe, sondern in der Wirksamkeit des Evangeliums in der Menschenwelt, also unter Einfluß der Intelligenz, anerkannt wird. Daß das geistliche Amt dabey eine so wesentliche Stellung zur Leitung der Kirche erhält, ist eben so folgerecht aus jener ideelleren Auffassung der Kirche hervor gegangen, als dem Landesherrn dabey eine vorzügliche Stellung eingeräumt ist. Allein Letzteren aus seinem Majestätsrechte zum Inhaber der Kirchengewalt zu machen, wie das Territorialsystem will, ist eben so durchaus den Anschauungen der Reformationszeit zuwider, als wenn ein namhafter Lehrer des Kirchenrechts in neuester Zeit das geistliche Lehramt völlig klericalisch mit der Kirchengewalt bekleiden will, was doch ohne weiter gehende katholische Consequenzen, wie der Annahme geistiger Untrieglichkeit nie sich durchführen läßt. Das Zustandekommen der evangelischen Kirchenverfassung mit dem Schwerpunkt der Gewalt in dem Landesherrn war nicht etwa bloß Sache der Noth, so daß die vacant gewordene Episcopalgewalt Jedem anheim gefallen wäre, der sich ihrer im Gedränge der Umstände zu bemächtigen wußte; sie war vielmehr treuer Ausdruck des germanisch = christlichen Geistes, wonach jedes Glied der Kirche verpflichtet ist, die ihm zustehenden Mittel als Charismen zum

Besten der Kirche selbst anzuwenden und darzubringen. Daß auf diese Weise gerade dem Landesherrn eine so bedeutende Stellung im Kirchenregiment zufiel, ist reiner Ausdruck des monarchischen Princips, dessen Ausbildung in Deutschland als Landeshoheit der Territorialherren gerade mit der Zeit der Reformation zusammen fiel. Die historischen Nachweisungen des Verfassers über das Zustandekommen des ersten kursächsischen Consistoriums in Wittenberg enthalten den Beleg für diese Ansicht von evangelischer Kirchenverfassung aus der ideelleren Auffassung der Kirche nach germanisch-christlicher Ansicht: es ist das Halten an dem monarchischen Princip, wovon gerade die Reformatoren am lebhaftesten durchdrungen waren, daß dem Landesherrn auch innerhalb des Kirchenregiments eine so bedeutende Stellung zugestand. Wenn dagegen auf schweizerischem Boden als Basis der Kirchenverfassung die Idee der Gemeinde in rein demokratischem Sinne geltend gemacht wurde, so erklärt sich ja Alles daraus, daß man hier auf republicanischem Boden stand, und der Vortheile entbehrte, die jedem Vereine innerhalb der Staatsgrenzen durch Anlehnen an den Landesherrn so sicher erwachsen. Und wenn auf dem Wege, den die Reformation so schnell durch die Länder Europas nahm, außerhalb Deutschlands und des stammverwandten scandinavischen Nordens sich nirgends das deutsch-luthersche Princip zu halten vermochte, sondern überall das schweizerisch-reformierte ihm den Vorrang abgewann, so erklärt sich dies gleichfalls hinreichend aus dem Umstande, daß außerhalb Deutschlands die Reformation nur im Gegensatze mit der Staatsgewalt zu Stande kam, in Frankreich, den Niederlanden, Schottland, und deshalb für solche Zustände die Grundsätze des republi-

canischen Genß so viel mehr ansprechen mußten, als die des monarchischen Wittenbergs.

Die schweizerischen Zustände, denen der Verfasser zur Zeit Zwingli's eine so tief ins Einzelne gehende Aufmerksamkeit geschenkt hatte, finden in diesen beiden Bänden nur eine mehr gelegentliche Berücksichtigung. Das Wichtigste über Calvin's Wirksamkeit ist zwar aufgenommen, wir würden ihm aber auch für eine mehr erschöpfende Ausführung des Einzelnen sehr dankbar gewesen seyn.

Den Beschluß des Ganzen machen bedeutsame Blicke auf die Entwicklung der Literatur und der Wissenschaften überhaupt in Deutschland während der dargestellten Zeit; der Verfasser kehrt hierher also zurück, wie er von den literarischen Vorbereitungen, der Opposition auf dem wissenschaftlichen Gebiete, ausgegangen war, und gewährt dem Leser die schon so oft ausgesprochene aber gewiß nie genug zu beherzigende Ueberzeugung, daß es das tiefere Geistesleben des deutschen Volkes ist, von dem die neueren Gestaltungen der europäischen Menschheit ihren Ursprung genommen haben.

Ranke's Werk, wie es jetzt vorliegt, kann nicht anders denn als ein deutsches Nationalwerk betrachtet werden, und selbst die confessionellen Zerwürfnisse, wie sie die neueste Zeit leider wieder hervor gerufen hat, sollten billig an diesem Urtheile nichts stören; eine billigere, mehr objectiv gehaltene Darstellung der Reformation, die freylich sich ihres protestantischen Grundes und Bodens bewußt bleibt, ist kaum zu liefern, und wünschten wir von der gegnerischen Seite statt der blinden und leidenschaftlichen Invectiven auf die Reformation, die unsere Zeit wieder so vielfach hören muß, nur ein ähnliches Zurückgehen und Referieren aus den letzten Quellen. Sicher würde auf diese Art zur

Feststellung des Urtheils auch auf der andern Seite mehr gewonnen, als durch die jetzt dort beliebte Art der Polemik.

Schließlich erlaubt sich Referent noch die Nachricht hinzuzufügen, daß die theologische Facultät, welcher er angehört, sich beehrt hat, dem Herrn Verfasser für die großen Verdienste, die derselbe sowohl in diesem Werke als in dem früheren über die Päpste um die Geschichte der christlichen Kirche sich erworben hat, den Grad eines Doctors der Theologie honoris causa zu ertheilen, und zwar: *propter insignem ingenii aciem, qua eruta e tenebris monumentorum reconditorum ingenti copia novam romanorum pontificum sacrorumque emendatorum historiae lucem attulit; propter admirabilem res gestas describendi artem, qua omnibus ecclesiae christianae memoriam enarraturis splendidum exemplum imitandum proposuit; propter raram in judicandis rebus christianis moderationem, qua alienus pariter a turpi fidei fastidio quam a caeco partium furore novarumque rerum studio mediam rectamque viam strenue secutus est.*

Marburg.

Retberg.

G ö t t i n g e n.

1841. Predigten, gehalten in der Universitäts-Kirche zu Göttingen von Dr. Theodor Albert Liebner, Universitätsprediger und Professor. VIII und 269 Seiten in Octav.

Universitätspredigten nehmen immer schon als solche, durch die an Schwierigkeit und Einfluß einzigen Verhältnisse unter denen sie gehalten werden, durch die besonders modificierte geistige Atmosphäre von der umgeben und getränkt sie erwachsen, besondere Theilnahme und Beachtung in Anspruch.

Die vorliegenden sind nun auch eben so sehr durch ihren innern Gehalt, durch eine darin sich offenbarende schöne, reiche und tiefe Eigenthümlichkeit ausgezeichnet; sie treten damit dem Besten, was in diesem Gebiete neuerdings gegeben worden, würdig an die Seite.

Es muß jedoch bey ihrer Anerkennung als wahrer Universitätspredigten sogleich im voraus bemerkt werden, daß sie nicht bloß solche sind, sondern zugleich Predigten überhaupt; eine schwierige Vermittelung, die aber von dem Hn Verf. auf eine erfreuliche Weise erreicht ist. Sie sind, obwohl sie die wissenschaftliche Gemeine scharf im Auge haben, obwohl sie den Kundigen überall in das Innere der gegenwärtigen geistigen, besonders dogmatischen Bewegung hinein blicken lassen, doch zugleich so gehalten, daß sie jeder nur irgend menschlich und christlich Bildsame und Empfängliche mit leichter Mühe sich aneignen kann. Man möchte sagen, die Rücksicht auf die wissenschaftliche Gemeine ist vollständig vorhanden, aber im ganzen Predigtorganismus als aufgehobenes Moment, im richtigen Verhältnis zu den übrigen Predigtpotenzen. Ja auch die ganz speciellen Worte der Lehre und Mahnung an die Lehrenden und Lernenden, wie sie frisch und kräftig aus dem Centrum echt christlicher Lebensanschauung genommen sind, so sind sie eben darum auch universell anwendbar. So steht z. B. in den Predigten in Folge von Dtfried Müllers und Herbarts Tode die Göttinger Universität im Vordergrunde — und doch, wie weitgreifend ist das Ganze behandelt! — Gewis ist auch überhaupt eine einseitige Beschränkung auf den gelehrten Zuhörerkreis in diesem Verhältnis gar nicht nothwendig. Die Studierenden und Docierenden sollen nicht bloß als solche angesehen werden, sondern auch und vorzüglich als Seelen, die zum Heil

in Christo zu führen sind wie jeder Andere, auch allgemeine geistliche Bedürfnisse haben, allgemein menschlich angefaßt werden sollen und wollen. Ja auch wollen! Man irrt sicher sehr, wenn man meint, vor Gelehrten nur gelehrt und in subtiler, profunder Geistreichigkeit predigen zu müssen. Und gerade für die studierende Jugend jetziger Zeit ist es heilsam, wenn ihr das Wort der Wahrheit so verkündigt wird, daß in ihr das schier abhanden gekommene Bewußtseyn des kirchlichen Geistes und Verbandes wieder erweckt werde, daß namentlich auch den Theologen klar werde, wie sie eben dann rechte Theologen sind, wenn sie allererst einmahl rechte Christen, kirchliche Christen sind. Dies, daß man die wissenschaftliche Gemeinde beym Predigen von dem übrigen Theile der kirchlichen Gemeinde nicht scharf absondern könne, deutet der Hr Verf. selbst an in den Worten der Zueignung an die theologische Facultät zu Göttingen.

Wir beegnen hier überhaupt einem Prediger, der so recht aus den Schmerzen und Wehen des jetzigen geistigen Lebens herauspredigt. Seine Predigten sind kräftige Kinder aus dem Worte Gottes und aus der modernen christlichtheologischen Anschauung herausgeboren (vergl. besonders II. III. V. X. XI. XIII. XVI. XVII und XVIII). Wir hören hier einen Geist reden, der durch den Triebfand der modernen theologischen Bildung und Verbildung in der Gnade des Herrn hindurchgegangen, hindurchgedrungen, und nun auf den festen Grund und Boden des lautern Schriftwortes angelangt ist und kraft des Wortes: 'Alles ist euer, ihr aber seyd Christi', die Mächte des natürlichgeistigen Lebens in sich aufgenommen und verarbeitet hat.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 6. Julius 1844.

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige: 'Predigten, gehalten in der Universitäts-Kirche zu Göttingen von Dr Theodor Albert Liebner, Universitätsprediger und Professor.'

Sollen wir specificieren: diese Predigten haben ästhetische Bildung, aber verklärt und in der Zucht des heiligen Geistes gehalten; hier ist philosophische Bildung, aber überwunden in sich durch ein Höheres; ein gewisser Schmerz geht durchs Ganze, aber ein ausgehaltener, ausgetragener; ein gewaltiger Kampf zeigt sich, aber er erweist sich zugleich als ein bestandener, beherrschter. Es spricht sich hier aus: eine durch den Zweifel, durch den Gegensatz hindurch gedrungene vermittelte Unmittelbarkeit, ein über sich selbst klar gewordenes, sich selbst begreifendes, wissendes Gefühl. Wir sehen in Liebners Predigten vielfach das, was Marheineke irgendwo in seiner practischen Theologie 'Gefühl im reinen Aether des Gedankens' nennt

oder was Tholuck sagt mit dem Ausdruck 'Kern der Lehre getaucht in Phantasie und Gefühl.'

Man wird bey der Seltenheit von Erscheinungen dieser Gattung unwillkürlich auf Vergleichen geführt. Diese Predigten erinnern, bey aller entschiedenen oft sehr stark markierten Eigenthümlichkeit vielleicht noch am meisten an Nitsch und Tholuck. Mit diesem hat der Verf. oft das so wundersam unmittelbar Treffende, Schlagende, die in das Herz sich einsenkenden Stacheln, Spieße und Nägel gemeinsam, eben so die einfach ruhige Entfaltung großer, gewaltiger Anschauungen. Die bisweilen allzu dicht gedrängte Gedankenbewegung bey Nitsch ist bey Liebner etwas flüssiger geworden.

Gehen wir nun noch etwas näher ein. Der Hr Verf. deutet in der Vorrede die homiletische Art an, die ihm als maßgebend vorgeschwebt habe. Er meint offenbar: die nothwendige homiletische Methode sey im Wesentlichen nichts Anderes als die Art des Evangeliums selbst. Er hat also biblisch predigen wollen, im vollen Sinne des Wortes, nach Inhalt und Form; er hat die Bibel predigen wollen; er hat wollen textgemäß predigen, ja den Text selber predigen, ihn hören lassen aus seinem individuellen Bewußtseyn heraus. Nur zu viele, auch gläubige und geistvolle Predigten gehen noch immer über den Text hinweg, um den Text herum, anstatt daß sie doch sollten in den Text hinein gehen und erst aus ihm zu sich und der Gemeinde heraus. Der Text soll die Seele der Predigt seyn, ihr Herz, ihr Herzblut; nur dann wird die Predigt ein schöner lebensvoller Leib, nur dann eine frische, kräftige, nicht schattenartige, sondern körperhafte Erscheinung, nur dann ein wahrhaft aus dem Leben erzeugter und darum wie-

der Leben zeugender Organismus. Der Hr Verf. hat dies Ideal geschaut im Geiste und sucht es nun in der Kraft des göttlichen Geistes treu zu verwirklichen. Er sieht dem Bibelwort, das er zu erklären hat, kühn und offen mit dem Auge der Liebe ins Angesicht, er strebt sich zu vertiefen in dieses Schauen, um da heraus zu fördern, was der Gemeine frommt, den verborgenen Schatz zu heben. In diesem Urgieren des Textes, in diesem Ausaugen, Ausschöpfen des unerschöpflichen Schriftwortes, liegt das Geheimnis des Sichernerschöpfens, des Sichernauspredigens. Der Hr Verf. hat etwas, hat viel von diesem Geheimnis sich zu eigen gemacht. Wie seine Idee ist, den Text predigen zu lassen, das stellt sich besonders deutlich dar in der Predigt über Galater 6, 7 — 9. Nur eine einzige Predigt findet sich, die über kein Bibelwort, sondern über ein Lied gehalten ist und zwar über: 'Jesus meine Zuversicht' zum Andenken Ruperti's. Aber auch hier ist Alles vom Schriftwort durchleuchtet und durchdrungen. Uebrigens ist diese Liederhomilie nach den Vorgängen des Johann Spangenberg, Johannes Gigas und Anderer wohlberechtigt. Der Text der Predigt über die Freundschaft des Menschen mit sich selbst könnte ebenfalls etwas fern zu liegen scheinen. Sieht man jedoch auch hier in das Innere dieser reichen Predigt hinein, so findet man sie ganz vom Texte durchwachsen.

Doch soll das Bibelwort nicht ohne Erklärung und Vermittelung mit dem jetzigen Bewußtseyn der Gemeine vorgelegt werden: es bedarf eines Mittelgliedes zwischen dem Texte und den Herzen der Gemeiniglieder. Das Bibelwort muß — man mißverstehe den Ausdruck nicht — in die moderne, jetzige Redeweise übersetzt, übertragen werden,

da es sonst zu Vielen ganz unverständlich ist; es muß der ganzen jehigen Anschauungsweise nahe gebracht werden, ohne daß es deshalb auch nur ein Titelchen von seinen Ansprüchen aufzugeben brauchte — es ist leider dem jehigen Bewußtseyn zu fern und zu fremd geworden. Und nur der Prediger, der das versteht, kann zum Heile der Gemeinde wirken. Auch dieses rechte Erklären, gleichsam zum zweyten Male Verdeutschten der zum ersten Male von Luther verdeutschten Bibel, dies Nationalisiren, Popularisiren, Individualisiren des Schriftwortes ist nicht gar zu häufig unter den jehigen Predigern. Unserm Verf. hat auch dies Ideal vorgeschwebt; er hat es redlich zu erreichen gestrebt. Darum sind seine Predigten auch durch und durch practisch im edelsten Sinne des Wortes, sind wahrhaftige Geistesthaten, die wieder im Herzen nothwendig eine That wirken müssen, es sey Widerstreben oder Gehorchen dem Rufe des Herrn. Die ganze Predigt ist meist von Anwendung in diesem Sinne durchdrungen und geht aus dem Texte dem Zuhörer durchs Herz. Etwas Abstractes oder Mattes oder eine zu früh beruhigte Stimmung sind hier nur Ausnahmen.

So wie der Inhalt aus dem Evangelio entnommen, so auch die Form. Die Dispositionen sind größtentheils aus dem Texte heraus gewachsen. So soll es seyn. Der Stoff, der rechte Stoff schaffe sich aus sich selbst heraus die rechte Form. Neußere Anlegung eines fertigen Schemas an den Text ist hier nicht zu finden. Die Themata sind einfach und mit geringer Ausnahme wohl behältlich; eben so die einzelnen Theilangaben, und gerade hier ist lobend hervor zu heben eine gewisse Selbstverleugnung und Selbstbeschränkung in Bezug auf originelle, ängmatistische, sententiöse Fassung

des Themas und der Theile, die dem Verf. sonst wohl zuzutrauen wäre. Mit großer geistiger Kraft, aber wieder getragen von dem Ruhm im Texte ist auch immer der Fortschritt des Ganzen gehalten. Es sind nirgends nur einzelne Betrachtungen neben einander. Man wird meist in einem tief spannenden Zug von Anfang bis zu Ende erhalten. Es fordern diese Predigten eben darum und lassen auch vermuthen einen tief begeisterten und aus der Tiefe heraus aushaltenden persönlichen Vortrag.

Wie der Inhalt und die Gliederung aus dem Evangelio selbst entlehnt, so ist auch die Sprache biblisch, nämlich im wahren Sinne des Wortes. Ich meine es so. Es gibt für jeden Gedanken, der im Geiste lebt oder zum Leben gebracht wird, eine ganze Menge Worte und Ausdrücke, die ihn nur etwa, unbestimmt, allenfalls bezeichnen, an ihn heran streifen, mit ihm in einer gewissen Beziehung stehen — aber nur einen einzigen Ausdruck im ganzen Sprachschätze, der des Gedankens vollkommenste Erscheinungsform ist. Und den jedesmahl zu finden mit glücklichem Blick und Griff, das ist die Aufgabe der Sprachdarstellung. Nebelhafte Erscheinungsformen, die Schatten von den Gedanken erfassen wohl Viele, aber den einzig passenden Ausdruck, den wahren Leib des Gedankens finden Wenige. Und doch liegt im Finden des rechten Wortes das Geheimnis der Rede, ihrer Kraft und Wirkung. Der heilige Geist hat diese Kunst, allemahl für seine Gedanken das rechte Wort zu gebrauchen, gar herrlich documentiert in der heiligen Schrift. In den vorliegenden Predigten ist etwas zu spüren von dem Kennen und Haben dieses Geheimnisses der wahrhaften Rede; daher eine gewisse Feinheit und Reinheit der Sprache, daher die Schärfe und Klarheit im Ausdruck, Frucht

klaren und bestimmten christlichen Erkennens und Scheidens. In diesem Geheimnis, dem Geheimnis der pertinenten Sprache, liegt auch das Haben der edeln Simplicität bey allem Schmuck der Rede; im Haben dieses Geheimnisses liegt auch einzig und allein die Rettung vor Tautologie und Ueberfüllung. So sind auch in diesen Predigten nicht viel Tautologien, und Alles bewegt sich im rechten Ebenmaß, in der rechten Zucht und Keuschheit der Sprache fort zum Ziele. Es ist für den ins Innere Schauenden, an der innern Werkstatt des Predigers Lauschenden eine Freude zu sehen, wie hier fortwährend alles etwa sich bietende Ueberschwengliche, Ueberwuchernde und Ueberrankende abgeschnitten, die sprudelnde und sprühende Unmittelbarkeit des Gefühls in die zähmende Zucht des Geistes und christlich verklärten Geschmacks geschlossen wird. Nur Eins ist noch nicht ganz überwunden: bisweilen ein zu schroffer Sprung vom begrifflichen Ausdruck zur lebensvollen, concreten Anschauung. Umgekehrt wird bisweilen die rege, warme Kraft des Bildes gelähmt und erkältet, der Blume der zarte Blütenstaub abgestreift durch etwas Fremdes, z. B. durch ein reflexionelles 'gleichsam'. Doch ist wieder anzuerkennen, daß wenige oder gar keine Assonanzen, Wortspiele, Antithesen und dergl. zu finden sind, die, wie sie in manchen Predigten gehäuft sind, der wahren Erbauung so sehr Eintrag thun.

Einzelne Beyspiele von der Art des Verf. lassen sich nicht wohl hervor heben, weil immer die eigentliche Kraft im Ganzen liegt. Wir könnten auch noch über manches Einzelne mit dem Verf. rechten; wo aber so das Ganze befriedigt, unterläßt man dies gern.

Wir bezeichnen diese Predigten in ihrer eigen-

thümlichen Vereinigung sonst noch so vielfach auseinander liegender oder unharmonischer Qualitäten, als einen wirklichen Fortschritt, und fügen nur noch den Wunsch hinzu, daß der Hr Verf. sein in der Vorrede gegebenes Versprechen; was er über die Idee der Predigt zu sagen habe, an einem andern Orte niederlegen zu wollen, recht bald erfüllen möge. Wir erwarten davon nach den scharf ausgeprägten Andeutungen, die er bereits in den Götting. gel. Anz. 1840. St. 74. gegeben, eine wissenschaftliche Reform der Homiletik.

G ö t t i n g e n.

Verlag der Dieterichschen Universitäts = Buchhandlung 1844. Die Ara Casali. Eine archäologische Abhandlung von Dr Friedrich Wieseler. VIII und 62 Seiten in groß Lexiconformat. Nebst vier Tafeln in Steindruck.

Die von dem Unterzeichneten unter dem Titel: 'die Reliefs der Ara Casali' zur Feyer des Winkelmannsfestes im December des vergangenen Jahres verfaßte Schrift ist, weiter ausgeführt und mit einem 'Vorworte über die Geschichte der Ara Casali' versehen, unter dem obigen umfassenderen Titel auch in den Buchhandel gekommen.

In der Geschichte des, wie wir jetzt mit größter Bestimmtheit behaupten können, im Cortile di Belvedere des Vatican befindlichen Monuments macht die Frage nach der Zeit, in welcher, und nach dem Anlaß, warum es errichtet wurde, den wichtigsten aber auch schwierigsten Punct der Forschung aus. Diese mußte sich zunächst auf das Dargestellte und die Weise der Darstellung richten, dann suchen, ob anders woher zu entlehrende Data mit

dem Ermittelten sich so combinieren ließen, daß dadurch weiterer Aufschluß gewonnen würde. Jenes ist theils in der Schrift selbst, theils in dem Vorworte, dieses in dem Vorworte geschehen. Das Ergebnis ist, daß die Ara von dem Claudius Faventinus, welcher nach Tacitus, *Historiarum Lib. III, Cap. 57*, im Jahre 69 unserer Zeitrechnung, als *Centurio, classem Misensem ad defectionem traxit, fictis Vespasiani epistolis pretium proditionis ostentans*, und in Folge dieses für den ganzen Staat wichtigen Ereignisses, als Vespasian zur Herrschaft gelangt war, die *corona civica* erhielt, als dauerndes Andenken an diese Auszeichnung zum Danke für seinen Schutzpatron, den Vulcan, bald nach jenem Ereignisse diesem errichtet worden seyn möge. Dieses Resultat steht durch das Zusammentreffen aller Combinationen so fest, als das von Gegenständen dieser Art überall möglich ist, und so dürfte unser Monument, außer dem Interesse, welches es für die Kunstgeschichte und namentlich für die Kunsterklärung bietet, auch das des Lesers des Tacitus in Anspruch zu nehmen geeignet seyn. Nur die Beschaffenheit der Arbeit scheint auf den ersten Blick für jene Zeit nicht zu passen. Wir erlauben uns in dieser Beziehung das Urtheil eines bewährten Zeugen mitzutheilen. Eduard Gerhard schreibt uns: 'Die Arbeit stellt sich in Ihrer Zeichnung vielleicht noch unbeholfener heraus als im Original, dessen Rohheit mich freylich immer bestimmt hat, es für ein Werk des zweyten oder dritten Jahrhunderts zu halten.' Auch K. D. Müller erkannte, als er bey seinem Aufenthalte in Rom das Original untersuchte, späte Arbeit. Derselbe fand übrigens, daß die Reliefs überarbeitet seyen, ein Umstand, von welchem selbst Orlandi Nichts berichtet hat. Wie

dem nun auch seyn möge, daß und warum von der Arbeit kein sicherer Grund gegen jene unsere Zeitbestimmung hergenommen werden könne, ist von uns auseinander gesetzt, und wir haben die Freude, berichten zu können, daß der oben erwähnte berühmte Berliner Archäolog uns beystimmt. 'Es gibt aber', fährt Gerhard fort, 'so viel gleich unbeholfene Sculptur aus Pompeji, daß ich gegen Ihre — Combination aus Gründen des Stils nichts Entscheidendes zu sagen weiß.'

Bey Werken, wie das unsrige, stellt sich dann dem Erklärer die Frage, in welcher Beziehung die Darstellungen auf ihnen zu dem Anlaß zur Weihung, zu der Gottheit, welcher diese galt, zu den besondern Umständen, unter welchen sie Statt hatte, gesetzt seyn mögen. Wir haben nachgewiesen, daß der Eichenkranz auf der Vorderseite unseres Monuments auf den Anlaß zur Errichtung desselben hindeute, daß der Gott, welchem dasselbe gestiftet, Vulcan und dieser deshalb auf der Vorderseite besonders hervor gehoben sey, und angedeutet, daß der Grund, warum die Reliefdarstellungen mit Ausnahme der auf der Vorderseite sich auf Rom überhaupt, nicht aber auf den Gott, dem die Ara geweiht ist, oder auf den Stifter beziehen, darin zu suchen seyn möchte, daß das Ereignis, in Folge dessen Ti. Claudius Faventinus den Kranz erhielt, ein für den ganzen Staat wichtiges war, und dieser im Namen des Staates gegeben wurde.

Was nun die Gesammtheit dieser Reliefdarstellungen anbelangt, so liegt ihr der Gedanke an das gleichsam aus den beiden, Troja und Alba longa, gewordene eine Rom zu Grunde; der Künstler hat durch Darstellungen aus dem Trojanischen Sagenkreise Rom als Neu-Troja verherrlicht,

aber nicht allein, ja nicht einmahl hauptsächlich, sondern vornehmlich hat er, um Rom zu verherrlichen, gezeigt, daß es und wie es Neu-Troja ward. In welcher Weise dieses geschehen sey, mit welcher Berechnung in der Erfindung, in wie durchdachter Composition, haben wir in der Schrift selbst des Genaueren nachzuweisen versucht.

Unter den neuen Deutungen, welche von uns den einzelnen Relieftäfelchen zu Theil geworden sind, dürfte die, nach welcher wir auf dem zweyten Streifen der linken Seite des Monuments den Telephos erkennen, namentlich in unsern Tagen ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen, einmahl deshalb, weil wir dadurch überhaupt eine neue Darstellung des Telephos gewinnen, dann wegen der Weise, wie hier Telephos dargestellt ist, mit der Keule und in einer Körperbildung, welche der des Herakles, seines Vaters, durchaus ähnlich ist, übereinstimmend mit den Worten des Pausanias X, 28, 4, welcher den Telephos *μάλιστα παῖδα τοικόντα τῷ πατρὶ* nennt, endlich in Betreff der Handlung, in welcher Telephos dargestellt ist: wie er in jener berühmten Schlacht in der Ebene des Kaikos von der Minerva unterstützt den Thersandros niederzustossen im Begriff ist. Der Sohn des Herakles, von dem wir reden, ist seit einigen Jahren mehrfach auf den Denkmählern der Kunst des classischen Alterthums erkannt worden. Eine neue, ausführlichere Uebersicht der Entdeckungen und Bemerkungen der Archäologen gab zu derselben Zeit, da ich meine Abhandlung schrieb, Eduard Gerhard in dem 'die Heilung des Telephos' betitelten dritten Programme zum Berliner Winkelmannsfeste, dessen Kupfertafel in einer schönen Darstellung eines Etruskischen Spiegels eben so wie die von uns

auf S. 32 erwähnte Gemme in der Bildung des Telephos als bärtigen Mannes mit unserem Relief übereinkömmt. Mit dem Attribute der Keule, dessen Zulässigkeit von uns erwiesen ist, kömmt Telephos sonst nicht vor; somit bietet in dieser Beziehung unsere Darstellung etwas ganz Singuläres. Fast eben so merkwürdig ist dieselbe in Betreff des Herkulischen in Bau und Bildung des Körpers. Da der von Visconti angenommene Bezug des Reliefs des Museum Worslejanum, Taf. III, 2, auf den Telephos, von neueren Archäologen mit Recht in Abrede gestellt ist, kann dem unsrigen in Beziehung auf jene Bildungsweise nur die Darstellung auf der von Ulrichs bekannt gemachten Gemme zur Seite gestellt werden, die aber das Herkulische lange nicht so deutlich zeigt. Endlich ist die Vorstellung des Telephos in einer Scene aus jenem viel gefeyerten Kampfe in der Ebene des Kaikos bis jetzt noch auf keinem andern Bildwerke nachgewiesen. Daß dieselbe einem älteren und berühmten Werke nachgebildet sey, hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, aber die nähere Ermittlung desselben schien uns durchaus unmöglich, so daß wir schon aus diesem Grunde auf diesen Punct einzugehen verschmähten. Wir begnügten uns zu bemerken, daß von jenem Kampfe, wie es scheine, der Hauptact *Τηλέφου πρὸς Ἀχιλλέα μάχη*, nach Pausanias VIII, 45 a. G. an dem hinteren Giebelfelde des Tempels der Athena Alea in Tegea, der Göttin, deren Priesterin nach der Sage des Telephos Mutter war, durch des Skopas Kunst verherrlicht gewesen sey, daß aber leider nicht gesagt werde, in welcher Weise. Inzwischen hat Gerhard a. a. D. S. II über dieses Giebelbild eine derartige Ansicht aufgestellt, daß wir kaum zwei-

feln, er würde, falls ihm unsere, wie wir zu unserer großen Freude vernehmen, von ihm gebilligte Erklärung der Darstellung an der Ara Casali bekannt gewesen wäre, dieselbe für eine Restauration jenes Giebelbildes der Berücksichtigung werth erachtet haben, um so mehr als in derselben die Minerva als Beystand erscheint, ein Umstand, welcher auf den ersten Blick vortrefflich dazu zu passen scheint, daß jenes Giebelbild den Tempel der Athena Alea zierte. Gerhard nun urtheilt von diesem, daß es 'in einer Statuenreihe von ungefähr funfzehn Figuren die Schlacht am Kaikos darstellend, ohne Zweifel dem Ruhm des Telephos mehr als dem des Achilles gewidmet war.' 'Gleich Aeaikiden und andern Achäerhelden auch in der Dichtung verherrlicht', fügt er hinzu, 'mußte in jenem berühmten Kunstwerke Tegeas Heros neben des Ares und Istros Söhnen den Atriden und Aeaikiden und allen die mit ihnen waren vollkommen gewachsen erscheinen.' Die Zahl von funfzehn Personen nimmt Gerhard an, weil so viel von dem Pausanias aus dem entgegen gesetzten Giebelbilde, welches die kalydonische Jagd darstellte, angeführt werden. Den Telephos, Hämos, Gloros und Aktaios holt er aus Philostratos, Her. p. 84 Boiss., herbey. Als solche, die auf Seiten der Hellenen diesen vier Helden gegenüber gestanden hätten, führt er nach derselben Schrift, p. 88 Boiss., an: Achill und Patroklos, Diomedes, Palamedes und Sthenelos, beide Atriden und beide Iias. Er fährt fort: 'Nireus im Kampf mit der Amazonenhaften Telephosgattin Hiera (Philostr. p. 92, Ezezes Antehom. 278 sq.) durfte auch kaum fehlen. Außerdem war Thersandros als Gefallener dargestellt (Pausan. IX, 5, 7), vermuthlich in Mitten des Bildes, wie am entge-

gen gesetzten Giebel, ebenfalls von funfzehn Figuren umscharr, das kalydonische Wild die Mitte bildete; ein Gegensatz, der überraschender wird, wenn man sich aus der Dodwell'schen Vase (Dodw. II, 196. Corp. Inscr. nr. 7, Müller Denkm. I, 3, 18) des Thersandros als siegreichen Eberjägers, ebenfalls in Gemeinschaft Agamemnon's, erinnert. Also auch den Thersandros sucht Gerhard in der Darstellung des Skopas. Denselben bietet das Relieftäfelchen der Ura Casali, freylich nicht schon als einen Gefallenen, inzwischen doch als einen, von dem der Beschauer mit Sicherheit annehmen kann und muß, daß er alsbald durch die Waffe des Telephos seinen Tod finden werde, denn Minerva lenkt ja den Arm dieses ihres Schüglings. Indessen steht in der angeführten Stelle des Pausanias kein Wort davon, daß Thersandros als Gefallener in dem erwähnten Giebelbilde des Skopas dargestellt gewesen sey, sondern nur, daß er in der *πληγή περὶ Μυσίαν* durch den Telephos seinen Tod gefunden habe, *μάλιστα Ἑλλήνων ἀγαθὸν γενόμενον ἐν τῇ μάχῃ*. So darf mit nichten Jenes als eine Thatsache hingestellt werden. Den Uebelstand wiegt die überraschende Combination, welche in den letzten Worten Gerhard's enthalten ist, keinesweges auf. Ueberall müssen wir gestehen, daß uns gegen die gesammte Restauration des Giebelbildes, wie sie Gerhard freylich mehr andeutet als ausführt, bedeutende Zweifel aufgestiegen sind. Vor Allem der Umstand, daß, wie wir schon in unserer Abhandlung hingeworfen haben, die Worte des Pausanias nicht wohl auf eine Darstellung des ganzen Kampfes am *Καῖκος* führen können, sondern zunächst so zu verstehen sind, als sey der Einzelkampf des Tele-

phos und Achilleus, wenn auch natürlich nicht bloß in den Figuren Beider, dargestellt. Ferner behauptet Gerhard, des Telephos Thaten würden vor denen des Achilleus hervor gehoben seyn; und das gewis mit Recht. Wie es aber nach den obigen Andeutungen des trefflichen Berliner Archäologen geschehen seyn möge, ist nicht leicht zu ersehen. Doch auf das Einzelne weiter einzugehen, würde hier zu weit führen. Wir erlauben uns daher nur Folgendes als Vermuthung anzuführen. Der Kampf des Telephos mit dem Achilleus bildete gewis den Mittelpunkt der Composition. Aber schlagen wir nicht den Philostratos allein, sondern auch die anderen betreffenden Schriftsteller nach und ziehen dann noch Bildwerke, wie die berühmte Schale des Sosios, zur Vergleichung, so lassen sich verschiedene Weisen, in welchen Telephos dem Achilleus kämpfend gegenüber stand, heraus finden. An die von Philostratos, Her. p. 90 Boiss., und an die von Diktyß Cretensis II, 3 beschriebene, deren Ausgang auch Pindar, Isthm. IV, 41 sqq. VII, 49 sqq., kennt, ist sicherlich nicht zu denken. Aber die Worte Pindars, Olymp. 71 sqq., führen auf einen anderen für den Telephos besonders rühmlichen Act. Pindar sagt von dem Menötios sprechend: *τοῦ παῖς ἄμ' Ἀτρείδαις Τεύθραντος πεδίον μολὼν ἔστα σὺν Ἀχιλλεῖ μόνος, ὅτ' ἀλκᾶντας Δαναοὺς τρέψαις ἀλίαισιν πρὸ μναις Τύλεφος ἔμβαλεν.* Diese Stelle scheint darauf zu führen, daß nach einer Version der Sage, als die übrigen Hellenen alle vor dem Telephos flüchteten, Achilleus und Patroklos allein diesem Widerstand geleistet hätten. Nun wissen wir aus dem Innenbilde der Schale des Sosias, daß Patroklos verwundet wurde, und es ist gewis nicht

unwahrscheinlich, daß dieses durch den Telephos geschah. Wir können uns hiernach keinen zur Verherrlichung des Telephos geeigneteren Augenblick seines Kampfes mit Achilleus denken als den, da der Held, nachdem er auch den Patroklos verwundet hat, auf den Achilleus, welchen vielleicht die Beschirmung des Freundes beschäftigt, eindringt. Dies war gewiß ein würdiger und passender Mittelpunkt einer Composition, wie wir sie suchen, deren übrige Figuren und Weise zu ermitteln außer dem Bereiche unserer Kräfte liegt, von welcher indes wohl das mit Sicherheit behauptet werden kann, daß eine Darstellung, wie die auf dem Relief-täfelchen der Ara Casali, nicht zu ihr gehört habe.

Indem wir nach dieser Auseinandersetzung (deren Ausführlichkeit hoffentlich in dem Interesse, welches der Gegenstand bietet, eine Entschuldigung findet) zum Schlusse unserer Anzeige eilen, erlauben wir uns nur noch selbst darauf aufmerksam zu machen, daß wir es unterlassen haben, in Betreff der Darstellung auf dem letzten Streifen der vierten Seite der Ara Casali auf Gemmen, wie die von Raspe in dem bekannten Werke 'A Descriptive Catalogue' u. s. w., Vol. II. p. 602 sq., und von Tölken in dem 'Erklärenden Verzeichniß der antiken vertieft geschnittenen Steine der Königlich Preussischen Gemmensammlung', S. 319 fl., erwähnten und andere zu verweisen. Von diesen kleineren Kunstwerken konnte nichts für unsere Zwecke Entscheidendes entnommen werden, wohl aber dürften sie in manchen Punkten durch das von uns Ermittelte eine Erläuterung finden.

Friedrich Wieseler.

B e r l i n.

Verlag von G. H. Schröder 1841 — 1842.
Compendium der Anatomie des Menschen, mit
150 in den Text eingedruckten Abbildungen; von
W. S. Erasmus Wilson. Bearbeitet und
herausgegeben von Dr L. Holstein. Lieferung
I bis 4. 384 Seiten.

Ein durchaus practisches Werkchen in der be-
liebten englischen Manier mit in den Text ein-
gedruckten Holzschnitten, das für den Gebrauch
am Sectionstisch, wie für Repetitionen gleich
brauchbar ist und deshalb den Medicinstudierenden
empfohlen zu werden verdient.

Die erste und ein Theil der zweyten Lieferung
(Seite 1 bis 110) enthält die Knochenlehre,
erläutert durch 37 Holzschnitte. Dann folgt die
Bänderlehre, 45 Seiten mit 27 Figuren; nach
dieser die Muskellehre, 127 Seiten mit 29
Abbildungen und einer Tabelle über den Ursprung
und Ansatz der Rückenmuskeln. Ein eigener Ab-
schnitt, von Seite 280 bis 300, mit 5 Abbildun-
gen behandelt das wichtige Kapitel von den Fascien.
Der Rest der uns vorliegenden vierten Lieferung,
von Seite 301 bis 384 enthält einen Theil der
Gefäßlehre, das Herz nämlich und die Arterien
(mit Ausnahme derjenigen der unteren Extremität,
die in der fünften Lieferung folgen werden), erläu-
tert durch 12 Figuren.

Die Ausstattung ist gut, die Abbildungen hübsch
und treu.

S. B.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 8. Julius 1844.

G ö t t i n g e n.

Der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften ist am 24. Junius von dem Prof. Wöhler die folgende Mittheilung über eine im academischen Laboratorio von den Herren Knop und Schnedermann ausgeführte Untersuchung über den Mannit gemacht worden.

Vor einiger Zeit hatten dieselben den Schwammzucker aus *Agaricus piperatus* untersucht, und waren dabey zu dem Resultate gekommen, daß derselbe in seinen Eigenschaften und seiner Zusammensetzung mit dem Mannit vollkommen übereinstimmt, namentlich auch, wie dieser, im reinen Zustande nicht gährungsfähig ist. Dasselbe hatten schon vor längerer Zeit Liebig und Pelouze *) bey dem Schwammzucker aus *Cantharellus esculentus* und *Clavellaria coralloides* gefunden, woraus es sehr wahrscheinlich wird, daß überhaupt die in vielen Pilzen enthaltene süße Substanz, die von Braconnot entdeckt und unter dem Namen Schwammzucker beschrieben wurde, nichts anderes wie Mannit ist.

*) Annalen der Pharmacie Band XIX. S. 288.

Im Zusammenhang mit dieser Untersuchung wurden Knop und Schnedermann veranlaßt, über den Mannit einige Versuche anzustellen, bey denen sie fanden, daß aus demselben durch Einwirkung von concentrirter Schwefelsäure eine gepaarte Säure entsteht. Letztere, die Mannitschwefelsäure, machten sie nun zum Gegenstande fernerer Versuche. Dieselben ergaben, daß diese Säure, sowohl im isolirten Zustande, wie in ihren Salzen, sich sehr leicht zersetzt, und daß deshalb ihre Zusammensetzung, wenigstens ihr Gehalt an Wasserstoff, nicht wohl ausschließlich durch directe Analysen mit Sicherheit bestimmt werden kann, sondern zugleich aus der Art ihrer Bildung und der Zusammensetzung des Mannits gefolgert werden muß. Indes schienen sie doch bestimmt auszuweisen, daß die Entstehung dieser Säure aus Mannit nur dann erklärbar ist, wenn man in demselben 4 oder 8 Atome Kohlenstoff annimmt. Die bis jetzt vorhandenen Analysen des Mannits stimmen mit einer solchen Voraussetzung weniger gut überein, wie mit der Formel $C^6H^{14}O^6$, welche man bisher ziemlich allgemein als die des Mannits angenommen hat. Dieses veranlaßte sie, den Mannit nochmahls zu analysieren. Derselbe wurde dazu aus Manna durch Ausziehen mit Alkohol dargestellt, mehrmahls aus Alkohol umkrystallisirt, und dann in Wasser gelöst, woraus er bey dem langsamen Verdunsten in zolllangen durchsichtigen und vollkommen farblosen prismatischen Krystallen sich abscheidet, die mit wenigem Wasser rasch abgespült und dann getrocknet wurden. Die mit Anwendung von Sauerstoffgas ausgeführten Analysen gaben die nachstehenden Resultate, denen das Mittel aus den früher von Liebig *) ausgeführten Analysen beygefügt ist.

*) Ann. der Pharm. Band IX. S. 25.

I. 0,767 Grm. gaben 1,116 Grm. Kohlensäure und 0,533 Grm. Wasser.

II. 0,5535 Grm. gaben 0,805 Grm. Kohlensäure und 0,381 Grm. Wasser.

Diese Zahlen führen zu folgender procentischen Zusammensetzung:

	berechnet	gefunden		Liebig:
		I.	II.	
8 At. Kohlenstoff	— 39,71	— 39,73	— 39,71	— 39,47
18 At. Wasserstoff	— 7,42	— 7,71	— 7,64	— 7,71
8 At. Sauerstoff	— 52,87	— 52,56	— 52,65	— 52,82

Diese Analysen entsprechen ebenfalls am besten der Formel $C^6H^{14}O^6$, welche 39,60 Proc. Kohlenstoff und 7,68 Proc. Wasserstoff voraussetzt. Inzwischen läßt sich, wie erwähnt, die Zusammensetzung der Mannitschwefelsäure mit dieser Formel nicht in Einklang bringen. Ihre Salze enthalten nach den von Knop und Schnedermann angestellten Analysen auf 1 Atom der Base 4 Atome Kohlenstoff, und da bey ihrer Bildung aus dem Mannit bloß die Elemente von Wasser austreten, und sie bey ihrer Zersetzung unter Aufnahme von Wasser wieder in Mannit und Schwefelsäure zerfällt, so scheint daraus zu folgen, daß auch der Mannit 4 Atome Kohlenstoff enthält. Die Formel $C^4H^9O^4$ ist nun von denen, die 4 Atome Kohlenstoff enthalten, die einzige, welche dem Resultate der Analysen einigermaßen entspricht; sie enthält indes eine ungerade Anzahl von Wasserstoffatomen, welches allen bisherigen Erfahrungen zuwider ist, und welches veranlaßt hat, sie zu verdoppeln und die oben berechnete Formel $C^8H^{18}O^8$, die einzige, welche zugleich den Analysen des Mannits und denen der Mannitschwefelsäure entspricht, als die des Mannits anzunehmen.

Die Mannitschwefelsäure bildet sich, wenn man

Mannit in concentrirter Schwefelsäure auflöst. Bey dieser Auflösung entwickelt sich nichts Gasförmiges, man bemerkt keinen Geruch, und bey Anwendung von reinem Mannit entsteht eine ganz klare und ungefärbte Flüssigkeit, die mit Wasser sich ohne Trübung mischen läßt. Wird sie nach dem Verdünnen mit Wasser in gelinder Wärme mit kohlensaurem Bleyoxyd behandelt, und das gebildete schwefelsaure Bleyoxyd abfiltrirt, so erhält man eine farblose schwach saure Flüssigkeit, die das Bley Salz der Mannitschwefelsäure aufgelöst enthält. Durch Fällen dieser Auflösung mit Schwefelwasserstoffgas wird die Säure im isolirten Zustande erhalten, als eine stark sauer schmeckende, farblose Flüssigkeit. Sie ist indes sehr leicht zersezbar, und zerfällt wieder in Mannit und Schwefelsäure, wenn man ihre Auflösung durch Verdunsten zu concentriren sucht.

Die Salze der Mannitschwefelsäure erleiden ebenfalls sehr leicht eine Zersezung, wobey ein schwefelsaures Salz gebildet, und Mannit und freye Schwefelsäure abgeschieden werden. Nur die Salze der stärkeren Basen lassen sich einigermaßen rein in fester Form darstellen. Sie scheinen nach der Formel $\text{R}^2\text{S}^4 + \text{C}^8\text{H}^7\text{O}^8$ zusammen gesetzt zu seyn, wonach bey der Bildung der Mannitschwefelsäure aus 1 Atom Mannit die Elemente von 2 Atomen Wasser austreten; vielleicht enthalten sie sämmtlich 1 Atom Wasser, so daß ihre Zusammensetzung der Formel $2(\text{R}\text{S}^2 + \text{C}^4\text{H}^3\text{O}^4) + \text{H}$ entspräche.

Mannitschwefelsaures Kali. Man erhält es, indem man die Lösung des Bley- oder Barytsalzes möglichst genau mit schwefelsaurem Kali ausfällt. Die abfiltrirte Flüssigkeit wird in sehr gelinder Wärme verdunstet, und läßt dabey einen

farblosen oder schwach gelblichen Syrup zurück, welcher nach wochenlangem Stehen bey 50° bis 60° zu einer gesprungenen, durchscheinenden, gummiähnlichen Masse austrocknet, die an der Luft rasch zerfließt, sich in Wasser mit größter Leichtigkeit auflöst, und in Alkohol unlöslich ist. So dargestellt, reagiert das Salz nur schwach auf Schwefelsäure. Es hat folgende Zusammensetzung:

		berechnet		gefunden
2 At. Kali	—	26,38	—	25,98
8 — Kohlenstoff	—	13,44	—	14,13
14 — Wasserstoff	—	1,95	—	2,40
18 — Sauerstoff	—	40,24	—	—
4 — Schwefel	—	17,99	—	17,45

Mannitschwefelsaures Natron wird wie das Kalisalz erhalten, dem es in seinen Eigenschaften vollkommen gleicht. Nach dem Eintrocknen enthielt es gleichfalls eine Spur von Schwefelsäure. Die Analyse desselben gab folgendes Resultat:

		berechnet	gefunden	
2 At. Natron	—	19,19	18,70	18,98
8 — Kohlenstoff	—	14,75	14,48	—
14 — Wasserstoff	—	2,14	2,47	—
18 — Sauerstoff	—	44,17	—	—
4 — Schwefel	—	19,75	—	—

Das mannitschwefelsaure Ammoniak ist dem Kali- und Natronsalz sehr ähnlich, läßt sich indes nicht ganz trocken darstellen, indem es sich beim Verdunsten zum größten Theil zersetzt.

Mannitschwefelsaurer Baryt. Man erhält dieses Salz, indem man die mit Wasser vermischte Auflösung von Mannit in Schwefelsäure mit kohlensaurem Baryt behandelt und filtriert. Beim Verdampfen der Flüssigkeit in gelinder Wärme

scheiden sich fortwährend geringe Mengen von schwefelsaurem Baryt ab. So weit verdunstet, bis sie anfängt, sich mit einer Haut zu überziehen, setzt sie beym Erkalten das Salz zum Theil in kleinen krystallinischen Körnern ab. Noch weiter eingetrocknet, erstarrt sie während des Erkalten zu einer gallertähnlichen Masse, die durch etwas schwefelsauren Baryt getrübt ist, und die nach dem völligen Austrocknen in gelinder Wärme eine weiße, gesprungene Substanz bildet. In Alkohol ist dieses Salz unlöslich, und wird dadurch aus seiner Lösung in Wasser, wenn man sie warm damit vermischt, beym Erkalten als weißes, undeutlich körnig krystallinisches Pulver gefällt. Es ist sehr leicht zerseßbar und bräunt sich schon im Wasserbade unter schwacher Entwicklung von schwefliger Säure. Es hat folgende Zusammensetzung:

	berechnet	gefunden
2 At. Baryt	— 36,76	— 36,35
8 — Kohlenstoff	— 11,54	— 11,19
14 — Wasserstoff	— 1,68	— 2,03
18 — Sauerstoff	— 34,56	— —
4 — Schwefel	— 15,46	— 15,32

Mannitschwefelsaures Bleyoxyd. Es wird wie das Barytsalz dargestellt. Verdampft man die Auflösung in gelinder Wärme, so scheidet sich fortwährend schwefelsaures Bleyoxyd in geringer Menge daraus ab, und es bleibt eine terpeninähnliche Masse zurück, die sich in der Wärme nicht weiter eintrocknen läßt, ohne sich gänzlich zu zersetzen. Vermischt man die etwas concentrirte Auflösung mit dem mehrfachen Volum starken Alkohols, so erhält man eine milchige Flüssigkeit, aus der sich das Salz nach und nach in klaren ölarartigen Tropfen absetzt. Im luftleeren Raume

über Schwefelsäure trocknet dieses ölartige Liquidum nach und nach zu einer gelblichen, durchaus amorphen Masse aus, die an der Luft feucht wird, und in Wasser mit Zurücklassung von etwas schwefelsaurem Bleoryd sich auflöst. Zusammensetzung:

	berechnet	gefunden
2 At. Bleoryd —	45,85	44,38
8 — Kohlenstoff —	9,88	9,48
14 — Wasserstoff —	1,44	—
18 — Sauerstoff —	29,60	—
4 — Schwefel —	13,23	—

Das Kupfer- und das Silbersalz der Mannitschwefelsäure sind ebenfalls leicht löslich in Wasser, zersetzen sich aber noch leichter, wie das Bleisalz, und können deshalb nicht in fester Form rein erhalten werden.

N a c h t r a g

zu der Anzeige über Lobek's Pathologia Sermonis Graeci. Gel. Anz. St. 94. 95. S. 939 ff.

Man wird es begreiflich finden, wenn ich mich beeile, eine kleine Entdeckung nachzutragen, welche die von mir versuchte Etymologie und Bedeutung des Wortes *λυκάβας* auf eine überraschende Weise bestätigt. Gleich nach dem Abdrucke der Anzeige führte mir ein Zufall in Ovid's Metamorphosen die Fabel vom Dionysos und den Schiffen in die Hände. Dort heißt es III, 624: Furit audacissimus omni De numero Lycabas, qui Tusca pulsus ab urbe Exilium dira poenam pro caede luebat. Ein alter Tyrrenischer Verläßger — denn den meinte die Griechische Quelle, aus der Ovid schöpfte — wegen grausam

Mordes landesflüchtig, Lykabas genannt, mag wer will als ein Ungefähr ansehen. Ich sollte denken, nach der gegebenen Auseinandersetzung muß jezt jedermann zugestehen, daß wir darin einen sehr bedeutsamen Zug uralter Mythologie und Religion anzuerkennen haben. Lykabas ist nur eine symbolisch die dem alten *λυκάβας* zu Grunde liegende Vorstellung ausdrückende Person. — Derselbe Name begegnet übrigens im Ionischen *Λυκάβης*, mit etwas veränderter Bildung.

F. W. S.

M a n n h e i m,

bey Friedrich Götz 1844. Die Marburg bei Hambach, von Franz Xaver Kemling. VIII und 211 Seiten in Octav.

Die vorliegende Monographie über die unsern Neustadt gelegene Kestenburg (Kästelberg, castelli mons, Kastanienburg), welche unter dem Namen des Hambacher Schlosses den meisten Lesern ungleich bekannter seyn dürfte, als unter dem Namen der Marburg, enthält, abgesehen von einer, so weit die benutzten archivalischen Quellen es gestatten, zusammen hängenden Geschichte des Bergschlosses, eine nicht unbedeutende Zahl von sorgfältig wiedergegebenen Urkunden aus der Zeit von 1100 bis 1662. Mit diesen wenigen Worten glauben wir die Bedeutung dieser Schrift für jeden Freund der Geschichte angedeutet zu haben und fügen nur noch die Bemerkung hinzu, daß durch das Weglassen der vielfach eingestreuten Poesien der Werth dieser Abhandlung schwerlich verringert worden wäre.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. 111. Stück.

Den 11. Julius 1844.

G ö t t i n g e n.

Am 4. Junius fand bey hiesiger Universität die gewöhnliche Preisvertheilung Statt, welche Prof. Dr. Hermann mit einer Rede über einige Gründe, die der Anwendung der sokratischen Lehrmethode auf Universitäten entgegen stehen, einleitete. Antworten auf die Aufgaben des vorigen Jahres waren in allen Facultäten eingelaufen; aber obgleich es keiner derselben an gelungenen Theilen fehlte, die mit gebührender Anerkennung erwähnt wurden, konnte ein Preis doch nur in der juristischen Facultät zuerkannt werden. Diese hatte die Frage

de onere probandi in causis criminum aufgestellt; als Verfasser der mit dem Motto: *quae rerum natura prohibentur, nulla lege confirmata sunt*, bezeichneten Preisarbeit ergab sich Otto Ernst Hartmann aus Lüneburg. Außerdem ward von der theologischen Facultät der Preis für die beste Predigt über den Text II Corinth. 7, 10 zwischen den beiden Mitgliedern des homiletischen Seminars Heinrich Wilhelm

Ludwig Schmelzkopf aus Braunschweig und Heinrich Verkenbusch aus Hannover dergestalt getheilt, daß ersterer zwey, letzterer ein Drittheil desselben erhielt.

Die neuen Aufgaben für den vierten Junius 1845 sind folgende:

ORDO THEOLOGORUM quaeri jubet,
 quo jure Clemens Alexandrinus Strom. IV
 dixerit, Platonem in libris de Republica
 coelestis civitatis imaginem adumbrasse; ita-
 que comparatio instituenda est accuratior Pla-
 tonicae doctrinae de vero reipublicae exem-
 plo cum Christiana de regno divino doctrina.
 De praemio homiletico certaturis idem proponit
 locum I Corinth. XII. 4 — 11.

ORDO JURECONSULTORUM postulat,
 ut explicata successionis per universitatem
 notione, singula, quae praeter hereditatem
 et bonorum possessionem in jure romano
 exstant, hujus successionis exempla recen-
 seantur, eorumque natura et quomodo
 tam inter se, quam a superioribus illis
 differant, generatim exponatur.

ORDO MEDICORUM superioris anni quae-
 stionem

ut respectu inprimis habito quum ad pri-
 mae conformationis vitia, tum ad morbos,
 quibus embryones adhuc teneri corripuntur,
 monstrorum origo sedulo dijudicetur,
 iterum in sequentem prorogat.

ORDO PHILOSOPHORUM hanc quaestionem
 proponit:

explicetur et dijudicetur sententia Fichtii
 (Sittenlehre S. 229): qui auctoritate ductus
 agit, sine religione agit.

A r e z z o.

Tipografia Bellotti 1841. Storia Degli Antichi Vasi Fittili Aretini. Con 9 Tavole Incise In Rame. Del Dott. A. Fabroni. 80 Seiten in groß Octav.

Diese kleine Schrift ist ein sehr dankenswerther Beytrag zur genaueren Kunde einer höchst interessanten Classe antiker Thongefäße. Sie zerfällt in drey Kapitel, in deren erstem über die Schriftsteller aus dem Alterthume und der späteren Zeit, welche über die Aretinischen Vasen gesprochen haben, Bericht erstattet wird, während das zweyte von den charakteristischen Eigenthümlichkeiten, den Formen, der Zeichnung, den Inschriften und dem Gebrauche derselben handelt, und das dritte Ort, Art und Zeit ihrer Verfertigung bespricht. Von den wohl ausgeführten Kupfertafeln enthalten die acht ersten Exemplare von Vasen oder vielmehr Vasenfragmenten (wie denn überhaupt die Sammlungen in Arezzo an vollständig erhaltenen Gefäßen sehr arm sind) mit den Darstellungen darauf, alte Formen von Thon und einige zur Fabrication der Vasen gehörige Instrumente, deren Originale zum größten Theile in dem Museum der Stadt Arezzo, anderen Theiles in dem an diesem Orte befindlichen Museo Rossi aufbewahrt werden; auf der neunten Tafel sind sämtliche Vaseninschriften, welche das Stadtmuseum besitzt, in Facsimiles dargestellt, 129 an Zahl.

Die Aretinischen Vasen standen im Alterthume, wie wir aus den schriftlichen Zeugnissen von der Zeit des Augustus bis in das siebente Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinab wissen, in hoher Achtung. Sie sind von einem leichten und feinen Thon, welcher in den Bruchstellen eine blaßrothe

Okerfarbe zeigt. Nach Hn Fabronis Ansicht wurde von zwey in der Gegend vorkommenden Thonarten die bläuliche, nicht aber die gelbliche, benutzt. — Auf der äußeren Oberfläche und meist auch auf der inneren haben sie einen sehr feinen, glänzenden Firniß, welcher immer nur eine und dieselbe Farbe zeigt. Diese ist, übereinstimmend mit den Berichten der alten Schriftsteller, fast durchgehends ein schönes Korallenroth, in verhältnißmäßig seltenen Beyspielen ein Schwarz, das nach dem Azur hinschlägt und, mit wenigen Ausnahmen, die Pfirsichblüte oder das Grau des Eisens nachahmt. Jene ist als die regelmäßige, diese als die nur ausnahmsweise vorkommende Farbe zu betrachten. Aber auch außerdem, daß sie weniger zahlreich sind, unterscheiden sich die schwarzen Vasen von den rothen. Während es von den schwarzen als allgemeine Regel gilt, daß sie weniger geschmückt sind, als die rothen, zeigen sie bisweilen die Ornamente a incavo, wie Taf. I. Nr. 1, eine Weise, welche bey den rothen die Degeneration des Stils anzeigt, wie Taf. IV, Nr. 4; Figuren a rilievo, wie Taf. VII, Nr. 4 und 5, welche sich auf diesen regelmäßig finden, sind bey den schwarzen gegen die Gewohnheit. Beynahe auf keinem der schwarzen Thongefäße finden sich Siglen oder Inschriften mit Namen. Uebrigens muß man wohl annehmen, daß beide Arten gleichzeitig und in denselben Fabriken gefertigt wurden. Die Bruchstücke von Vasen beider Arten werden gemischt mit einander gefunden. — Was die Form der Thongefäße anbelangt, so ist zunächst im Allgemeinen zu bemerken, daß dieselbe immer grazios ist und die Vasen meist nur kleine Dimensionen haben. Auch die zu Incelli (s. unt.) von Rossi entdeckten Defen, in welchen die Vasen gebrannt wurden, waren nur von

geringem Umfange. Die meisten haben die Gestalt des Napfes. Darnach ist die Tellerform besonders häufig. Außerdem finden sich noch einige andere Formen, aber nur in sehr wenigen Exemplaren. — Die Verzierungen der Gefäße bestehen, wie ebenfalls schon durch die Zeugnisse aus dem Alterthume bekannt ist, nicht in Malhercy. Sie sind in den bey weitem meisten Beyspielen erhaben, in Basrelief, in selteneren vertieft, in Formen aus- oder eingedrückt. Das Genauere ist oben erwähnt. — Die ebenfalls schon berührten Inschriften sind entweder an dem inneren Boden der Gefäße oder an den äußeren sichtbaren Seiten unter den Verzierungen befindlich.

Von der Beschaffenheit der Darstellungen und den Inschriften geben die Kupfertafeln auch dem Entfernten genügende Anschauung. Sie zeigen, was jene betrifft, den verfeinerten Stil, die Grazie und die Vollendung der Zeichnung, sowohl in den Ornamenten als in den Figuren, wie sie der bildenden Kunst unter den ersten Kaisern eigen waren. Inghirami bemerkte mit Recht, daß die Darstellungen der Aretinischen Vasen viel mehr nur zur Decoration dienen, als sie in der Absicht da seyen, irgend eine Scene aus der Mythologie oder der Geschichte vor die Augen zu bringen. Verhältnismäßig häufig findet sich Bacchisches, aber der Zustand der Gefäßfragmente läßt schwer erkennen, ob die dargestellten Figuren in bedeutsamer Zusammenstellung vereinigt oder nur zur Decoration verwendet waren. So sind auf Taf. VII unter Nr. 4 und 5 zwey Fragmente von schwarzen Vasen aus dem Museo Rossi mitgetheilt, welche gegen die Gewohnheit Figuren in Relief, und zwar recht schöne, zeigen. Auf dem ersten erscheint eine fragmentierte nackte männliche Figur mit einem

Luchsfell, wie es scheint, über dem linken Arm, dessen Hand eine auch auf der linken Schulter ruhende Keule gefaßt hält. Die Figur ist nach rechts hin in Auslage wie zum Kampfe, der ganz abgebrochene rechte Arm dürfte eine Fackel gehalten haben. Neben dieser Figur kommt auf demselben Bruchstücke noch ein Theil eines männlichen Armes vor, dessen Hand einen gewaltigen Stab faßt, welcher nach oben in einen in Form des Obertheils einer Schlange gestalteten Haken ausläuft. Auf dem anderen Fragmente sehen wir einen nackten jungen Mann mit nach rechts gewendetem Körper, aber nach links gerichtetem Kopfe, dessen Haar schlaff herab hängt und eng anliegt, so daß das Ohr nicht zum Vorschein kommt. Ueber dem linken Arme hängt eine in der Luft flatternde Chlamys. Die Hand dieses Armes hält nach hinten an der Handhabe einen länglich runden Schild hoch. Der rechte ausgestreckte Arm hielt nach links hin zur Vertheidigung eine Waffe, von welcher nur ein Stiel zum Vorschein kommt, der auf eine Fackel schließen läßt. Neben und hinter diesem Manne läuft nach rechts hin ein Panther. Gehören beide Fragmente zu einem und demselben Gefäße? Die Worte des Hn Fabroni sagen davon nichts aus, ja sie müssen, genau genommen, vielmehr für das Gegentheil zeugen. So viel ist sicher, daß der im Kampfe Begriffene auf jedem der beiden Fragmente zu einer Darstellung des Kampfes bacchischer Thiasoten gegen die Widersacher des Gottes paßt. Aber gegen welchen oder welche, ist ganz unsicher. Man hüte sich, die lezt genannte Figur, wie neuerdings geschehen, für einen Feind des Dionysos, etwa einen Heros, wie Perseus, zu halten. Was soll in diesem Falle die Fackel in seiner Hand, und, wenn diese für unsicher gehalten

werden könnte, was der Panther neben ihm, der, wenn er als der Figur feindlich gedacht werden sollte, in ganz anderer Attitüde dargestellt werden mußte? Wir haben in der Figur, wenn nicht den Dionysos selbst, doch einen der *παυχέροντες τῷ Αιονίῳ* zu suchen. — Besonders interessant ist die Darstellung auf einer auf Taf. II unter Nr. 12 mitgetheilten Scherbe, welche sich mit ganz unerheblichen Abweichungen in einer Form von Thon, die auf Taf. V unter Nr. 3 auch wiedergegeben ist, wiederholt. Ein mit einem Wehrgehörk ohne Schwert in der Scheide versehener, übrigens ganz nackter junger Mann ist in höchster Erschlaffung auf das linke Knie nieder gesunken. Die Hand des rechten Armes ruhet lose auf dem rechten Knie, die des linken faßt ein Etwas, welches wie ein Stein aussieht. Auch vor der Knieenden Figur erscheinen auf dem Boden einige Steine. Hinter derselben, ihr mit dem Rücken zugewendet, steht auf einem Untersatze von ein Paar Felsstücken eine Priapusherme. Hr Fabroni vermuthet in dieser Figur den Hylas oder den Narcissus. Mit wenig Schein. Wir möchten keine Deutung wagen. Dagegen wollen wir etwas genauer über eine besondere Eigenthümlichkeit, welche an dieser Figur zu Tage tritt und über welche der Hr Verfasser sich nicht verbreitet hat, sprechen. An der Figur erscheint unter der rechten Achsel hindurch an der rechten Brust ein Arm. Man sieht deutlich, daß der Künstler, welchem die Erfindung dieser Figur angehört, eine Gruppe von zweyen entweder dargestellt hatte oder gedacht wissen wollte. Auch die Bildung des rechten Armes des Knieenden zeigt deutlich, daß er an seiner rechten Seite von einer anderen Figur unterstützt wurde. Wie hat man über diese Eigenthümlichkeit zu urtheilen? Ist, wie

kürzlich ein gelehrter deutscher Archäolog behauptet hat, die stützende Hand von dem unachtsamen Copisten stehen gelassen, während er die Figur selbst wegließ, und gibt dieser Umstand einen auffallenden Beweis dafür, daß man gefällige Figuren nur zum Schmuck, ohne Rücksicht auf Bedeutsamkeit, entlehnte? Wir glauben keines von Beiden. Die Unachtsamkeit wäre denn doch zu bedeutend, und mit eben demselben Rechte könnte man derselben den Pompejanischen Wandmahler zeihen, welcher auf dem bekannten Gemälde der Rückgabe der Chryseis, Mus. Borbon. II, 57, Inghirami Gal. Omer. XXI, das doch auch wohl nur als Copie zu betrachten ist, die Hand am Hintertheile des Schiffes stehen ließ. Die Darstellung auf dem Sarkophage in den Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro von Ph. Buonarroti, p. 1, dürfen wir wohl nicht zum Vergleich bringen. In keinem von beiden Fällen haben wir sicherlich einer Unachtsamkeit die Darstellung der Hand zu verdanken, und auch der Copist unseres Bildes wollte gewis, daß man in dem, was er auf die Vase setzte, sich eine Gruppe denken sollte. Es fragt sich nun, ob zu dieser Art der Darstellung der Mangel an Raum trieb, oder ob man glaubte, überall, auch ohne äußerlich gezwungen zu seyn, mit dieser compendiösen Weise abkommen zu können. Jenes paßt auf unseren Fall, vielleicht auch auf das Pompejanische Gemälde. Inzwischen folgt daraus noch nichts Sicheres. Nur das scheint klar zu seyn, daß ein solches Verfahren mehr in den Bereich der Mahleren gehört, als in den der im engeren Sinne so genannten bildenden Kunst. Und wer wollte in Abrede zu stellen wagen, daß dem Copisten ein Gemälde vor Augen gewesen seyn könne? Aber auch ohnedem dürfte

jene Eigenthümlichkeit mit der leichten Manier, welche sich auf unseren Scherben überall kund thut, nicht gerade im Widerstreite stehen.

Die Inschriften erscheinen immer in Relief. Sie sind so gut wie immer in lateinischen Charakteren von gutem Ansehen ausgeführt — die von Herrn Fabroni angeführte mit der Etruskischen Legende Atrane gehört, wie weiter unten genauer angegeben werden wird, nicht nach Arezzo —, und beziehen sich auf die Fabrikherrn, die Modellmacher oder Arbeiter. Unter den ersten erscheinen in drey Fällen auch Frauen, wenn man nicht etwa annehmen will, daß zu den Worten Statiliae, Taf. IX, Nr. 71, oder Hertoria, Taf. IX, Nr. 21 und 20, gentis oder gens zu suppliren sey; vergl. unsere Bemerkungen in Bergks und Cäsars Zeitschrift für Alterthumswissenschaft, Jahrgang I, Nr. 63, S. 500. Letztere sind meist griechische Freygelassene oder Sklaven. Hr Fabroni hat sich die dankenswerthe Mühe gemacht, außer jener Kupfertafel, im Texte, S. 42 flg., noch eine Zusammenstellung aller der von Alessi, Gori, Rossi und Anderen verzeichneten Namen und unerklärten Siglen mit denen des Stadtmuseums zu geben.

Der Gebrauch dieser Gefäße war gewis ein sehr manigfaltiger. Sie dienten den Bedürfnissen und dem Luxus des Lebens und zum Schmucke der Gräber oder den Festlichkeiten bey der Bestattung. Hauptsächlich wurden sie aber wohl zu dem Zwecke, für welchen auch Zeugnisse aus dem Alterthume existieren, verwendet: sie kamen auf den Tisch als Gefäße für Speisen und Getränke. Die schönsten dienten, nach des Hn Verfassers Meinung, vielleicht als bloße Luxusvasen oder zur Aufnahme der Substanzen, welche ihrem Firniß nicht gefährlich waren, von Obst, Hülsenfrüchten, Küchengewächsen.

Die Zeit der Verfertigung der Vasen anlangend, führen die griechischen Namen auf einer großen Anzahl derselben, die Anmuth ihrer Form und der Basreliefs, so wie das gute Aussehen der Buchstaben in den Inschriften darauf, den Anfang der Fabrication in die Zeit nach der Eroberung von Griechenland und Asien durch die Römer zu setzen. Ihre höchste Blüte fällt unter die ersten Kaiser. Aber auch über diese Zeit und lange über sie hinaus dauerte die Vasenfabrication zu Aretium fort. Noch Sedulius, gegen Ende des fünften Jahrhunderts n. Ch. Geb., ja noch Isidorus, am Anfange des siebenten, sprechen von ihr als von etwas Gleichzeitigem. Hr. Fabroni hat auf Taf. IV unter Nr. 4 und auf Taf. VII unter Nr. 3 zwey Gefäße abbilden lassen, das erste aus dem Stadtmuseum, das andere aus der Sammlung Rossi, welche die Symptome der Entartung, aber in verschiedenem Grade, an sich tragen, und mit Sicherheit die Stufenleiter des Verfalls erkennen lassen. Auf dem ersten sind, obgleich es den rothen Firniß hat, die Verzierungen nicht mehr in Relief, sondern vertieft, nicht mehr von sveltem und elegantem, sondern von schwerem und gesuchtem Stil. Das zweyte zeigt schon die Barbarey in einer ganz monströsen Figur. Auch dieses hat rothe Farbe.

Vasen der oben genauer beschriebenen Art werden nicht allein in und um Arezzo gefunden. Hr. Fabroni erwähnt nur der Modenesischen, durch Baruffaldi und namentlich durch Cavedoni bekannt gewordenen, welche den Aretinischen in allen Beziehungen so überaus gleich kommen, und wäre gern geneigt, die Ehre der Fabrication seiner Vaterstadt zu vindicieren, wagt das jedoch nicht, namentlich aus dem Grunde, weil Plinius auch Modena als Fabrikort von Vasen kenne. Die kleinen zum Ein-

gießen des Oels dienenden Flaschen von ganz ähnlicher Fabrik, welche auf dem Griffe die Inschrift Atrane oder Atranemi, mit einem kleinen Gefäße oder Pferde dabey, tragen, und von Hn Fabroni als von Arezzo stammend betrachtet werden, dürften vielmehr dem durch Feinheit und Dauerhaftigkeit seiner Thonwaren berühmten Patria angehören, vgl. Abeken 'Mittelitalien' S. 363. Kürzlich sind in dem Prachtwerke 'Musei Etrusci, quod Gregorius XVI. Pon. Max. in aedibus Vaticanis constituit, monumenta linearis picturae exemplis expressa', P. II, T. CI und CII, mehrere Exemplare so genannter Aretinischer Vasen in Abbildung mitgetheilt, welche alle zu Vulci ausgegraben wurden, darunter auch eins der von Abeken als die schönsten bezeichneten Exemplare, welches übrigens schwarzen Firniß und Basreliefs hat. Ueber diese Vasen nun bemerkt der Herausgeber: *Questi vasi portano il nome d'Aretini, quantunque si fabricassero in molti luoghi fuori d'Arezzo, e perfino sull' antico Vaticano, come vien dimostrato da monumenti scoperti in quelle antiche officine.* Anderseits läßt sich Exportation der Aretinischen Vasen nicht bezweifeln. Genaueres zur Unterscheidung der wirklichen und der so genannten Aretinischen Vasen steht, wo möglich, von ferneren Entdeckungen und Untersuchungen zu erwarten. Was Arezzo selbst betrifft, so werden von dem Hn Verfasser die Plätze, an welchen den Spuren zufolge Fabriken bestanden haben müssen, genau angegeben und dabey in Betreff der Namen der Plätze Cincelli und Carcerelle, sowie des der Vorstadt delle fornaci ansprechende Vermuthungen mitgetheilt.

Friedrich Wieseler.

C a s s e l.

Verlag von F. F. Bohné 1844. Sprachkarte von Deutschland. Als Versuch entworfen und erläutert von Dr Karl Bernhardi. VIII und 138 Seiten in Octav.

Wenn der Verfasser vermittelst dieser Karte den Versuch gemacht hat das Gebiet der deutschen Sprache sowohl nach seinen äußeren Grenzen gegen das benachbarte Slavische und Romanische zu bestimmen, als auch die einzelnen deutschen Mundarten unter einander abzufondern, so ist das ein Unternehmen, welches durchaus Anerkennung verdient, da sich von der Vollendung desselben für die genauere Kenntniß unserer Sprache und der vaterländischen Geschichte höchst erfreuliche Resultate erwarten lassen. Denn es ist wohl kein Idiom in Deutschland so unbedeutend, daß seine Erforschung und Begrenzung nicht irgend einen Gewinn für die Kenntniß der deutschen Sprache im Allgemeinen abwerfen könnte, und eine sorgfältige geographische Sonderung der verschiedenen Mundarten darf mit Recht für eine Hauptbasis zu Untersuchungen über die ältere Geschichte der deutschen Stämme gehalten werden, so wie auch die Verfolgung unserer Sprachgrenze gegen Außen in mancher Hinsicht auch die früheren Verhältnisse zu unsern Nachbarvölkern aufhellte.

Freylich ist aber auch nicht zu verkennen, daß die Arbeit, welche der Verfasser über sich genommen hat, fast die Kräfte eines Mannes übersteigt, da sie namentlich die genaueste Kenntniß der einzelnen Dialecte und ihrer Grenzen gegen einander erfordert und Untersuchungen voraus setzt, welche gewöhnlich, da literarische Hilfsmittel meistens mangeln, nur an den betreffenden Orten selbst vorge-

nommen werden können, daß das Unternehmen daher nur mit vereinten Kräften Mehrerer seinem Endziele entgegen geführt werden kann. Aus diesem Grunde würde es aber auch eine Ungerechtigkeit seyn, wenn man an dieses Werk, welches nur als ein Versuch in einer äußerst schwierigen Sache hingestellt ist, den Maßstab der Vollendung legen wollte. Wir haben vielmehr, wenn wir bedenken, wie viel hier schon der Verfasser namentlich für die Bestimmung der Sprachgrenze gegen Außen geleistet hat, seiner Sorgfalt und seinem Fleiße unsere volle Anerkennung zu Theil werden zu lassen, zumahl da einzelne Berichtigungen, welche die Karte noch zu erfordern scheint, von einem Beurtheiler nur für solche Punkte gegeben werden können, welche demselben durch zufällige Umstände vorzugsweise bekannt sind.

Wir sehen von solchen einzelnen Berichtigungen ab und fassen besonders die allgemeinen Grundsätze ins Auge, welche der Verfasser bey der Absonderung der Dialecte in ihrem Verhältnis zu einander befolgt hat. Hier müssen wir namentlich gegen die Haupteintheilung der deutschen Sprache in Ober-, Mittel- und Niederdeutsch Bedenken erheben, da sich mit der Bezeichnung Mitteldeutsch in so fern kein bestimmter Begriff verbinden läßt als es sich theils von dem Oberdeutschen nicht so streng unterscheidet, wie das Hochdeutsche von dem Niederdeutschen, theils unter diesem Namen Mundarten zusammen gefaßt werden, welche wieder ziemlich fern von einander liegen. Namentlich sticht das Obersächsische bedeutend von dem Niederrheinischen ab, welcher letztere Dialect eher zum Niederdeutschen als zum Hochdeutschen zu rechnen ist, jeden Falls aber den Uebergang zwischen beiden bildet. Wir möchten daher nur die feststehende und

charakteristische Haupteintheilung in Hoch- und Niederdeutsch vorschlagen, in diesen beiden Hauptzweigen aber die Grenzen der einzelnen Dialecte so viel als möglich nach den Stämmen angegeben wissen, so daß die hochdeutschen Mundarten mit den Namen bayerisch, schwäbisch, alemannisch, thüringisch u. s. w. bezeichnet, im Niederdeutschen aber das Niedersächsische, Niederländische und Friesische als Hauptstämme angenommen würden, wobey wir es dahin gestellt seyn lassen, in wie weit genauere Unterschiede z. B. zwischen Niedersächsisch und Westphälisch, Bayerisch und Bayerisch-Oesterreichisch durchgeführt werden können. Auch dem Historiker würde die durchgehende Unterscheidung nach den Stämmen besonders willkommen seyn.

Der Verf. hat in den Erläuterungen zur Karte mehrfach auch schon versucht die gefundenen Sprachgrenzen mit den Wanderungen und Colonien der einzelnen Stämme in Verbindung zu setzen und auf diesem Wege manchen interessanten Aufschluß über unsere ältere Geschichte gewonnen. Wir rathen jedoch bey diesen historischen Untersuchungen mehr die Zeiten der Völkerwanderung und die folgenden als Ausgangspunct zu nehmen, als darüber hinaus auf die Zeiten des Cäsar und Tacitus zurück zu gehen. Denn jeden Falls wird die Verbindung der Gegenwart mit diesen ältesten Zeiten in mancher Hinsicht nur problematisch seyn können, da die Namen und die Sitze der ältesten bekannten deutschen Völkerschaften so schwankend sind, und die großen nachher folgenden Begebenheiten frühere Zustände kaum durchschimmern lassen. So wird es z. B. schon sehr schwer seyn im Einzelnen den Satz, von welchem der Verfasser ausgeht, genau zu erweisen, daß das jetzige deutsche Sprachgebiet im Ganzen mit den Grenzen von Deutschland über-

einstimme, welche uns die Römer vor bey nahe zwey tausend Jahren angegeben haben, wenn auch seine Richtigkeit im Allgemeinen wohl anzunehmen ist. In andern Fällen zeigen uns Begebenheiten der Völkerwanderung wohl einen Grund für die jetzige Ausdehnung unserer Sprache, wie z. B. das Deutsche im Elsaß ohne Zweifel mit dem Vordringen der Alemannen zusammen hängt; aber unsicherer ist es auf noch ältere Zeiten zurück zu gehen und mit dem Verfasser (S. 24) die Ursache dieser Erscheinung auch daher abzuleiten, daß die Triboccer, Remeter und Bangioner, welche mit Ariovist gegen die Römer kämpften, auf dem linken Rheinufer zurück blieben und sich dort ansiedelten.

Wir sprechen zum Schlusse noch den Wunsch aus, daß das sehr löbliche Unternehmen des Verfassers den Anklang und den Beystand in Deutschland finden möge, den es so sehr verdient, daß alle diejenigen, welche sich in der Lage befinden, für dasselbe mitwirken zu können, sich diese vaterländische Sache angelegen seyn lassen, daß besonders die historischen Localvereine durch Mittheilungen von Sprachproben, durch Anfertigung von Idiotiken, durch Untersuchung der Grenzen der ihnen zunächst liegenden Dialecte die Vollendung des Werkes befördern mögen. Der Verfasser hat selbst am Schlusse seines Buches über die Art und Weise der Mitwirkung mehrere Vorschläge gemacht. Wir möchten zu derselben hinzu fügen, daß namentlich nicht versäumt werde zusammen hängende Proben einer Mundart zu veröffentlichen, da sie die am meisten objectiven Unterlagen zur Untersuchung abgeben. Zu ihrer Vergleichung unter einander würde es am förderlichsten seyn ein und dasselbe Stück in möglichst vielen Dialecten zu vervielfachen. Ref.

schlägt dazu das Gleichniß von dem verlorenen Sohne aus dem Grunde vor, weil wir es schon in den schweizerischen Mundarten besitzen, und weil Schott dasselbe sehr zweckmäßig auch in den Dialecten der deutschen Colonien in Piemont wiedergegeben hat. W. M.

L ü n e b u r g.

Druck der von Stern'schen Buchdruckerei 1843. Beschreibung der Merkwürdigkeiten des Rathhauses zu Lüneburg, verfaßt von Dr Johann Wilhelm Albers. Mit vier lithographischen Tafeln. 54 Seiten in Quart.

Der Verf., welcher sich schon früher durch Veröffentlichung einer Anzahl auf den Handel Lüneburgs und die Schutzherrschaft, welche das brandenburgische Kurhaus über dasselbe ausübte, bezüglicher Urkunden um die Geschichte seiner Vaterstadt verdient gemacht hat, gibt uns in dem oben genannten Werke eine von Fleiß und Belesenheit zeugende Beschreibung des Rathhauses zu Lüneburg und der in demselben enthaltenen Kunstdenkmähler des Mittelalters. Mag immerhin die Aufzählung der letzteren im Verhältnis zu verwandten Schätzen, deren sich Nürnberg und Augsburg, Lübeck und Danzig zu rühmen haben, dürftig erscheinen, so legen doch auch sie ein beredtes Zeugnis für die Kunstliebe und den Gemeinsinn der wendischen Handelsstadt ab, die, selten durch Zwietracht zwischen der Gemeine und den Geschlechtern zerrissen, durch keinen Bannfluch Roms entmuthigt, mehr als einen Kampf mit den Landesherren glücklich bestand, deren Bürger, im Vereine mit den Lübeckern, den offenen Kampf mit Dänemarks Flotte nicht scheuten und die, nächst Braunschweig, die letzte Stadt des welfischen Erbes war, welche sich der fürstlichen Uebermacht beugte.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 13. Julius 1844.

L o n d o n.

Published by John Murray, Albemarle Street 1840. The Vishnú Purána, a system of Hindu Mythology and Tradition, translated from the Original Sanscrit, and illustrated by notes derived chiefly from other Puránas, by H. H. Wilson M. A. F. R. S., member of the Royal Asiatic Society, and of the Asiatic Societies of Bengal and Paris; of the imperial Society of Naturalists, Moscow; of the royal Academies of Berlin and Munich; Phil. Dr. in the University of Breslau; and Boden Professor of Sanscrit in the University of Oxford; etc. etc. XCI und 704 Seiten in Quart.

Das hier rubricierte Werk macht zum erstenmahl eins der indischen Puranen — dieser zweyten Classe der religiösen Literatur der Hindus — seinem ganzen Umfange nach bekannt und einem um so größeren Kreise von Lesern zugänglich, da es der Hr Herausgeber in einer Uebersetzung vorführt. Daß diese zuverlässig seyn werde, dafür darf uns

der Name des Hn Uebersetzers, bekanntlich eines der größten Kenner des Sanskrits, bürgen. Wie die Vorrede mittheilt (p. LXXIV), sind bey Ausarbeitung derselben sieben Handschriften zu Rathe gezogen; drey davon standen dem Hn Verf. schon bey dem Beginn seiner Uebersetzung zu Gebot; eine vierte kam im Fortgang derselben hinzu; und während des Druckes der zweyten Hälfte des Werkes wurden noch drey Handschriften aus der Bibliothek der East-India-Company verglichen. Alle diese Handschriften stimmten genau mit einander überein, wie Hr Wilson berichtet, indem sie keine andere Varianten darboten, als solche, die sich leicht als Schreib- oder Unachtsamkeits-Fehler zu erkennen gaben. Vier Handschriften sind von einem Commentar begleitet; auch diese Commentare stimmen im Wesentlichen zusammen und weichen nur gelegentlich von einander ab; als ihre Verfasser werden zwey verschiedene Scholiasten bezeichnet. Der Commentar zum 1sten, 2ten und 5ten Buch wird in 2 Mscpten Crīdhara Jati, einem Schüler von Parānanda zugeschrieben, der diesernach mit Crīdhara Swāmī, dem Commentator des Bhāgavata Purāna, identisch ist. Der Commentator zum 3ten, 4ten und 6ten Buch wird in denselben zwey und noch zwey anderen Mscpten Ratnagarbha Bhat'ta genannt und in den letzteren beiden Mscpten befindet sich auch sein Commentar zum 1sten, 2ten und 5ten Buche. Den seine Scholien einleitenden Versen zufolge war er Schüler von Vidyavakāspati, Sohn von Hirañjagarbha, Enkel von Mādhava, und faßte seinen Commentar auf Begehren des Sūrjākara ab, des Sohnes des Ratīnath Miçra, Enkels des Chandrākara, erblicher Minister irgend eines Fürsten, welcher nicht genauer bezeichnet wird. Beide Erklärungen stimmen so sehr überein, daß

einer den andern sehr benutzt haben muß. Beide berufen sich auf ältere Commentatoren. Crīdhara citirt K'it-sukha-joni und U.; seinen Commentar nennt er Ātma- oder Sva-prakāṣa 'Selbst-Erläuterer'; Ratnagarbha den feinigigen Vaishṇavā-kūta k'andrikā, was Herr Wilson übersetzt the moonlight of devotion to Vishṇu (einfacher wird der Sinn, wenn man ऋक्त in der gewöhnlichen Bedeutung Sinn, Bedeutung nimmt). Die Zeit dieser Commentare genauer zu bestimmen, boten sich Hr Wilson keine Momente dar.

Etwa zu gleicher Zeit mit dieser Uebersetzung begann in Paris die Herausgabe des Textes eines andern Puranen — des Bhāgavata — mit französischer Uebersetzung und Noten von der Hand eines der allergrößten Orientalisten, Herrn Eugène Burnouf. Diese beiden Werke, durch die Anmerkungen und Einleitungen dieser, in jeder Hinsicht ihrem Unternehmen gewachsenen, Männer erläutert und in ein richtiges Licht gesetzt, machen uns fähig, unsern Begriff von diesen eigenthümlichen und umfangreichen Compositionen, für dessen Aufhellung Hr Wilson schon so viel durch Analysen anderer Puranen in einzelnen Aufsätzen, auch durch kurze Auszüge in der Vorrede zu dem anzuzeigenden Werke (p. XVI sqq.) geleistet hat, noch mehr zu berichtigen. Für die Zukunft verspricht Hr Wilson außerdem eine ziemlich umfassende und zusammenhängende Analyse aller Puranen (p. XV), von welcher wir bey den Hilfsmitteln, welche ihm zu Gebote stehen, und der Art und Weise, wie er sie zu benutzen versteht, die größten Erwartungen hegen dürfen und sicherlich befriedigt sehen werden.

Man zählt bekanntlich, jedoch mit Varianten (Wils. p. XIV) 18 Werke, welche den Namen

Purāna (alt: Tradition) führen, und sowohl dem Inhalt als der Form nach aus sehr verschiedenen Zeiten zu stammen scheinen, obgleich sie sich im Allgemeinen als jünger, wie die beiden großen Epopöen — Rāmājana und Mahābhārata, mit denen sie, insbesondere mit letzterem, trotz ihrer besondern Eigenthümlichkeiten, im engsten Zusammenhange stehen — kund geben. Bezüglich ihrer Stellung zur religiösen Entwicklung der Inder ist zu beachten, daß sie nicht, wie die Vedea, als Autoritäten für alle orthodexe Religionsformen Indiens betrachtet werden, sondern je nach ihrem speciellen Inhalt nur für die eine oder die andere Hauptsecte — Sivaiten, Vishneviten — heilig und maßgebend sind.

Als Charakteristika eines Purana werden von Amara Sinha fünf Punkte angegeben: 1) Darstellung der Schöpfung, 2) der Zerstörungen und Wiederer neuerungen des Geschaffenen, 3) Genealogien der Götter und Seher, 4) Herrschaften der Manu's (Manwantara's), 5) Geschichte der Könige der Sonnen- und Mond-Dynastie. Allein diese Charakteristika passen, wie Herr Wilson in Folge seiner genauen Kenntniß und der Beschreibung anderer Kenner der Puranen bemerkt, für keines der uns erhaltenen Puranen vollständig; am meisten, obgleich auch nicht ganz, treffen sie noch bey dem in diesem Werke übersetzten zu, was ihm eine nicht zu übersehende Autorität gibt. Die übrigen weichen, nach des Herrn Verfs Mittheilung, so wesentlich von Amara Sinhas Beschreibung ab, daß Hr Wilson dadurch auf die Ansicht geleitet ward, daß jetzt andere Werke unter dem Namen Puranen cursieren, als die waren, welche Amara Sinha im Sinne hatte. Diese Ansicht glaubt er auch durch viele Einzelheiten bestätigt zu finden; for although,

heißt es p. VI, they have no dates attached to them, yet circumstances are sometimes mentioned or alluded to, or references to authorities are made, or legends are narrated, or places are particularized, of which the comparatively recent date is indisputable, and which enforce a corresponding reduction of the antiquity of the work in which they are discovered. Auch manches andere schien ihm dafür zu sprechen, daß der jetzigen Puranensammlung eine ältere voran gegangen sey (p. IV, XI sonst); doch ließ sich dies, wie Hr Wilson selbst anerkennt, nicht zu einer überzeugenderen Sicherheit erheben. Ref. will sich bey seiner geringen Kenntniß der Puranen darüber kein Urtheil anmaßen; doch muß er die Wichtigkeit des Schlusses, daß dem Amara Sinha wesentlich andere Puranen vorgelegen haben, noch in Zweifel ziehen. Es entsteht die Frage, ob Amara Sinhas Beschreibung verbotenus zu nehmen sey; wir wissen, daß die Inder bey ihrer Systemensucht vieles in der Theorie anders ansehen, als es in Wirklichkeit ist. Daß aber, selbst wenn dieser Schluß nicht richtig wäre, die Puranen bedeutend an Alter gewinnen würden, ist, nach des Ref. Ansicht, eben so wenig wahrscheinlich. Herr Wilson setzt zwar, der Ueberlieferung folgend, Amara Sinha 56 vor Chr.; allein ob diese Ueberlieferung Glauben verdiene, ist dem Ref. noch sehr zweifelhaft. Allein wie man auch einst über diese Fragen, von größeren Hilfsmitteln und genauerer Kenntniß aller Puranen unterstützt, entscheiden möge, so scheint doch schon für jetzt gewis, daß einerseits ein großer, wenn nicht der größte, Theil des Inhalts bey weitem älter sey, als die abgeschlossene Form, in welcher die Puranen auf unsere Zeit gekommen sind, andererseits, daß alter Inhalt und auch Form

durch Interpolation und Umgestaltungen im Fortgange der Zeit vielfach verändert und endlich, daß die Abschließung zu Ganzen in der jetzigen Form in relativ ziemlich moderner Zeit gegeben sey. Nach Hn Wilsons ansprechender Ansicht fand letzteres, wenigstens für mehrere der Puranen, zur Zeit der großen religiösen Bewegungen Indiens, in denen sich die jetzigen Gestalten der indischen Religionsformen fixierten, zwischen dem 8ten und 14ten Jahrhundert nach Chr. Statt (p. IX: It is highly probable, that of the present popular forms of the Hindu religion, none assumed their actual state earlier than the time of Çankara Āk'ārja, the great Saiva reformer, who flourished, in all likelihood, in the eighth or ninth century. Of the Vaishnava teachers Râmânug'a dates in the twelfth century, Madhavâk'ārja in the thirteenth and Vallabha in the sixteenth; and the Purânas seem to have accompanied or followed their innovations, being obviously intended to advocate the doctrines they taught).

Alle Puranen haben die dialogische Form; irgend ein Weiser erzählt ihren Inhalt, als Antwort auf die Fragen eines andern; in diese Antworten sind wiederum andere Dialoge eingewebt, welche bey andern Gelegenheiten gehalten seyn sollten. In den meisten Puranen ist Lomaharshana, angeblicher Schüler des Vjâsa, der unmittelbare Erzähler; im hier übersetzten Parâçara.

Den allgemeinen Inhalt dieses letzteren bestimmt die Frage des Maitreja (S. 3): 'Maitreja sagte: Lehrer! ich bin von Dir unterrichtet in dem Ganzen der Beden, in den Sâzungen des Rechts und der heiligen Wissenschaft —. Setzt bin ich begierig — von Dir zu erfahren, wie diese Welt ward, und

in Zukunft seyn wird; was ihre Substanz ist; woher belebte und unbelebte Wesen; in was sie aufgelöst ist und wieder aufgelöst werden wird; wie die Elemente manifestiert wurden; woher die Götter und andere Wesen gekommen sind; welches die Lage und Ausdehnung des Oceans und der Berge und der Erde, der Sonne und der Planeten; die Familien der Götter und anderer, die Manus, die Perioden, welche Manvartara's genannt, die welche Kalpa, ihre Unterabtheilungen, und die vier Zeitalter: die Begebenheiten, welche am Ende eines Kalpa eintreten, und die Beendigungen der verschiedenen Zeitalter: die Geschichten der Götter, der Weisen und Könige; wie die Weisen sich in Zweige (Schulen) theilten, nachdem sie von Wisäsa angeordnet waren; die Pflichten der Brahmanen, und andern Kasten, so wie derer, die die verschiedenen Stufen des Lebens durchmachen.' Die Antworten auf diese Fragen und Episoden bilden nun den Inhalt der 6 Bücher dieses Purana. Das erste Buch berichtet die Urschöpfung aus dem Einen durch das Eine und ist wesentlich eine populärere, mit dem Glauben an Vishnu, als dieses Eine, vermittelte Auffassung der hierher gehörigen Lehren der Sankhja = Philosophie; ferner berichtet dasselbe Buch über die Zerstörungen und Reorganisationen (sowohl die elementaren am Ende von Brahma's Leben, als die untergeordneten, nur die niedern Wesen betreffenden, am Ende eines Brahmatags, Kalpa) im Allgemeinen, und über die Reorganisation im Beginn des jetzigen Kalpa insbesondere; hier beginnt die Aufzählung der Schöpfung der einzelnen Wesen, und diese Aufzählung gilt zugleich für die übrigen Kalpas, da der Charakter der Wesen in allen derselbe ist; es wird die Schöpfung der geistgebornen Kinder des Brahma, des doppelgeschlechtigen

Rudra, endlich der geschlechtlich geschiedenen: des Manu und seiner Frau erzählt, womit die Fortsetzung der Geschöpfe durch Zeugung und die Geschichte der ersten Manu-Periode (Manvantara) beginnt, aus welcher Könige und die Anfänge der Cultur erwähnt werden. Das zweyte Buch setzt die Aufzählung der Könige des ersten Manvantara bis auf Bharata fort, nach welchem Indien Bhārata genannt wurde und dessen Nachkommen bis zum Schluß des ersten Manvantara herrschten. Daran wird nun eine Beschreibung der Erde geknüpft, der HölLEN Sphären, der Sonne, der Planeten, der Aethera und des Mondes. Nach Abschluß derselben folgt die Fortsetzung von Bharatas Geschichte. Das 3te Buch läßt zunächst auf die bis zum Schluß geführte Geschichte des 1sten Manvantara, die Aufzählung der 6 übrigen schon existirt habenden Manus und der 7 zukünftigen folgen. Dann beginnen Mittheilungen über die religiösen Institute der Inder: Beden Gottesdienst, Ceremonien, religiöse Pflichten, Opfer u. s. w. Das 4te Buch enthält die Königsgeschlechter Indiens. Das 5te erzählt das Leben Krischnas. Das 6te und letzte endlich bespricht die Auflösungen der Welt. Am Schluß erklärt sich Maitreja durch die gegebene Beantwortung seiner Fragen völlig befriedigt, indem er ihren wesentlichen Inhalt folgendermaßen zusammenfaßt: 'Ich habe nichts weiter zu fragen. Die Zweifel, welche unzertrennlich vom Geist der Menschen, sind von Dir gelöst und durch Deine Unterweisung bin ich bekannt gemacht mit dem Ursprunge, der Dauer und dem Ende der Wesen; mit Vishnu in seiner vierfachen Form (Geist, Materie, Form, Zeit); seinen drey Energien (Fähigkeiten: 1) den absoluten Geist zu erkennen, 2) den bekörpernten Geist, 3) Unwissen-

heit); und mit den drey Arten den Gegenstand der Contemplation (den Geist) zu begreifen (geistige, werththätige Verbindung von beiden). Von allem diesem habe ich durch Deine Gunst Kenntniß erlangt; und sonst ist nichts werth gewußt zu werden, so bald einmahl erkannt ist, daß Vishnu und diese Welt nicht gegenseitig verschieden sind u. s. w.' In der Antwort hierauf recapituliert Parâçara nochmahl kurz die Hauptpuncte dieses Purana.

Daß dasselbe älter sey, als die meisten andern Puranen, glaubt Hr Wilson annehmen zu dürfen. It is a distinguishing feature of the Vishnu Purâna, sagt er p. LXIII sqq., and it is characteristic of its being the work of an earlier period than most of the Purânas that it enjoins no sectarial or other acts of supererogation; no Vratas, occasional self-imposed observances; no holidays, no birthdays of Krishná, no nights dedicated to Lakshm'i; no sacrifices nor modes of worship other than those conformable to the ritual of the Vedas. It contains no Mâhâtmyas, or golden legends, even of the temples in which Vishnu is adored. Data, welche eine genauere Zeitbestimmung seiner Abfassung folgern ließen, erkannte Hr Wilson nicht in ihm (p. LXXI); doch glaubt er sie etwa um 1045 setzen zu dürfen.

Die Masse der Belehrung, welche dieses umfassende Werk in der ihm von Herrn Wilson gegebenen Gestalt darbietet, die unendlich vielen Gelegenheiten, die es zum Denken und Discutieren gibt, machen es unzulässig, Einzelnes heraus zu heben. Durch die reichen Bemerkungen, Vergleichen mit den übrigen Puranen und andern Erzeugnissen der indischen Literatur ist es eine wahre Fundgrube für die Kenntniß des indischen Alterthums geworden. Wir müssen es wohl zu-

nächst den Studien dieser Art überlassen, den umfangreichen Stoff, der hier aufgehäuft und in vielem Betracht schon von dem unermüdlischen Herrn Bearbeiter gesichtet ist, im Einzelnen zu verarbeiten; alsdann werden wir wohl nicht selten Gelegenheit haben, auch in diesen Blättern auf das Wischnu-Purana zurück zu kommen und des Hn Herausgebers große Verdienste auch im Einzelnen kennen zu lernen. Für ein diesen speciellen Studien entfernter stehendes Publicum erlauben wir uns auf desselben Bemerkungen über den Zusammenhang der Häresien des Ammonius Sakkas mit Indien (p. VIII) aufmerksam zu machen. Für Göthes Verehrer bemerken wir, daß S. 402 aus dem Mahábhárata, zugleich mit Angabe der übrigen Stellen, wo sie sich findet, die Legende mitgetheilt ist, welcher wir das schöne Göthefche Gedicht 'Legende' (Göthes Werke 1840. I, 200) verdanken. Zum Schluß füge ich noch hinzu, was übrigens auch wohl andern Lesern nicht entgangen seyn wird, daß sich S. 112 die richtige Lesart für उर्मोवृत्तातिगं in Lassen's Anthol. sscr. p. 58. 3. 9, deren Falschheit Hr Lassen erkannte ohne sie bessern zu können, findet, nämlich उर्मोवृत्कातिगं.

Th. B.

N e u e n b u r g.

In der Petitpierrezchen Buchdruckerey 1843. Le Miroir de Souabe, d'après le manuscrit français de la bibliothèque de la ville de Berne, publié par G. A. Matile, docteur et professeur en droit à l'Académie de Neuchâtel (Suisse). Groß Quart.

Erfreulich ist allerdings der Umstand, daß in unserer sehr geschäftigen Zeit mehrere Länder Eu-

ropaß — die Schweiz mit eingerechnet — in einem wissenschaftlichen Aufschwung begriffen sind, der von der soliden historischen Basis ausgehend, zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Ein vorzüglicher Zweig wissenschaftlicher Bestrebung, der gegenwärtig mit Vorliebe gepflegt wird, ist unstreitig der der Quellenforschung, nicht bloß auf dem Gebiete der Geschichte, sondern auch auf dem mit ihm so nahe verwandten Felde des Rechtes.

Die französische Revolution, welche eine neue Ordnung der Dinge und der politischen Verhältnisse vorbereitete, schien mit der Vorzeit förmlich brechen zu wollen. Das neue Geschlecht nahm freudig von dem mittelalterlichen, d. h. Nationalalterthume Abschied. Dies war eben nicht sehr weise. Schreitet doch die Völkerbildung von Anbeginn der Welt immer fort. Das Neue ist eine Folge des Alten, und steht mit ihm in gefälliger Harmonie. Durch die Vergangenheit wird die Gegenwart am besten und gründlichsten durchforscht und erfaßt. Wer nicht beides durchschauet, vermag auch nicht in die Zukunft zu blicken.

In Frankreich, wo, nach der Veranstaltung des bürgerlichen Gesetzbuches lange die Meinung galt, es mache dasselbe die Bekanntschaft mit den alten Gebräuchen entbehrlich, hat man seit der Gründung einer neuen historischen Schule diesen Irrthum eingesehen. Es haben hervor ragende Männer darauf aufmerksam gemacht, und durch gediegene Arbeiten dargethan, wie nothwendig es sey neben den Quellen der Geschichte auch die des Rechtes zu durchforschen, wie gewichtig die Kenntniß der alten Rechtsvorschriften und rechtlichen Gewohnheiten sey, da sie einerseits einen richtigern Begriff von den früheren politischen Zuständen gewähre, andererseits das Verständniß des neueren,

zum Theil aus dem herkömmlichen Rechte geschöpften, bürgerlichen Gesetzbuches oder allgemeinen Landrechtes um ein Beträchtliches erleichtere. — Die französischen coutumiers sind heut zu Tage sehr gesucht; mehrere Sammlungen von alten Rechtsvorschriften werden zum Druck befördert. Die Errichtung eines Lehrstuhles für das mittelalterliche Landrecht neben dem für Erklärung des Code Napoléon ist schon zur Sprache gekommen. — Auch in der Schweiz, namentlich im Canton Waadt, wo ein bürgerliches Gesetzbuch das alte Landrecht ersetzt hat, werden, seitdem die vaterländische Geschichte viele Freunde gefunden, die rechtlichen Gewohnheiten mehrerer Orte mit Eifer durchforscht, und es gereicht der Regierung zur Ehre, daß sie voriges Jahr einen einheimischen Rechtsgelehrten beauftragt über dieselben, in der Academie zu Lausanne, Vorlesungen zu halten, welche fleißig besucht wurden. Was deutsche Gelehrte im Fache der alten Rechtswissenschaft Rühmliches geleistet, ist zu bekannt als daß es in diesen Blättern einer Erwähnung aus der Fremde bedürfte.

Die Sammlungen von Rechtsvorschriften entstanden aus einem dringenden Bedürfnisse. Sie waren den Beamten und den schlichten Bürgern unentbehrlich. Daß ohne dieselben die Laien sich in dem Labyrinth des alten Civil- und Strafrechtes leicht verirren konnten, bedarf wohl keines Beweises. Wir erinnern bloß an den öfters in 'Nugsburg' von Maister Hansen Dtnar, auch in 'Meynk' durch J. Schöffler, gedruckten, mit 'Addition' u. s. w. vermehrten, und mit Holzschnitten verzierten, Layen Spiegel von rechtmässigen ordnungen in burgerlichen vnd peinlichen Regimenten, der ein wahres Volksbuch war.

Unter den für die Rechtsgeschichte wichtigen Denkmahlen nehmen die zwey berühmten, im Mittelalter veranstalteten Sammlungen von Rechtsvorschriften und rechtlichen Gewohnheiten wohl die ersten Stellen ein. Ob sie gleich, aus bekannten Gründen, nie Gesetzeskraft bekommen, d. h. nie streng wie ein heutiges Gesetzbuch angewandt wurden, da sie mehr dazu bestimmt waren zu Rathe gezogen als pünctlich befolgt zu werden, so sind sie doch schon deshalb von großem Werthe, weil sie einst von practischer Giltigkeit waren, und ihnen manche landesrechtliche Vorschriften entnommen wurden. Mehrere um das deutsche Recht verdiente Männer haben darauf hingewiesen, welcher Schatz in jenen Rechtsquellen liege, und die critische Bearbeitung derselben veranlaßt. Beide Sammlungen bieten vorzüglich den deutschen Juristen ein großes Interesse dar; sie sind aber auch, besonders die zweyte, für die Rechtsgeschichte der Schweiz und Frankreichs höchst wichtig. Denn, wenn auch der Schwabenspiegel, wie Sachkundige behaupten, nie das Ansehen des Sachsenspiegels erhielt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er in den südlichen und wälschen Landen des deutschen Reiches, namentlich in Elsaß und Hochburgund, in einem beträchtlichen Theile Lothringens und der Schweiz, rechtliche Kraft hatte, also in Gegenden giltig war, wo die romanische Sprache entweder vorherrschte oder, neben der deutschen, im Munde der Landesbewohner war. Es darf daher nicht wundern, wenn er zum Behufe irgend eines Landesherrn, oder vielmehr gewisser Gerichtshöfe, Kanzleyen oder Amtschreibereyen, aus der Ursprache in die romanisch redender Völkerschaften übertragen ward.

Indessen scheint es, man habe von einer auf der Bibliothek der Stadt Bern befindlichen Uebersetzung

des Schwabenspiegels in altfranzösischer Sprache keine Notiz genommen, bevor der Freyherr von Laßberg dieselbe in seinem Verzeichnisse der Handschriften des Schwabenspiegels bekannt machte. Freyherr von Löw hat sie im ersten Hefte der Zeitschrift für deutsches Recht noch genauer beschrieben, in der Absicht der Herausgabe jenes merkwürdigen Denkmahls, welche, wie dieser Gelehrte hoffte, einst würde veranstaltet werden, eine günstige Aufnahme vorzubereiten. Der, auf deutschen Universitäten gebildete, um das jetzt noch geltende Neuchateller Landrecht wohlverdiente Prof. Matile hatte diese Arbeit schon unternommen: von Löws Worte bestärkten ihn in seinem Vorsatze.

Diese wichtige Publication bietet den Freunden der Rechtswissenschaft, der Geschichte und der alten Sprachen ein großes Interesse dar. In Hinsicht des Rechtes muß bemerkt werden, daß sie schon deshalb für deutsche Juristen einen Werth hat, weil in mehreren Stellen der Uebersetzung des Urtextes eine Erklärung oder Interpretation hinzu gefügt ist. Ihre Wichtigkeit wird aber noch dadurch erhöht, daß die Aehnlichkeit der Sprache mit der lateinischen den deutlichsten Beweis von der Fortdauer des römischen Rechtes im Mittelalter liefert. Dieß ist, wie ein Sachverständiger in einem Aufsatze (im *Nouvelliste Vaudois*, nr. 26 d. J.) über diese Arbeit bemerkt, schon von Hn Geheimenrath Mittermaier anerkannt worden, und gilt bloß von dem ersten Theile des Schwabenspiegels, nämlich dem Landrechte (*jus provinciale*), keinesweges aber von dem Lehenrechte (*jus feudale alemannicum*). — In Rücksicht der Sprache ist unser Denkmahl sehr schätzenswerth, und eben sie hat ganz besonders Herrn Matile zur Herausgabe veranlaßt. Ueber den Ursprung und das Alter der Uebersetzung läßt sich zwar nichts Bestimmtes

sagen. So viel ist jedoch gewiß, daß die Berner Handschrift das Eigenthum eines Peterman Gudrifin war, der seinen Namen am Ende der letzten Spalte derselben geschrieben. Vermuthlich ist das ganze Werk eine Copie von seiner Hand. Dieser Mann war, wie sich aus den Forschungen des Hu Matile ergibt, der Bruder des als Stadtschreiber (Canzler) zu Freyburg im Uechtland, von 1395 — 1409, bekannten, ums Jahr 1416 verstorbenen, Pierre Gudrifin oder Gudresin, und folgte ihm in dessen Amt, welches er noch im Jahre 1429 verwaltete. Er starb den 1. Januar 1442. Demnach rührt jenes Manuscript sehr wahrscheinlich vom Anfange des 15. Jahrhunderts her. Es gehörte, mit einer jetzt noch in Freyburg befindlichen, sehr schönen und schätzbaren im J. 1410 gefertigten, deutschen Handschrift des Schwabenspiegels, der Büchersammlung dieser Stadt an, und kam, man weiß nicht wie und wann, in die Bibliothek der Stadt Bern.

Da es keinem Zweifel unterworfen ist, daß der Schwabenspiegel in wälschen Landen des deutschen Reiches practische Giltigkeit hatte, so darf man voraussetzen, daß die besprochene Handschrift nicht das einzige Exemplar einer französischen Uebersetzung desselben gewesen sey. Der Verf. des im Nouv. Vaud. erschienenen Aufsatzes vermuthet, nicht ohne Grund, es möchten sich in mehreren Gegenden, z. B. in wälsch Flandern, in Greyerz, in Wallis einige auffinden lassen. Er selbst sah vor wenigen Jahren ein Exemplar, das von Leuk nach Belgien auswanderte. Es ist zu bedauern, daß der Herausgeber dieser Uebersetzung nicht mehrere Abschriften zur Einsicht bekam. Die Vergleichung derselben möchte verschiedene Lesarten und erhebliche Varianten darbieten, und eine critische Bearbeitung des französischen Textes veranlassen.

Hr Matile hat dem von ihm heraus gegebenen Miroir de Souabe eine sehr interessante Vorrede voran geschickt, p. I—XXVII. Darauf folgen die Sommaires des chapitres, ein Facsimile der schönen Handschrift, der Text, in LXXXVI Blättern; jede Seite in 2 Spalten von 40 Zeilen; zusammen 13,720 Zeilen enthaltend. Zwischen beiden Spalten ist ein enger Raum aufgespart, in welchem die Zeilen von 5 zu 5 numeriert sind; was das Nachschlagen erleichtert. Der Herausgeber hat den Text selbst copiert und mit einer diplomatischen Treue abdrucken lassen, welche, mit Ausnahme der Schrift und des Schreibmaterials (das Mscpt ist auf Pergament, der Druck auf feinem weißen Papier) das Original vollkommen dargestellt und ersetzt. Auf den Text folgen zuerst Noten und Varianten, dann Tabellen über den Hauptinhalt des Werkes, und endlich die Concordanz der Kapitel des französischen Textes mit der deutschen Freyburger Handschrift und den von Laßberg und Schilter besorgten Ausgaben des Schwabenspiegels. Die Ausgabe, welche Hr Prof. Wackernagel veranstaltet, konnte hier nicht angeführt werden, weil sie noch nicht vollständig war, da bisher bloß das Landrecht erschien.

Diese Anzeige reicht hin um einen Begriff von dem Ernst und der Sorgfalt zu geben, womit Hr Matile die besprochene Arbeit unternommen und ausgeführt hat. Sie gereicht ihm zur Ehre. Die Freunde der Rechtswissenschaft, der Geschichte und der alten Literatur werden diesem wackern Gelehrten ihren aufrichtigen Dank zollen. Kein Zweifel, daß der, obgleich für ein gewisses Publicum bestimmte, Miroir de Souabe um so mehr Ankäufer finden werde, da dieses sowohl seiner Ausstattung nach schöne, als seinem Inhalte nach reiche und wichtige Werk nur zehn französische Franken kostet.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 15. Julius 1844.

P a r i s,

bey Arthus Bertrand 1842. Recherches historiques, critiques et bibliographiques sur Améric Vespuce et ses Voyages. Par M. le Vicomte de Santarem, membre de plusieurs Académies etc. XVI und 284 Seiten in Octav.

Die neuerdings über die Reisen des Vespucci angestellten gründlicheren Untersuchungen sind besonders deshalb auch von allgemeinerem Interesse, weil sie aufs neue recht deutlich gezeigt haben, von welchen kleinlichen Zufälligkeiten der Nachruhm solcher Männer abhängig ist, welche durch Entdeckungen im Gebiete der physischen Welt dem Menschengeschlechte die wichtigsten Dienste geleistet haben. Der Umstand, daß auf dem Titel einer im Jahre 1507 zu Vicenza heraus gekommenen Sammlung von Reisebeschreibungen *), welche u. a. mehrere Reisen des Columbus und des Vespucci umfaßte, nicht der Name des ersteren, sondern der

*) Mondo novo e paesi nuovamente ritrovati da Alberico Vespuzio Fiorentino.

des letzteren genannt wurde, hat es bewirkt, daß schon im Anfange des 16. Jahrhunderts der volksthümliche Ruhm des eitlen Florentiners den des hochherzigen Genuesen bey weitem überstrahlte, und einem Vorurtheile oder einem Irrthume, jedenfalls dem Einflusse eines Buchhändlers zu Saint Die in Lothringen ist es zuzuschreiben, daß in der Benennung eines ganzen Welttheils der Name eines Mannes verewigt wurde, der neben dem wahren Entdecker desselben in der That nur eine sehr kleine Rolle gespielt hat. — Zwar ist auch hier die Weltgeschichte das Weltgericht gewesen; eine spätere Nachwelt hat den zurück gesetzten Columbus nach Verdienst bewundert und gefeyert, während sie den Vespucci strenge, selbst zu strenge gerichtet hat; gleichwohl ist es, obgleich je länger je mehr die öffentliche Meinung sich für Columbus erklärte, bis auf unsere Tage nicht möglich gewesen mit triftigen Beweisen in dieser Sache zu entscheiden. Erst vor wenigen Jahren sind uns durch die Liberalität, mit welcher die spanische Regierung die bis dahin in den Archiven verschlossenen reichhaltigen Urkunden über die Entdeckungen der Spanier im 15. und 16. Jahrhunderte veröffentlichen ließ, mit dieser Sammlung von kostbaren Quellen zur Entdeckungsgeschichte der neuen Welt überhaupt, zugleich die zur Entscheidung dieser speciellen Frage nothwendigen Actenstücke gegeben worden.

Um den eigentlichen Gegenstand der Untersuchungen unseres Verfs näher zu bezeichnen, müssen wir daran erinnern, daß die entschiedenen Lobredner des Vespucci, diejenigen welche ihm auf Kosten des Columbus die Entdeckung des Festlandes von Südamerika (dem zuerst der Name Amerika beygelegt wurde) zuschreiben und deshalb die Benennung des Welttheils nach seinem Namen als eine ihm ge-

bürende Anerkennung darstellen, den Beweis ihrer Behauptungen auf die eigenen Aussagen des Vespucci gründen, nach welchen er vier Reisen nach Süd = Amerika gemacht haben will, nämlich in den Jahren 1497, 1499 (oder 1498 nach einer andern Lesart) 1501 und 1503, und zwar die beiden ersten auf Befehl des Königs von Spanien, die beiden letzteren im Auftrage des Königs von Portugal. Die Berichte des Vespucci über diese vier Reisen erschienen anfangs einzeln in kleinen Heften, allgemeiner bekannt wurden sie erst, als sie zum erstenmale gesammelt im Jahre 1507 *) von einem Buchhändler der kleinen Stadt Saint Dié publiciert wurden, der sich in der zweyten zu Strassburg 1509 erschienenen Ausgabe Martinus Ilacomylus nennt und der, wie Hn v. Humboldts Nachforschungen gezeigt haben, kein anderer ist, als der als gelehrter Kosmograph bekannte Martin Waldseemüller aus Freyburg im Breisgau (Alex. v. Humboldts Krit. Unters. II. S. 358—371). In diesem Werke wird auch, wie der gelehrte Director des hydrographischen Depots zu Madrid, Don Martin Fernandez de Navarrete (Coleccion de Viages III. 184) dargethan hat, zuerst der Name Amerika für die neue Welt vorgeschlagen (Quarta orbis pars, heißt es darin, quam quia Americus invenit, Amerigem quasi Americi terram sive Americam nuncupare licet), und der großen Verbreitung und

*) Das Werk führt den Titel: *Cosmographiae Introductio, cum quibusdam Geometriae ac Astronomiae principiis ad eam rem necessariis.* — Insuper quatuor Americi Vespucci navigationes. — Die Vorrede dieser ersten sehr seltenen Ausgabe, welche sich auf der Bibliothek zu Berlin befindet, ist datirt: 1507, ex Sancti Deodati Oppido.

dem Ansehn der Schriften des Hylacomylus ist es zuzuschreiben, daß dieser Name sehr bald allgemein angenommen wurde. — Nun ist ausgemacht, daß Columbus (obwohl er schon mit Cuba ein Festland, nämlich Asien, aufgefunden zu haben glaubte) das wahre Festland von Amerika (die Küste von Paria) erst auf seiner dritten Reise, im August des Jahres 1498 entdeckte, und demnach würde Vespucci diese Entdeckung vor Columbus gemacht haben, wenn seine erste Reise nach der Küste von Süd-Amerika, seiner Behauptung zufolge, in der That im Jahre 1497 Statt gefunden hätte. Deshalb ist auch über diese Reise bey den Untersuchungen über die Priorität der Entdeckung immer am meisten gestritten worden, wiewohl ohne Erfolg, da mit Gründen sich weder hinlänglich ihre Echtheit noch das Gegentheil davon beweisen ließ. Gegenwärtig kann darüber mit völliger Gewisheit abgeurtheilt werden, denn Hr von Navarrete hat aus den in den spanischen Archiven aufbewahrten Urkunden den Beweis geführt, daß Vespucci im Jahre 1497, wo er Chef des in Sevilla etablierten florentinischen Handlungshauses von Johann Berardi war, keine Reise nach der neuen Welt gemacht hat, sondern zu der Zeit, wo er das Festland von Amerika entdeckt haben soll, sich zu Sevilla befand, und daselbst im Auftrage der spanischen Regierung die Ausrüstung der Flotte für die dritte Reise des Columbus betrieb, welche ihn vom April 1497 bis May 1498 beschäftigte (Navar. III. p. 317). Navarrete hat ferner nachgewiesen, daß Vespucci seine erste Reise nach Amerika erst im Jahre 1499 gemacht hat und zwar unter dem Oberbefehle des berühmten Alonso de Hojeda, der seiner eigenen, in dem Proceße des spanischen Fiscus gegen die Erben des Columbus zu Protokoll

gegebenen Aussage zufolge, zuerst nach dem Admiral das Festland von Südamerika entdeckte (vgl. die interessanten Probanzas del Fiscal del Rey en el pleito, que siguió contra el Almirante de Indias D. Diego Colon etc. Pregunta 5a, Navar. III. p. 544).

Nach Entscheidung dieser Hauptfrage kann ein abermahliges Aufnehmen der Untersuchungen über Vespucci im Wesentlichen nur dessen persönlichen Charakter betreffen und als Hauptsache nur die Beantwortung der Fragen zum Zwecke haben, ob die in Vespuccis Berichte über seine erste Reise enthaltenen falschen Daten, denen zufolge dieselbe vor der dritten Reise des Admirals Statt gehabt hätte, einer absichtlichen Fälschung von Seiten des Vespucci zuzuschreiben seyen, ob derselbe dadurch sich auf Kosten des Columbus die Ehre der ersten Entdeckung habe anmaßen wollen, und ob Vespucci selbst auf den Vorschlag seines Namens für die neue Welt Einfluß gehabt habe. Und in dieser Beziehung verdiente die Untersuchung allerdings wieder aufgenommen zu werden, da Alex. von Humboldt, welcher nach Navarrete und auf die Autorität der von diesem bekannt gemachten Urkunden die Sache wiederum untersucht hat, mit seinem Vorgänger freylich in der eben angeführten Hauptsache vollkommen übereinstimmt, im Urtheil über den persönlichen Charakter des Vespucci aber von jenem gelehrten Forscher in so fern abweicht, als er denselben gegen die Beschuldigung Navarretes, Vespucci habe aus Eitelkeit und um den dem Columbus gebührenden Ruhm zu usurpieren, seine erste Reise (die vom Jahre 1497) erlogen, ganz und gar zu rechtfertigen sucht. Zwar muß dem, der die hier bezeichneten Untersuchungen des Hn von Humboldt genauer studiert hat — beynähe

die Hälfte seiner bis jetzt bis zum fünften Bande erschienenen *Hist. de la Géogr. du Nouv. Continent* ist diesem Gegenstande gewidmet — die Wiederaufnahme dieser Angelegenheit ohne Beybringung neuer Actenstücke ein gewagtes Unternehmen erscheinen. Der Vicomte von Santarem hatte indes dazu schon dadurch eine gewisse Befugnis, daß er selbst auf das Urtheil des Hn von Navarrete über Vespucci bedeutenden Einfluß gehabt hat. Unser Verf. hatte nämlich schon im J. 1826 auf Ersuchen des Hn von Navarrete in den an Urkunden über die im 15. und 16. Jahrhunderte ausgeführten Entdeckungsbereisen ungemein reichen portugiesischen Archiven, denen er damahls als Generaldirector vorstand, die genauesten Nachforschungen angestellt nach einer Nachricht über die beiden Reisen, die Vespucci im Auftrage des Königs von Portugal gemacht zu haben behauptet, und, da er davon keine Spur fand, in einem an Hn v. Navarrete gerichteten Berichte über seine Nachforschungen zu beweisen gesucht, daß Vespucci gar keine Reisen auf Kosten der portugiesischen Regierung gemacht habe, was Hn v. Navarrete in seiner ungünstigen Meinung von Vespucci befestigte. Diesen Bericht, der auch vom Hn v. Navarrete unter die auf Vespucci bezüglichen Documente aufgenommen wurde (*Zbl. III. S. 309*), publicierte unser Verf. im *Bulletin de la Soc. de Géogr. de Paris* (Jahr 1835), und später ließ er demselben, zur Bestätigung des darin ausgesprochenen Urtheils, von Zeit zu Zeit Noten und Nachträge folgen. Der Hauptsache nach sind nun diese jetzt vorliegenden *Recherches* nur ein Abdruck jener Aufsätze, neu hinzu gekommen sind nur einige Noten und ein ausführliches Namenregister, und sehr zu bedauern ist es, daß der Verf. uns statt

dieses Abdruckes der einzelnen in Zwischenräumen von mehreren Jahren abgefaßten Memoirs, die hier wieder als Lettre à Mr. de Navarrete (p. 1), Notes additionelles (p. 17), Continuation des not. addit. (p. 71) und Suite de notes addit. (p. 122—256) erscheinen, nicht ein daraus umgearbeitetes Ganze gegeben hat, welches die Resultate seiner Untersuchungen viel kürzer und klarer dargestellt haben würde. Indes verdienen dieselben auch in dieser unvollkommenen Form als ein dankenswerther Beytrag zur Geschichte der geographischen Entdeckungen jener Zeit alle Berücksichtigung, weil sie die Nachforschungen eines Mannes darlegen, dem vermöge seiner Stellung dazu die reichsten und seltensten Hilfsmittel zu Gebote standen und der sein Talent zu dergleichen Arbeiten auch schon anderweitig glänzend bewährt hat. Deshalb sey es erlaubt dabey noch einen Augenblick zu verweilen.

Um jedoch den Gang und das Endresultat dieser Recherches in Kürze darlegen zu können, müssen wir zuvor noch bemerken, daß die Untersuchungen des Hn von Humboldt es höchst wahrscheinlich gemacht haben, daß Vespucci, freylich nie als Oberbefehlshaber einer Flotte, doch in der That vier Reisen nach der Küste von Südamerika ausgeführt hat, nämlich zuerst vom May bis October 1499, als Begleiter des Alonso de Hojeda, die zweyte vom December 1499 bis September 1500 unter dem Commando des spanischen Capitains Vincente Yanez Pinzon (desselben der den Admiral schon auf seiner ersten Reise begleitet hatte), die dritte, welche wie die folgende, nach der Küste von Brasilien gerichtet war, vom May 1501 bis September 1502 auf einer portugiesischen Flotte,

deren Oberbefehlshaber aber nicht bekannt ist, und die vierte vom May 1503 bis Junius oder Julius 1504 unter dem Portugiesen Gonzalo Coelho. — Ein sicheres urkundliches Zeugnis hat man jedoch nur für die erste dieser Reisen. Es ist nämlich nicht daran zu zweifeln, daß Vespucci den Hojeda auf seiner Fahrt im Jahre 1499 begleitete, es bleibt nur die Frage über, ob Vespucci aus dieser einen Reise in seiner Erzählung zwey verschiedene gemacht hat, ob, wie häufig und schon von Las Casas behauptet worden, die erste ins Jahr 1497 gesetzte Reise eine bloße Erzdichtung Vespuccis ist, zu der er die Materialien hergenommen aus der im Jahre 1499 mit Hojeda gemachten, auf die sich in Wahrheit die Erzählung der zweyten (nach Vespuccis Berichte) bezöge. Hr von Humboldt hat durch die genaueste Vergleichung aller der reichhaltigen Nachrichten, welche über die um jene Zeit gemachten spanischen Reisen vorhanden sind, bewiesen, daß die Berichte Vespuccis über seine beiden ersten Reisen sich in der That auf zwey verschiedene Reisen beziehen, und daß in dem über die erste allerdings das Datum 1497 zu verwerfen, dieselbe aber in Wirklichkeit diejenige sey, welche Vespucci 1499 mit Hojeda gemacht hat, während die nach seiner Erzählung 1499 Statt gehabte eine andere, nämlich die unter Pinzon ausgeführte sey. So überzeugend Hr von Humboldt aber auch dies dargethan hat, so bleibt doch auch nach dieser Auseinandersetzung noch eine Menge von Widersprüchen in den Reiseberichten des Vespucci unaufgelöst.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. 115. Stück.

Den 18. Julius 1844.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Recherches historiques, critiques et bibliographiques sur Améric Vespuce et ses Voyages. Par Mr. le Vicomte de Santarem, membre de plusieurs Académies etc.'

Herr von Humboldt, der dies nicht verbirgt, ist geneigt diese Widersprüche denselben zufälligen Ursachen zuzuschreiben, welche in andere gedruckte Reiseberichte aus jener Zeit so viele Fehler und Irrthümer gebracht haben. Hr von Santarem ist anderer Meinung. Er bemüht sich vielmehr die nicht aufzulösenden Widersprüche in den Berichten des Vespucci als Zeichen ihrer Unechtheit darzustellen, und so sucht er darzuthun, daß, um aus jenen Berichten die groben Widersprüche in so weit zu entfernen, daß sie den Charakter der Authenticität erhielten, man in denselben so viele Aenderungen machen müsse, daß sie dadurch eigentlich neu gemacht (refait) würden. Der Verf. sucht ferner zu beweisen, daß man nach dem Charakter des Vespucci, wie er sich aus seinen eigenen Briefen

und Berichten ergibt, von demselben, ohne ihm Unrecht zu thun, wohl annehmen dürfe, er habe direct oder indirect darauf Einfluß gehabt, daß Hylacomylus die neue Welt nach ihm benannt hat, und daß das um so wahrscheinlicher sey, da es fast unmöglich gewesen, daß Hylacomylus von der Entdeckung durch Columbus nicht gewußt haben sollte. Nebenbey bekämpft er besonders Baudini und Canovai, die beiden bekannten Lobredner des Vespucci, wodurch aber der Gang seiner Untersuchung, in welcher er nach und nach die von mehr als 200 Schriftstellern über Vespucci gefällten Urtheile vorführt und beleuchtet, so verwickelt wird, daß man große Mühe hat, den Faden zu behalten, und bedauern muß, daß der Verf. dasjenige, was nach den vorhandenen Materialien zu beweisen, und das, was nur wahrscheinlich zu machen war, nicht mehr auseinander gehalten hat. Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir den Gang dieser Untersuchung auch nur andeuten. Auch genügt es hier anzuführen, daß der Verf. manche gewichtige Gründe für seine Behauptungen beybringt, und dieselben geschickt benutzt, so daß es schwer ist, sich nicht mit hinreißen zu lassen von der Begeisterung mit welcher er die Sache des Columbus führt, nicht Parthey zu nehmen gegen Vespucci, indem man zu fortwährenden Vergleichen der im Stil eines Romanschreibers abgefaßten pomphaften aber fast inhaltleeren Berichte des Vespucci mit denen des Columbus geführt wird, welche in der schmucklosen aber das Gepräge der Wahrheit tragenden Sprache des einfachen biedereren Seemannes eine reiche Fülle der wichtigsten Entdeckungen und Beobachtungen darlegen. Erst wenn man dies Buch gelesen hat, kann man die strenge Unparteylichkeit recht ermef-

sen, welche Herrn von Humboldt in seinen Untersuchungen über Vespucci und Columbus geleitet hat, kann man die Unbefangenheit und Klarheit des Urtheils recht würdigen, welche ihn, bey der Bewunderung die ihm der Held seiner Geschichte, der Admiral, einflößen mußte und eingeflößt hat, davor bewahrt haben, sich dazu hinreißen zu lassen den Vespucci nach den vielen sich vorfindenden Indicien als einen eiteln Usurpator des Ruhmes des Columbus zu verdammen. Hr von Santarem, so unparteyisch, wo es sich zwischen seinen Landsleuten, den Portugiesen, und den Spaniern handelt, hat gegen den Florentiner sich doch, wie uns scheint, die Freyheit des Urtheils nicht in dem Maße zu bewahren gewußt. Alle die von ihm vorgebrachten Thatsachen und Beweise beweisen wohl, daß die beiden Hauptadvocaten des Vespucci, Bandini und Canovai, und namentlich der letztere, sehr uncritisch verfahren sind und nicht auf die ehrenvollste Weise die Sache des Vespucci gegen die des Columbus geführt haben, sie zeigen auch wohl, daß Vespucci gegen Columbus gehalten eitel, ruhmredig, kleinlich war, und daß er wohl des Verbrechens gegen Columbus dessen man ihn oft beschuldigt hat, fähig gewesen seyn möchte; dennoch scheinen sie uns nicht vollkommen hinzureichen das Schuldig auszusprechen über einen Mann, 'der allerdings nur ge- glänzt hat im Wiederscheine eines Jahrhunderts des Ruhmes', der aber doch nicht ohne Einfluß gewesen ist auf die Fortbildung der Geographie und der Nautik. Die Frage, welche nach den hierher gehörigen Untersuchungen der Hn von Navarrete und von Humboldt allein zu beantworten übrig blieb, nämlich die, ob und welchen Einfluß Vespucci auf die Einführung des Namens Amerika

gehabt hat, scheint uns durch diese Recherches nicht beantwortet. Wenn aber somit das Resultat derselben auch nur ein negatives ist, so ist es dessenungeachtet doch von Wichtigkeit für die Sache, weil ein solches Resultat einer mit so großen Hilfsmitteln und so vieler Sachkenntnis angestellten Untersuchung hinlänglich beweist, daß nach den jetzt vorhandenen Materialien völlige Gewisheit über die angeführte Frage nicht zu erlangen ist, und daß man dieselbe auf sich beruhen lassen muß, so lange nicht neue Actenstücke neue Aufklärungen geben. Schon aus diesem Grunde und mehr noch wegen des in demselben mitgetheilten großen Schazes von Nachrichten über die von den Portugiesen und Spaniern zu Anfang des 16. Jahrhunderts ausgeführten Entdeckungswesen verdient dies Werk zu den wichtigsten Erscheinungen im Gebiete der geographisch-historischen Literatur der neueren Zeit gezählt zu werden.

Wp.

K i e l.

In der Schwerfischen Buchhandlung 1843. De collegiis et sodalitiis Romanorum scripsit Th. Mommsen. Accedit inscriptio Lanuvina. 129 Seiten in Octav.

Daß der wichtige Gegenstand dieses Werkchens von dem Verf. nicht erschöpft sey, gibt derselbe selbst zu: si qui negabunt a nobis perfectum esse, tantum abest ut eos inter malignos censores habeamus, ut lubentissime iis ipsi assentiamur; doch soll uns dieses nicht hindern es als eine recht verdienstliche und erfreuliche Erscheinung zu begrüßen, in welcher sich die Frische und Selbständigkeit des jugendlichen Urtheils mit einem so richtigen

Blicke auf der einen und einer so gediegenen Belesenheit auf der andern Seite vereinigt, daß wir nur wünschen können, der Verf. möge die Gedanken, die er hier oft nur in leeren Umrissen andeutend hingeworfen hat, recht bald zu einer umfassenden Durchdringung des reichen und dankbaren Stoffes verarbeiten. Nur das können wir ihm nicht einräumen, daß derselbe zu denjenigen Dingen gehöre, quibus termini sunt aut ex arbitrio statuendi aut nulli, und deshalb an eine Erschöpfung desselben nicht zu denken sey, weil er seine Wurzeln so tief in das ganze römische Leben getrieben habe, ut perpetuam interpretationem vix recipiat; vielmehr dürfte darin gerade ein Hauptfehler der vorliegenden Arbeit liegen, der ihr mehrfach wenigstens in einzelnen Theilen einen fragmentarischen und unproportionierten Charakter aufgedrückt hat, und der bey einer neuen Bearbeitung leicht zu vermeiden wäre, daß sich der Verf. nicht von vorn herein über den Gesamtbegriff klar geworden ist, der die hier betrachteten scheinbar ganz heterogenen Gegenstände vereinigt, und der dann auch leicht den Umfang und die Grenze dieser Betrachtung bestimmt haben würde. Statt von der ganz äußerlichen Erklärung der Wörter sodalis und sodalicia auszugehen, die bald in engerem bald in weiterem Sinne genommen werden und in ihrer speciellen so zu sagen technischen Bedeutung selbst wieder nur eine Unterabtheilung des Gesamtstoffes bilden, mußte er den Begriff collegium erläutern, den er um so mehr an die Spitze zu stellen berechtigt war, als er p. 32 selbst gegen Savigny u. A. den Ausdruck collegia sodalicia gerechtfertigt hat, wodurch also auch diese nur als eine Art jener allgemeinen Gattung erscheinen; und

indem er diesen Gattungsbegriff in allen seinen besonderen Aeußerungen verfolgte, würde er sowohl für die einzelnen Gesichtspuncte, die er mit großem Glücke aufgestellt hat, ein organisches Band gefunden, als auch im Ganzen einen Maßstab erhalten haben, nach welchem sich die Ausdehnung dieses Bandes beurtheilen ließ. Hier würde auch die Frage ihre Erledigung gefunden haben, deren Beantwortung Hr Mommsen jetzt auf eine andere Zeit verschiebt, in wie fern Magistrate als ein Collegium betrachtet werden können; hier hätte sich der Unterschied von collegium und societas vielleicht noch schärfer bestimmen lassen, als es p. 39 geschehen ist; namentlich aber kam hier das Verhältnis und die Nothwendigkeit einer cooptatio zu einem collegium in Betracht, die jedenfalls eines der wichtigsten Momente in dem formalen Organismus einer Körperschaft bildet, von welcher aber Hr Mommsen eben so wenig wie von der inneren Gliederung dieser Körper überhaupt spricht, weil es ihm durchgehends nur um das historische Sach- und Rechtsverhältnis der einzelnen Erscheinungen zu thun ist, die er mehr instinctmäßig als mit klarem Bewußtseyn zu einer gemeinschaftlichen Betrachtung vereinigt hat. Sein Tact ist allerdings so richtig, daß er auch diesen Mangel fühlt und es für nöthig hält, sich deshalb zu entschuldigen, daß er diesen, wie er sagt, schon fast ausgearbeiteten Theil zurück gelassen habe; aber die Gründe, die er dafür angibt, zeigen wieder nur, daß ihm die Methode der wissenschaftlichen Behandlung einer solchen Lebensphäre im Ganzen noch nicht geläufig ist, wenn er meint, er habe sich und seine Leser mit solchen Kleinigkeiten, als da sind *de populo et plebe collegii, de immunibus, de de-*

curionibus et magistratibus, de partibus collegiorum decuriis et centuriis, nicht langweilen wollen, da dergleichen sich besser einmahl bey einem Corpus inscriptionum latinarum gelegentlich abfertigen lassen werde; und diese geniale Leichtfertigkeit ist dann auch selbst auf die vorliegenden sächlichen Abschnitte nicht ohne nachtheilige Wirkung geblieben. Hat ihm auch unverkennbar eine organische Anordnung der Theile vorgeschwebt, welche sich in der voraus geschickten Disposition des Ganzen kund gibt, so fehlt diesem Baurisse doch der Schlußstein der Begriffseinheit, und gerade je vollständiger das Gerippe in so fern seyn mag, als sich alle Aeußerungen dieses Begriffes darin unterbringen lassen, desto bedauerlicher ist es, wenn gleichwohl weder alle diese Aeußerungen berührt noch selbst die berührten mit der Gleichmäßigkeit behandelt sind, die einen Eindruck harmonischer Befriedigung zurück ließe, so daß schier die Hälfte des Ganzen von den beiden unter einander gar nicht zusammen hängenden Untersuchungen über die *lex Licinia de sodaliciis* und über die *collegia fune-raria* eingenommen wird, und es gerade so heraus kommt, als wenn jemand bey uns ein Werk über geschlossene Gesellschaften, insonderheit verbotene Verbindungen und Leichencassen ankündigte!

Diese Bemerkungen voraus zu schicken war Ref. seinen Lesern schuldig, um diese nicht durch das Lob, welches der vorliegenden Abhandlung in ihren einzelnen Theilen gebührt, zu dem Glauben zu verleiten, als ob hier im Ganzen das geleistet wäre, was der Titel verspricht; und am Wenigsten konnte ihn davon der Nachspruch des Werks abhalten, durch welchen er seinen Beurtheilern gegenüber das Recht in Anspruch nimmt, in omnibus

rebus scriptoris esse, quid tractare velit; denn wenn auch die Wahl des Gegenstandes frey ist, so unterwirft sich der Schriftsteller doch eben durch diese Wahl dem Maßstabe, der aus der Natur des Gegenstandes hervor geht. Um jedoch auch andererseits das Nöthige zu thun, um unsere Leser mit uns auf den persönlichen Standpunct des Verfs zu versetzen, so bemerken wir dazu gleich weiter, was freylich der Verf. offener und seinem eigenen Vortheile gemäßer selbst bekannt haben würde, daß uns diese ganze Arbeit zunächst nur aus der Erklärung einer höchst interessanten Urkunde der römischen Kaiserzeit, den im Jahre 1816 zu Civita Lavigna (Lanuvium) gefundenen und zuerst von Ratti, dann von Campanari in den Atti dell' Accademia pontificia d'Archeologia heraus gegebenen Statuten einer antiken Sterbecasse hervor gegangen zu seyn scheint, deren Vorarbeiten aber dem Verf. bald so vielen selbständigen und ergiebigeren Stoff abwarfen, daß er die ursprünglich beabsichtigten Prolegomenen zur Hauptsache machte, und das frühere Principale jetzt nur als Accessorium einen kleinen Theil ausmacht; und aus diesem Gesichtspuncte betrachtet steht dann allerdings nichts mehr im Wege anzuerkennen, daß er seine Aufgabe nicht nur befriedigend gelöst, sondern auch in vielen Stücken zum wahren Gewinne der Wissenschaft überboten habe. Er spricht zuerst de sodalitatibus sacris, und weist nach, wie mit jedem neuen Cultus auch entsprechende Bruderschaften eingeführt worden seyen, wobey wir nur das Collegium Capitolinum bey Livius V. 50 vermissen; schließt aber eben daraus, daß solche nach römischem Begriffe zu jedem Cultus nöthig gewesen seyen, und findet dieselben dann theils in den Prie-

stercollegien, theils in den einzelnen Familien, welche das Priesteramt erblich ausübten, und deren Entstehung er auf ähnliche Art erklärt, wie dieses D. Müller Prolegg. zur wissensch. Mythologie S. 249 flg. für Griechenland gethan hat. Was er bey dieser Gelegenheit über die *sacra popularia* in der bekannten Stelle des Festus p. 253 ed. Mülleri gegen Savigny Zeitschrift Bd. II. S. 385 und Dirksen civilist. Abhh. S. 8 bemerkt, ist gleichzeitig auch von Wöniger (das Sacralsystem und das Provocationsverfahren der Römer, Leipzig 1843. 8) S. 62 fgg. und 178 fgg. in ähnlichem Sinne behandelt und namentlich auch der Gegensatz der *sacra publica* und *gentilicia*, wie ihn Hr Rommensen p. 14 festhält, gleichfalls vertheidigt worden; wenn aber Wöniger S. 65 *sacra publica* und *popularia* so scheidet, daß jene Handlungen des Staates 'als der Einheit, der Persönlichkeit des Volkes', diese 'Handlungen der Einzelnen im Staate' seyen, und S. 157 die Worte des Labeo bey Festus: *popularia sacra sunt, quae omnes cives faciunt, nec certis familiis attributa sunt*, so auffaßt, daß die Vielheit der einzelnen Bürger (*omnes cives*) den Einzelnen (*certis familiis*) entgegen gesetzt werde, so ist unstreitig unseres Verfs Auslegung p. 9 richtiger: *sacra publica sunt sacra pro populo, opposita sacris pro singulis hominibus communibusve consiliis; popularia sacra per populum facta, opposita sacris, quae familiaribus sacerdotiis attributa sunt*, obgleich er eben darum die *popularia* nicht wieder unter den *publicis* begreifen sollte. Auch was er p. 15 — 22 bey Gelegenheit der *sodales Augustales* über die Verehrung und Vergötterung des Augustus sagt, ist, wenn auch zur Sache nicht we-

sentlich, doch willkommen; eher hätten wir die folgende Vergleichung mit den griechischen Orgeonen u. s. w. missen können, zumahl da Hr Mommsen hier doch lediglich auf Meier (oder wie er schreibt Meyer) de gentilitate Attica verweist, und am Ende doch einräumen muß, daß die Orgeonen mit den Sodalitäten, welche er in diesem Kapitel beschreibt und die sich zunächst auf den öffentlichen Gottesdienst beziehen, nichts gemein haben. Cap. II spricht er dann p. 27 — 32 von den collegiis opificum, freylich etwas kurz, doch so daß er ihr Verhältniß zu den übrigen Bürgereinthelungen scharf bezeichnet; er widerlegt Plutarch's Angabe im Numa c. 17 von einem neunten Collegium, welche alle umfaßt habe, die nicht in den acht übrigen gewesen, unterscheidet diese dann von den centuriis opificum des Servius Tullius, und stellt über ihr Verhältniß zu den Tribus folgende jedenfalls beachtenswerthe Ansicht auf: *tribus initio solos rusticos complectebantur, ne urbanis quidem exceptis. Initio enim singulis urbis domibus heredia singula adjecta fuisse consentaneum est, ut aedificia urbana non essent nisi agrarium villae. Tribubus constitutis placuit ut etiam plebs operaria atque . . . solis operibus mercenariis destinata suas partes suamque constitutionem haberet. Ex iis igitur artibus, quae tum in usu erant neque a familia exercebantur, octo collegia constituta sunt cautumque est ne ordo collegiorum, quem cum ordine tribuum recte compones, mutaretur neve nova opificia reciperentur u. s. w.* Anderes, was eben dahin gehört, bespricht er bey späteren Abschnitten, wie er z. B. p. 73 fgg. darthut, daß die von Bielen (noch Creuzer Abriss S. 204 und Drumann Bd. II,

S. 240) angenommene Aufhebung der collegia opificum durch Senatsbeschluss im Jahre 690 v. St. und nachmalige Wiederherstellung derselben durch Clodius eine bloße Verwechslung mit andern Genossenschaften sey, die sich unter jenem Namen gebildet hatten; nur daß er letztere compitalicia nennt, können wir, obgleich auch Götting röm. Staatsverf. S. 480 sich ähnlich ausdrückt, nicht unbedingt billigen, da er der Stelle des Aesconius zu Cic. in Pis. c. 4: solebant magistri collegiorum ludos facere, sicut magistri vicorum faciebant compitalicios, praetextati, durch Interpunction nach vicorum und Ergänzung von utrique zu faciebant offenbar Gewalt anthut, und die coincidierende Bemühung des S. Clodius für Wiederherstellung der ludi compitalicii, deren Verbot in ein ganz anderes Jahr (685 u. c.) fiel, keinesweges die Identität beider Institute beweist. Vorher aber behandelt er Cap. III erst noch mit besonderer Ausführlichkeit die sodalicia im engeren Sinne des Wortes, oder die behufs des ambitus gebildeten Hetären, denen er p. 60 zweyerley Gattungen, factiones und decuriatos, scheidet, und hieran knüpft sich dann die vorhin bereits erwähnte Erörterung über die lex Licinia vom Jahre 698, worin er namentlich den von Wunder zur Planciana p. LXXIV fortgepflanzten Irrthum bey Sigonius widerlegt, daß der Unterschied des crimen sodaliciozum von dem ambitus darin bestanden habe, daß dort neben der Bestechung eine vis gegen die Tribulen geübt worden sey. Hinsichtlich des erstern Punctes bedauern wir, daß ihm die Abhandlung von Weismann de divisoribus et sequestribus, ambitus apud Romanos instrumentis, Heidelberg 1831, nicht bekannt gewesen ist,

da eine wesentliche Modification seiner Ansicht p. 51, daß alle Tribus legitimis divisores gehabt hätten, daraus hervor gegangen seyn würde; hinsichtlich des andern aber können wir ihm nur völlig beypflichten, daß die Klage wegen ambitus nur gegen den gesetzwidrigen Bewerber selbst, die andere de sodaliciis dagegen auch gegen alle seine Helfershelfer gerichtet war, und billigen dieses um so mehr, als aus Ascon. ad Milon. p. 54. Orell. außs deutlichste hervor geht, daß sich die Klage de sodaliciis eben so sehr von der de vi als von jener de ambitu unterschied, und der Begriff, welchen der Römer mit vis verband, in dem höchstens moralischen Zwange, welchen die sodalicia den Tribulen anthun konnten, gar nicht lag. Pag. 61 fgg. bespricht er dann noch die eigenthümliche Einrichtung des Richterpersonals in diesem Prozesse gleichfalls gegen Wunder, der unter den von dem Ankläger vorzuschlagenden Tribus Volksabtheilungen verstand, während sie Hr Mommsen mit Götting auf die decuriae der Richter bezieht, und berichtigt dabey gelegentlich auch einige Irrthümer Drumanns hinsichtlich der Anklage des Antonius (p. 66) und des Vatinius (p. 72), obgleich ihm selbst dabey das Versehen begegnet ist, p. 70 die lex Licinia in das Jahr 700 zu verlegen, wo Crassus längst abgereist war! Hierauf folgt p. 73 fgg. das vierte Kapitel de legibus contra collegia latitis, wo zuerst die bereits erwähnten Clodianischen Collegia und dann die kaiserlichen Verbote besprochen werden, diese selbst jedoch fast mehr noch hinsichtlich der Ausnahmen, die fortwährend durch Senatsbeschlüsse und kaiserliche Erlaubnis gewährt wurden; und daran schließt sich dann sofort Cap. V de collegiis licitis sub imperatoribus, dessen Haupt-

gegenstand wiederum die gleichfalls oben erwähnten Leihencassen ausmachen. Selbst einen großen Theil der übrigen Collegien, die unter dem Schutze und den Namen von allerley Gottheiten erwähnt werden, führt er p. 97 auf diese Bestimmung zurück, und wirklich fehlt es auch uns nicht an Urkunden aus dem Alterthume, die nicht nur das Daseyn solcher Gesellschaften bezeugen, sondern auch über ihre innere Organisation und Verwaltung größeres oder geringeres Licht verbreiten, wie namentlich eine Inschrift bey Orelli Ampl. Coll. nr. 2417, ferner das edictum magistri collegii Jovis Cerneni zu Alburnum in Pannonien gefunden und in Maßmanns Libellus aurarius mitgetheilt, über welchen Hr Mommsen bey dieser Gelegenheit p. 93 ein ziemlich hartes Urtheil fällt; insbesondere aber die Inschrift von Lanuvium, die, wie oben bemerkt ist, ursprünglich die Veranlassung zu der ganzen vorliegenden Arbeit gegeben zu haben scheint und demgemäß auch p. 98 bis 115 am Weitläufigsten commentiert ist. Hiermit stehen wir jedoch auch bereits an der Grenze des Buches, dessen sechstes und letztes Kapitel de jure collegiorum p. 117—127 diesen Gegenstand begreiflicherweise auf eilf Seiten nicht so behandelt haben kann, daß er eine nähere Relation verdiente; statt dessen wollen wir lieber diesen Anlaß benutzen, um die Aufmerksamkeit unserer Leser wenigstens noch mit zwey Worten auf ein anderes Schriftchen zu richten, das zwar einen verwandten Gegenstand, aber von einer so ganz verschiedenen Seite betrachtet, daß es dem vorliegenden wesentlich zu Ergänzung dienen kann. Das- selbe ist zu

B o r d e a u x

bey H. Faye, imprimeur de l'académie et des facultés 1841 unter dem Titel: Recherches sur les Dendrophores et sur les corporations Romaines en général, pour servir à l'explication d'un basrelief trouvé à Bordeaux, par J. Rabanis, doyen de la faculté des lettres etc. auf 71 Seiten in Octav erschienen und fast namentlich den staatswirthschaftlichen Gesichtspunct der Handwerkercollegien in der späteren Kaiserzeit ins Auge, der von Hr Mommsen gar nicht berührt worden ist, so wie er überhaupt seit dem zweyten Kapitel die eigentlichen Opifices ganz aus dem Auge verloren und damit der Vollständigkeit und Allseitigkeit seiner Darstellung nicht wenig geschadet hat. Der französische Gelehrte ist allerdings auch wie Hr Mommsen durch ein einzelnes Denkmahl des Alterthums zu seiner Arbeit veranlaßt worden, und läßt in so fern eben so wenig Erschöpfung seines Gegenstandes erwarten; doch hat er von vorn herein seine Grenzen enger gezogen, und dadurch ein zwar höchst speciell, aber desto abgeschlosseneres Bild geliefert, das zugleich durch die Methode der Forschung und die Präcision des Urtheils einen befriedigenderen Eindruck zurück läßt, als man ihn von den meisten französischen Monographien ähnlicher Art empfängt. Den nächsten Gegenstand seiner Erklärung bildet, wie schon der Titel besagt, ein in Bordeaux gefundenes Relief, das er für ein Stück eines alten Frieses hält und auf welchem wir mit der gemeinen aber ausdrucksvollen Naturtreue des zweyten Jahrhunderts der Kaiserzeit vier muskulöse Männergestalten in kurzer und ihrem oberen Theile nach halb ausgezoge-

nen Tunicas mit Fortschaffung eines schweren Baumstammes angestrengt beschäftigt erblicken; diese Vorstellung aber bringt ihn von selbst auf das Collegium Dendrophorum, das wir mehrfach aus Inschriften kennen; und so sehr auch der Mangel jeder näheren Beyschrift diese Beziehung gerade für das vorliegende Denkmahl ungewis macht, so ist sie doch wenigstens möglich und hat ihm zum Anknüpfungspuncte einer lehrreichen Erörterung gedient, die auch dem deutschen Gelehrten wenn nicht Neues, doch Begründung und Erweiterung des Bekannten bieten wird. Was er über die Dendrophori insbesondere sagt, ist gleichsam ein bestätigender Commentar zu den Worten Dressis Ampl. Coll. T. I, p. 415: *hi dendrophori ad religiones pertinent; alios profanos agnoscas necesse est, ubi v. c. junguntur fabris*: er muß allerdings auch eine gottesdienstliche Dendrophorie anerkennen, die z. B. bey Strabo IX, p. 468 mit *χορείαις καὶ τελεταῖς*, wie das *δενδροφορεῖν* bey Artemidor II. 37 mit *χορεύειν τῷ θεῷ ἢ θυροσοφορεῖν* verbunden wird; wenn aber Salmasius zu Spartians Caracalla c. 9 alle Erwähnung von Dendrophoris auf diesen Gebrauch bezog, so bringt er dagegen mit vollem Rechte die eben so gewisse Verknüpfung dieses Namens mit *tignariis, fabris, centonariis* in Anschlag, und bemerkt mit Recht, daß selbst wo letztere gleichfalls in gottesdienstlicher Beziehung vorkommen, dieses in der Regel entweder in der doppelten Eigenschaft des Erwähnten als Priester und Mitglied der Dendrophorenzunft, oder darin seinen Grund haben werde, daß jede dieser Zünfte selbst wieder ihre Schutzpatrone und ihre gemeinschaftlichen *sacra* zu deren Ehre hatte. In den östlichen Provinzen schein

allerdings auch namentlich im Cultus der großen Göttermutter die Dendrophorie selbst als eine gottesdienstliche Leistung vorgekommen zu seyn; auf lateinischen Inschriften aber sey diese Bedeutung immerhin selten (vergl. z. B. Drelli n. 1602) und werde vielmehr in der Regel an collegiatus oder corporatos ähnlicher Art zu denken seyn, wie sie überhaupt in der Kaiserzeit zu den zunächst für öffentliche Anstalten und gemeinnützige Zwecke erforderlichen Handwerkerdiensten und Einrichtungen als Kastenartige Genossenschaften bestanden, und über deren Entstehung und Bestimmung sich der Verfasser dann bey dieser Gelegenheit weiter verbreitet. Für den Leser des Codex Theodosianus, auf welchem unsere Kenntnisse von diesem Verhältnis vorzugsweise beruhen, hat er davon freylich wohl eben nicht viel Neues gesagt, wie denn auch Walter in seiner Geschichte des römischen Rechts S. 379 die Sache auch für das größere Publicum übersichtlich dargestellt hat; gleichwohl aber fehlen hier gerade unsere Dendrophori, die für die Herbeyschaffung des Materials zu öffentlichen Gebäuden und dergl. eben so organisiert gewesen zu seyn scheinen, wie es die Saccarii, Caudicarii u. s. w. für andere Gegenstände des Transports waren; und jedenfalls hat der Verfasser dem Gegenstande, wie bemerkt, namentlich auch eine staatswirthschaftliche Seite abgewonnen, die um so verdienstlicher ist, als sein Landsmann Düreau de la Malle, wie er selbst wiederholt rügt, in seiner fast gleichzeitig erschienenen *Economie politique des Romains* diesen Punct gar nicht berührt hat.

R. Fr. H.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 20. Julius 1844.

G e l l e.

Verlag von Schulze 1843. Unionsgedanken. Ein Friedensruf an beide evangelische Kirchen von L. Hugues, evangel. ref. Prediger. 36 Seiten in Octav.

Einleitend wird erzählt, daß auch im nordwestlichen Deutschland in den Gemeinen eine der Vereinigung günstige Richtung sich nicht habe verkennen lassen. Der Union indes stelle der dogmatische Widerspruch streng kirchlich gesinnter Lutheraner, außer schon früher vorhandenen, ein neues, bedeutenderes Hinderniß in den Weg. Diese neue Opposition sey daraus hervor gegangen, daß das Märtyrerthum Verehrung erwecke. Denn kaum seyen die lutherischen Gemeinen in Schlessien vom Glanze des Märtyrerthums umflossen gewesen, so seyen auch hier Angriffe gegen die Union und gegen die reformierte Kirche, zunächst als Critiken des Verfahrens der preussischen Behörden erfolgt. Wo und wie solches geschehen, ist Ref. unbekannt. Wenn es jedoch weiter heißt: 'Später fand sich

eine Gelegenheit, den Feind in größere Nähe zu ziehen', so bedarf das einer Berichtigung. Nicht haben die 'streng kirchlich gesinnten Lutheraner' den Feind, nämlich die Unionsbestrebungen, in größere Nähe gezogen; was hätte sie dazu bewegen und wie hätten sie das anfangen sollen? sondern der Feind kam von selbst näher, indem von Hamburg aus die Aufforderung zum Beytritt zu der zu bildenden 'unierten' Norddeutschen Missionsgesellschaft erging; da galt es, abzulehnen und dawider zu zeugen, was indes nicht durch öffentliche Schriften geschah. Der öffentliche Streit ward eben durch Hugues selbst hervor gerufen, indem er in einem Missionsberichte drucken ließ: 'Es hat sich in Dresden die Missionsgesellschaft als eine lutherische constituirt und die Symbole der lutherischen Kirche zur Grundlage bey Erziehung ihrer Zöglinge und bey Gründung der aus den Heiden zu sammelnden Gemeinen zu machen beschlossen, so daß zuerst (?) durch die Ausfendung ihrer Boten jene confessionelle Scheidewand draußen in der Heidenwelt aufgerichtet ist. — Das sind schmerzliche Erscheinungen, die uns zwar nicht entmuthigen, aber wohl demüthigen sollen vor Gott in Buße und Gebet.' Diese Worte, und nicht, wie der Verf. irriger Weise angibt, die Behauptung, daß aus der Gemeinschaft, womit die Gläubigen dies Werk zusammen treiben, die rechte Union gewonnen werden möchte, erregte den Widerspruch Petris.

Indem nun der Verf. die Thunlichkeit einer Union darthun will, sollte man erwarten, daß er vor Allem gesagt hätte, was denn eigentlich die Union sey. Das sagt er aber nicht, eben so wenig, was die Kirche sey, und was die Einheit der Kirche begründet. So will er denn dem Leser etwas be-

weisen, ohne es bestimmt zu sagen, was er beweisen wolle. — Es sollen die factischen Zustände der beiden Kirchen beachtet werden (wobey freylich öfters von der Kirche ausgesagt wird, was nur von Einzelnen in derselben gilt), und da soll jetzt die Union möglich seyn, weil zunächst die lutherische Kirche 'jetzt eine andere ist, als sie war, da die Trennung von der reformierten Statt fand.' Dies gehe daraus hervor, daß, durch den Einfluß des Rationalismus überall, auch in lebendig christlichen Gemeinen, die Stellung der Kirche, der Geistlichen und der Gemeiniglieder zu den symbolischen Büchern, die Form des Cultus, die Form der Predigten, die Stellung des Geistlichen zu der Gemeinde, sogar die Hierarchie und das Kirchenregiment anders geworden seyen (S. 7 — 13). Namentlich das Erste müssen wir leugnen, denn die Kirche sieht jetzt noch eben sowohl wie im Anfange der Reformation die Symbole als Lehrnorm an, und in unserm Lande, um nur davon zu reden, besteht Gottlob! die Verpflichtung auf dieselben noch; daß auch die einzelnen Geistlichen mit herzlicher Einstimmung des Glaubens dieselben noch als Lehrnorm ansehen, wem liegen davon die manigfaltigsten Zeugnisse nicht klar vor? Gesezt aber, der Verf. hätte Recht, so ist seine Folgerung falsch. Ruhet denn die Kirche auf dem Verhältnisse zum Symbol? Machen die Form des Cultus, die Form der Predigt, die Verfassung das Wesen der Kirche aus, so daß diese eine andere würde, wenn jenes anders wird? Keinesweges, sondern der Glaube, das Bekenntniß, die Verwaltung der Sacramente sind es, worauf die Kirche beruhet; so lange diese dieselben bleiben, so lange ist auch die Kirche dieselbe. Das ist mit der lutherischen Kirche aber der Fall; oder wo und wann

hat sie ihr Bekenntniß und die Verwaltung der Sacramente geändert? Vom Cultus heißt es ausdrücklich Form. Conc. II, 10: Credimus, docemus et confitemur, quod ecclesia Dei quibusvis temporibus et locis pro re nata liberrimam potestatem habeat in rebus vere adiaphoris (i. e. ceremoniis ecclesiasticis) aliquid mutandi, abrogandi, constituendi. Wenn es Apol. IV heißt: ad veram unitatem ecclesiae satis est, consentire de doctrina evangelii et administratione sacramentorum, nec necesse est, ubique similes traditiones humanas esse seu ritus et ceremonias ab hominibus institutas: so können und müssen wir daß satis est auch auf die Verfassung der Kirche beziehen. Möchte also in alle dem, was der Verf. anführt, auch Einiges anders geworden seyn; da derselbe Glaube noch jetzt in der lutherischen Kirche lebendig ist, wie zur Zeit der Reformation, so ist auch die Kirche noch dieselbe und nicht eine andere geworden.

Die reformierte Kirche soll ebenfalls eine andere geworden seyn (S. 13—15), 'denn sie sey nicht zu der alten calvinistischen Form des Dogmas und des kirchlichen Lebens zurück gekehrt.' Eine Aenderung in der Form des Dogmas, worunter doch wohl nur die Art und Weise es vorzutragen, verstanden werden könnte, würde noch keine Aenderung im Wesen, in der Sache selbst beweisen. Aber der Verf. meint das Dogma selbst nach seinem Inhalte, denn er fährt fort: 'So wenig man Calvins Prädestinationslehre als Lehre der deutsch-reformierten Kirche bezeichnen kann, so wenig ist es möglich gewesen, die alte Strenge der Disciplin, wie sie in der Genfer Kirche geübt worden, wieder herzustellen.' Die Strenge der Genfer Kirche ist wohl nie, die Prädestinationslehre Cal-

vins erwiesener Maßen nie in allen reformierten Gemeinen eingeführt gewesen. Letztere hat übrigens auch jetzt so wenig ihre Geltung verloren, daß sie u. a. in manchen Gemeinen im Wupperthale mit großer Strenge und Entschiedenheit fest gehalten wird. Wenn aber auch jene Behauptung des Verfs vollkommen wahr wäre, so müssen wir wieder fragen: Machen denn die Prädestinationslehre und die Strenge der Kirchenzucht, wie sie in Genf geübt worden, so wie der auch hier genannte Cultus das Wesen der reformierten Kirche aus? — Noch hält die reformierte Kirche ihre Weise, auf die Schrift als Princip der Lehren und Glaubenssätze zurück zu gehen, noch ihr Bekenntnis von den Sacramenten, namentlich vom Abendmahl, von der Person Christi u. s. w. fest, und ist somit auch nicht eine andere geworden, sondern dieselbe geblieben, wie zur Zeit der Reformation.

Da nun die Prämissen, daß die lutherische wie die reformierte Kirche eine andere geworden sey, ungegründet sind, so kann auch die daraus gezogene Folgerung, daß eben dies Andersgewordenseyn die Möglichkeit einer Union statuieret, nicht als richtig zugegeben werden. Der Verf. indes hält die Union für möglich und sucht sie weiter als wünschenswerth darzustellen, um die durch den Rationalismus verwüsteten beiden Kirchen zu stärken, und die Completierung der einen durch die andere herbey zu führen; ja es scheint ihm sogar, wenn er auf die unleugbaren Gebrechen der Kirche hinschaut, daß eine Abhilfe zunächst nur durch ihre Union herbey zu führen sey (S. 15). Statt aber, wie es nun hätte geschehen müssen, zu zeigen, wie die jetzigen, durch den Rationalismus herbey geführten Gebrechen also den Unglauben und die Lüge, und was sich daraus weiter entwickelt, nur

durch Union überwunden werden könne, erinnert der Verf. an die von Anfang an bestehende Grundverschiedenheit der beiden Kirchen, welche eben die Trennung herbey geführt und bis jetzt erhalten hat; daran zuvörderst, 'daß in der lutherischen Kirche das traditionelle Princip eine allzu große Geltung behalten hat und das Dogma oft höher gestellt ist, als der einfache Ausspruch des Wortes Gottes' *). Da 'wagt' denn der Vf. zu behaupten, daß bey uns die dogmatische Tiefe von jener 'starrren, unfruchtbaren Orthodoxie, von jener Starrheit und unfruchtbaren Dürre' wie sie in der Zeit vor und zu der Zeit Speners herrschte, nur durch Union mit der reformierten Kirche und durch Aufnahme ihres Schriftprinzips frey bleiben könne. Daß wagt der Verf. allerdings zu behaupten, den aus dem Wesen der lutherischen Kirche herzunehmenden Beweis aber dafür, daß wir ohne Hilfe der reformierten Kirche jener unfruchtbaren Dürre unrettbar wieder anheim fallen müßten, ist er schuldig geblieben. Die Geschichte bezeugt das Gegentheil; denn man wird nicht behaupten können, daß in der lutherischen Kirche vor jener Zeit, noch daß bey den jetzigen gläubigen Theologen derselben jene Starrheit und unfruchtbare Dürre geherrscht habe oder herrsche. Der Verf. behauptet aber noch weiter, daß eine solche Verbindung bereits zum Heile beider Kirchen geschlossen ist (S. 18). Dies fol-

*) Der Verf. spricht hier aus seiner reformierten Anschauung heraus; wir behaupten, daß bey uns Lutheranern die Tradition nur die ihr nothwendig zukommende Geltung habe, und daß dem Dogma nur als nothwendiger Entwicklung der in der heiligen Schrift enthaltenen Lehren sein Recht zugestanden werde. Wo hat die lutherische Kirche das Dogma jemahls höher gestellt als die einfachen Aussprüche des Wortes Gottes?

gert er daraus, daß auf den Universitäten die Union bereits vollzogen sey, indem reformierte Facultäten lutherische Theologen aufgenommen haben, lutherische aber gewiß 'von jenem reformierten Princip nicht unberührt geblieben wären' und in Erlangen auch der reformierte Dr Krafft wirke. So sey auch die Theologie jetzt uniert, es gebe 'nicht mehr eine lutherische und reformierte, sondern nur noch eine evangelische, der Katholischen gegenüber.' Ist denn die Theologie die Kirche? Oder sind die Universitäten die Kirche? Oder gilt von dieser so ohne Weiteres nothwendig, was von jenen gilt? Als die Theologie dem Unglauben verfallen war, war da etwa auch die Kirche ungläubig geworden, so daß ihr Credo eine Lüge war? Aber der Verf. irret auch in seinen Gründen. Es gibt noch eine lutherische Theologie, denn es gibt noch 'entschieden lutherische' Theologen, von denen der Verf. selbst an Dr Harleß erinnert, die ihrem Bekenntnis gemäß in lutherischen Zeitschriften und in wissenschaftlichen Werken das Leben einer lutherischen Theologie bewähren. Sodann irrt der Verf. darin, daß die lutherischen Facultäten jetzt unierte wären; denn eben in Erlangen z. B., worauf er sich beruft, werden die Professoren eben wie die Doctoren der Theologie auf die lutherischen Symbole, mit namentlicher Nennung auch der Form. Conc. vereidet. Es ist der lutherischen Facultät aber ein Reformierter beigeordnet, weil es in Bayern viele reformierte Gemeinden gibt, deren Geistliche auch in Erlangen gebildet werden.

Bey der Einigung der Confessionen soll übrigens die Lehrfreyheit nicht beschränkt werden, so daß in der unierten Kirche der Eine lutherisch, der Andere calvinisch, der Dritte zwinglisch lehren kann (S. 19). Der Verf. übersieht, daß hier nicht von einzelnen

Theologen, sondern von der Kirche die Rede ist. Wenn die Diener derselben sie fragen: Was sollen wir in deinem Namen lehren? so kann sie nicht antworten: Lehrt wie Ihr wollt: lutherisch, calvinisch oder zwinglisch; sie kann sie auch nicht einfach auf die Schrift verweisen (S. 20), denn sie wollen eben wissen, welche Auslegung der Schrift die rechte sey; sondern sie muß ihnen ein festes Bekenntniß geben. Sonderbar scheint uns der Grund, weshalb lutherische Theologen 'willig und gern die reformierte Kirche in ihre innigste Gemeinschaft aufnehmen müssen: weil sie nämlich nicht daran zweifeln dürfen, daß dann bald jene lutherische Kirchenlehre, in so fern sie die Lehre der Schrift ist, die ihr entgegen stehende reformierte überwinden und berichtigen werde.' Aus dem gleichen Grunde könnten wir uns auch mit den Katholiken, mit Wiedertäufern und Quäkern unieren! Es wäre doch gar gefährlich, wenn sich Einer einen Krankheitsstoff einimpfen wollte in der Hoffnung, seine Gesundheit würde ihn schon überwinden. Oder wäre es so gewis, daß der Irrthum nicht die Wahrheit unterdrücken würde? Die katholische Kirche mag uns warnen. Auch würde durch eine solche Gemeinschaft, wo nicht zuvor eine Einheit des Bekenntnisses sich findet, die Kirche geradezu ihren Dienern das Recht ertheilen, Irrthum und Gottes Wort widersprechende Lehren (denn dafür erkennt sie die abweichenden reformierten Lehren) in ihrem Namen zu verbreiten und geltend zu machen. Wenn dann sogar behauptet wird, 'in Bezug auf die dogmatische Verschiedenheit bieten sich der Union keine Schwierigkeiten dar; auf diesem Theile des kirchlichen Gebietes ist sie factisch vorhanden *), und

*) S. 17 sagt der Verf.: die dogmatische Verschie-

wird sie nicht mehr zu stören seyn' (S. 20), so muß dem durchaus widersprochen werden. Es ist schon gezeigt, daß es noch eine lutherische Theologie gibt; es bestehen noch streng lutherische und reformierte Gemeinen; es sind bis jetzt noch nicht an lutherischen Gemeinen reformierte Prediger angestellt; aber um nur an das Nächstliegende zu erinnern, wo, wenn irgendwo, die behauptete Einheit auf dogmatischem Gebiete sich offenbaren würde, die Norddeutsche Missionsgesellschaft zeugt klar genug dagegen, ich meine die confessionellen Kämpfe innerhalb derselben, der Austritt mehrerer lutherischer Prediger, eben wegen der Verschiedenheit des Bekenntnisses, die ernstesten und entschiedenen Verwahrungen der lutherischen Prediger, welche die wärmsten Anhänger jener Gesellschaft sind, daß sie auf keine Weise eine Union in der heimischen Kirche wünschten oder erstrebten, geschweige daß sie dieselbe durch ihren Anschluß an jene Gesellschaft als vollzogen erklären wollten.

Hier ist auch eben der Punct, wo sich zeigt, daß der Verf. nicht von einem richtigen Begriffe der Union ausgegangen ist. Er meint nämlich, daß die beiden Kirchen mit ihren confessionellen Verschiedenheiten, wobey jedoch Lehrsreyheit Statt finden müsse, sich nur zusammen thun möchten, (worin eigentlich?) und zwar, wie es scheint, auf Grund des gemeinschaftlichen Grundsatzes, daß der lebendige Glaube an das geoffenbarte Gotteswort ihr Lebensquell sey **). Zunächst ist übersehen, daß hierbey eine solche Verschiedenheit im Bekenntnisse

denheit der beiden Kirchen sey noch vorhanden, hier sey die Union schon vorhanden.

***) Der Unterschied, der sich in beiden Kirchen in Betreff dieses Grundsatzes findet, ist ganz außer Acht gelassen.

bestehen könne, daß eine Union durchaus unmöglich ist, wie der Verf. selbst mit Wiedertäufern z. B., die bekanntlich jenen Grundsatz streng festhalten, gewis keine Union eingehen würde. Sodann bestände bey einer Union im bezeichneten Sinne eben im innersten Leben der Kirche, in ihrem Glauben, eine Spaltung fort, und es wäre wohl ein irgendwelches äußerliches Zusammenseyn, nicht aber eine Union, ein Einsseyn da. Im Bekenntnisse der Kirche (nicht einzelner Theologen) hat die Spaltung ihren Sitz; da muß sie gehoben seyn, soll eine Union erfolgen.

Der Verf. sucht dann noch auszuführen, wie auch in Bezug auf Verfassung und Cultus eine Union segensreich wirken müßte. Es würde durch Einführung der Synodalverfassung (durch die Union auch in der lutherischen Kirche) das christliche Leben der gesammten Kirche geweckt und erhöht, es würde die Kirche dadurch aus der Abhängigkeit von der weltlichen Macht heraus gerissen werden*). Es könnte auch die lutherische Consistorial-Verfassung mit der reformierten Presbyterial- und Synodal-Verfassung so verschmolzen werden, daß jene die Uebergriffe des demokratischen Princips dieser und diese die willkürlichen Eingriffe der Staatsgewalt in das kirchliche Leben verhinderte. — In Betreff der Liturgie kann für die reformierte durch die Aneignung der lutherischen Cultusschätze nur ein Gewinn erwachsen; die lutherische Kirche kann von der reformierten manche Lieder bekommen und ebenfalls liturgische Elemente**), z. B. aus der angli-

*) Ob die evangelische Kirche in Preußen, wo sich die Synodal-Verfassung vorfindet, wohl unabhängiger vom Staate ist, als die lutherischen Kirchen mit reiner Consistorial-Verfassung anderswo?

**) Wenn hier auch das Singen des Segens durch die

canischen Liturgie sich aneignen. Wir wollen hier auf das Einzelne nicht näher eingehen, sondern nur darauf zurück weisen, daß selbst eine völlige Einheit in Verfassung und Cultus eine Einheit der Kirche noch keinesweges begründet, vielweniger das Herübernehmen einzelner Elemente aus denselben.

Zulezt wird die Union deshalb als nothwendig dargestellt, damit sie der Welt d. h. der katholischen Kirche, dem Nationalismus und allem andern, der ganzen Welt, so fern sie wider das Reich Gottes sich auflehnt, gegenüber erfolgreicher und kräftiger kämpfen könne. Wir aber meinen, daß eine rechte Festigkeit, Entschiedenheit und Klarheit des Glaubens und Bekenntnisses, auch wenn der Kampf von Wenigern, von denen aber in völliger Einheit, geführt wird, weit mehr Hoffnung auf Sieg gewähre, als eine numerisch größere Zahl solcher, die wohl einem gemeinschaftlichen Feinde gegenüber stehen, aber unter einander uneins sind, und, je lebendiger ihr Glaube wird, und je bestimmter er sich gestaltet, desto bestimmter ihrer Uneinigkeit sich bewußt werden müssen.

L o n d o n,

bey Longman &c. 1837. Visit to the great Oasis of the Libyan desert etc. by G. A. Hoskins, Esq. author of 'Travels in Ethiopia.' With a map, and twenty plates etc. 338 Seiten in Octav.

Ist uns gleich diese Reise in die große Dase der libyschen Wüste im October und November 1832

Gemeine zur Nachahmung empfohlen wird, so ist dabey das Wesen und die Bedeutung der Ertheilung des Segens gewiß ganz verkannt.

erst jetzt zu Gesicht gekommen, so gewährt sie doch dem Kenner, wie dem Laien, in der Kunde Aegyptens ein zu großes Interesse, als daß sie nicht noch in möglichster Kürze angezeigt zu werden verdiente. Wir lesen darin nicht nur, was der allein von uns bemerkte Haupttitel besagt, und schon deshalb von hohem Werthe ist, weil die auf drey besondern Seiten am Ende zugegebene kurze Nachricht Ponce's, welcher die große Dase am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts besuchte, die einzige ist, welche wir bis zum gegenwärtigen Jahrhunderte darüber besitzen; sondern von den sechs- und zehn Kapiteln des Buches enthalten die letzten sechs alle ältere und neuere Berichte über sämtliche Dasen, welche jetzt unter der Herrschaft des Pascha von Aegypten stehen, und die beygefügte Karte mit dem Laufe des Nils von der Gegend oberhalb Theben bis zu den Mündungen umfaßt, von Herodot bis auf unsere Zeiten in einer kurzen Uebersicht. Ein Anhang liefert auf den letzten 38 Seiten sechs griechische Inschriften, welche der Verf. an den Tempeln zu El Kargeh, dem Hauptorte, El Zian in der Mitte, und in Dusch, dem südlichsten Punkte der großen Dase fand, mit den Restaurationen der Herren Petronne und Dr Young in den Noten, und den englischen Uebersetzungen am Schlusse. Die große 66zeilige Inschrift aus der Zeit des römischen Kaisers L. Sulpicius Galba, welchem wohl nur durch falsche Lesung der Name Livius beygelegt ist, nimmt vierzehn Seiten im Originale und elf Seiten in der Uebersetzung ein; die übrigen Seiten enthalten fünf kleinere Inschriften, deren erste und zweyte dem neunten Jahre des Kaisers Tib. Claudius Caesar, die dritte dem dritten Jahre des Kaisers T. Aelius Adrianus Antoninus Pius, die

vierte dem neunzehnten Jahre des Kaisers Nerva Adrianus, Nachfolgers des Nerva Trajanus, deren ersten Namen der Verfasser irrig Nero las und übersehte, die fünfte sehr unvollständige aber vermuthlich demselben Kaiser, wie die dritte, angehört.

Die ungefähr nur anderthalb hundert englische Meilen westlich von Theben entfernte große Dase, deren Denkmähler bis in die Zeiten des Christenthums herunter gehen, ist nach des Verfassers Bemerkungen doch erst unter der persischen Herrschaft bebauet, und, wenn gleich schon dem Herodot bekannt und von Strabo in die Geographie aufgenommen, weder von Cambyses, noch von Alexander eines solchen Besuches werth geachtet, wie der Tempel des Jupiter Ammon auf Siwah. Am Tempel zu El Kargeh, dessen Zeichnung das Titeltupfer ziert, fand der Verfasser den König Darius abgebildet, wie er dem Amun Ra, dem Osiris und der Isis opfert, und auf einer großen Hieroglyphentafel sah er dessen Namen viermahl mit den Titeln eines Sohnes des Pharaos, der Isis und des Osiris, geliebt von Amun, wiederholt, so wie nicht nur die Kaiser Hadrianus und Antoninus verschiedenen Gottheiten opfernd mehrfach dargestellt sind, sondern auch Domitianus im Tempel zu Dusch dem Horus, dem Osiris und der Isis opfert. Mag man nun auch dem, was der Verfasser von Darius meldet, seine Beystimmung versagen, und dem auf dem Einbände abgebildeten Namen eher auf den äthiopischen König Tirhaka als den persischen Darius beziehen, immerhin gewähren die Kupfertafeln, welche mit Ausnahme der letzten aus Minutolis Werke entlehnten Abbildung des Ammonstempels auf Siwah die beschaueten Tempelreste, Grabmäh-

ler und dergl. nach des Verfassers eigenhändigen Zeichnungen vermittelt der Camera lucida darstellen, nebst den zahlreichen Sculpturen und Hieroglyphen ägyptischer Gottheiten und Ritus auf den drey größern Tafeln, für Kenner und Laien ein eben so großes Interesse, als die manigfaltigen Bemerkungen, wodurch der Verf. theils künftigen Reisenden nützlich zu werden, theils die Erzählung der an sich sehr trockenen Reise in der Wüste unterhaltender zu machen suchte. In den Vorbemerkungen über seine Wohnung und Lebensweise während eines fünf monatlichen Studiums der Alterthümer und Gräber von Theben erwähnt er eines Umstandes, wodurch sich die Bewunderung erregende Geschicklichkeit der Schlangenbeschwörer in eine Teuschung durch schlaue Vorkehrungen auflöst. Von mehreren andern Bemerkungen begnügen wir uns nur noch die eine anzuführen, daß den Verfasser, als er seine Wohnung in den großen Propyläen von Karnak aufschlug, weder ein Fliegennetz, noch die Höhe der Schlafstätte vor den Muskitos schützte, sondern nur Entzündungen von Schießpulver allnächtlich die nothwendige Ruhe verschafften.

G. F. Grotefend.

P a r i s,

bey Firmin Didot 1843. Histoire de Joseph II., empereur d'Allemagne, par Camille Paganel. 572 Seiten in Octav.

Referent gesteht, daß er nicht ohne Spannung diese Biographie eines Kaisers zur Hand genommen hat, dem in begeisterter Liebe einst Klopstock zurief: 'Wer hat geendet, wie Du begannst!' Es bedarf noch mehr als ein Punct in der Regierungsgeschichte

Josephs II. der historischen Begründung und Entwicklung, die ganze Persönlichkeit dieses seltenen Mannes, der mehr als ein anderer für studium und ira scharf gesonderter Parteyen den erwünschten Hintergrund bot, der genügenden Beleuchtung. Daß aber in dem Lande jenseits des Rheins der Biograph erstand, konnte in nahe liegenden Gründen seine Erklärung finden. Jedenfalls hat man ein gewisses Recht voraus zu setzen, daß der Verfasser über die geheimen Bewegungen der Parteyen am Hofe zu Wien, über die Persönlichkeit des Kaisers und seiner Ráthe, endlich über die Stellung, welche die Provinzen im Laufe der Zeit zu den Regenten einnahmen, auf ähnliche Weise wie dieses von Gore geschehen, eine Menge von neuen Aufschlüssen und Ansichten geben werde. Von alle dem geschieht nichts. Der Verfasser begnügt sich mit einer nicht eben scharfsinnigen Zusammenstellung der Erzählungen von Flasan, Schöll und Koch (abrégé de l'histoire des traités de paix), die er mit Auszügen aus dem bekannten Werke von Gore und aus den Memoiren von Friedrich II. und dem älteren Ségur verwebt. Wenn — wir werden später darauf zurück kommen — ein einziges Mahl einer nicht veröffentlichten Abhandlung über Joseph II. Erwähnung geschieht, so ist das aus dieser Quelle Gebotene so dürftig, so allgemein gehalten, daß die Anführung desselben besser unterblieben wäre. Diese bittere Armuth kann durch den Pathos des Stils, durch ein mattes Raisonnement, das in gedrängte Sätze, mit der Kürze Napoleonscher Aussprüche, gekleidet wird, nicht versteckt werden.

In der Einleitung geht der Verf. bis auf die Zeit zurück, in welcher das Herzogthum Oestreich errichtet wurde, so daß mit der Aufzählung allbekanntester Thatsachen ein Drittel des Werkes hinge-

nommen wird. Glaubte man nun nach dem Schlusse der Einleitung geradezu dem Sohne von Maria Theresia entgegen geführt zu werden, so sieht man sich statt dessen wieder in die Geschichte Oestreichs zur Zeit des Todes des letzten Habsburgers versetzt und erst mit der zweyten Hälfte des Buches beginnt die Erzählung der selbständigen Thätigkeit Josephs. Auf welchen Grundlagen diese Darstellung beruhe, ist bereits früher bemerkt. Hier sey zur Erläuterung des oben Gesagten nur der nachfolgende Zusatz verstattet. S. 329 heißt es: 'Réformateur de l'état et de l'église, il importait à Joseph de bien faire comprendre à tous ses sujets, les graves inconvénients des institutions et des usages qu'il abolissait. Encourageant donc l'esprit de recherche et d'examen, il élargit le champ de l'étude; de nouveaux auteurs, jusqu'alors à l'index, devinrent accessibles. Dès lors, une foule d'idées saines et nouvelles se répandirent dans toutes les classes de la société.' Zur Begründung dieses möglichst allgemein gehaltenen Raisonnements, dessen Einzelheiten sich in einer Menge deutscher Geschichtswerke verständig erörtert finden, wird nachfolgendes Citat gegeben: 'Ces details et plusieurs autres sont extraits d'un manuscrit inédit intitulé: Recherches sur l'état actuel de la monarchie autrichienne, rédigées à Vienne, vers la fin de 1819. Ce manuscrit appartient à la bibliothèque de la Chambre des Députés.

Die am Schlusse befindlichen Pièces justificatives enthalten nichts anderes als einen Abriß der Capitulation Karls V., Bruchstücke aus dem Friedensschlusse von Münster und Osnabrück und aus den Grundgesetzen von Ungarn, Auszüge aus den Memoiren Friedrichs II. und dem bekannten Werke Flassans.

Hay.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 22. Julius 1844.

G ö t t i n g e n.

Der Königl. Societät der Wissenschaften ist am 24. Junius von dem Prof. Wöhler eine Vorlesung: 'Untersuchungen über das Chinon' vorgelegt worden, aus der wir hier einen gedrängten Auszug mittheilen.

Die Thatsachen, die den Gegenstand dieser Arbeit ausmachen, sind ursprünglich aus einer Untersuchung der Destillationsproducte der Chinasäure hervor gegangen. Das nähere Studium der so genannten Brenzchinasäure führte auf die Entdeckung von Körpern und Verwandlungs = Erscheinungen, deren merkwürdiger Zusammenhang mit dem von Woskresensky entdeckten Chinon *) sogleich in die

*) Annalen der Chemie und Pharmacie 27. S. 268. Der von W. für diesen Körper vorgeschlagene Name Chinoyl kann nicht beybehalten werden, da mit der Endigung yl jetzt allgemein ein organisches Radical bezeichnet wird, was das Chinon nicht ist. Ich gebe daher dem letzteren, von Berzelius vorgeschlagenen Namen den Vorzug.

Augen fiel und Veranlassung gab, dieses zu dem eigentlichen Mittelpunct der Untersuchung zu machen.

1) Destillationsproducte der Chinasäure. Krystallisierte Chinasäure, in einer Retorte bis zum Schmelzen erhitzt, fängt bey ungefähr 280° an gelb und braun zu werden unter beständigem Kochen, herrührend theils von Wasser, theils von der Entwicklung eines blaßblau brennenden Gases. Bey Erhöhung der Temperatur erscheint ein gelbliches, sehr krystallinisches Sublimat, welches allmählich wieder schmilzt, in öligen Streifen als Liquidum überdestilliert und zu einer blaßgelben, körnigen, sehr leicht schmelzbaren Masse wieder erstarrt. Der schwarzbraune Rückstand in der Retorte bläht sich zuletzt so stark auf, daß die Zersetzung nicht ganz bis zu Ende geführt werden kann.

Das so erhaltene Destillat ist ein Gemenge von mehreren Körpern; es enthält, außer einer nicht näher untersuchten theerartigen Substanz, Benzoesäure, Carbonsäure, salicylige Säure, Benzol und als Hauptbestandtheil einen neuen, krystallisierenden Körper, der unter dem Namen farbloses Hydrochinon weiter unten näher beschrieben wird.

Die Trennung dieser Stoffe wurde dadurch bewirkt, daß das Destillat zunächst in Wasser aufgelöst, von dem sich dabey abscheidenden Theer getrennt und die Lösung dann der Destillation unterworfen wurde, wobey Carbonsäure, salicylige Säure und Benzol übergingen. Aus der zurückbleibenden Lösung krystallisierte beym Erkalten die Benzoesäure und aus der Mutterlauge davon zuletzt das farblose Hydrochinon, das durch wiederholtes Umkrystallisieren gereinigt wurde. Der näheren Beschreibung dieses Körpers mußte eine nähere

Betrachtung der Zusammensetzung des Chinons voraus geschickt werden.

2) Chinon. In Betreff der Darstellung dieses merkwürdigen Körpers, die der Verf. umständlich beschreibt, bemerkt er, daß dabey, wenn sie gut gelingen soll, genau die von Wostkresensky angegebenen Gewichtsverhältnisse von Chinasäure, Braunstein und Schwefelsäure beobachtet werden müssen. Der Verf. hebt es hervor, daß es wohl wenige Körper geben möge, die eine so große Krystallisations-Fähigkeit besitzen, wie das Chinon. Bey der Sublimation sowohl als aus seiner heißen Lösung in Wasser erhält man es leicht in zolllangen Prismen von sehr schön gelber Farbe. Auch nach dem Schmelzen erstarrt es zu einer höchst krystallinischen Masse. Sein Gas reizt äußerst stark Nase und Augen und hinterläßt eine ähnliche Wirkung wie Jod oder Chlor.

Aus den Resultaten dreier sehr gut überein stimmender Analysen hat Wostkresensky die relative Atom-Zusammensetzung des Chinons zu C^5HO berechnet, und nach späteren Untersuchungen *) scheint er als den Ausdruck des absoluten Atomgewichtes die Formel $C^{12}H^4O^4$ anzunehmen. Allein der gefundene Kohlenstoffgehalt war in allen Analysen größer, als der nach jener Formel berechnete. Dieser Umstand, so wie die mit dieser Formel weniger gut in Einklang zu bringende Zusammensetzung der folgenden Verbindungen, machte es wahrscheinlich, daß für das Chinon eine andere Formel berechnet werden müsse. Eine neue, mit großer Sorgfalt angestellte Analyse gab einen noch etwas höheren Kohlenstoffgehalt, als die nach $C=75,12$ umgerechneten Analysen von Wostkresensky

*) Journal für pract. Chemie 18. S. 419.

im Mittel gegeben hatten. Die daraus erhaltenen Zahlen entsprechen am besten der Formel $C^{25}H^8O^8$, die der Verf. für den richtigeren Ausdruck der Zusammensetzung des Chinons hält.

3) Farbloses Hydrochinon. Dieser Körper ist, wie bereits erwähnt, das Hauptproduct von der trockenen Destillation der Chinasäure. Mit der größten Leichtigkeit kann es aber auch unmittelbar aus Chinon hervor gebracht werden, wenn man diesem Wasserstoff zuführt.

Es entsteht, wenn man eine gesättigte Chinonlösung mit Jodwasserstoffsäure vermischt, wobey sich die Flüssigkeit durch Abscheidung von Jod sogleich braun färbt. Beym Verdunsten bleibt es in farblosen Krystallen zurück.

Es entsteht ferner, wenn man in eine Chinonlösung Tellurwasserstoffgas leitet, wobey sogleich reines Tellur als graue schwammige Masse gefällt wird. Aus der abfiltrirten farblosen Flüssigkeit krystallisiert bey dem Verdunsten das Hydrochinon.

Am besten bereitet man es, indem man in eine warm gesättigte Chinonlösung, worin noch ungelöstes Chinon suspendirt seyn kann, schwefligsaures Gas leitet, bis die Lösung entfärbt oder alles Chinon aufgelöst ist. Nach dem Verdunsten in gelinder Wärme krystallisiert das Hydrochinon, ohne daß die schwefelsäurehaltige Mutterlauge zersetzend darauf einwirkt. Trockenes schwefligsaures Gas ist ohne Wirkung auf Chinon.

Das Hydrochinon krystallisiert in farblosen, durchsichtigen, sehr regelmäßigen sechsseitigen Prismen mit schief angelegter Endfläche; es ist ohne Geruch, es schmeckt süßlich, reagiert nicht sauer, ist in Wasser und Alkohol leicht löslich, und bedeutend mehr in der Wärme. Es ist leicht schmelzbar und erstarrt sehr krystallinisch. In einem Rohr erhitzt

zieht es sich an den Wänden hinauf, aber zwischen zwey Schalen geschmolzen, sublimiert es sich in glänzenden Krystallblättern ganz wie Benzoesäure. Plötzlich über seinen Verflüchtigungspunct erhitzt, zerfällt es sich partiell in Chinon und in grünes Hydrochinon.

Mit Ammoniak färbt sich die Lösung des Hydrochinons an der Oberfläche sogleich braunroth, was sich dann rasch durch die ganze Flüssigkeit forsetzt. Beym Verdunsten bleibt eine braune, huminähnliche Masse. Auch mit anderen Basen konnten nicht constante Verbindungen hervor gebracht werden.

Eine Lösung von essigsaurem Kupferoxyd färbt sich mit Hydrochinon-Lösung sogleich tief safran-gelb. Beym Erhitzen scheidet sich daraus rothes Kupferoxydul ab, unter Verflüchtigung von Chinon.

Die Analysen dieses Körpers gaben für seine Zusammensetzung die Formel $C^{25}H^{12}O^8$.

Er ist also Chinon plus 4 Aequiv. Wasserstoff.

4) Grünes Hydrochinon. Diese schöne Substanz entsteht, wenn man der vorher gehenden Wasserstoff entzieht oder dem Chinon Wasserstoff im Ausscheidungsstande zuführt, aber nicht so viel, daß sich das farblose Hydrochinon bilden kann. In allen Fällen, wo das grüne entsteht, scheidet es sich krystallisiert ab, indem sich die Flüssigkeit momentan schwärzlich roth färbt und dann auf ein Mahl mit den prachtvollsten grünen, metallglänzenden Prismen erfüllt, die selbst bey kleinen Mengen nicht selten zolllang werden. Sind die auf einander wirkenden Flüssigkeiten zu verdünnt, so scheidet es sich nicht ab, es zerfällt sich dann und man bemerkt den Geruch des Chinons. Man filtriert die Krystalle ab, wäscht sie aus und läßt sie an der Luft oder über Schwefelsäure trocknen.

Folgende Arten seiner Bildung sind von dem Verf. beobachtet worden :

Aus dem farblosen Hydrochinon entsteht es am leichtesten und sichersten, wenn man seine Lösung mit Eisenchlorid vermischt. Es entsteht ferner, wenn man in diese Lösung Chlorgas leitet oder sie mit Salpetersäure, salpetersaurem Silberoxyd oder chromsaurem Kali vermischt. Aus dem Silber Salz wird dabey Silber metallisch gefällt, aus dem chromsauren Salze grünes Chromoxyd abgeschieden. Es entsteht sogar, wenn man mit jener Lösung Platinschwamm oder Thierkohle benetzt und der Luft aussetzt.

Aus dem Chinon erhält man es, wenn man seine gesättigte Lösung mit schwefliger Säure vermischt, die man zur Bildung von größeren Krystallen auf einmahl, jedoch nur in solcher Menge zusetzen muß, daß noch etwas Chinon unverändert bleibt, weil sonst die Wirkung weiter geht bis zur Bildung des farblosen Hydrochinons. Die arsenensäurehaltige Chinonlösung, die man bey der Bereitung des Chinons erhält, verwendet man sehr zweckmäßig zu dieser Darstellung des grünen Hydrochinons; das farblose ist damit weniger leicht zu bekommen.

Es bildet sich ferner, wenn man die Chinonlösung allmählich mit Zinnchlorür vermischt, oder wenn man Krystalle von schwefelsaurem Eisenoxydul hinein legt, oder wenn man, nachdem man sie mit Schwefelsäure schwach sauer und leitend gemacht hat, Zink hinein stellt oder den galvanischen Strom hindurch leitet.

Die merkwürdigste Bildungsweise des grünen Hydrochinons ist die durch wechselseitige Einwirkung des farblosen und des Chinons. Vermischt man die Lösungen beider, so vereinigen sie sich au-

genblicklich zu den grünen Krystallen, ohne Bildung eines andern Productes. Aehnlich wirkt Alloxantin, welches dabey in Alloxan umgewandelt wird.

Das grüne Hydrochinon ist einer der schönsten Stoffe, welche die organische Chemie aufzuweisen hat. Es ist dem Murexid sehr ähnlich, übertrifft es aber wohl noch an Glanz und Schönheit der Farbe. Am ähnlichsten ist es hierin dem metallischen Goldgrün der Goldkäfer oder der Colibrifedern. Die Krystalle sind stets sehr dünn, aber oft sehr lang. Bey starker Vergrößerung zeigen sich die feineren mit einer rothbraunen Farbe durchsichtig. Es hat einen stechenden Geschmack und einen schwachen Geruch nach Chinon. Es ist leicht schmelzbar zu einem braunen Liquidum und sublimiert sich dabey partiell in grünen Blättchen, zum Theil aber zersetzt es sich und entwickelt Chinon, welches sich in gelben Krystallen sublimiert. In kaltem Wasser ist es wenig löslich, in heißem in bedeutender Menge und mit braunrother Farbe; bey dem Erkalten krystallisiert es wieder heraus. Kocht man aber diese Lösung, so wird es ganz zersetzt, es destilliert Chinon über und es bleibt eine dunkel rothbraune Flüssigkeit zurück, die als Hauptbestandtheil farbloses Hydrochinon enthält. Zugleich enthält sie aber noch, ohne Zweifel als secundäres Zersetzungsproduct, eine braune, theerartige Substanz, die sich theils bey dem Erkalten, theils bey dem Vermischen mit Wasser abscheidet und die mit derjenigen identisch zu seyn scheint, die man in dem rohen Destillationsproducte von der Chinasäure findet. — In Alkohol und Aether ist das grüne Hydrochinon mit gelber Farbe leicht löslich; bey dem Verdunsten bleibt es mit seinem grünen Metallglanz unverändert und krystallinisch zurück, was

besonders auf weißem Porzellan eine sehr auffallende und schöne Erscheinung darbietet.

In Ammoniak löst es sich mit tief grüner Farbe, die aber an der Luft sogleich in eine dunkel rothbraune überzugehen anfängt. Beym Verdunsten bleibt dann eine braune, ganz amorphe Masse.

Von schwefliger Säure wird das grüne Hydrochinon leicht aufgelöst und in farbloses verwandelt. Dieselbe Verwandlung erleidet es unter allen den Umständen, unter denen aus dem Chinon das farblose Hydrochinon gebildet werden kann. Hiervon machen nur Sod- und Tellur-Wasserstoff eine Ausnahme, die das Chinon unmittelbar in farbloses Hydrochinon überführen.

Die Analysen dieses Körpers gaben für seine Zusammensetzung die Formel $C^{25}H^{10}O^8$. Er ist also Chinon plus 2 Aequiv. Wasserstoff. Er könnte auch betrachtet werden als $C^{50}H^{20}O^{16}$, nämlich als eine Verbindung von Chinon mit dem farblosen Hydrochinon.

5) Chlorhydrochinon. Chinon, mit concentrirter Chlorwasserstoffsäure übergossen, wird sogleich grünlichschwarz und löst sich dann auf zu einer anfangs röthlichbraunen, nachher farblos werdenden Flüssigkeit. Es entwickelt sich hierbey kein Gas, man bemerkt keinen besonderen Geruch. Beym Verdunsten in gelinder Wärme bleibt eine farblose, strahlig krystallinische Masse zurück. Diese ist das Chlorhydrochinon. Es ist schwer, dasselbe vollkommen farblos zu erhalten, gewöhnlich bekommt es einen Stich ins Braune, denn schon während des Abdampfens pflegt sich die Flüssigkeit bräunlich zu färben.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stück.

Den 25. Julius 1844.

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige der Vorlesung des Professor Wöhler: 'Untersuchungen über das Chinon.'

Das Chlorhydrochinon bildet strahlig vereinigte Prismen, es riecht schwach, eigenthümlich und schmeckt süßlich und zugleich brennend. Es ist sehr leicht schmelzbar und erstarrt sehr krystallinisch. Etwas weiter erhitzt, verflüchtigt es sich und sublimiert sich in farblosen, glänzenden Blättern, jedoch stets unter partieller Zersetzung und Verkohlung, selbst in einem Strome von Kohlensäuregas. In Wasser, Alkohol und Aether ist es sehr leicht löslich, in letzterem so leicht, daß es schon in seinem Gase zerfließt. Seine Lösung in Wasser, mit salpetersaurem Silberoxyd vermischt, reducirt sogleich metallisches Silber, welches sich theils als Spiegel, theils in Krystallflittern abscheidet; zugleich bemerkt man den Geruch des Chinons. Mit Eisenchlorid färbt sich die Lösung dunkelbraunroth, wird dann milchig und setzt dunkelbraune Deltropfen ab, die sich nach kurzer Zeit in schwarzgrüne Krystallpris-

men verwandeln. In kauftischem Ammoniak löst es sich mit tiefblauer Farbe, die jedoch sogleich in Grüngelb und zuletzt in Braunroth übergeht.

Die Analysen dieses Körpers gaben dafür die Formel $C^{25}H^{10}O^8Cl^2$.

Es ist also grünes Hydrochinon plus 2 Aequiv. Chlor.

Es wurde bereits angeführt, daß eine analoge Verbindung mit Sod nicht hervor gebracht werden kann. Cyanwasserstoffsäure ist ohne Wirkung auf Chinon.

6) Sulfohydrochinon. Mit diesem allgemeinen Namen bezeichnet der Verf. einige Körper, deren merkwürdige Bildungsweise deutlich zeigt, daß sie zu den vorher gehenden in einer sehr einfachen Beziehung stehen, die aber so leicht in einander übergehen, daß es nicht gelang, sie völlig unvermengt und unverändert zu erhalten. Dies hält er für den Grund der schlechten Uebereinstimmung der Analysen mit der berechneten wahrscheinlichen Zusammensetzung dieser Körper.

Braunes Sulfohydrochinon. Es entsteht, wenn man in eine gesättigte Lösung von Chinon in Wasser bey gewöhnlicher Temperatur Schwefelwasserstoffgas leitet. Durch die ersten Blasen färbt sich die Flüssigkeit schön roth, dann tritt eine bräunliche Trübung ein, die bald bis zum starken, flockigen, rein braunen Niederschlag zunimmt. Man filtrirt ihn sogleich ab, wäscht ihn aus und trocknet ihn. Durch weitere Einwirkung des Gases würde er in die folgende Verbindung überzugehen anfangen. — Trockenes Chinon wird durch trockenes Schwefelwasserstoffgas nicht verändert.

Es ist eine dunkelbraune, pulverige, ganz amorphe Substanz, ohne Geschmack und Geruch. Es ist sehr leicht schmelzbar, es verbrennt unter Bildung

von schwefliger Säure. In Alkohol ist es sehr leicht löslich mit einer tief gelbrothen Farbe; bey dem Verdunsten bleibt es amorph, glänzend und durchscheinend zurück.

Die Analysen dieses Körpers führten zu der Formel $C^{25}H^{11}O^7S^4$.

Ist diese Zusammensetzung, wie man aus der Bildungsweise vermuthen kann, die richtige, so entsteht er dadurch, daß zu 1 Aequiv. Chinon 4 Aequiv. Schwefelwasserstoff hinzu treten und 1 Aequiv. Wasserstoff mit 1 Aequiv. Sauerstoff als Wasser ausgeschieden werden. Er ist so zusammen gesetzt, als wäre er eine Verbindung von 3 Aequiv. Schwefelwasserstoff mit einem Chinon, worin $\frac{1}{8}$ des Sauerstoffes durch Schwefel vertreten ist = $C^{25}H^8O^7S + 3HS$.

Gelbes Sulfohydrochinon. Es entsteht, wenn man das braune in Wasser suspendiert, dieses bis etwa 60° erhitzt und Schwefelwasserstoffgas hinein leitet. Es verwandelt sich dann rasch in ein unbestimmt blaßgelbliches Pulver, indem die ganze Flüssigkeit das Ansehen von Schwefelmilch annimmt. Eine partielle Verwandlung beginnt selbst schon bey gewöhnlicher Temperatur, daher es so schwer ist die braune Schwefelverbindung frey von der gelben zu erhalten. Leitet man das Gas in eine fast siedende Chinonlösung, so tritt im ersten Augenblick eine braune Trübung ein, die dann rasch in die gelblich weiße übergeht, während sich zugleich ein Theil der hellen Schwefelverbindung in Gestalt einer bräunlichen, halb geschmolzenen, klebenden Masse absetzt.

Diese milchige Flüssigkeit läßt sich nicht filtriren, sie läuft milchig durch das Filtrum. Unter starker Vergrößerung sieht man, daß der gefällte Körper aus Kügelchen besteht, die in ungewöhnlich hohem Grade die so genannte Molecular-Bewegung

zeigen. Mischt man aber zu der Flüssigkeit einige Tropfen Salzsäure, so gerinnt sie gleichsam und läßt sich nun vollkommen klar filtrieren. Die Molecular-Bewegung hat nun ganz aufgehört und man sieht, daß die kleinen Theilchen sich nun gruppenweise an einander gelegt haben. Es sieht also fast aus, als ob der Zustand von Bewegung die Ursache seyn könne, warum die kleinsten Theilchen gewisser Substanzen durch die Poren von Papier dringen.

Die so dargestellte Schwefelverbindung ist nach dem Trocknen ein unbestimmt gelbliches Pulver, daß an der Luft gewöhnlich einen Stich ins Graugrüne annimmt. Sie ist bey ungefähr 100° schmelzbar und erstarrt zu einer braunen, amorphen Masse. Beym Verbrennen riecht sie nach schwefliger Säure. In Alkohol, Aether und Essigsäure ist sie ohne Rückstand mit röthlich gelber Farbe löslich; bey dem Verdunsten bleibt sie amorph zurück. Auch in Wasser ist sie löslich, besonders in siedendem; bey dem Erkalten trübt sich diese Lösung milchig, indem sich der größte Theil der Verbindung wieder abscheidet. Beym Verdunsten dieser Lösung erleidet sie aber bald eine Zersetzung, es scheidet sich ein grünlicher schwefelhaltiger Körper ab und man bekommt zuletzt farbloses Hydrochinon.

Aufgelöst in Wasser ist dieser Körper ausgezeichnet durch die Eigenschaft, sich mit einer Chinonlösung in das braune Sulfohydrochinon zu verwandeln, welches sich bey dem Vermischen der beiden Auflösungen in Gestalt eines voluminösen, flockigen Niederschlags von rein brauner Farbe abscheidet.

Das gelbe Sulfohydrochinon wird auch gebildet, wenn man Chinon mit gesättigtem farblosem Ammonium-Sulphydrat übergießt, womit es sich, unter Erhitzung, in eine gelbe Masse verwandelt, die

sich in ausgekochtem siedendem Wasser mit tief rothgelber Farbe klar auflöst. Aus dieser Auflösung wird es durch Salzsäure als gelblich weißer flockiger Niederschlag gefällt. Es entsteht ferner, wenn man in grünes Hydrochinon, in Wasser suspendiert, Schwefelwasserstoffgas leitet.

Die Analysen dieses Körpers führten zu der Formel: $C^{25}H^{12}O^7S^5$.

Die Annahme dieser Formel gründet sich auf die Bildungsweise dieses Körpers aus dem braunen durch Einwirkung von Schwefelwasserstoffgas in der Wärme, wobey der letztere die Elemente von noch 1 Aeq. Schwefelwasserstoff aufnehmen würde. Auch ist mit keiner anderen Formel die Bildung des braunen Körpers aus dem gelben und Chinon in Einklang zu bringen. Es vereinigen sich hierbey die Elemente von 4 Aeq. des gelben Körpers mit denen von 1 Aeq. Chinon, und bilden, unter Ausscheidung von 1 Aeq. Wasser, 5 Aeq. der braunen Verbindung. Die gelbe kann also betrachtet werden als eine Verbindung von 4 Aeq. Schwefelwasserstoff mit dem Chinon, worin $\frac{1}{3}$ Sauerstoff durch Schwefel vertreten ist = $C^{25}H^8O^7S + 4HS$.

7) Chlorsulfochinon. Es gibt zwey Verbindungen dieser Art, die, außer den Elementen des Chinons, noch Schwefel und Chlor enthalten. Die eine ist braun, die andere orangeroth.

Das braune Chlorsulfochinon entsteht als brauner, flockiger Niederschlag, wenn man die Auflösung des gelben Sulfohydrochinons oder die Flüssigkeit, die nach seiner Fällung durch Schwefelwasserstoff übrig bleibt, mit Eisenchlorid vermischt, oder wenn man bis zu einem gewissen Grade Chlorgas hinein leitet. Nach dem Trocknen ist es ein hellbraunes Pulver, leicht schmelzbar und mit roth-

gelber Farbe löslich in Alkohol, nach dessen Verdunstung es amorph zurück bleibt.

Das orangerothe Chlorsulfochinon sieht ganz wie gefälltes Schwefelantimon aus. Es entsteht aus dem vorigen, wenn man Chlorgas im Ueberschuß in die Flüssigkeit hinein leitet, wobey sich die braune Farbe des Niederschlages allmählich in eine orangerothe umändert, ohne daß es nachher durch überschüssiges Chlor eine weitere Veränderung erleidet. In Wasser ist es mit bräunlich gelber Farbe etwas löslich, die Lösung reagiert sauer, ohne Schwefelsäure zu enthalten. In Alkohol löst es sich mit gelber Farbe und bleibt amorph zurück. Beym Erhitzen schmilzt es und verkohlt sich unter Entwicklung eines starken Geruchs, der an den gewisser flüchtiger organischer Chlorverbindungen erinnert.

Dieser Körper ist, wie die Analysen zu zeigen scheinen = $C^{25}H^6O^8S^4Cl$.

Es wurde bereits angeführt, daß Tellurwasserstoffgas mit Chinon keine ähnliche Verbindungen hervor bringt, sondern daß es dasselbe, unter Abscheidung von Tellur, in farbloses Hydrochinon verwandelt. Arsenik- und Phosphorwasserstoffgas sind ohne alle Wirkung auf Chinon.

Zur Uebersicht der Zusammensetzung der in dem Vorhergehenden abgehandelten Gruppe von Körpern folgen hier ihre Formeln unter einander aufgestellt, und darunter auch das von Wostkresensky entdeckte, ebenfalls in diese Reihe gehörende Chlorchinon*).

*) Journ. für pract. Chemie, 18. S. 419. Nach seiner Analyse gibt Wostkresensky dafür die Formel $C^{12}HO^4Cl^3$; allein eben so gut stimmt damit die obige Formel. Was die Analyse, nach $C = 75,12$ berechnet, an Kohlenstoff zu wenig gibt, hat gewis auch hier in einer unvollständigen Verbrennung dieser nicht leicht verbrennbaren Körper seinen Grund.

Chinon	— — — —	$C^{25}H^8O^8$
Grünes Hydrochinon	—	$C^{25}H^{10}O^8$
Farbloses Hydrochinon	—	$C^{25}H^{12}O^8$
Chlorhydrochinon	— —	$C^{25}H^{10}O^8Cl^2$
Chlorchinon	— — —	$C^{25}H^2O^8Cl^6$
Braunes Sulfohydrochinon		$C^{25}H^{11}O^7S^4$
Gelbes	—	$C^{25}H^{12}O^7S^5$
Braunes Chlorsulfochinon		$C^{25}H^8O^8S^4Cl$
Drangerothes	—	$C^{25}H^6O^8S^4Cl$

Auf die Namen, die er gebraucht hat, legt der Verf. wenig Werth, er sieht sie nur als proviso-
rische an, denn er glaubt nicht, daß man das
grüne und das farblose Hydrochinon als Wasser-
stoff-Verbindungen, als Hydreta vom Chinon be-
trachten dürfe, so sehr auch die Art, wie sie sich
bilden und wie sie in einander verwandelt werden,
für eine solche Vorstellung sprechen mag. Gewiß
ist es, daß in allen drey Körpern das relative Ver-
hältnis zwischen Kohlenstoff und Sauerstoff unver-
rückt bleibt und nur das des Wasserstoffes sich än-
dert, von dem 2 oder 4 Aequivalente hinzu gefügt
oder weg genommen werden können. Aber dieser
hinzu kommende Wasserstoff fügt sich dem übrigen
in derselben Bedeutung hinzu, die dieser hat, er
tritt zu diesem in dieselbe Atom-Gruppierung, es
ist ein jeder dieser Körper eine Verbindung sui
generis, sie sind nicht ungleiche Wasserstoff-Ver-
bindungsstufen von einem und demselben zusammen
gesetzten Körper; oder um eine andere Ausdrucks-
weise zu gebrauchen, Chinon und die beiden Hy-
drochinone sind die Dryde von drey verschiedenen
Radicalen, Chinon = $C^{25}H^8 + 8O$, grünes Hy-
drochinon = $C^{25}H^{10} + 8O$, farbloses Hydrochinon
= $C^{25}H^{12} + 8O$.

Z ü r i c h.

Verlag von Meyer und Zeller 1843. Entwickelungsgeschichte der Cephalopoden. Von Dr Albert Kölliker. Mit 6 lithographirten Tafeln. 180 Seiten in Quart.

Die vorliegende Schrift bringt sowohl schätzbare Aufschlüsse über die morphologische Entwickelung der Cephalopoden, als beachtenswerthe Beobachtungen und Reflexionen über das Zellenleben.

Die Hauptgegenstände der Untersuchung waren *Sepia officinalis* und *Loligo sagittata*. Mehr anhangsweise sind dann noch *Argonauta argo* und *Tremoctopus violaceus* verglichen. — Der erste Abschnitt behandelt das Ey vor der Befruchtung. Der Verf. bestätigt die ihm von Krohn mitgetheilte Ansicht, daß die Dotterhaut sich zu einer bestimmten Zeit der Entwickelung des Eyes in Duplicaturen in den Dotter einfenkt, woraus die von Mehreren bemerkte, eigenthümliche (bey *Sepia* und *Sepiola* nebartige) Zeichnung entsteht, welche man bey Beschauung des Dotters von außen bemerkt. Die Falten verstreichen sich wieder, wenn die Eyer sich lösen. Die Befruchtung scheint, nach dem Verschwinden des Keimbläschens zu urtheilen, in der Eyerstockskapsel zu geschehen. Wie das Sperma dahin gelangen könne. — Die Umhüllungen des Eyes beym Legen und deren verschiedene Formen.

Im zweyten Abschnitte (S. 17 — 40) die Furchung des Dotters, welche sich auf einen Pol desselben beschränkt. Die Ansichten des Verfs über diesen Punct richtig aufzufassen, muß man sich an dessen schon bekannt gewordene Beobachtungen über die Vorgänge im Dotter befruchteter Eyer erinnern. Nachdem nämlich Ref. früher gezeigt hatte, auf welche Weise bey *Rana* die Furchung des Dot-

ters in Zellenbildung übergeht, und daß sich aus den auf solche Weise entstandenen Bildungsselementen der Embryo zusammen setzt — nachdem dann C. Vogt (vgl. diese Anz. 1842. S. 1162 f.) in den Kernen der Zellen, aus welchen sich der Embryo bey *Alytes* obst. bildet, die Keimflecke wieder zu finden behauptet hatte — nachdem Bagges interessante Dissertation (vergl. ebendasselbst) erschienen war, konnte man annehmen, daß die Vertheilung der Keimflecke im Dotter (wenn ihrer mehrere sind) oder die binäre fortschreitende Spaltung eines einfachen Keimfleckes die begleitende Ursache der Dotterzerklüftung sey. Ref. hat dann, unter Voraussetzung der Richtigkeit von Vogts Angaben über die Identität jener Kerne mit den Keimflecken, die Vermuthung aufgestellt, auch der Körper, dessen Vervielfältigung Bagge innerhalb des Dotters verfolgte, sey der Keimfleck gewesen. Bischoff hat dann geradezu gesagt, Bagge habe diese Beobachtung am Keimfleck gemacht, obgleich derselbe sich durchaus nicht hierüber erklärt hatte. Bischoff sieht dann die Sache bey dem Säugethierey eben so an: der Keimfleck liefert die Kerne für die späteren Zellen.

Nun erklärt Kölliker, daß jene von Vogt behauptete Uebereinstimmung zwischen den Keimflecken und Kernen nicht Statt finde. Derselbe hat ferner (Müllers Arch. 1843) an ganz durchsichtigen Dottern von Entozoen geglaubt sich völlig überzeugen zu können, daß Keimfleck wie Keimbläschen nach der Befruchtung völlig verschwinde und daß dann eine Zelle mit Kern im Dotter auftritt, (entsprechend dem von Bagge beobachteten Körperchen) deren binäre Vermehrung durch endogene Bildung von je zwey neuen Zellen, nicht durch Spaltung (worin sich Bagge geteuscht habe) von der Dotterzerklüf-

tung begleitet werde, wo der letztere Proceß überhaupt Statt finde. Bey einigen Thieren, besonders wo der Dotter wenig feste Theilchen enthält, findet eine Furchung gar nicht Statt, sondern die erste neu gebildete Zelle nimmt schon allen Dotter in sich auf und so die folgenden. Bey andern wird der Dotter nicht so rasch, aber doch auch ohne sich vorher um die einzelnen Zellen gruppiert zu haben, in dieselben aufgenommen.

Da der Verf. nun von diesen Beobachtungen ausgegangen ist, da sie ihm als neu besonders interessant seyn mußten, so ist es begreiflich, wie er dazu kommt, jene Zelle und die aus ihr hervorgehenden Embryonalzellen zu nennen, obwohl dieser Name unpassend wird bey denjenigen Eiern, welche eine wirkliche Dotterzurfurchung zeigen. Denn hier werden die Belegmassen, welche der Dotter um die so genannten Embryonalzellen bildet, am Ende selbst Zellen, sie gehen in die Zusammensetzung des Embryo ein, es entstehen Gewebe desselben wesentlich aus ihnen. Wenn man also auch zugibt, daß die Zellen bey den Eiern, welche keine Furchung darbieten mit den inneren Zellen, um welche sich bey andern der sich furchende Dotter gruppiert, bedeutender Analogien halber einen gemeinschaftlichen Namen verdienen dürften, so wird man doch diesen Namen nicht gerade von ihrer Verwendung zur Bildung des Embryo hernehmen dürfen, da sie sich gerade in dieser Beziehung unterscheiden, wie Kölliker selbst in diesem Werke bestätigt.

Bey *Sepia* soll denn auch Keimbläschen und Keimfleck völlig verschwinden und darauf eine Zelle sich dort zeigen, wo die Furchung beginnen muß. Ist die erste Furche quer über den Keim gegangen, so findet man zwey Zellen, jede an dem mittleren

Theile eines der beiden Ränder, welche die Furche begrenzen. Die Zellen vermehren sich und die Furchung folgt dieser Vermehrung. Anfangs bilden sich nur radiale Furchen, dann wechselt die Bildung derselben mit der von concentrischen ab, so daß einmahl die nach dem Mittelpuncte des Feldes gekehrten Spizen sich absondern, bey dem folgenden Fortschritte der Furchung sowohl diese abgesonderten Theile als die Segmente, von welchen sie sich getrennt haben, in radialer Richtung abermahl zerfällt werden. Ist auf die Weise die Furchung bis zur Bildung einer bedeutenden Anzahl von kleinen Feldern fortgeschritten, so beginnt auch eine Spaltung parallel der Dotteroberfläche, durch welche dann erst eigentliche Furchungskugeln, gesondert vom übrigen Dotter, dargestellt werden. Ein interessantes Resultat läßt sich aus den Messungen des Verfs ableiten. Derselbe sagt S. 29 'Die größten (Furchungskugeln) die ich beobachtete maßen 0,096"', die kleinsten 0,012 — 0,009"', von den zwischen diesen beiden Zahlen inne liegenden fanden sich nur gewisse, nämlich 0,048 und 0,024 oder denselben nahe kommende Größen.' Wenn nun hiernach die Durchmesser der nach einer binären Spaltung entstandenen Kugeln nur halb so groß sind als die Durchmesser der Mutterkugeln, so beträgt der Inhalt nur $\frac{1}{8}$ oder der Inhalt beider neu entstandenen zusammen $\frac{1}{4}$ des Inhaltes der Mutterkugel. Also müßte mit fortschreitender Furchung eine Veränderung, Verdichtung, vielleicht Wasserverlust in den Furchungskugeln vor sich gehen. Das stimmt freylich auch mit der bey der Spaltung zunehmenden Zähigkeit der Klumpen des Batrachierdotters zusammen, so wie auch die bey diesen im Dotter sich bildende, mit uncoagulabler Flüssigkeit gefüllte Höhle auf einen solchen Lebensvorgang der Klumpen hinweist. Doch ist freylich

diese Contraction auf ein Viertel des Volumens immer noch auffallend. — Der Verf. hat auch eine sichtbare Veränderung des Dotters in den Furchungskugeln beachtet. Der Dotter enthielt zur Zeit der Reife nur blasse, rundliche oder rundlicheckige, vielleicht fettartige Körperchen von 0,003'' bis 0,009''. Wo sich dann aber die Furchung einstellt, treten diese wieder zurück, verschwinden in den eigentlichen Furchungskugeln gänzlich: es finden sich hier nur kleinere Molekeln.

Aus den Furchungskugeln setzt sich der Embryo zusammen. Allmählich umwächst der Keim den Dotter, während sich (Abschnitt III) an dem dazu vorbereiteten Dotterpole die Anlagen der Organe zeigen, oder auch früher noch; so bey Loligo. — Eine mittlere flächenhafte Erhebung auf dem Keime wird Mantel. Die Ränder lösen sich von der Umgebung und beginnen demnächst die ebenfalls früh vorhandenen Anlagen von Kiemen und Trichter theilweise zu überwachsen. Im Umkreise des Mantels treten dann die Rudimente der Arme, der Mund, einige Wülste als Andeutungen des Kopfes u. s. w. hervor. Eine kleine Erhebung könnte das Arterienherz bezeichnen. — Die Form des Thieres tritt hervor, wenn der Rand des Keimes sich verengert, so daß ein innerer und äußerer Dotter zu unterscheiden ist. Was Mitte des Keimes und des Mantels zugleich war, wird hinteres Ende des Thieres, der zusammen gezogene Rand vorderes Ende.

Das Merkwürdigste möchte es leicht in diesem Werke seyn, daß der Verf. ein Verhältnis des Dotters zur Bildung des Darmes, wie es sonst ein Grundzug der Organogenese ist, in Beziehung auf die Cephalopoden entschieden in Abrede stellt. Zwar bildet sich Darm sowohl als Leber in naher Berührung mit dem Dotter, aber der Darm ist ein solider Strang, welcher durch innere Auflösung

eine Höhle bekommt, und somit durchaus nicht seine Innenfläche dem Dotter zugehrt. Kölliker ist offenbar ein zu guter Embryologe, um eine solche Angabe anders als nach sehr sorgfältigen Untersuchungen zu wagen.

Der Dotter geht allmählich in den Leib über und nimmt darin eigenthümliche Umrisse an, welche leicht zu dem Glauben verführen können, daß sich Organe, z. B. Leber, daraus entwickeln wollen. Diese Formen werden aber vielmehr von den umliegenden Organen bedingt. Bey dem Uebergange des Dotters in den Leib möchten wohl contractile Fasern thätig seyn, welche Verf. an dem Dottersacke auffand. Derselbe bemerkte auch unter Umständen Contractionen (dafür ist die Vergleichung der von Vanbeneden u. Windischmann in Müllers Arch. 1841 beschriebenen Beobachtungen interessant). — Der Dottersack hat keine Gefäße und so kann der Dotter wohl nur im Leibe verbraucht werden.

Als besonders interessanter Beytrag zur Organenbildung ist noch zu bemerken, daß nun auch hier die Entstehung der Linse des Auges in einer Einstülpung der äußeren Haut beobachtet worden ist. Die Deffnung bleibt hier sehr lange, so daß der Proceß besonders gut nachzuweisen ist. — Die Bildung des Geruchsorganes (über dessen Entdeckung Kölliker schon in Frorieps N. Notiz. 1843. May S. 166 geschrieben). — An der Gehörblase wurde ein Canal beobachtet mit Wimperbewegung im Innern, den Verf. für ein Analogon der Tube zu halten geneigt scheint. Eine Ausmündung desselben nach außen hat indessen zur Zeit nicht nachgewiesen werden können und daher möchte es fast zulässiger scheinen an einen Vergleich mit Anhangshöhlen des Vestibulum zu denken.

Ueber die Herzen finden wir die sonderbare Angabe, daß sie runde oder rundliche geschlossene Bla-

sen sind, ehe sie mit den Gefäßen in offener Verbindung stehen, daß sie aber schon in diesem Zustande sich langsam und selten, aber kräftig zusammen ziehen. Wo bleibt denn wohl während der Contractionen der flüssige Inhalt?

So weit der Verf. ein Urtheil über die Bildung der Capillargefäße gewinnen konnte, stimmt sie mit der Schwannschen Annahme überein: Verschmelzung von Zellenhöhlen, Darstellung von Netzen durch hohle Ausläufer der verschiedenen Zellen und Verschmelzung der sich berührenden Enden. Auch die innere Membran der größeren Gefäße könne entstehen durch solche Zellenverwachsung, wobey die innere Zellenwand innere Gefäßwand wird: die Hauptarterien und Venen reifer Embryonen sind erst doppelt so weit, als die Furchungszellen.

Die Faser der willkürlichen Muskeln bildet sich durch Auswachsen der Zellen in die Länge. Sie erhält auch keine Querstreifen. Ähnlich ist die Bildung des Zellgewebes. Auch die Nervenfasern bildet sich durch Verlängerung von Zellen. — Bey Bildung des Knorpels verschmelzen die Furchungszellen zu homogener Grundmasse, während die in ihnen enthaltenen primären als Knorpelkörper zurück bleiben. Bey Bildung der Kiefer aus sich verlängernden Epithelialzellen schwinden dagegen zuerst die primären Zellen und dann vermischen sich auch die Begrenzungen der Epithelialzellen, welche modificierte Furchungszellen sind. Bey Bildung der Venenanhänge dagegen erkennt man die primären Zellen noch, wenn die secundären schon verschwunden sind. In wie fern die Bildung der Schale, abgesehen von faserhaltigen Schichten derselben, mit der Thätigkeit von Zellen zusammen hängt, war nicht zu ermitteln. Es ließe sich aber wenigstens denken, daß eine anliegende Zellschicht den Kalk absonderte und zwar bald auf ihrer ganz-

zen Fläche, so daß sich eine zusammen hängende Schicht bildete, bald an zahlreichen beschränkten Stellen, wodurch die Säulchen entständen, welche die Schichten verbinden. — Manches über die Ausdehnung der Wimpererscheinung. — Haare auf der Haut von Argonauta p. 165. — Bildung der Pigmentflecke. Die ausgebildeten sollen keine nachweisbare eigenthümliche Hülle besitzen.

Die allgemeinen Ansichten des Verf. über die Zelle lehnen sich an die Theorie von Schwann. Er erkennt als Elemente an: einen Kern, welcher häufig mit dem nucleolus von Schwann und Schleiden identisch ist. An diesen bildet sich die primäre Zelle, welche dann wieder als Kern für die secundäre dienen kann. Sie ist ursprünglich stets ein Bläschen, kann sich aber auch in die Form des körnigen Kerns umwandeln.

Bogts Angaben über manigfaltiges Verschwinden des Zellenbaues in der Entwicklung und Wiederauftreten der Zellen aus der so gewordenen homogenen Grundmasse werden in Zweifel gezogen. Bildung von Zellen in freyem Blastem habe Verf. nie beobachtet. Vermehrung der Zellen durch Spaltung vorhandener schein nicht beglaubigt. — Seite 156 finden sich Beobachtungen über Saftströmungen in thierischen Zellen.

Ein Urtheil über das System des Verf. können wir uns begreiflich für jetzt nicht erlauben.

Schließlich muß Ref. noch auf eine Stelle aufmerksam machen, welche Aufklärung über eine früher besprochene auffallende Mittheilung von Bogt gibt. Dieser sagte: bey *Alytes* begleite die Dotterhaut durch Einfaltungen die Furchung des Dotters, und erlaubte sich die Vermuthung, daß Ref., durch einen ähnlichen Vorgang bey *Kana* geteuschet, den Dotterklümpchen eigene Membranen zugeschrie-

ben habe. Ref. hat dann bemerklich gemacht, daß (abgesehen von der sonstigen Unmöglichkeit sich auf solche Weise zu teuschen) 'es Bogt hätte bekannt seyn dürfen, wie solche Falten der Dotterhaut sich bey Rana durchaus nicht bilden, was ja hinreichend gesehen worden ist, während man freylich für den Augenblick nicht umhin konnte die Richtigkeit von Bogts Wahrnehmungen an der Dotterhaut des Alytes anzunehmen. — In diesem Buche von Kölliker (S. 7) wird nun aber eine 'schriftliche Mittheilung' von Bogt beygebracht, nach welcher auch bey Alytes jene Falten gar nicht existieren.

C. Bergmann.

H a n n o v e r.

1844. Verzeichniss der Handschriften und Incunabeln der Stadt-Bibliothek zu Hannover, von Dr. C. L. Grotefend. 62 u. 38 S. in Octav.

Wer die Genauigkeit der Critik kennt, welche jede Arbeit des oben genannten Verfassers auszuzeichnen pflegt, wird mit vollster Anerkennung derselben auch in diesem Büchlein wieder begegnen. Die Aufzählung einer überraschend großen Menge von Handschriften und Incunabeln, welche in der Stadtbibliothek zu Hannover aufbewahrt werden, erfolgt bey den ersteren nach dem Inhalte, bey den anderen nach dem Druckorte geordnet. Historische Erläuterungen sind zweckmäßig beygegeben, Hinweisungen auf die Werke von Panzer, Ebert u. dem Verzeichnisse der seltenen, theils im Besitze der Stadt, theils in den Händen des Herrn Buchdruckers Gulemann befindlichen, Drucke hinzu gefügt. — Auffallend ist die geringe Zahl von Chroniken, welche sich über die Geschichte der Stadt Hannover und der ihr zunächst gelegenen Landschaften verbreiten.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 27. Julius 1844.

G r e i f s w a l d e.

Universitätsbuchhandlung (C. A. Koch) 1843.
Codex Pomeraniae diplomaticus oder Sammlung
der die Geschichte Pommerns und Rügens betref-
fenden Urkunden. Nach den Originalen, Trans-
sumten und alten Copien, mit Anmerkungen, Schrift-
proben und Siegelzeichnungen, herausgegeben von
Dr K. F. W. Hasselbach, Dr J. G. F. Kose-
garten und Friedrich Baron von Medem. Er-
ster Band. Erste Lieferung. XXIV und 168
Seiten, mit 5 lithographierten Tafeln in Quart.

Gern erkennt Ref. die Nützlichkeit des bedeuten-
den Unternehmens an, durch welches, wenn es
glücklich ausgeführt wird, nicht bloß die Geschichte
Pommerns eine sichere Grundlage bekommt, son-
dern aus dem, bey seiner eigenthümlichen Einrich-
tung, mehr als aus ähnlichen Urkundensammlungen
auch in andern Beziehungen zu lernen ist; doch er-
laubt sich derselbe bey der Anzeige dieses Werkes
zunächst einige fromme Wünsche auszusprechen. Es
kann nur erfreulich seyn, daß sich jetzt ein lebendi-

ger Eifer für die Bearbeitung und Herausgabe von Urkundensammlungen regt, und wir wünschen jeder Provinz und jeder einigermaßen bedeutenden Stadt in Deutschland ein solches patriotisches Denkmahl, daß vielleicht dauerhafter ist, als manches von Stein oder Erz, jedenfalls aber nützlicher; doch sähen wir es nicht ungern, wenn dabey weniger Luxus getrieben würde, nicht bloß in der äußeren Ausstattung, sondern auch in der inneren Dekonomie. Als ein Denkmahl des Patriotismus mag freylich der Nachbar nicht gern einen schlichten Bau auführen, wenn der Nachbar einen Palast erbauet hat; dabey wird nicht berücksichtigt, daß das hohe Miethgeld für eine Wohnung in dem Palast wenige erschwingen können, daß auch mancher Prachtbau unvollendet geblieben ist, weil die Mittel der Bauherren zur Vollendung des Baues nicht ausreichten, oder die Baulust sich verlor. *Fiat applicatio!* Viele Gelehrte, welche den besten Gebrauch von jenen großen Urkundenwerken machen würden, sind nicht im Stande, dieselben anzuschaffen, namentlich wenn sie dabey oft doppelt und mehrfach anschaffen müssen, was sie schon längst in andern Werken besaßen. Es genügte, sollte man meinen, in solchen Sammelwerken Urkunden, die anderswo in leicht zugängigen Büchern abgedruckt sind, zu citieren und die besseren Lesarten und Berichtigungen anzugeben. Nur wenn eine wichtigere Urkunde bisher in gar zu vernachlässigter Gestalt erschien, möchte ein neuer sorgfältiger Abdruck der ganzen Urkunde vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Von vielen Urkunden, auch aus dem 12. und 13. Jahrhundert, genügen gute Auszüge. Freylich ist es bey weitem schwerer, solche Auszüge gut und brauchbar zu machen, als vollständige Urkundenabdrücke zu liefern, und über das Neußere der

Originalurkunden oder der Copialbücher zu berichten, etwa über die Art und Größe des Pergaments, über die Gestalt der Buchstaben, Farbe der Dinte, Zahl der Zeilen, die gezogenen Linien oder die Nadelstiche am Rande und dergleichen Dinge, welche allerdings dem Diplomatiker zuweilen wichtig seyn können. Zur Anfertigung guter Auszüge ist außer hinreichender Sachkenntnis viel Besonnenheit und Umsicht erforderlich. Seltsam ist es, die Zeit hier allein entscheiden zu lassen, und etwa alle Urkunden bis 1300 vollständig zu liefern, die spätern aber im Auszuge. Gar manche spätere Urkunde, selbst aus dem 15. und 16. Jahrhundert, verdient vollkommen eine vollständige Mittheilung, und manche andere (z. B. manche päpstliche Bulle oder bischöfliche Urkunde über Ablass, Fundation eines Altars und dgl.) wird durch ihr höheres Alter nicht wichtig, und ein ganz kurzer Auszug derselben von 2 oder 3 Zeilen könnte vollkommen ausreichen. Von andern Stücken müßte der Auszug freylich etwas umfassender seyn: Namen, Ort und Zeit, Hauptinhalt, eigenthümliche und bemerkenswerthe Ausdrücke, auch die Zeugen, sind vorzüglich zu berücksichtigen. — Die großen, kostbaren Urkundensammlungen sind nur für größere Bibliotheken und für wenige reiche Privatpersonen; für den allgemeineren Gebrauch werden theils speciellere, theils allgemeinere Directoria diplomatica anzufertigen seyn, auf welche man aber vielleicht noch lange wird warten müssen. — Wir brechen hier ab, um zur Anzeige des vorliegenden Werkes überzugehen.

Die Vorrede vom 21. Februar 1843 ist von den drey auf dem Titelblatte genannten Herausgebern unterzeichnet, obgleich der Archivar Hr v. Medem mit dem bey der Herausgabe der Urkunden befolgten Verfahren (aus leicht zu errathenden und an-

zuerkennenden Gründen) nicht einverstanden seine Theilnahme auf eine Vergleichung der im Stettinischen Provinzialarchive befindlichen Originale mit den davon hier gegebenen Abdrücken beschränkt hat. Der Zweck bey Herausgabe dieser Sammlung ging dahin, den Freunden der vaterländischen Geschichte die Urkunden, welche Pommern und Rügen betreffen, sowohl die in vielen Büchern zerstreut gedruckten, wie die bisher noch nicht gedruckten möglichst vollständig in einem Werke vereint, nach den Originalen, Transsumten und Copiarien berichtigt, zu übergeben. Das Werk konnte keine bloße Fortsetzung seyn von dem ersten Theile des Codex Pomeraniae diplomaticus, welchen Friedrich von Dreger 1740 heraus gab und 1768 mit einem Anhange und einem neuen Titel versah, da hier viele alte Urkunden, als anderswo abgedruckt, ausgelassen waren, oder fehlten, weil Dreger sie nicht kannte, auch die Texte viele Berichtigungen erforderten. Den Herausgebern wurde von dem königl. Ministerium die Benutzung des Provinzialarchives gestattet, und die Magistrate der Städte wurden aufgefordert, aus den städtischen Archiven die gewünschten Mittheilungen zu machen. Die Gesellschaft für pommerische Geschichte und Alterthumskunde, von den altpommerschen Ständen durch eine Summe von 100 R unterstützt, erhielt aus Königsberg Abschriften der im dortigen Archive befindlichen, die Geschichte Pommerns betreffenden, Urkunden. Zwey Bände Abschriften von meist Rügen betreffenden Urkunden aus Kopenhagen verstatete ebenfalls das königl. Ministerium zu benutzen. Die Dregerischen Papiere, jetzt der genannten Gesellschaft gehörig, boten manche brauchbare Copie, und in- und ausländische Archivvorstände gewährten Beyträge. Die Auffindung der bereits ge-

druckten Urkunden erleichterte das Inventarium diplomaticum ducatus Pomeraniae etc. von J. G. G. Delrichs, Msript der Delrichs'schen Bibliothek auf dem Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. Außer den verglichenen Originalen, Transsumten und einzelnen alten Copien ist eine Anzahl größtentheils im pommerschen Provinzialarchive zu Stettin befindlicher älterer und neuerer Copiarien oder Matrikeln einzelner Stiftungen oder Corporationen benutzt worden.

Bey den einzelnen Urkunden ist möglichst sorgfältig angegeben worden, woher der Text entnommen wurde, und über die Beschaffenheit der Charte und Schriftart, der Siegel und Rubriken Bemerkungen beygefügt, so auch über die Varianten in andern Abdrücken. Die Interpunction ist berichtigt, nicht aber sind offenbar fehlerhafte Lesarten nach bloßer Muthmaßung geändert. Die zahlreichen Anmerkungen zu den Urkunden suchen besonders die Lage der in den Urkunden erwähnten Ortschaften zu bestimmen, die Bedeutung der slawischen Namen zu erörtern*) und historische Erläuterungen zu geben; denn diese Sammlung ist 'nicht bloß für Gelehrte und Historiker vom Fache bestimmt, sondern auch für alle Landsleute der Herausgeber, welche Sinn und Theilnahme für die Geschichte der Heimath hegen.' Die Herausgeber rechtfertigen dieses Verfahren durch das Beyspiel anderer Herausgeber von Urkunden. Uns will es bedünken, als sey eine andere Behandlung geeigneter für einen Codex diplomaticus. Für einen solchen ge-

*) Dabey wurden die Herausgeber sehr wesentlich unterstützt von zwey Kennern der slawischen Sprachen, Herrn Konewka, Controleur der academischen Administration zu Greifswalde, und Herrn Dr Cybulski, Lehrer der slawischen Sprache an der Universität Berlin.

nügt möglichst sorgfältiger Abdruck der Stücke nach den Originalen, nur wo diese fehlen, nach den vorhandenen besten Abschriften oder resp. Drucken, in diesem Falle auch mit den erheblichsten Varianten. Zu diesen Abdrücken sind in einem etwas reichern Codex diplomaticus sorgfältig gearbeitete und nicht zu dürftige Register der Personen, Orte und Wörter eine fast unentbehrliche Zugabe. Ein solches Werk wäre dann die bleibende Grundlage für manigfache, in ihrer Art vielleicht höchst verdienstliche Erläuterungsschriften, von denen freylich manche bald vollständiger und bessern Platz machen müßte. Wo die Benutzung der Archive schwer, ja (aus publicistischen Rücksichten) fast unmöglich ist, da ist die Zeit für einen Codex diplomaticus noch nicht gekommen: man muß damit warten. — Indessen würde man das Verfahren der Herausgeber des vorliegenden Werkes bey dem oben angegebenen Zwecke desselben doch wohl mit Unrecht tadeln, und nur der Titel hätte vielleicht statt Codex Pomeraniae diplomaticus lauten sollen: Sprach- und Sacherklärungen der auf Pommern bezüglichen oder darauf bezogenen Urkunden, nebst den möglichst berichtigten Texten derselben, von . . . K. und . . . H.

Gefördert wurde das Werk durch Bewilligung 1) einer Summe von 200 ₰ von den altpommerischen Ständen als Beyhilfe zu den Kosten, 2) einer Summe von 100 ₰ von den neworpommerischen Ständen zu demselben Zwecke, 3) durch Subscription Sr Majestät des Königs auf 50 Exemplare. — Die Zahl der übrigen verzeichneten Subscriptionen beträgt 115. — Der Antheil der beiden Herausgeber, des Hn Prof. Rosgarten und des Hn Director Hasselbach, an der Arbeit ist besonders angegeben.

S. X folgt die Beschreibung der benutzten Copiarien, welche S. XXIV abbricht, um in der zweyten Lieferung fortgesetzt zu werden. Auch von diesen Schilderungen vindiciert sich ein jeder der beiden Herausgeber durch ein hinzu gesetztes H. oder K. seinen Antheil. Die in einer gewissen Ausführlichkeit beschriebenen Codices sind: 1) Liber S. Jacobi — Copialbuch des Jacobiklosters zu Stettin, angelegt 1468 (auch für Bamberg von Interesse), 2) Matrikel des Klosters Grobe (auf der Insel Usedom), 3) Matrikel des Klosters Bergen auf Rügen, 4) Matrikel des Klosters Colbaz (nach einer incorrecten Abschrift, da das 1740 im Regierungsarchiv vorhandene Original noch nicht wieder aufgefunden ist), 5) Matrikel des Klosters Belbuck, 6) Samminer = Matrikel, 7) Matrikel des Klosters Berchen (in Dregerscher Abschrift), 8) Matrikel des Klosters Bukow, 9) Matrikel des Klosters Pyritz, 10) Matrikel des Klosters Tasenik. — Hier bricht der Vorbericht zur ersten Lieferung ab. Irrig stehen Nr. 5 und 6 beide mit 5 bezeichnet, und so die folgenden mit 6 — 9 (statt 7 — 10).

In dieser ersten Lieferung sind 70 Urkunden mit vollständigen Ueberschriften und manigfachen Anmerkungen und Erläuterungen enthalten. Die erste ist Carls des Großen Stiftungsbrief für das Bisthum Verden von 786, abgedruckt aus Lappenbergs erst 1842 erschienenem Hamburgischen Urkundenbuche. Eben daher sind auch die beiden folgenden Urkunden entnommen, Ludwigs des Frommen Stiftungsbrief für das Erzbisthum Hamburg von 834 und die päpstliche Bestätigung des Erzbisthums Hamburg (835?). Nr. 4 ist die interessante und viel besprochene verdächtige Urkunde des Kaisers Lothar vom 20. Merz 844, wonach derselbe dem Kloster Corvey die Insel Rügen schenkt, in Scha-

ten. Ann. Paderb. I, 128, nach dem Transsumt im Provinzialarchive zu Münster. Nr. 5, K. Ludwig läßt den Markgrafen Arbo die Zölle in den Donauländern bestimmen, auch für die Slawen in den Rugis und Baemanis, aus Monum. boic. XXVIII, II, 203, ist schwerlich auf Pommern und Rügen zu beziehen, wie auch die Herausgeber selbst anerkennen. Nr. 6, Kaiser Ottos Stiftungsbrief für das Bisthum Havelberg vom 9. May 946, nach einer Abschrift im Havelberger Hausbuche von 1720, mit Varianten aus zwey ältern Abdrücken. Der Abdruck bey Lünig XVII, 80 wird nicht angeführt. Statt Ind. II wird Ind. IV zu lesen seyn. Nr. 7, Kaiser Ottos Stiftungsbrief für das Bisthum Brandenburg vom 1. October 949, nach einer Abschrift vom Originale zu Brandenburg, aber ebenfalls bereits gedruckt. Auch die folgenden drey Kaiserlichen Urkunden für Magdeburg (a. 965. 973. 975) waren schon gedruckt, und die päpstliche Nr. 11 (a. 1055) steht in Lappenbergs Hamburg. Urkundenbuche. Sie ist die einzige aus dem elften Jahrhundert, welche wir hier finden. Erst im 12. Jahrhundert, aus welchem die nun folgenden 59 Urkunden sind (1133 — 1191), geht die Sonne der Urkunden für Pommern auf, aber der pommerische Patriotismus hat die Sonne vor ihrem wirklichen Aufgange erscheinen lassen, was ja bekanntlich natürlich zugeht. Mit Nr 70 (a. 1191) bricht diese erste Lieferung ab. Daß diese ältesten pommerischen Urkunden sich zunächst auf kirchliche Verhältnisse beziehen, war zu erwarten. Sie sind größtentheils von Päpsten und Bischöfen ausgestellt, doch auch von deutschen Königen und einheimischen Fürsten. Die Erklärungen enthalten viel Schätzbares, besonders die sprachlichen (aus dem Slawischen).

Tafel A liefert eine Zeichnung der alten pom-

merschen Burg Tribbsees an der Siemersdorfer Scheide (zu S. 34), Taf. B enthält Schriftproben von 2 Urkunden (a. 1159. 1168), Taf. C drey Siegel pommerscher Fürsten (Bogislaus I. 1170, Casimir I. 1170, Bogislaus I. 1182 (die beiden letzten defect), Taf. D Schriftprobe einer Urkunde von 1176 und Taf. E dergleichen einer Urkunde von 1181 (Anfang und Schluß). Die äußere Ausstattung des Werkes ist gut. G. G. F.

L o n d o n,

bey John Murray, Albemarle Street 1843. The history of India. By the Hon. Mountstuart Elphinstone. Second Edition. Two Voll. Vol. I: XIX, 619 S. mit einer Karte von Indien, gezeichnet und gestochen von J. u. G. Walker; Vol. II: XXXVIII, 686 Seiten in Octav.

Der Hr Verf. dieses Werkes gehört bekanntlich zu den ausgezeichnetsten Kennern Indiens und des Orients überhaupt; er hat sich als Staatsmann, Gelehrter, Reisender einen hohen Namen erworben, der diesem Werke vorweg als eine bedeutende Empfehlung dienen mag. Die erste Ausgabe dieser Geschichte von Indien ist uns nicht zur Hand gekommen; schwerlich jedoch wird die zweyte vorliegende bedeutend von ihr abweichen, sonst würde sich darüber wohl irgend eine Mittheilung finden. Das Werk selbst gehört unter die besten seiner Art; hinsichtlich der Kürze, bey relativ umfassender Vollständigkeit, vollendeter Klarheit in der Darstellung, Sorgsamkeit in der Anordnung möchte es allen seinen Competenten vorzuziehen seyn. Zu bedauern ist nur, daß der Hr Verf. seine Aufgabe selbst und die Ausführung derselben nicht nach einem größeren Maßstabe angelegt hat; seine tiefe

Kenntniß des Landes, so wie die ihm zu Gebote stehenden, sowohl angebornen und ausgebildeten als erworbenen Hilfsmittel würden ihn sicher in den Stand gesetzt haben, ein Werk zu liefern, welches eine höchst ehrenvolle Stelle neben den umfassenden Arbeiten von Mill u. A. eingenommen und sie in vielen Beziehungen ergänzt haben würde. Doch wir sind nicht berechtigt, dem Hn Verf. ein weiteres Gebiet, eine andere Aufgabe anzumuthen, als er selbst in Anspruch nehmen wollte, oder sich gestellt hat; wir müssen vielmehr dankbar hinnehmen, was er in den selbst gesteckten Grenzen geleistet hat. Indem er ohne Rückhalt die Verdienste von Mill, Murray, Gleig anerkennt, nimmt er, und mit vollem Recht, jedoch sehr bescheiden, für sich die Vortheile in Anspruch, welche ihm sein Aufenthalt in Indien gewährte. But the excellence of histories (heißt es Pref. p. XVII) derived from European researches alone does not entirely set aside the utility of similar inquiries conducted under the guidance of impressions received in India; which as they rise from a separate source, may sometimes lead to different conclusions. Durch diese an Ort und Stelle empfangenen Eindrücke hat nicht bloß die Form, sondern auch der Inhalt des Werkes bedeutend gewonnen, und Ref. wenigstens muß gestehen, daß ihm durch dasselbe eine Menge Verhältnisse klarer und schärfer vor Augen geführt sind, als durch jene und andere hierher gehörige Arbeiten geschehen war. Er hebt in dieser Beziehung die Darstellung der Arten des Landeigenthums (I, 141 sqq.), so wie der Communalverfassung überhaupt (I, 122 sqq.) und die Schilderung der Sitten (I, 330 sqq.) insbesondere hervor und könnte auch vieles Einzelne dazu stellen. Bezüglich der Darstellung der alten

Geschichte Indiens weichen zwar des Ref. Ansichten vielfach von denen des Hn Verfs ab; allein ich bin weit entfernt, zu verkennen, daß bey der Dunkelheit dieser Zeit manches vielleicht eine größere Berechtigung verdient als ich ihm, nach meinen Grundsätzen historischer Forschung, einräumen zu dürfen glaubte. Doch will Ref. nicht bergen, daß ihm hier gerade der Hr Verf., obschon er mehr Hilfsmittel benutzt hat als seine Vorgänger, doch auch manche übersehen oder nicht gehörig gewürdigt zu haben scheint, z. B. die chinesischen Reiseswerke, welche von Abel Rémusat, Klaproth und Landresse ediert sind, u. a. Dagegen entschädigen für diese Mängel manche feine Bemerkungen, z. B. I, 21 bezüglich der Gesetze des Manu: It seemed rather to be the work of a learned man, designed to set forth his idea of a perfect commonwealth under Hindú institutions; I, 87: the general tendency of the Bramin morality is rather towards innocence than active virtue, and its main objects are to enjoy tranquillity and to prevent pain or evil to any sentient being u. a. Die Geschichte der mohammedanischen Herrschaft in Indien ist, so weit es der heutige Zustand der Kenntniß und der Benutzung der Quellen verstattet, zumahl bey der vom Hn Verf. erstrebten Kürze, genügend behandelt; daß hier unendlich viel erst von der Zukunft zu hoffen ist, von tieferem Eindringen in die vorhandenen mohammedanischen Quellen, von Eröffnung neuer, deren von Tag zu Tag hinzu kommen, von Combination derselben mit Inschriften, selbst indischen Chroniken, Sagen u. a., ist jedem, welcher sich mit diesem Theile der Geschichte beschäftigt hat, bekannt. Genauer in Einzelnes einzugehen, erlaubt der Umfang dieser Zeitschrift nicht, und es ist um

so weniger nothwendig, da sich voraus setzen läßt, daß dieses Werk in die Hände aller Derer seinen Weg finden wird, welche sich specieller für den Gegenstand seiner Aufgabe interessiren. Wir beschränken uns daher auf eine allgemeine Uebersicht seines Inhaltes und seiner Anordnung.

Die vorliegenden beiden Theile behandeln die Geschichte und Zustände Indiens von der ältesten Zeit bis zur factischen Auflösung des Reiches der so genannten Groß = Mogul (1761), jedoch mit Ausscheidung aller hierbey wirksamen europäischen Elemente, so daß z. B. der Name Britanniens kaum auch nur erwähnt wird. Ref. kann nicht bergen, daß ihm in dieser Beschränkung ein nicht unbedeutender Mangel zu liegen scheint. Denn, obgleich eine Entfaltung der britischen Thätigkeit in größerem Maßstab erst etwa um diese Zeit beginnt (Clive war 1756 nach Indien gekommen, Warren Hastings 1772 Gouverneur von Bengalen geworden, und von diesen beiden, insbesondere von letzterem, datiert sich bekanntlich eigentlich die Gründung des großen Indischen Reiches der Briten), so waren doch sowohl sie als andere europäische Nationen schon früher von so bedeutendem Einfluß auf das Schicksal der mohammedanischen Herrschaft, daß eine Geschichte der letzteren, welche so sehr davon absieht wie die vorliegende, nothwendig unvollständig wird. Folgende Theile, oder besondere Behandlung der englisch = indischen Geschichte mögen diesen Mangel ergänzen, aber in dem vorliegenden zweyten Bande bleibt er dennoch fühlbar.

Der bezeichnete Inhalt wird in 12 Büchern und mehreren Anhängen behandelt. Eine Einleitung (p. 1 — 18) gibt eine allgemeine geographische, climatische und statistische Schilderung Indiens. Die 4 ersten Bücher (p. 19 — 434) und 5 Anhänge

(p. 435 — 496) enthalten die alte Geschichte und Zustände Indiens bis zu den arabischen Eroberungen. Das erste Buch, Zustand Indiens zur Zeit des Manuschen Rechtsbuches: Kasten, Regierung, Recht, Religion, Sitten und Civilisation; das zweyte und dritte, Veränderungen seit dem erwähnten Rechtsbuche und Zustand der Inder in späterer Zeit; die einzelnen Kapitel fast in derselben Ordnung wie im ersten Buche, nur daß die Civilisation specieller behandelt wird; im lehten Kapitel des zweyten Buches die Philosophie, in denen des dritten Astronomie und Mathematik, Geographie, Chronologie, Medicin, Sprache, Literatur, schöne Künste, andere Künste, Ackerbau, Handel, Sitten und Charakter. Das vierte Buch ist überschrieben: Geschichte der Hindus bis zum Einfall der Araber, und behandelt die Sagen und historischen Ueberlieferungen theils im Allgemeinen, theils in geographischer Ordnung. Die 5 Anhänge besprechen das Zeitalter des Manuschen Rechtsbuches und der Vedes, die Veränderungen in den Kasten, die Erzählungen der Griechen über Indien; das griechische Reich in Baktrien, und geben Bemerkungen zu dem Text bezüglich des Finanzsystems. Das fünfte Buch ist überschrieben: vom Anfang der arabischen Eroberungen bis zur Errichtung einer mohammedanischen Herrschaft in Indien; und behandelt die ersten Einfälle der Araber in Indien, die Ghaznaviden und Ghuriden bis 1206. Das sechste Buch (II, 1 — 92) behandelt die verschiedenen Dynastien von Delhi bis zur Festsetzung der Mongolen unter Baber (1206 — 1526). Das siebente Buch führt die Geschichte bis Akber (1556). Das achte schildert den Zustand Indiens bey Akbers Regierungsantritt. Das neunte enthält Akbers Regierung (1556 — 1605); das zehnte die

Geschichte Jehángirs und Shah Jeháns bis zu des letzteren Absetzung (1658); das erste die des Aurangzib (von 1658 — 1707). Das letzte Buch erzählt die Schicksale der Nachfolger desselben bis zur factischen Vernichtung des Reiches (1761). Der Anhang bespricht die Staaten, welche sich bey der Auflösung des Reiches von Delhi bildeten (von 1347 an) und erst zum größten Theil unter Akber mit dem großen Reich wieder vereinigt wurden: nämlich die Bahmani = Dynastie im Dekhan, die Dynastie von Bijapur, von Ahmednagar, Golconda, Berar, Bidr, Guzerát, Malwa, Candesh, Bengal, Tnanpur, Sind, Multan. Th. B.

S a l b e r s t a d t,

bey C. H. F. Dölle 1844. C. G. Heiland
 Quaestionum de dialecto Xenophontea
 capita selecta. 20 Seiten in groß Quart.

Alle Grammatiker rechnen den Xenophon, die *Ἀττικὴ μέλιττα* begeisterter Verehrer klarer Nüchternheit, mit nichten unter die Muster des lautern Atticismus. Abgesehen von gewissen ursprünglich Dorischen, aber in den allgemeinen Attischen Gebrauch aufgenommenen Ausdrücken und Wortformen hat allein unter allen namhaften Attischen Prosaikern Xenophon durch fremde dialectische Formen und locale Ausdrücke die Reinheit der Attischen Rede getrübt. Schon Helladios leitet das Bunt-scheckige seiner Sprache von dem langen Aufenthalt unter Ausländern ab. Man darf weiter gehen und muß außerdem seine bekannte Hinneigung zu Sparta in Anschlag bringen; sein Lakonismus verleugnet sich sogar in der Sprache nicht, worauf Haase in der vorzüglichen Bearbeitung der Schrift *de rep. Lacedaem.* vielfältig aufmerksam gemacht hat, obschon er in manchen Punkten zu weit zu gehen scheint.

Es zeigt sich auch hierin Xenophons Unselbstständigkeit und die Mattheitigkeit patriotischer Gesinnung so wie Gleichgiltigkeit gegen formelle Vollendung der Darstellung. Der gelehrte Herausgeber des Agesi- laos erörtert im ersten Kap. obigen Schriftchens die Spuren des Lakonischen und überhaupt Dorischen Dialectes in den Werken des Xenophon, woran sich eine Behandlung der aus Dorischen Schriftstellern von ihm citierten Stellen und der Dorisch formier- ten Eigennamen anreicht. Dabey kommen beach- tenswerthe Nachträge zu Ahrens fleißig benutztem Werke de dial. Dorica zum Vorschein.

Hr Heiland greift mitunter im Aufspüren Dori- scher Formen fehl, wie p. 7., wo er *μαγάδι* Anab. VII, 3, 32 als Dorische Declination anspricht, was nicht nöthig ist; aber gar omnino illud nomen ad Dorienses refero, offenbar weil es bey *Alkman* vor- kommt. Aber die *Magadis* ist bekanntlich ein Lydi- sches Instrument, dessen Gebrauch bey dem Lydischen *Alkman* nicht auffallen darf. Auch kann nicht zuge- geben werden, daß, wie p. 5 behauptet wird, alte Etymologen mit Recht in dem Namen *Σιουφος* einen *θεόσοφος* erkannt haben. Das duldet schon die Nachricht des Xenophon nicht, Hell. III, 1, 8., *Derkylidas* von Sparta habe diesen Beynamen ge- führt. *Σιουφος* ist vielmehr Reduplication von *σοφος* (*ούφος*) und bedeutet einen Erzschelm, Welcher Tril. S. 550. Denselben Spottnamen meint aber offenbar Ephor. Ath. XI, 500, C. *Ἦν γὰρ οὐδὲν ἐν τῷ τρόπῳ Λακωνικὸν οὐδ' ἀπλοῦν ἔχων, ἀλλὰ πολὺ τὸ πανοῦργον καὶ θηριῶδες· διὸ καὶ Σκύ- θον αὐτὸν προσηγόρευσαν.* Hr Heiland versteht sich, wenn er meint, der Name sey ihm a ferocitate gegeben, was ja schon der Begründung des Beyna- mens widerspricht, um Anderes zu übergehen. *Σκύ- θον* ist *Σιουφον*: in Athenäus Worten *ἐκαλεῖτο*

Ἀερυλίδας ὁ Λακεδαιμόνιος steht *Σκύφος* in den codd. und nur die Epitome und Eustath. haben den stärkern Schreibfehler *Σκύθον*, woraus Jemand sogar neulich ein äolisches *σκύθος* für *σκύφος* gefolgert hat.

In einem zweyten Kap. 'Epica poesis quid valuerit ad Xenophontem quaeritur', wird die schon von Hemsterhuis gemachte Beobachtung ausgeführt, daß Xenoph. poetische Wörter und Wendungen nicht verschmähe. Lobeck hatte ad Phryn. p. 89 sq. eine Anzahl solcher Beyspiele nach den alten Grammatikern zusammen gestellt. Namentlich klingen Homerische Reminiscenzen vielfach durch, wie Hr Heiland mit Belesenheit nachweist. Diese poetischen Fehlen nehmen sich wunderlich genug aus, da Xenoph. sich doch nicht leicht von gerader Erde erheben kann, während hingegen poetische Wendungen bey Platon eine natürliche Consequenz geistiger Erhebung und poetischen Schwunges sind. Auch hier wieder Mangel an Sinn für reine vaterländische Sprache.

Kap. 3. De formis Ionicae dialecti, quibus usus est Xenophon. Zieht man auch einzelne Fehler der an Homerische Formen gewöhnten Abschreiber und einige zu starke Zumuthungen späterer Grammatiker ab, so bleiben doch noch genug Paranomieen *εἰς τὴν πατριον διάλεκτον* über, die hier kundig zusammen gestellt sind. Mit einigen Annahmen kann Ref. freylich nicht einverstanden seyn, empfiehlt aber allen Freunden des Xenophon und dialectologischer Forschungen die wackere Schrift zu weiterer Prüfung. Daß natürlich manche Stelle des Xenophon belehrend beleuchtet wird, versteht sich von selbst. Fernere ähnliche Untersuchungen heißen wir im voraus willkommen.

F. W. S.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 29. Julius 1844.

G ö t t i n g e n.

Der Königl. Societät der Wissenschaften wurden am 8. Julius von dem Prof. Wöhler die Resultate mehrerer in dem academischen Laboratorium vorgenommenen Untersuchungen vorgelegt. Wir geben in dem Folgenden einen kurzen Auszug daraus.

1) Ueber das Athamantin. Dieser Stoff ist vor einiger Zeit von Winkler in den Wurzeln und den halbreifen Samen von *Athamanta Oreoselinum* L. entdeckt worden. Zu einer näheren Untersuchung desselben hat sich Hr Winkler mit Hn Schnermann vereinigt. Aus dieser Untersuchung geht hervor, daß das Athamantin in seinen Eigenschaften sich den Fetten anschließt, indem es durch Einwirkung verschiedener Agentien, namentlich auch der Alkalien, in Valeriansäure und einen anderen Körper zerlegt werden kann, der die Stelle des Glycerins in den gewöhnlichen Fetten zu vertreten scheint.

Man erhält das Athamantin am besten aus der getrockneten Wurzel von *Ath. Oreoselinum*, indem man dieselbe mit 80 procentigem Weingeist in der

Wärme auszieht, von dem filtrirten Auszug den Alkohol und das Wasser abdestillirt, und den Rückstand mit dem sechs- bis achtfachen Gewicht Aether behandelt, welcher daraus unreines Athamantin auszieht. Die Aether-Lösung wird mit Thierkohle behandelt, und der Aether davon abdestillirt, worauf man den Rückstand in Weingeist von 60° bis 65° in gelinder Wärme auflöst. Wird diese Auflösung an einen kalten Ort hingestellt, so scheiden sich daraus nach und nach weiße, haarfeine, biegsame, strahlig gruppierte Nadeln ab, die oft mehrere Zoll lang sind, und womit allmählich die ganze Flüssigkeit sich anfüllt; sie sind mit bräunlichen öllartigen Tropfen vermischt, welche man so viel wie möglich absondert, und wovon man sie durch wiederholtes Auflösen und Krystallisieren vollständig befreiet.

Das so erhaltene Product ist eine sehr lockere und leichte, blendendweiße, atlasglänzende Masse von zusammen gewebten, biegsamen, höchst feinen Krystallen, ähnlich dem langfaserigen Asbest. Die Verf. haben es lange für das reinste Athamantin gehalten, und es als solches zu den meisten ihrer Versuche angewendet, bis sie fanden, daß das Athamantin auch große solide Krystalle bilden kann, und daß diese von der fein krystallisierten Masse durch eine etwas andere Zusammensetzung und niedrigeren Schmelzpunkt abweichen, wonach es scheint, daß der letzteren trotz ihres reinen homogenen Ansehens noch eine fette Substanz beygemischt ist. Es gelang den Verfassern nicht, die großen Athamantinkrystalle beliebig hervor zu bringen. Am schönsten erhielten sie dieselben aus einem in ölliger Form aus Alkohol abgeschiedenen Athamantin, als dieses bey Sommertemperatur längere Zeit mit dem überstehenden Alkohol gestanden hatte; die öllartige

Masse hatte sich dann zum Theil in diese Krystalle umgesezt, die aber nachher unter anscheinend gleichen Verhältnissen sich nicht wieder bildeten. Einige Mahle erhielten sie dieselben auch aus Alkohol zugleich mit der gewöhnlichen Krystallisation, aber immer nur in geringer Menge. Die Krystalle waren zum Theil fast zolllang, vollkommen farblos, und bildeten vierseitige, anscheinend rechtwinklige Prismen mit abgestumpften Ecken, an denen zwey gegenüber liegende Abstumpungsflächen gegen die beiden anderen sehr vergrößert waren. Einzelne Krystalle erschienen als Octaeder, deren vier in einer Ebene liegende Ecken stark abgestumpft waren. Die Grundform schien ein Quadratoctaeder zu seyn. Eine Messung der Krystalle war wegen mangelnden Glanzes nicht ausführbar.

Das Athamantin hat einen eigenthümlichen ranzig seifenartigen, vorzüglich in der Wärme bemerkbaren Geruch, und ranzig bitterlichen, hinterher schwach frakenden Geschmack. Es ist unlöslich in Wasser, leicht löslich in Weingeist, Aether, Terpentinöl und fetten Oelen. Aus seiner in der Wärme gesättigten Auflösung in Alkohol oder Aether scheidet es sich beym Erkalten in öartigen Tropfen aus, die gewöhnlich längere Zeit weich bleiben, und dann krystallinisch erstarren. Beym Erwärmen schmilzt es zu einem gelblichen, in Wasser zu Boden sinkenden, öartigen Liquidum, welches nach dem Erkalten eine klare terpentinähnliche Masse bildet, die erst nach längerer Zeit wieder erstarrt, indem sich darin wawellitähnliche Krystallsterne bilden, in welche nach und nach die ganze Masse sich verwandelt. Der Schmelzpunct des reinen Athamantins liegt sehr nahe bey 79° , die fein krystallifizierte Masse dagegen schmilzt schon bey 59° bis 60° . Das Athamantin läßt sich nicht unzersezt verflüchtigen, ver-

trägt indes ohne Zersetzung eine ziemlich hohe Temperatur. Bey der trocknen Destillation gibt es neben anderen Producten eine reichliche Menge Valeriansäure. Es enthält keinen Stickstoff. Die Verbrennungsanalysen, mit den soliden Krystallen angestellt, ergaben für dasselbe die Formel $C^{24}H^{15}O^7$, welche, wie weiterhin angeführt, auch anderweitig sich bestätigte.

Das fein krystallisierte Athamantin zeigte bey den Analysen constant eine abweichende Zusammensetzung. Nach dem Mittel derselben enthält es 1,9 Procent Kohlenstoff und 0,5 Proc. Wasserstoff mehr wie die großen Krystalle. Gleichwohl wurde es von den Verfassern zu den sämtlichen nachfolgenden Versuchen angewandt, im Anfange, weil sie es für ganz rein hielten und die größeren Krystalle noch nicht kannten, und nachher, weil ihnen von den letzteren kaum mehr, wie zu den Analysen erforderlich war, zu Gebote stand.

Verhalten des Athamantins zu Chlorwasserstoffsäure. Wird über Athamantin bey gewöhnlicher Temperatur trockenes salzsaures Gas geleitet, so absorbiert es dasselbe, fängt bald an zusammen zu backen, und schmilzt nach und nach, ohne sich dabey merklich zu erwärmen, zu einem klaren gelbbraunen öligen Liquidum, welches alsbald wieder zu erstarren anfängt, indem sich darin feine, weiße, strahlig grupplerte Nadeln bilden. Dieses Erstarren beginnt schon, während ein Theil des Athamantins noch ungeschmolzen und unverändert ist, und die Einwirkung des Gases auf dasselbe wird dann dadurch verhindert oder erschwert, weshalb man, um letztere möglichst vollständig zu machen, das Gas rasch zuströmen lassen, und die Masse, sobald sie zu schmelzen beginnt, durch Drehen und Bewegen des Gefäßes möglichst über die

Wände desselben auszubreiten suchen muß. Bey gelindem Erwärmen der flüssig gewordenen Masse sieht man daraus Gasblasen sich entwickeln, die immer häufiger werden, je mehr man die Temperatur steigert, und die bey 100° ein förmliches Kochen veranlassen; zugleich destillirt eine klare farblose Flüssigkeit davon ab, die wasserhaltige Valeriansäure ist; die Masse verdickt und trübt sich nach und nach durch Abscheidung eines festen Körpers, wird endlich ganz starr und trocken, und gänzlich in diesen Körper verwandelt. Es ist dies der Körper, welcher in dem Althamantin die Stelle des Glycerins vertritt. Die Verfasser schlagen für ihn den Namen Droselon vor.

Läßt man die liquid gewordene Masse wieder erstarren, und erwärmt sie erst dann auf 100°, so zergeht sie wieder zu einem nicht ganz dünnflüssigen, durch Abscheidung von Droselon getrübten Liquidum, welches dieselbe Gasentwicklung und Abscheidung von Valeriansäure zeigt, und sich nach hinreichendem Erhitzen ebenfalls gänzlich in Droselon verwandelt.

Das Droselon bleibt als eine amorphe poröse Masse von grauweißer Farbe zurück. Es wird durch Auflösen in Alkohol und Krystallisieren gereinigt, welches indes nur unvollkommen gelingt. In Alkohol löst es sich, selbst in der Wärme, ziemlich schwer auf; die Auflösung hat eine gelbe Farbe. Beym Erkalten der siedend gesättigten Lösung scheidet es sich in warzenförmigen Massen aus, welche an die Gefäßwände sich ansetzen, und aus concentrischen Anhäufungen feiner Krystallnadeln bestehen. Am schönsten wird es erhalten, wenn man die auf dem Sandbade stark eingedunstete Lösung mit demselben langsam erkalten läßt; es scheidet sich dann in lockeren blumentohlähnlichen Massen ab, die

unter der Loupe als Aggregate kugelig gruppierter feiner biegsamer Nadeln erscheinen. Durch Waschen mit wenigem Alkohol wird es weißer und von anhängendem Athamantin befreuet. Es behielt indes immer eine schwach gelbliche Farbe, welche ihm nicht entzogen werden konnte, wiewohl es im reinen Zustande ohne Zweifel ganz weiß ist; dieses scheint theils von der unvollkommenen Reinheit des angewandten Athamantins, theils davon herzurühren, daß es bey dem Verdunsten seiner Lösung eine Veränderung erleidet, indem dieselbe dabey eine grünlich braune, nach und nach rothbraun werdende Farbe annimmt. Das Droselon ist geschmack- und geruchlos, unlöslich in Wasser, und wird von Aether ungefähr in demselben Grade, wie von Alkohol, und mit gelber Farbe aufgelöst. Mit verdünntem Kali oder Ammoniak übergossen, färbt es sich gelb, und löst sich in geringer Menge mit rein und lebhaft gelber Farbe darin auf. Von concentrirter Kalilauge wird es in der Wärme in reichlicher Menge mit rothbrauner Farbe aufgelöst. Säuren bewirken in diesen Lösungen einen gelblichweißen Niederschlag. Bey ungefähr 190° schmilzt es zu einem gelben klaren, bey dem Erkalten zu einer bernsteingelben nicht krystallinischen Masse erstarrenden Liquidum, welches bey weiterem Erhitzen verkohlt und zerstört wird. Es verliert bey diesem Schmelzen nicht merklich an Gewicht, erleidet aber dabey eine Veränderung der Art, daß es nachher nicht mehr krystallisirbar ist, sondern bey dem Verdunsten seiner Lösungen in ganz amorphen gelben Tropfen sich ausscheidet. Das Droselon enthält kein Chlor. Die Verfasser nehmen für dasselbe die Formel $C^{14}H^5O^3$ an, die einzige, welche, mit Rücksicht auf die Zusammensetzung des Athamantins, die Zersetzung desselben genügend erklärt. Die von

ihnen angestellten Analysen stimmen mit dieser Formel sehr nahe überein, gaben indes immer einen etwas zu großen Kohlenstoffgehalt, was wahrscheinlich in der nicht vollkommenen Reinheit des Droselons seinen Grund hat. Sie beabsichtigen indes hierüber noch fernere Versuche anzustellen, um so mehr, da das Droselon, nach dieser Formel zusammen gesetzt, mit wasserfreier Benzoesäure isomerisch seyn würde.

Die bey der Zersetzung des Athamantins durch Salzsäure abdestillierende Flüssigkeit stimmt mit der Valeriansäure in Geruch, Geschmack und übrigen Eigenschaften vollkommen überein. Ihre Identität mit derselben wurde überdies durch die Analyse bestätigt; dieselbe ergab, daß sie wasserhaltige Valeriansäure, $C^{10}H^9O^3 + H$, ist.

Um über die Natur des Gases, welches beym Erwärmen des durch Behandeln mit Salzsäure-Gas flüssig gewordenen Athamantins sich entwickelt, Auskunft zu erhalten, wurde dasselbe in einem Versuche in einer mit Quecksilber angefüllten Glocke aufgefangen, und zu demselben ganz wenig Wasser gebracht; das Gas wurde davon augenblicklich und vollständig absorbiert. Dieses Resultat scheint mit Sicherheit auszuweisen, daß das entwickelte Gas bloß aus Salzsäure besteht.

Das Athamantin zerfällt hiernach bey dieser Zersetzung ganz einfach in wasserhaltige Valeriansäure und Droselon. 1 Atom Athamantin = $C^{24}H^{15}O^7$ gibt

$$\begin{array}{r}
 1 \text{ At. wasserhaltige Valeriansäure} = 10C + 10H + 40 \\
 1 \text{ — Droselon — — — — —} = 14C + 5H + 30 \\
 \hline
 \qquad \qquad \qquad \qquad \qquad \qquad 24C + 15H + 70
 \end{array}$$

Nach der Rechnung sollte man hiernach von 100 Theilen Athamantin 52,7 Theile Droselon erhalten.

Die Verfasser suchten in einem Versuche die Quantität des letzteren zu bestimmen, und erhielten 56,2 Proc. vom Gewicht des Athamantins. Dieses weicht zwar von der Rechnung bedeutend ab, indes erklärt sich der gefundene Ueberschuß genügend aus der nicht vollkommenen Reinheit des Athamantins, und daraus, daß es kaum zu vermeiden ist, daß nicht etwas Athamantin unzerseht und dem Droselon beygemischt bleibt.

Das Athamantin erleidet dieselbe Zersetzung, wenn es, gleich von Anfang an fortwährend auf 100° erhitzt, der Einwirkung von salzsaurem Gas ausgesetzt oder wenn es mit concentrirter wäßriger Salzsäure erhitzt wird. Dieses Verhalten scheint einige Beachtung zu verdienen; keines der gebildeten Producte enthält Chlor, und es hat hier ganz den Anschein, als ob die Wirkung der Salzsäure zu den katalytischen gehöre, da sie hierbey anscheinend keinerley Art von chemischer Wirkung ausübt. Letzteres ist hier gleichwohl der Fall; die Salzsäure geht nach den Versuchen der Verfasser mit dem Athamantin eine Verbindung ein, die aber in der Wärme, und selbst bey gewöhnlicher Temperatur, in Salzsäure, wasserhaltige Valeriansäure und Droselon sich zerseht.

Sie halten die liquide Masse, in welche das Athamantin bey Behandlung mit salzsaurem Gas sich verwandelt, und die alsbald zu erstarren anfängt, für diese Verbindung. Im erstarrten Zustande besteht sie an den Stellen, wo sie die Gefäßwände in einer dünnen Schicht bedeckt, aus feinen weißen sternförmig gruppirten Nadeln, die Hauptmasse indes zeigt nichts deutlich Krystallinisches, sie hat ein amorphes Ansehen, graue Farbe, ist durch und durch feucht und riecht stark nach Valeriansäure.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. 123. Stück.

Den 1. August 1844.

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige: 'Bericht des Professor Wöhler über mehrere im academischen Laboratorium vorgenommene Untersuchungen.'

Beim Oeffnen des einige Zeit verschlossen gewesen Gefäßes treten Dämpfe von Salzsäure heraus, selbst wenn vorher lange Zeit kohlen-saures Gas durch den Apparat geleitet wurde. Die Verfasser leiten dieses Verhalten daraus ab, daß die Salzsäure-Verbindung des Uthamantins sich außerordentlich leicht zersetzt, und daß sie schon während des Erstarrens zum Theil in Salzsäure, Valerian-säure und Droselon zerfällt. Ein einziges Mal glückte es ihnen, dieselbe einigermaßen rein zu erhalten. Sie behandelten die erstarrte Masse mit Aether, welcher den größten Theil auflöste, einen Theil aber als ein weißes krystallinisches Pulver zurück ließ. Dasselbe wurde rasch abfiltriert und mit wenigem Aether abgospült. Durch die Loupe oder das Mikroskop betrachtet, erschien es ganz homogen, und bestand aus kleinen tafelförmigen

perlmutterglänzenden Krystallen von unbestimmter Form. Alkohol und Aether lösten es mit Leichtigkeit auf, und ließen nach dem Verdunsten zum Theil nadelförmige Krystalle, zum Theil eine Masse von amorphem Ansehen zurück, letztere in größter Menge oder ausschließlich, wenn das Verdunsten in der Wärme geschah. Es schmolz schon unter 100° zu einer ölartigen Flüssigkeit, die aber, indem sich Gasblasen daraus entwickelten, sehr bald weißlich trübe, und darauf ganz starr wurde, indem sie sich in Droselon verwandelte. Mit Wasser zum Kochen erhitzt, schmolz es ebenfalls zu öligen Tropfen, die nach und nach verschwanden, und sich ganz aufzulösen schienen; aus dem Wasser schied sich dann beym Erkalten ein krystallisirter Körper ab, von welchem weiterhin die Rede seyn wird. Eine von den Verfassern angestellte Analyse dieser Substanz, bey welcher sie den Chlorgehalt bestimmten, gab ihnen ein Resultat, welches mit dem nach der Formel $C^{24}H^{30}O^7 + HCl$ berechneten Chlorgehalt nahe übereinstimmt. Es scheint hiernach keinem Zweifel unterworfen, daß bey der Einwirkung von Salzsäure auf Athamantin 1 Atom des letzteren mit 1 Aequivalent der ersteren sich verbindet, und daß die Valeriansäure und das Droselon erst als Zersetzungsproducte dieser Verbindung auftreten.

Bey späteren Versuchen gelang es den Verfassern nicht, diesen Körper in einiger Menge wieder zu erhalten. Nur Spuren davon, und nicht im reinen Zustande, blieben zuweilen beym Schütteln mit Aether zurück. Die ganze erstarrte Masse löst sich in Alkohol und Aether mit größter Leichtigkeit auf, woraus hervor geht, daß wenigstens ein großer Theil derselben nicht aus Droselon besteht, indem dieses ziemlich schwer löslich ist. Beym freywillig-

gen Verdunsten nimmt diese Flüssigkeit einen starken, angenehm obstartigen Geruch an, der mit dem des Valerianäthers ganz übereinstimmt, und läßt eine krystallinische Masse zurück, die nur Spuren von Chlor enthält und der Hauptsache nach aus Droselon besteht. Beym Verdunsten in der Wärme bemerkt man denselben Obstgeruch, und es scheidet sich Droselon in blumenkohlähnlichen Massen ab, welches indes, wie die Analyse zeigte, noch etwas von der Salzsäure-Verbindung beygemischt enthielt. Die Verbindung des Athamantins mit Salzsäure zerlegt sich hiernach mit Alkohol mehr oder weniger vollständig in Salzsäure, Valerianäther und Droselon. Dieselbe Zersetzung findet Statt, wenn in die Alkohol- oder Aether-Lösung des Athamantins salzsaures Gas geleitet wird. Beym Verdunsten der Flüssigkeit riecht sie stark nach Valerianäther und es bleibt Droselon zurück.

Vorhin wurde angeführt, daß die Salzsäure-Verbindung des Athamantins beym Kochen mit Wasser sich darin auflöst, und daß beym Erkalten dieser Auflösung ein krystallisierter Körper sich abscheidet. Die Verfasser erhielten diesen Körper, den sie zur Abkürzung mit a bezeichnen, in zu geringer Menge, um ihn genau und vollständig untersuchen zu können. In Bezug auf seine Bildung finden die größten Anomalien Statt; einige Male erhielten sie ihn durch Auskochen der mit Salzsäuregas behandelten rohen Masse, in anderen Fällen erhielten sie nichts davon, sondern es bildete sich Droselon. Der Körper a krystallisiert aus der Auflösung in kochendem Wasser bey dem Erkalten derselben in feinen Nadeln, die unter dem Mikroskop als lange prismatische Krystalle erscheinen. Getrocknet bildet er eine lockere weiße seidenglanzende Masse. Kochendes Wasser löst ihn in ziemlicher Menge auf,

in kaltem Wasser ist er sehr wenig löslich. Alkohol und Aether lösen ihn leicht auf, und bey dem Verdunsten bleibt er in feinen Nadeln oder schuppigen Krystallen zurück. In verdünntem kauftischen Kali löst er sich mit schön gelber Farbe auf, und wird daraus durch Säuren wieder in feinen Nadeln gefällt, wobey die Flüssigkeit zugleich die gelbe Farbe verliert. Auch von Ammoniak wird er, jedoch in geringerer Menge, mit gelber Farbe aufgelöst; diese Auflösung gibt mit essigsauerm Bley einen schön gelben Niederschlag. Er enthält kein Chlor. Die von den Verfassern angestellte Analyse scheint auszuweisen, daß er aus dem Droselon durch Aufnahme von 1 Atom Wasser entsteht, oder daß er eigentlich der Körper wäre, welcher in dem Athamantin mit wasserfreyer Valeriansäure verbunden ist. Er wäre hiernach mit wasserhaltiger Benzoesäure gleich zusammen gesetzt, von welcher er jedoch sowohl durch die gelbe Farbe seiner alkalischen Lösungen, wie dadurch, daß er anscheinend nicht ohne Zersetzung sich verflüchtigen läßt, verschieden ist.

Verhalten des Athamantins zu schwefliger Säure. Schweflige Säure wirkt auf das Athamantin ganz ähnlich wie Salzsäure. Wird über dasselbe bey gewöhnlicher Temperatur trockenes schwefligsaures Gas geleitet, so schmilzt es darin nach und nach zu einer klaren, gelbbräunlichen, öligen Flüssigkeit, die zuweilen Tage lang anscheinend unverändert bleibt, und dann zu einer krystallinischen, in der Wärme flüssig werdenden Masse erstarrt, meistens aber schon nach mehreren Stunden sich zersetzt, indem Droselon in kleinen Krystallen sich abscheidet, und die Masse einen starken Geruch nach schwefliger Säure und Valeriansäure annimmt. Wird das Athamantin während und nach der Behandlung mit schwefliger Säure durch

Eis und Wasser abgekühlt, so bilden sich in der anfangs liquiden Masse nach und nach kleine weiße Krystallsterne, womit sich zuletzt die ganze Masse, wie mit einer Rinde, bedeckt, während der übrige Theil noch längere Zeit seine ölige Form beybehält. Die krystallisierte Masse ist trocken, wachsartig, verliert bey dem Stehen fortwährend an Gewicht, und riecht nach schwefliger Säure und Valeriansäure. Sie schmilzt schon unter 100° , wird aber, indem sie stark nach Valeriansäure riecht, während des Erhitzens nach und nach wieder starr, indem Droselon zurück bleibt. Alkohol löst sie mit Leichtigkeit auf, und bey dem freywilligen Verdunsten dieser Lösung schien sie unverändert zurück zu bleiben; bey dem Verdunsten in der Wärme roch die Flüssigkeit stark nach Valerianäther, und es blieb Droselon zurück. Dieses Verhalten zeigt, daß sich hier, ganz so wie bey der Salzsäure, eine Verbindung von Athamantin mit schwefliger Säure bildet, die sich sehr leicht in schweflige Säure, wasserhaltige Valeriansäure und Droselon zersetzt. Die Verfasser haben diese Verbindung ihrer geringen Beständigkeit wegen nicht analysiert, dagegen suchten sie durch Wägung vor und nach der Behandlung mit schwefliger Säure die von dem Athamantin aufgenommene Quantität der letzteren zu bestimmen. Das erhaltene Resultat führt zu dem Schluß, daß die Verbindung aus 1 Atom Athamantin und 1 Atom schwefliger Säure besteht.

Einwirkung von Schwefelsäure auf Athamantin. Athamantin, mit reiner concentrirter Schwefelsäure zusammen gebracht, löst sich darin unter Erhitzung zu einer klaren bräunlichen Flüssigkeit auf, indem zugleich ein kräftiger Baldriangeruch sich entwickelt. Wird die Säure vorher mit wenigem Wasser verdünnt, und durch Eis

abgekühlt, so ist die Auflösung fast ganz farblos. Beym Vermischen derselben mit Wasser, entsteht ein starker gelblich weißer Niederschlag, der nach dem Auswaschen und Trocknen ein gelblich oder grauweißes Pulver bildet. Dieser Körper enthält keinen Schwefel. Er ist ein durch die Einwirkung der Schwefelsäure mehr oder weniger verändertes Droselon, weshalb er auch bey den Analysen keine constante Resultate gab. Er löst sich wie das Droselon in Alkohol und in Kali mit gelber Farbe auf, unterscheidet sich aber von demselben dadurch, daß er durchaus nicht krystallisiert, sondern ganz amorph ist.

Die von diesem Körper abfiltrirte klare und farblose Flüssigkeit gibt bey der Destillation ein stark nach Valeriansäure riechendes Destillat, welches durch eine darin schwimmende weiße flockige Substanz getrübt ist. Die Menge derselben ist indes sehr gering. Abfiltrirt und getrocknet, bildet sie eine leichte, weiße, krystallinische Masse, die sich in Aether und Alkohol leicht auflöst, und bey dem Verdunsten der Lösung in feinen Nadeln zurück bleibt. Sie schmilzt über 100°, und erstarrt bey dem Erkalten zu einer krystallinischen Masse. Die Verfasser lassen es unentschieden, ob diese Substanz mit dem Körper a identisch ist.

Die von dieser Substanz abfiltrirte Flüssigkeit wurde mit Alkali neutralisirt, die Flüssigkeit durch Verdunsten concentrirt, und dann mit salpetersaurem Silber vermischt. Es entstand ein starker weißer Niederschlag, welcher bey dem Kochen sich auflöste, worauf bey dem Erkalten feine silberglänzende Blättchen sich ausschieden, welche in ihren Eigenschaften, und, wie die von den Verfassern angestellten Analysen zeigten, auch in ihrer Zusammensetzung mit dem valeriansauren Silberoxyd vollkommen überein stimmten.

Verhalten des Athamantins zu Alkalien. Durch kausische Alkalien wird das Athamantin ebenfalls unter Abscheidung von Valeriansäure vollständig zersetzt, ein Verhalten, durch welches es sich ganz den bekannten fetten Körpern anschließt. Erhitzt man dasselbe mit Kalilauge, so löst es sich darin mit tief rothbrauner Farbe auf; ist die Kalilauge recht concentrirt, so geht die Auflösung fast schon ohne Anwendung von Wärme vor sich. Wird die klare rothbraune Auflösung mit Schwefelsäure sauer gemacht, so nimmt sie einen kräftigen Baldriangeruch an, und es scheidet sich ein gelblich weißer Niederschlag in reichlicher Menge ab, der von der klaren und farblosen Flüssigkeit sich leicht abfiltrieren läßt. Nach dem Auswaschen und Trocknen hat dieser Körper (b) von verschiedenen Bereitungen ein abweichendes Ansehen, was in den Versuchen der Verfasser zum Theil davon herrührt, daß sie zu seiner Bereitung das fein krySTALLISIRTE, DAMAHL FÜR REIN GEHALTENE Athamantin anwandten', was aber auch in einer Veränderung, welche dieser Körper durch den Einfluß des Alkalis erleidet, seinen Grund hat. Möglichst rein bildet er eine gelblich weiße Masse von erdigem Ansehen, gewöhnlich aber hatte er nach dem Trocknen eine bräunliche ganz unansehnliche Farbe. Beym Verbrennen ließ er stäts eine geringe Menge Asche zurück. In möglichst reinem Zustande ist er in Wasser fast ganz unlöslich, und wird auch von Alkohol ziemlich schwer gelöst. Die Auflösung hat eine gelbe Farbe, und läßt nach dem Verdunsten den Körper als ein gelblich weißes amorphes Pulver zurück. Die Analysen dieses Körpers gaben den Verfassern, wenn er von verschiedenen Bereitungen herrührte, variierende Resultate, indes scheinen sie doch auszuweisen, daß er aus dem Droselon durch Aufnahme

von Wasser entsteht, welches letztere aber weniger als 1 Atom zu betragen scheint. Dieses folgt auch aus der Analyse des Niederschlages, welchen Säuren in der Alkali-Lösung des Droselons hervorbringen. Dieser Niederschlag stimmt mit dem Körper b in seinen Eigenschaften überein, zeigte indes bey dem Verdunsten seiner Alkohol-Lösung eine undeutlich krystallinische Beschaffenheit.

Der Körper b löst sich in frisch gefälltem Zustande in Ammoniak mit gelber Farbe auf. Diese Lösung, die etwas trübe und opalisierend, und auch durch Filtrieren nicht klar zu erhalten ist, gibt mit essigsaurem Bley einen reichlichen flockigen Niederschlag von schön gelber Farbe, der nicht leicht von constanter Zusammensetzung zu erhalten, der aber nach den Versuchen der Verfasser im reinen Zustande wahrscheinlich nach der Formel $2 \text{Pb} + \text{C}^{14} \text{H}^5 \text{O}^3$ zusammen gesetzt ist.

Durch den Einfluß des Alkalis erleidet der Körper b, wie angeführt, eine Veränderung, in Folge deren er eine bräunliche Farbe annimmt, und weit leichter in Alkohol löslich wird. Dabey ändert sich zugleich seine Zusammensetzung; der Kohlenstoff-Gehalt wird kleiner, der Wasserstoff-Gehalt größer. Diese Veränderung findet vorzüglich Statt, wenn das Alkali in der Wärme darauf einwirkt. Der Niederschlag aus der Alkali-Lösung des Droselons erleidet sie gleichfalls.

Bey dem Destillieren der von dem Körper b abfiltrierten Flüssigkeit geht Valeriansäure über, getrübt durch denselben flockigen Körper, welcher aus der Einwirkung von Schwefelsäure auf Athamantin hervor geht, dessen Menge hier aber noch geringer ist.

Durch Kochen mit Kalkmilch oder Barytwasser erleidet das Athamantin dieselbe Zersetzung, wie durch Kali. Es scheidet sich der Körper b ab, von

welchem ein kleiner Theil mit schön gelber Farbe sich auflöst, und durch Zusatz von Säure entwickelt die Flüssigkeit einen starken Baldriangeruch. Flüssiges oder gasförmiges Ammoniak hat keine merkliche Einwirkung auf das Athamantin.

Ueber das ätherische Del von Athamanta Oreoselinum. Die Verfasser vermutheten, daß das ätherische Del von A. Oreoselinum zu der Valeriansäure in irgend einer Beziehung stehe, oder diese vielleicht daraus sich bilden könne, und fanden sich dadurch zu einigen Versuchen mit demselben veranlaßt, bey denen indes diese Vermuthung sich nicht bestätigte. Das Del wurde aus dem frischen Kraut durch Destillation mit Wasser dargestellt. Es hat einen starken aromatischen etwas wacholderähnlichen Geruch, siedet bey 163° und hat ein spec. Gewicht von 0,843. Es wurde für sich destillirt, und das zuerst und das zuletzt übergehende Destillat jedes für sich gesammelt und analysirt. Die Analysen ergaben, daß das erste Destillat sauerstofffrey, und nach der Formel $C^5 H^4$ zusammen gesetzt ist. Das letzte Destillat enthielt nach der Analyse 0,71 Proc. Sauerstoff. Das Del der Athamanta ist hiernach mit dem Terpentinöl gleich zusammen gesetzt, und enthält bloß eine sehr geringe Menge eines, wahrscheinlich erst durch Einwirkung der Luft entstandenen, sauerstoffhaltigen Dels.

Salzsaures Gas wird von dem rectificierten, und zu Anfang übergegangenem Del in reichlicher Menge und unter starker Erhitzung absorbiert. Es wurde mit salzsaurem Gas gesättigt, indem es während des Hineinleitens auf -15° abgekühlt erhalten wurde; es nahm dabey eine dunkelbraune Farbe an, und setzte eine geringe Menge einer harzartigen Materie, aber nichts Krystallinisches, ab. Das

erhaltene Product, mit kohlensaurem Natron gewaschen, und mit Wasser überdestillirt, bildete eine klare farblose Flüssigkeit, die nach und nach eine bräunliche Farbe annahm, einen starken terpentinartigen Geruch hatte, bey ungefähr 190° siedete und auf Wasser schwamm. Die von den Verfassern angestellten Analysen ergaben, daß es nach der Formel $C^{20}H^{16} + HCl$, also wie der Terpentin-campher, zusammen gesetzt ist.

Die Verfasser beabsichtigen, ihre Versuche über das Athamantin noch fortzusetzen, um wo möglich die noch zweifelhaft gebliebenen Punkte zu erledigen.

2) Ueber das Limon, von Dr G. Schmidt aus Kurland. Dieser Stoff ist vor Kurzem von Bernays in den Kernen der Citronen und Apfelsinen aufgefunden und als eine stickstoffhaltige vegetabilische Base bezeichnet worden. Wahrscheinlich ist er in den Samen aller Aurantiaceen enthalten. Aus der Untersuchung des Hn Schmidt geht hervor, daß er weder eine Base ist, noch Stickstoff enthält. Man erhält ihn in Gestalt eines weißen krystallinischen Pulvers. Die Krystalle gehören dem rhombischen (I und Iaxigen) System an, und zeigen als Grundform ein gerades rhombisches Prisma ($\infty P. oP.$) von 125° (approximativ mikroskopisch gemessen), meist jedoch dasselbe in Combination mit einigen horizontalen makrodiagonalen und brachydiagonalen Prismen als Abstumpfungen der von oP und ∞P gebildeten Ecken und den gleichnamigen Flächenpaaren als Abstumpfungen der scharfen und stumpfen Seitenkanten der Grundform. Pyramiden der Haupt- oder einer Nebenreihe konnten nicht wahrgenommen werden. Diese Substanz ist sehr schwer löslich in Wasser, Aether und Ammoniak, etwas leichter in Mineralsäuren, viel leichter in Alkohol und Essigsäure, am leichte-

sten in Kali, aus welcher Lösung sie durch Säuren unverändert wieder gefällt wird. Concentrierte Schwefelsäure löst sie mit blutrother Farbe, Wasser fällt sie aus dieser, so wie aus der alkoholischen und essigsauren Lösung unverändert; in der Wärme erfolgt Verkohlung; mit kohlensaurem Baryt neutralisiert, bleibt kein Baryt in Lösung. Aus Essigsäure krystallisiert diese Substanz leicht; die Krystalle haben die Form der aus Alkohol erhaltenen, und sind frey von chemisch gebundener Essigsäure. Die alkoholische Lösung reagiert neutral — sie gibt weder mit Platinchlorid noch mit Quecksilberchlorid, weder mit Blei = noch mit Silber =, Kali =, Baryt = und anderen Salzen Niederschläge (wobey letztere natürlich in Alkohol gelöst seyn müssen, da sonst die reine Substanz durch das Wasser der Salzlösung gefällt wird). Sie kann bis auf 200° ohne Veränderung oder erheblichen Gewichtsverlust erhitzt werden; in höherer Temperatur wird sie gelblich, und schmilzt bey 244° zu einem gleich gefärbten, schmelzendem Harz ähnlichen Liquidum, das amorph wieder erstarrt, und selbst nach mehreren Tagen keine Spur krystallinischer Structur zeigt, jedoch in Essigsäure durch längeres Erwärmen wieder gelöst, in der Form und mit den Eigenschaften der ursprünglichen ungeschmolzenen Substanz krystallisiert. Die Indifferenz dieses Stoffes gegen Drydationsmittel ist merkwürdig, concentrirte Salpetersäure löst ihn, namentlich in der Wärme, die Lösung ist schwach gelblich, und selbst nach längerem Erwärmen wird er durch Wasser im unveränderten Zustande aus der Lösung gefällt. Beym Kochen mit einer concentrirten Lösung von saurem chromsaurem Kali keine Veränderung, eben so wenig durch freye Chromsäure, d. h. Schwefelsäure und chromsaurem Kali, in deren Lösung er selbst

nach stundenlangem Kochen unverändert herum schwimmt. Die essigsaure Lösung schmeckt stark bitter, doch scheinen die physiologischen Wirkungen eben nicht bedeutend: 60 Milligramme in Essigsäure gelöst, und früh Morgens nüchtern eingenommen, brachten beym Verfasser keine erhebliche Wirkung hervor; im Harne konnte nichts nachgewiesen werden; eben so erfolglos wurden einem nüchternen Hunde 25 und einem Hänfling (*Fringilla cannabina*) 10 Milligramme beygebracht; 10 Milligramme in Kali gelöst und einem Frosch ins hintere Lymphherz (in der regio ischiadica unter der Haut) injiziert, bewirkten genau dieselben Symptome, die in Folge derselben Operation mit der gleichen Menge reinen Kalis bey einem andern Frosche auftraten.

Die Elementarzusammensetzung ergab vollkommene Identität des aus Citronen- und Apfelsinensamen bereiteten Stoffes, und zwar im Mittel mehrerer Analysen in 100 Th.:

Kohlenstoff	66,09
Wasserstoff	6,55
Sauerstoff	27,36

Mit C^{42} als Basis läßt sich die Formel $C^{42}H^{25}O^{13}$ berechnen, wonach

C 66,17

H 6,55

O 27,32

erhalten werden

mußten, d. h. die Formel des bey 100° getrockneten Phloridzins plus 2 Aequivalent Sauerstoff; directe Versuche mit Reductionsmitteln, wie schwefliger Säure, Chlornasserstoff, Schwefelnasserstoff, Wasserstoff im Entstehungsmoment und dem electrischen Strom ergaben jedoch durch negative Resultate den Beweis, daß dieser Stoff der Phloridzinreihe nicht beyzuzählen sey, zumahl die charakteristische Zersetzung des Salicin durch Chromsäure

hier fehlte. Das Mischungsgewicht konnte nicht bestimmt werden, da es unmöglich war, Verbindungen dieser Substanz mit andern Stoffen zu erhalten, daher der Verfasser, um nicht unnütz ins Gebiet unbegründeter Hypothese zu gerathen, sich vorläufig weiterer Folgerungen aus erwähnten Thatsachen enthält.

3) Analyse einer thierischen Concretion; vom Prof. Wöhler. Klaproth *) hat unter dem Namen Belugen = Stein eine thierische Concretion analysirt, über deren Ursprung Pallas in seiner Reise folgende Nachrichten mittheilt: 'Auf den Fischereyen am Caspischen Meere wird in den größeren Haufen (Acipenser Huso) nicht selten der so genannte Belugenstein gefunden, der unter den russischen Hausmitteln in großem, wiewohl unverdientem Ansehn steht. Nach dem Bericht der Fischer findet sich dieser Stein stäts in einer von den Höhlen, die bey der Afteröffnung, durch welche der Fisch den Urath und die Eyer ausläßt, auf jeder Seite am Gedärm zu sehen sind. Auch in den größeren Stören kommen diese Steine zuweilen vor. Man findet sie von einer bis zu drey ja bis zu sieben Unzen Gewicht. Ihre Gestalt ist verschieden, bald oval, bald ziemlich platt und etwas eingebogen. Ihre Farbe ist Knochenweiß, in ihrem Bruche zeigen sie lauter glänzende, spathartige Strahlen, welche von der Oberfläche einwärts gehen.' An einer andern Stelle heißt es: 'Er liegt in demjenigen rothen, drüsenhaften Fleische verborgen, welches auf dem hintern Theile des Rückgrathes anliegt und bey den Fischen die Stelle der Nieren vertritt, innerhalb einem besondern Häutchen, welches das Innere des gedachten drüsigem Theiles einnimmt.' Aus diesen Angaben kann man

*) Beyträge VI. S. 218.

vermuthen, daß dieser Stein eine Concretion der Harnwege bey diesen Fischen ist.

Klaproth fand darin:

phosphorsauren Kalk	71,5
Wasser und Cyweiß	26,0
schwefelsauren Kalk	0,5
	98,0

Mehrere solcher Steine befinden sich im königlichen Museum zu Berlin. Ihre sehr krystallinische, ungemengte Beschaffenheit zeigt, daß sie aus einer bestimmt proportionierten Verbindung bestehen; schon aus physiologischem Gesichtspuncte schien es der Mühe werth zu seyn zu untersuchen, welche diese ist, indem das gewöhnliche, im Thierkörper vorkommende phosphorsaure Kalksalz stäts unkrystallisiert vorkommt. J. Müller hatte die Güte das Material dazu zu geben, wahrscheinlich von demselben Exemplare, welches Klaproth untersucht hat.

Unter dem Mikroskop zeigen sich feine Splitter von dieser Concretion vollkommen durchsichtig, farblos und homogen. Beym Erhitzen werden sie undurchsichtig, weiß, unter Verlust von reinem Wasser. Beym Glühen schwärzen sie sich schwach, unter Entwicklung emphyreumatischer Producte. Vor dem Löthrohr sind sie schmelzbar, wodurch sich dieses Kalksalz wesentlich von der gewöhnlichen Knochenerde unterscheidet. Von Salzsäure wird diese Concretion ohne alle Gasentwicklung sehr leicht aufgelöst, mit Hinterlassung einer organischen Substanz von dem Umfange und der Form des angewandten Stückes, die jedoch äußerst weich und aufgequollen ist und nach dem Trocknen nicht mehr als 0,74 Procent betrug. Fällt man die Lösung mit Ammoniak, so bleibt phosphorsaures Ammoniak aufgelöst, ebenfalls eine wesentliche Verschiedenheit

zwischen dieser Substanz und der Knochenerde. Sie enthält weder Kalkerde noch ein Alkali.

Beim Glühen an der Luft verlor diese Concretion 27,0 Procent an Gewicht. Im gepulverten Zustande längere Zeit bis zu 200° erhitzt, verlor sie 19,93 Proc. Wasser. Durch die Analyse wurden darin 31,66 Proc. Kalkerde gefunden. Diese Concretion hat also folgende Zusammensetzung:

			berechnet nach
			$\text{Ca}^2 \ddot{\text{P}} + 5 \text{H}$
Phosphorsäure	—	41,34	— 41,57
Kalkerde	—	31,66	— 32,48
Wasser	—	26,26	— 25,95
Organische Materie	—	0,74	

Sie besteht also aus so genanntem neutralem phosphorsaurem Kalk mit 5 Atomen Wasser, während die gewöhnliche Knochenerde $\text{Ca}^8 \ddot{\text{P}}^3$ oder vielleicht richtiger $\text{Ca}^2 \text{H} \ddot{\text{P}} + 2 \text{Ca}^3 \ddot{\text{P}}$ ist. $\frac{1}{3}$ des Wassers entweicht erst bey Glühhitze. Das gewöhnliche Kalksalz von dieser Sättigungsstufe ist bekanntlich $\text{Ca}^2 \ddot{\text{P}} + 4 \text{H}$ und enthält nur 21,9 Proc. Wasser. Es wäre die Frage, ob nicht auch die Knochen jener Fische statt der gewöhnlichen Knochenerde dieses Kalksalz enthalten.

L e i p z i g,

bey Gebauer 1844. Curtii Sprengelii Facultatis medicae Halensis Senioris Opuscula academica collegit, edidit, vitamque auctoris breviter enarravit Julius Rosenbaum, Dr. XX und 155 Seiten in Octav.

Die Leistungen Sprengels, besonders in der Geschichte der Medicin, sind so groß, daß Alles, was er in dieser Beziehung geliefert hat, für die Literatur von Wichtigkeit ist. Dahin gehören nun auch die kleinen academischen Gelegenheits-Schriften, welche

hauptsächlich historisch = medicinische oder auch critische Gegenstände behandeln, die jedoch außer dem Kreise, worin sie erschienen sind, nur Wenigen bekannt seyn und als fliegende Blätter einzeln und für sich bald aus dem literarischen Verkehr verschwinden möchten. Es ist deshalb mit Dank anzuerkennen, daß Hr Dr Rosenbaum, welcher mit einer neuen Ausgabe des größeren Sprengelschen Geschicht = Werkes beschäftigt ist, sich der Mühe unterzogen hat auch die kleineren Schriften jenes Autors zusammen heraus zu geben. Als willkommene Zugabe ist von demselben beygefügt ein Lebens = Abriss des Verfassers und eine Uebersicht der von jenem theils selbständig verfaßten, theils bearbeiteten oder übersehten Werke.

Die hier abgedruckten lateinischen Schriftchen sind: 1) Prolegomena zu einer dynamischen Grundlage der Nosologie (S. 1—41); 2) Ueber das Alterthum der Getreide = Arten, besonders des Roggens (42 — 46); 3) Zur Geschichte des Quecksilbers (47 — 50); 4) Ueber das älteste Weihgeschenk des Aegyptischen Königs Pheron (50 — 52); 5 — 7) Ueber die Anfänge der chemischen Kunst; 8) Ueber den Aberglauben vorzüglich der Gelehrten und Aerzte (65 — 68); 9 — 10) Ueber die homöopathische Lehre; 11) Ueber die Vorstellungen des Empedokles von der Protogaea (77 — 80); 12) Was haben die geheimen Verbrüderungen zur Beförderung der Medicin beygetragen? (80 — 84); 13) Ueber die rohe und doch schwache und unvollständige Chirurgie im Mittelalter (85 — 89); 14) Ueber die im Mittelalter häufig vorkommende Krankheit des St. Anton = Feuers (89 — 92); 15) Ueber Alter und Herkunft des Hippokratrischen Büchleins von der Natur der Knochen (93 — 96); 16 — 17) Ueber eine neue Ausgabe des Dioskorides (96 — 105); 18) Ehrenrettung des Avicenna (106 — 110); 19) Ueber den Bithynischen Pferdearzt Apfyrtus (110 — 116); 20) Ueber den Mathäus Sylvaticus, Arzt des 16. Jahrhunderts (116 — 131); 21) Ueber die verschiedenen Formen der syphilitischen Krankheit (131 — 133); 22) Ueber die Hundswuth (134 — 136); 23) Ueber den Einfluß der Cartesianischen Philosophie auf die Umgestaltung der Medicin (136 — 139); 24) Ueber die Bedeutung des Arztes (129 — 142); 25) Ueber das menschliche Sprachorgan (134 — 155).

Nr. 20. 21. 22. 23. 24. sind hier zuerst abgedruckt und von dem Sohne des Verfassers dem Herrn Herausgeber mitgetheilt worden.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 3. August 1844.

S e n a ,

bey Friedrich Frommann 1843. Thusnelda, Arminius Gemahlin, und ihr Sohn Thumelicus, in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen. Eine archäologisch-historische Abhandlung von Carl Wilhelm Göttling. 18 Seiten und zwey Bildtafeln in Querfolio.

Daß das vielfach gedeutete antike Colossalbild einer ausdrucksvollen, gleichwohl aber ihrer Kleidung wegen weder als Römerin noch als Griechin zu betrachtenden Frau, das zu Florenz in der von Orcagna (nicht wie der Verf. schreibt Orcagna) erbauten Loggia de' Lanzi *) aufgestellt ist, die Gattin des großen Eberuskerherzogs als römische Gefangene darstelle, hat Hr Göttling bereits in den Annalen des Instituts für archäologische Cor-

*) Herr G. übersetzt: 'Waffenhalle der Lanzknechte'; nach der gewöhnlichen Annahme war es vielmehr eine Tribüne zu öffentlichen Handlungen der Staatsbehörde und erhielt jenen Beynamen nur von der nahen Caserne jener Schaar.

respondenz Bd. XIII zum Gegenstande einer höchst ansprechenden Erörterung gemacht, deren auch wir in diesen Anzeigen 1843, S. 487 mit gebührender Anerkennung gedacht haben; weil er sich aber später überzeugte, daß die Abbildungen, welche jener lateinischen Abhandlung beygegeben waren, Manches zu wünschen übrig ließen, so beschloß er, das Ganze noch einmahl ausführlicher deutsch und in einer besseren Abbildung seinen Landsleuten darzubieten, und hat sich dann bey dieser Gelegenheit insbesondere auch noch weiter über den Verfertiger jener Statue so wie über die zweyte dort nur anhangsweise geäußerte Vermuthung verbreitet, daß auch von Thusneldens in der Gefangenschaft geborenem Sohne Thumelikus in einer englischen Sammlung ein Bildnißkopf erhalten sey, dessen Familienähnlichkeit mit jenem Bilde über seine Bedeutung keinen Zweifel übrig lasse. Dies ist der Inhalt dieser Blätter, welche der Verf. in dankbarer Erinnerung an seine Reise in Griechenland Sr Majestät dem Könige Otto gewidmet hat, 'der mit deutscher Treue tapfer ausharrend eine sorgenvolle kampfbewährte Jugend seinem neuen schönen Vaterlande weihet und unerschüttert mitten in den Stürmen eines werdenden Volkes den festen Blick nach den Höhen des echten Olymps richtet, von wannen allein wahrer Ruhm Sterbliche zu krönen vermag'; zum Schlusse gibt er als Vergleichung alter und neuer Plastik eine doppelte Ansicht und den Kopf der lebensgroßen Marmorstatue Thusneldens, welche der Bildhauer von Bandel kürzlich für Se Durchl. den regierenden Fürsten von Lippe ausgeführt hat; und wie dieses Blatt dem Ganzen wesentlich zur künstlerischen Zierde gereicht, so ist auch dessen übrige Ausstattung eben so sehr auf den Geschmack des Kunstfreundes als auf die Be-

lehrung des eigentlichen Alterthumsforschers berechnet. Sollen wir nun aber aus dem Standpuncte des letzteren unser unbefangenes Urtheil abgeben, so können wir allerdings unsere Leser nur dringend warnen, sich durch das günstige Vorurtheil, das nicht nur der Name und wissenschaftliche Charakter des Verfs überhaupt, sondern auch der überraschende Scharfsinn seiner Combinationen und die Zuversicht, womit er diese vorträgt, für seine Beweisführung erwecken muß, nicht gegen die Schwächen dieser blind machen zu lassen, welche leider in demselben Maße zunehmen, als der Verf. alle Mittel seiner glänzenden und geistreichen Darstellungsgabe entfaltet. Gegen den ersten Theil der Abhandlung freylich, der ursprünglich auch die Hauptsache war, läßt sich nur die allgemeine Möglichkeit einwenden, daß dieses Bild, in welchem jedenfalls der germanische Habitus entschieden nachgewiesen ist, auch eine andere Gefangene dargestellt oder nur den abstracten Typus einer deutschen Frau ausgeprägt haben könne; und da sich aus der Zeit, welcher Styl und Arbeit dieses Bild zuweisen, kaum eine andere Beziehung desselben als auf den Triumph des Germanicus finden läßt, so räumen wir gern ein, daß die Deutung auf Thusnelda selbst so viele Wahrscheinlichkeit für sich habe, als man von einer archäologischen Conjectur irgend verlangen kann; wenn nun aber Hr Götting so weit geht, auch den Namen des Künstlers in dem Kleomenes, der den s. g. Germanicus des Pariser Museums verfertigt hat, nachweisen, und aus dem Kopfe eines Gladiators den Sohn der Thusnelda, ja diesen selbst zum Gladiator machen zu wollen, so hat uns dieses Uebermaß die Freude an seiner scharfsinnigen Entdeckung mehr getrübt als erhöht. Wir wollen nicht einmahl darauf Gewicht legen,

daß es noch gar nicht ausgemacht ist und sowohl von Winkelmann als von Visconti als zweifelhaft betrachtet wird, ob jene ideale Hermesbildung der Pariser Statue, als deren Verfertiger sich Kleomenes des Kleomenes Sohn genannt hat, wirklich einen Germanicus vorstelle; aber gesetzt auch die neuen Gründe, welche Hr Götting bey dieser Gelegenheit für die traditionelle Bezeichnung vorbringt, seyen stichhaltig, was hier zu erörtern uns zu weit führen würde*), so ist es doch wahrlich eine starke Zumuthung, daß wir aus diesem einzigen Grunde, weil eins der vielen Bilder, die jene statuenreiche Zeit gewis von dem allverehrten Helden besaß, von Kleomenes ausgeführt war, auch das Bild seiner Gefangenen ohne Weiteres für ein Werk desselben Meisters halten sollen! Hr Götting sagt zwar S. 10, daß unsere Wahl auf we-

*) Nur über die Schildkröte als Symbol der Tapferkeit, wie sie Hr Götting deutet, kann Ref. auch hier seine Zweifel nicht verschweigen. Auf den peloponnesischen Münzen steht dieses Thier gewis nicht als Wappen 'der tapfern spartanischen Hopliten', sondern wegen seiner Beziehung auf Hermes, den Gott des Verkehrs; und so geistreich die allegorische Beziehung ist, daß man dasselbe seines Schildes nur mit seinem Leben berauben könne, so kann sie doch schon aus dem einfachen Grunde nicht antik seyn, weil die Schale der Schildkröte (*χελώνειον*, *ελυργον*) meines Wissens niemahls im Alterthume als Schild betrachtet wird. Auch ob es wirklich eine Schildkröte ist, worauf die Virtus auf römischen Münzen ihren Fuß setzt, läßt sich nach anderen Beyspielen, wo dieser Gegenstand deutlich als Helm erscheint, fortwährend bezweifeln; und jedenfalls wäre es doch seltsam, wenn das nämliche Symbol, das bey der Aphrodite des Phidias (Pausan. VI. 25) auf die weibliche Tugend der Häuslichkeit (*οικουρία*) ge- deutet ward (Wytt. ad Plut. p. 891), gleichzeitig auch die entgegen gesetzte Bedeutung männlicher Tapferkeit enthalten hätte.

nige Künstler dieser Zeit beschränkt sey; dies kann jedoch nur so viel heißen, daß uns der Zufall nur wenige Namen von Künstlern aus der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts p. Chr. erhalten habe, nicht daß diese Zeit selbst arm an solchen gewesen sey, was durch die zahlreichen Reste, die wir selbst noch aus derselben besitzen, hinlänglich widerlegt wird; und wenn Hr Göttling nicht behaupten will, daß auch der Liberius von Piperno und die verschiedenen Agrippinen und die Reuterstatuen der Balbi aus Herculaneum und was unsere Sammlungen sonst noch an Büsten und Porträtstatuen von Germanicus Zeitgenossen aufweisen, aus der Werkstätte dieses einzigen Kleomenes hervorgegangen sey, so wird er einräumen müssen, daß die Annahme eines andern Künstlers für seine Thusnelda nicht nur die gleiche Möglichkeit, sondern auch eine ungleich größere Wahrscheinlichkeit für sich habe. Ein Anderes wäre es, wenn sich irgend eine Andeutung fände, daß beide Statuen zu einem größeren Ganzen gehört hätten oder am nämlichen Orte gefunden worden seyen; daß sie aber beide ursprünglich zu Rom, die eine im Pallaste Capranica, die andere in der Villa Montalto gestanden haben sollen, reicht dazu begreiflicherweise nicht aus, so wie es auch von selbst einleuchtet, daß an einem Triumphmonumente, wo das Bild der Gefangenen an seinem Platze war, der Triumphator nicht in der idealen Nacktheit eines Gottes oder Heros erschienen seyn würde; und wenn Hr Göttling sich auf die plastische Vorzüglichkeit beider Werke beruft, um ihre nähere Verwandtschaft glaublich zu machen, so hätten wir lieber erwartet, daß er Aehnlichkeiten der technischen Behandlung nachgewiesen hätte, während Classicität als solche in einer Nachahmungsperiode, wo Duzende von

Künstlern aus derselben Schule hervor gegangen mit gleicher Routine nach denselben Mustern arbeiten, kein individuelles Gepräge mehr enthält.

Noch bedenklicher übrigens steht es um den dritten Theil der Abhandlung oder die Deutung des englischen Gladiatorkopfes auf Thumelikus, zu deren Ende nicht bloß in das Kunstwerk, sondern auch in die schriftlichen Nachrichten der Alten Dinge hereininterpretiert werden müssen, die ein vorurtheilsfreyer Blick selbst der Möglichkeit nach nur theilweise darin finden kann. Was den Grad der Möglichkeit als solcher betrifft, so ist dieser ungefähr derselbe, wie wenn Jemand in dem Bilde eines unbekanntes Mannes in geistlicher Tracht eine Familienähnlichkeit mit dem Porträt einer Dame zu erkennen glaubte, von welcher er wüßte, daß ihr Sohn mit drey Jahren nach Jena zur Erziehung gekommen und später zu großer Auszeichnung gelangt sey, und aus jenem Bilde nun schloße, daß dieser Sohn dort Theologie studiert hätte und ein angesehener Geistlicher geworden wäre; die näheren Umstände aber, durch welche Herr Götting diese Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit zu erheben sucht, sind so beschaffen, daß sie uns dadurch eher geringer als größer zu werden scheint. Außer Strabo VII, p. 292, dem wir den Namen des Knaben *Θουμυλικός* und seiner Mutter mit der Notiz verdanken, daß er als *τριετής* den Triumph des Germanicus habe zieren müssen, handelt es sich hier insbesondere um die Auslegung der Stellen bey Tacitus Ann. I. 58: *educatus Ravennae puer quo mox ludibrio conflictatus sit, in tempore memorabo*, und XI. 16: *frustra Arminium praescribi, cujus si filius, hostili in solo adultus, in regnum venisset, posse extimesci, infectum alimonia, servitio, cultu, omnibus externis,*

und da nun in Ravenna eine berühmte Gladiator-
 schule war, und Seneca Epist. 70 einem solchen
 Fechter, der sich vor dem Kampfe selbst umge-
 bracht hatte, die Worte in den Mund legt: quare
 non omne tormentum, omne ludibrium jam-
 dudum effugis? so zweifelt Herr Göttling nicht,
 daß in dem Gladiator der englischen Sammlung,
 dessen germanische Gesichtsbildung allerdings nicht
 zu verkennen ist, der Sohn der Thumelda vorge-
 stellt sey, der als öffentlicher Slave in Ravenna
 zum Dienste der Schaulust auferzogen, in einem
 Kampfe des Circus oder Amphitheaters seinen Tod
 gefunden habe. Hiergegen ist aber zuvörderst zu
 erinnern, daß nicht einmahl das gewis ist, ob
 Thumelikus wirklich als Slave gehalten worden
 sey. Wenn Tacitus Ann. I. 59 sagt: Arminium
 rapta uxor, subjectus servitio uxoris uterus ve-
 cordem agebant, so geht das begreiflicherweise
 nur auf die Gefahr, daß das erwartete Kind der
 Slavery ausgesetzt sey; Arminius konnte nicht
 wissen, was Tacitus schon vorher erzählt, daß
 der Kaiser auf Segests Bitten dessen liberis pro-
 pinquisque incolumitatem versprochen hatte, wor-
 unter nothwendig auch Befreyung von der Slave-
 rey als dem Verluste der Persönlichkeit zu verste-
 hen ist, und wenn wir auch Hn Göttling einräu-
 men wollten, daß die ausdrückliche Versicherung
 des Flavius bey Tacitus Ann. II. 10: neque
 conjugem et filium ejus hostiliter haberi, zu
 doppelsinnig sey, um ihn von seiner Ueberzeugung
 abzubringen, so würde doch schon die andere Stelle
 XI. 16, deren gegensätzliche Beziehung auf Thu-
 melikus seinem Vetter Italikus gegenüber Hr Göt-
 tling selbst S. 14 anerkennt: Romae ortum nec
 obsidem sed civem, aufs deutlichste beweisen, daß
 auch jener nicht als Slave sondern eben nur als

Geißel gehalten ward, was doch wahrlich ein himmelweiter Unterschied ist! Auch der weitere Ausdruck *infectum servitio* steht dem nicht entgegen, da er dem ganzen Zusammenhange zufolge nur auf die slavische Zahmheit der römischen Sitten im Gegensatz der kurz vorher erwähnten germanischen Freyheit zu beziehen ist; selbst wenn uns Arminius leiblicher Sohn als König geboten würde, sagen die Oherusker, so wäre es bedenklich, da er unter dem Einflusse römischer Sittenverderbnis aufgewachsen ist — gerade wie auch Juvenal II. 166 ein Beyspiel von sittlicher Ansteckung bey einem fremden *obses* in Rom erzählt; wie aber *servitium* bey Tacitus nur zu häufig nichts als den Zustand des römischen Lebens unter der kaiserlichen Despotie bezeichne, brauchen wir Hr Götting nicht erst zu sagen, und führen ein einziges Beyspiel Ann. VI. 48 nur um deswillen an, weil in derselben Rede zugleich *ludibrium* im Munde eines Mannes erwähnt ist, bey welchem an einen Gladiator nicht gedacht werden kann: *sibi satis aetatis, neque aliud poenitendum, quam quod inter ludibria et pericula anxiam senectam toleravisset* u. s. w. Welcher Hohn es freylich war, der das Ende des unglücklichen Heldensohnes begleitete, müssen wir bedauern nicht zu wissen, da die versprochene Erzählung desselben unstreitig in die Bücher fiel, welche uns aus der Mitte der Annalen fehlen; inzwischen läßt selbst die Art, wie Tacitus sich im ersten Buche darüber ausdrückt, eher ein ganz eigenthümliches Ereignis voraussetzen, das einer weiteren Darstellung bedurfte, während dasjenige, was Hr Götting darin erblickt, von dem Geschichtschreiber mit eben so vielen Worten gleich hier bemerkt werden konnte; und da wir fast gleichzeitig Ravenna auch dem flüchtigen Marbod (Tac.

Ann. II. 63) und dem Pannonier Bato (Sueton. Tib. c. 20) zum Aufenthalte angewiesen sehen, so liegt es unseres Erachtens weit näher, die Erziehung des jungen Thumelikus an diesem Orte daraus abzuleiten, daß derselbe damahls überhaupt als Depot für Gefangene fürstlichen Geschlechts gebraucht ward. Daß wir ferner *alimonium* bey Tac. XI. 16 nicht mit Hn Göttling auf die Mästung (*sagiva*) der Gladiatoren beziehen, geht schon aus unserer obigen Auffassung jener Stelle hervor und wird uns hoffentlich von Niemanden verübelt werden, der auch die folgenden Worte *cultus* und *omnia externa* ins Auge faßt, die doch unmöglich den jungen Gladiator, sondern einfach den im Auslande erzogenen, an fremde Kost und Körperpflege gewöhnten Knaben bezeichnen können; es bleibt also nur noch das letzte Argument zu betrachten übrig, das Hr Göttling aus der griechischen Bedeutung des Namens Thumelikus = *Θυμελικός* für seine Auffassung desselben als Gladiator herleitet. Hier gesteht aber Ref. offen, daß er nicht weiß, wie er sich einem Gelehrten von Hn Göttings Auctorität gegenüber verhalten soll. Er will die Frage abgethan lassen, ob Thumelikus wirklich Slave war, der seinen Namen nicht von den Verwandten sondern von der Herrschaft zu empfangen hatte; er will auch nicht einmahl fragen, ob denn Strabo als gleichzeitiger griechischer Schriftsteller diesen Namen, wenn er wirklich ein griechischer war, mit *ov* statt *v* geschrieben haben würde; aber wo sind denn jemahls Gladiatoren unter die *θυμελικούς* gerechnet worden? *Τοῖς ἐν τῇ μουσικῇ διαγομένοις, τοῖς καὶ θυμελικοῖς καλουμένοις*, sagt Josephus Antiqu. XV. 8; Plutarch V. Sull. c. 36 verbindet *μίμους καὶ κίθαριστὰς καὶ θυμελικοὺς ἀνδρας* als Diener

weichlicher Schaulust und Genußsucht nach griechischer Weise im Gegensatze der italischen Sitte, welcher die Gladiatoren angehörten; Vitruv V. 8 unterscheidet sogar ausdrücklich scenicos und thymelicos so, daß jene auf der Bühne, diese in der Orchestra ihre Künste producieren, und wenn auch mitunter im weiteren Sinne thymelicus jeden scenischen Künstler bedeutet haben mag (Lobeck ad Phryn. p. 164), so sind doch Gladiatoren nie in scena aufgetreten und haben mit der *θυμέλη* und allem, was mit ihr zusammen hängt, auch nicht das Entfernteste gemein. Gesezt also auch, obschon nicht zugegeben, Thusneldens Sohn habe wirklich als Slave den griechischen Namen *θυμηλικός* als Andeutung des Geschäftes, zu welchem er erzogen ward, geführt, so würde doch auch darin kein Beweis für sein Fechterhandwerk liegen, sondern das ludibrium vielmehr darin zu suchen seyn, daß er zum Musikanten oder Possenreißer abgerichtet worden wäre; da es uns jedoch aus den angeführten Gründen überhaupt unwahrscheinlich ist, daß Thumelikus als Slave erzogen worden sey, so fällt für uns auch jeder Grund weg, den Namen als einen ihm von Römern beygelegten zu betrachten und darin ein Prognostikon seines Schicksals zu erblicken. Selbst die Art, wie Strabo ihn neben Thusnelda nennt, scheint ihn als eben so germanisch wie diesen zu bezeichnen, da der Schriftsteller sonst wohl *ὄν Θυμηλικὸν ἐκάλουν* oder dgl. gesagt haben würde. Ref. erinnert sich, ihn irgendwo durch 'Zummelich' gedeutet gefunden zu haben, und seltsam genug ist sogar Hr Götting bey seiner Ableitung auf den Gedanken gekommen, daß Zummeln und Getümmel mit dem griechischen *θυμέλη* zusammen hänge; doch darüber wollen wir den Germanisten nicht vorgreifen.

Nach allen diesem ergibt sich nun leicht, daß wir selbst die Möglichkeit einer Beziehung des englischen Kopfes auf Thumelikus nur in dem Falle zugeben können, daß Hr Göttling von seiner Grundansicht abgehend keinen Fechter, sondern eben nur einen edlen Germanen in demselben zu sehen sich entschloße; aber auch hier würde noch immer die Frage übrig bleiben, wodurch denn jener als Erwachsener dergestalt bemerklich geworden sey, daß ein Künstler seinen Kopf zum Gegenstande einer unverächtlichen Darstellung gewählt habe. Denn gerade von dem Einzigem, was wir von ihm hören, von dem *ludibrium, quo conflictatus est*, tragen diese Züge keinerley Spur; und so gelehrt auch Hr Göttling nachgewiesen hat, daß Bilder berühmter Fechter in der Kaiserzeit nicht selten waren, so können wir doch, nach Beseitigung dieser Kategorie für Thumelikus, nur auf das schon in der vorjährigen Anzeige geäußerte Bedenken zurückkommen, daß in einer Zeit, wo selbst Statuen verdienster Männer keineswegs immer auf Porträtähnlichkeit Anspruch machten (*Dio Chrysost. Or. XXXI, p. 357*), ein Künstler auf die individuelle Gesichtsbildung barbarischer Kriegsgefangener solche Genauigkeit verwendet haben sollte. Selbst was Thusnelda betrifft, so kann ich, ohne deshalb die Beziehung der fraglichen Statue auf sie zu leugnen, die Gesichtszüge keinesweges nothwendig als Porträt erkennen; noch weniger aber kann die nationale Ähnlichkeit, welche der englische Kopf mit ihr darbietet, diesen sofort zum Sohne einer Mutter stempeln, von welcher Tacitus sagt, daß sie *mariti magis quam parentis animo* gewesen sey, und von deren Sohne folglich ohnehin zu erwarten war, daß er mehr die väterlichen als die mütterlichen resp. großväterlichen Züge getragen

haben werde. Dazu kommt, daß ich jenen englischen Kopf wirklich für den eines Gladiators halte, und folglich nicht einmahl die einzige Bedingung einräumen kann, unter welcher ich selbst noch die Möglichkeit, daß er Thumelikus vorstelle, zugegeben habe; im Gegentheil, gerade je mehr ich In Götting beypflichte, wenn er S. 17 sagt: 'schon der erste Blick lehrt, daß hier ein jugendlicher Gladiator dargestellt ist', und dieses dann sowohl aus dem Schnurbarte als aus dem Ausdrucke des Gesichtes weiter nachweist, desto mehr muß ich nach dem Gesagten seine Deutung auf den Sohn des Arminius ablehnen. Nur wenn wir uns dächten, daß dieser, nachdem er als Geißel aufgewachsen, gleichwohl später von derselben Despotie, die ja selbst römische Ritter und Patricier in der Arena zu erscheinen zwang, gegen Völkerrecht und Gebühr zu einem solchem Schauspieler erniedrigt worden wäre, könnte jene Möglichkeit wieder einigen Platz greifen; daß aber zu solcher Annahme weder in den Aeußerungen der Zeugen noch in der Bildung des vorliegenden Kopfes irgend ein näherer Grund enthalten sey, glaube ich genügend dargethan zu haben, und so lange die Philologie nicht Alles als wahrscheinlich oder gar gewis annehmen soll, wovon sich das Gegentheil nicht mathematisch erweisen läßt, wird auch die gegenwärtige Deutung von keinem vorsichtigen Forscher auch nur in hypothetischer Weise angeeignet werden dürfen.

K. Fr. H.

W i e n,

bey Carl Gerold 1844. Practische Monographie der Bandwurmkrantheit durch 206 Krankheitsfälle erläutert von Andreas Ignaz Waw-

ruch weiland ordentl. öffentl. Professor der medicinischen Klinik für Chirurgen an der Universität Wien. Mit einem Vorworte von Dr. J. K. Bischoff Edlem von Altenstern. XX und 212 Seiten in Octav.

In dem Vorworte gibt der Herr Herausgeber an, daß diese Schrift die letzte seines Freundes und Amtscollegen an der Wiener Universität gewesen sey, und daß seine Erfahrungen in Betreff der Behandlung der in ihr dargestellten Krankheit ganz mit der hier angegebenen übereinstimmten. Die Schrift zerfällt in 9 Hauptstücke: 1) Nachlese aus älteren Erfahrungen der Indier, Griechen, Römer; 2) physiologische und nosologische Beziehung; 3) Diagnose; 4) Aetiologie als Disposition und erregende Ursachen; 5) Ausgänge der Krankheit; 6) Prognose; 7) Behandlung; 8) Umriss der Krankheitsgeschichten; 8) Ergebnisse der behandelten Fälle.

Wir heben als wichtigstes Resultat das therapeutische Verfahren heraus, das zwar an sich weder neu noch eigenthümlich, doch durch seine Einfachheit und durch seine, hier mit mehreren hundert Fällen, die meist glücklich abgelaufen sind, beglaubigte Sicherheit wohl verdient die Aufmerksamkeit der Aerzte zu erwecken.

Die Cur zerfällt a) in die Vorbereitungs- oder Hungercur, indem der Kranke 3 — 4 Tage gar keine solide Nahrung, sondern bloß eine klare Rindsuppe und dazu noch eine leicht auflösende Arznei bekommt. Von dieser vorgängigen Entziehung der Speisen hänge der günstige Erfolg der nachherigen Behandlung vorzüglich ab. b) In die eigentliche Abtreibecur. Hierzu werden zuerst die Mittel angewandt, welche den (durch die Vorbereitung unruhig gewordenen und aus seinem Neste aufgestö-

berten) Wurm tödten. Hierzu dient das Pulver der Farnkraut = Wurzel und das Ricinus = Del (das aus den Samen des Wunderbaumes mit den Hülsen möglichst frisch ausgepreßt seyn muß). Sodann die Mittel, welche ihn entfernen, was durch Kalomel in Verbindung mit Gummigutt am besten bezweckt wird. Das Einzelne über die Folge, Stärke, besondere Wirkungen der Gaben, über die Beschwichtigung der zuweilen eintretenden heftigen Zufälle, über die Nachcur mit einhüllenden, anti-phlogistischen Mitteln ist in der Schrift ausführlich behandelt.

Die ganze Cur ist in der Regel in 6 — 8 Tagen beendet. Der Wurm geht ganz oder stückweise ab. Natürlich ist hiermit keine Garantie seiner Wiedererzeugung gegeben. Hinsichtlich der Zeit, binnen welcher die Wiedererzeugung zu erfolgen pflegt, wird bemerkt, daß man als ausgemacht annehmen dürfte, daß der Patient hoffen könne von seinem Uebel befreuet worden zu seyn, wenn sich nach dem Ablaufe von 10 Wochen keine Wurmglieder mehr zeigen.

Der Verf. hat bey allen Kranken = Geschichten auch den Stand des Mondes angegeben, indem er bemerkt haben will, daß die glücklichsten Fälle dann eintreten, wenn die Cur zur Zeit des abnehmenden oder Neumondes vorgenommen wurde.

Derselbe hat auch das Filizin statt des Pulvers der Wurzel anzuwenden versucht, aber wegen der heftigen Nebensymptome, die es hervor ruft, davon abstehen müssen. (Was hier unter 'Filizin' verstanden ist, wird nicht angegeben. Bekanntlich gibt es einen besonderen Stoff dieses Namens nicht. Wahrscheinlich ist das ätherische Wurzelextract gemeint.)

Ein Fall wird erwähnt (S. 80), wo eine schwangere Frau zu gleicher Zeit von einem Mädchen und einer ausgebildeten Lanie entbunden wurde. Das neugeborne Kind verrieth durch den Abgang einzelner Glieder im ersten Kindespech die Gegenwart dieses Parasiten.

M i t a u,

bey Friedrich Lucas 1844. Briefe aus und nach Kurland während der Regierungsjahre des Herzogs Jacob. Mit Rückblicken in die Vorzeit. Von Otto von Mirbach. Theil I. XIV und 331 S. Theil II. XII und 312 Seiten in Octav.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn Briefe im modernen Stil und — wenn auch wider Willen — in modernen Anschauungen, untermischt mit Originalmittheilungen in der Sprache des 17. Jahrhunderts, mit dem Alter eines Datums von fast zwey Jahrhunderten zu uns reden. Ohnstreitig eine leichte und für solche, die den mühseligen Weg ernster Studien scheuen, bequeme Methode, sich mit den Erscheinungen der Vergangenheit bekannt zu machen. Andererseits engen den Verfasser keinerley Schranken ein; er ergeht sich in seinen Erzählungen ungehindert nach allen Richtungen und indem keinerley Zwang ihn an eine systematische Ordnung fesselt, läßt er, nach zusagender Auswahl, hier und da gruppenweise oder in einzelnen Portraits die Erscheinungen der Vergangenheit sichtbar werden. Seine Schilderungen beginnen mit dem Jahre 1672 und erstrecken sich bis zur Mitte des Jahres 1677. Sie verbreiten sich theils über den französisch = holländischen Krieg, an welchem drey von den Staaten

in Dienst gezogene kurlische Regimenter Theil nahmen, theils über das Hof- und Volksleben in England und Frankreich, wo der Brieffsteller längere Zeit weilte, über Westphalen, dessen Adelsfamilien bekanntlich meist mit denen Kurlands in den engsten verwandtschaftlichen Beziehungen stehen, sodann über die politischen Verhältnisse, in welchen Herzog Jacob und dessen Vorgänger zu den Nachbarreichen Polen, Schweden und Rußland standen.

Von bey weitem größeren Interesse sind die aus Kurland gerichteten Briefe. Beschreibungen von Schlössern und Städten dieses Landes, von Persönlichkeiten des Regentenhauses, von dem Zustande der dortigen Industrie und des damahls keinesweges unerheblichen, nach kurlischen Colonien in Afrika und Amerika sich erstreckenden, Handels wechseln hier mit Notizen über einige durch Alter und Ansehen hervor ragende Adelsfamilien, mit Schilderungen der Sitten und Lebensweise in den verschiedenen Ständen, der politischen Verhältnisse und der Verhandlungen auf dem Landtage, häufig mit Rückblicken auf die ältere Geschichte Kurlands. In diesem Theile seiner Darstellungen unterstützt den Verfasser eine genaue Kenntniß der im Allgemeinen wenig bekannten Geschichte Kurlands. Manche für die Culturgeschichte jener Zeit wichtige Actenstücke sind von ihm geschickt in die Erzählung eingewebt und es hält schwer, den Wunsch zurück zu drängen, daß der Verfasser sich ausschließlich auf die Mittheilung solcher Gegenstände beschränkt haben möchte, welche sich unmittelbar auf die äußere und innere Geschichte seiner Heimath beziehen. Hav.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 5. August 1844.

B e r l i n.

Verlag von Veit und Compagnie 1843. Die Forsttaxation in ihrem ganzen Umfange. Von Dr. W. Pfeil, Oberforstrath u. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage. 437 S. in Octav.

Die Bekanntschaft, die das forstmännische Publicum mit diesem Werke des Hn Verfs bereits gemacht hat, wird uns entschuldigen, wenn wir uns bey der Anzeige der zweyten, durchaus umgearbeiteten Auflage mehr auf eine Darstellung der geistigen Physiognomie desselben beschränken, als auf eine ausführliche Vorlage seines Inhalts einlassen. Dieser wird sich sogar zum Theil aus jener, wie Wirkung aus Ursache, ergeben.

Der Geist, der dies ganze Buch wie Seele den Leib durchdringt, ist: alle Waldschätzungen, sie mögen von einem Grundsatz ausgehen, von welchem sie wollen, können nie den wahren Holztertrag richtig voraus bestimmen; am allerwenigsten haben diese Schätzungen Werth, wenn sie sich auf junges Holz, was erst nach Verlauf einer unbestimmten

Reihe von Jahren haubar wird, beziehen; es sind dies Voraussetzungen, die die Natur in jedem Augenblicke über den Haufen werfen kann; es ist daher 'lächerlich' (der eigene Ausdruck des Hn Berfs) auf die genaue Erforschung des Holztrages so viel Zeit und Kräfte zu verwenden, als hin und wieder wirklich geschieht, noch lächerlicher aber, sich an die Resultate einer vorgenommenen Waldschätzung so zu binden, daß man davon unter keinerley Umständen abweichen wolle; die echte, wahre und nachhaltige Forstwirthschaft sey eine solche, die sich auf die Ertrags- (Productions-) Fähigkeit des Waldes stütze, diese müsse man nie aus dem Auge verlieren und diese, nicht die 'papiernen' Resultate einer künstlichen Taxation, durch alle Zeitalter hindurch zum Grunde legen und sie den jedesmahligen Zeit- und Waldzuständen geschickt anpassen u. s. w.

Vermöge dieser Ansicht will denn der Hr Berf. auch nicht die Zahl der Waldschätzungs- Lehren, von denen keine noch bis jetzt untrüeglich befunden, mit einer neuen vermehren, sondern nur beschreiben, wie verfahren werden muß und verfahren worden ist, um zu irgend einem genügenden Resultate zu gelangen; er will sich eigentlich weder für das rationelle (Hundeshagensche), noch für das empirische (Hartigische) Verfahren unbedingt aussprechen, obwohl er sich doch hinsichtlich der Staatsforsten auf Seite des letzteren neigt, sondern es einem Jeden überlassen eine Methode, wie sie ihm nach Zeit und Umständen angemessen erscheint, auszuwählen und anzuwenden, (zu welchem Ende er denn Vorschriften, mit Prüfung ihres practischen Werthes, für jede dieser Methoden hinzu fügt) und zuletzt nur noch Anwendungen seiner Lehren auf Waldwerthberechnung unter verschiedenen Umständen hinzu fügen zc.

Ref. kann nicht in Abrede stellen, daß er diesen Ansichten des Hn Berfs im Allgemeinen vollkommen beypflichte. Er hat es, auf die Gefahr hin unrichtig beurtheilt zu werden, bey vorkommenden Gelegenheiten nie unterlassen auf die absolute wissenschaftliche Unmöglichkeit, durch Rechnung oder durch Erfahrung, auf dem rationellen oder empirischen Wege, die wahrhafte, vollständige Entwicklung eines organischen Körpers oder, was Eins ist, eines Waldes, anders als durch einen glücklichen Zufall aufzufinden, aufmerksam zu machen; er ist jederzeit bemüht gewesen zu zeigen, daß aller Waldbewirthschaftung, wissenschaftlich und durch alle Zeitalter hindurch, kein anderes Princip untergelegt werden könne, als die Productionsfähigkeit des Waldes, eines Datums, was in der That für diesen Zweck so schwer nicht zu erforschen ist, als man es hin und wieder wohl hat glauben machen wollen; und er hat es auf das innigste bedauert, daß so viele treffliche, vorzüglich mathematische Köpfe, ihre herrlichen Kenntnisse und so viele wohlwollende Gouvernements ihre pecuniären u. Mittel zur Findung eines unmöglichen Problems, zur Füllung des Fasses der Danaiden, wo Zeit und Geld unten immer wieder heraus läuft, wahrhaft verschwendet haben! Wie bey weitem besser hätten die Wälder sich dabey gestanden, wenn jene geistigen und materiellen Kräfte auf die Fixirung der Belastungen der Wälder, auf die Entwerfung von Betriebsplänen und auf den Anbau der Blößen verwandt worden wären; dadurch hätte ihr innerer Werth und das National-Vermögen wahrhaft gewonnen, während sie, wie ein geistreicher Schriftsteller bemerkt, durch die ewigen formellen Taxationen, gleich einem Kranken, der vielen Aerzten

durch die Hände läuft, nicht selten immer nur noch tiefer herab kommen!

So weit kann man mit dem Hn Verf., was die wissenschaftliche Grundlage aller und jeder Waldschätzungs-Vorschriften überhaupt und ihre Anwendung auf die Bewirthschaftung und Benutzung der Wälder, insbesondere der Staatswälder, betrifft, vollkommen einverstanden seyn. Allein weiter möchten wir auch nicht gehen. — Es gibt eine Menge von Erscheinungen in der Natur, von denen wir die letzten Ursachen nicht kennen und vielleicht auch nie kennen lernen werden, die wir also auch mit unserem Verstande nie werden construieren können. Nichts desto weniger ist der menschliche Geist beständig angetrieben ihnen nachzuspüren; er mag so oft zurück geschlagen werden, wie man wolle; immer kömmt er zum Angriffe wieder zurück, und das ist ein großer Gewinn für ihn und für die Wissenschaft! Wie würde es um die Wissenschaft stehen, wenn die Forschung, abgeschreckt durch die Schwierigkeiten gleichsam, wie jener griechische Philosoph vor der Ebbe und Fluth, umkehrte und sich der Verzweiflung übergäbe! sie würde nicht weiter gebracht worden seyn, während sie jetzt bey jedem Schritte, den die Forschung vorwärts thut, eben so viel Terrain in ihrem Felde gewonnen hat, den Vortheil der Schärfung des menschlichen Verstandes nicht einmahl in Anschlag gebracht.

Eben so verhält es sich auch mit der Nachforschung nach den Wachsthums- und Entwicklungs-Gesetzen der Bäume und der Wälder oder, was einerley ist, den letzten Gründen der Waldtaxations-Lehre. Schwerlich werden wir sie jemahls von vorne herein entdecken, aber nichts desto weniger können und müssen wir ihnen beständig und zwar auf dem Wege der Beobachtung, damit der Rech-

nung ein Fundament verschafft werde, nachspüren' sonst verfallen wir in die Zeiten der Taxation durch Köhler und Holzhauer oder des starren Empirismus.

Anderß ist es mit der Anwendung des Erforschten und Bekannten zc. auf das practische Leben. Hier treten materielle Gründe und materielle Zwecke ein; die wirkliche Darstellung des höchsten Wissenschaftlichen kann mit so vielen Schwierigkeiten und Verlusten auf der andern Seite verbunden oder auch von so wenigem practischen Nutzen für das Ganze seyn, daß es, wenn nicht thöricht, mindestens rein pedantisch seyn würde, unter allen Umständen danach zu streben. Ist es uns erlaubt hier zur Erläuterung ein Gleichniß anzuführen, so wollen wir es von der Abmessung der Zeit durch die Uhren entlehnen. — Im gemeinen Leben wird man recht gut durch eine hölzerne Wanduhr oder, eine Stufe weiter, durch eine gute Taschen- oder Thurm-Uhr fertig; die Dinge gehen ihren Gang, die Zeit mag einige Minuten früher oder später abgelaufen seyn als recht ist. Damit ist aber der Physiker oder der Astronom, der den Eintritt einer Erscheinung am Himmel oder auf der Erde beobachten will, nicht zufrieden; er will eine gute Sekunden-Uhr oder eine astronomische Uhr haben, sonst sind seine Rechnungen nicht richtig; in den Händen des Landmanns wäre sie etwas wahrhaft 'Lächerliches'!

So ist es auch ferner mit der Forsttaxationslehre!

Für die Forstbewirthschaftung oder für das gewöhnliche Forstbetriebsleben ist ein Verfahren, wie es der Hr Verf. vorschreibt (wir wiederholen es mit Ueberzeugung), nicht allein zureichend, sondern das einzig zweckmäßige; aber es ist nicht durchaus ausreichend, wenn es auf eine möglichst scharfe

Scheidung des Mein und Dein ankommt; hier will das Gesetz oder das Interesse, daß man an die äußerste Grenze des Wissens gelange, und dazu kann man öfter die genauesten Nachforschungen, damit wenigstens das Formelle beobachtet werde, nicht entbehren.

Dieserhalb hätten wir gewünscht, daß der Herr Verf., dessen Meinung in der forstlichen Welt mit Recht von Gewicht ist, in dem Vortrage seiner Lehren den Schein vermieden hätte, als wäre er aller wissenschaftlichen Nachforschung nach den Taxations = Gesetzen oder aller rein wissenschaftlichen Begründung derselben abhold. Das ist sicher nicht der Fall. Aber die Worte, mit denen er solche Nachforschungen bezeichnet, möchten den Schüler glauben lassen, er möchte unter allen Umständen mit dem Erlernten ausreichen und brauche nicht weiter zu streben. Dabey würde die Wissenschaft und er selber sich aber sehr übel stehen!

Nachdem wir so den Geist, der dies Buch beherrscht, bezeichnet und unsere Ansicht darüber ausgesprochen haben, können wir den Inhalt desselben mit größerer Kürze darstellen.

Der Hr Verf. theilt sein Werk in vier Abtheilungen. In der ersten werden die allgemeinen Grundsätze des Verfahrens bey der nachhaltigen Ertragsberechnung, in der zweyten die bey der Ertragsberechnung und Betriebsregulierung vorkommenden Arbeiten, in der dritten die Lehren von der Waldwerth = Berechnung und in der vierten die Grundsätze der Taxation, behuf Begründung einer Walddevastation abgehandelt. Von jeder Abtheilung Einiges. Sehr interessant und lehrreich ist die in der ersten Abtheilung vorkommende geschichtliche Darstellung, wie sich die Lehre der Waldtaxation nach und nach ausgebildet hat. In

den ersten Zeiten der aufkeimenden regelmäßigen Behandlung der Wälder, zu den Zeiten der ältesten Forstordnungen (im 16. Jahrhundert), kannte man noch keine eigentliche Forsttaxation; man beschränkte sich auf eine Eintheilung der Fläche in Schläge, und allerdings wäre dadurch eine nachhaltige Bewirthschaftung am besten gesichert gewesen, hätte sie sich unter allen Umständen bewährt erwiesen. Das war aber nicht der Fall, deswegen mußte man vom Boden auf den Wald, vom Producenten auf das Product übergehen und sehen, wie beide in Uebereinstimmung ständen oder auf ewige Zeiten in Uebereinstimmung gebracht werden könnten. Der Hr Verf. führt nun, von Beckmann bis zu Smalian herab, alle die Männer namentlich auf, deren Bemühungen zur Lösung jener Aufgabe öffentlich bekannt geworden sind, und charakterisiert und würdigt deren Verfahren mit dem ihm eigenthümlichen Scharfsinn. Wir können ihm darin nicht folgen, sondern bemerken nur, daß im Allgemeinen alle Taxations = Vorschriften sich auf zwey Classen, auf eine empirische, die das Bestehende zur Grundlage nimmt, und auf eine rationelle, die von der möglichen Productivität des Bodens *z.* ausgeht, zurückführen lassen. Die erste ist conservativ, sie will vom Bestehenden zur Besserung fortschreiten; die letztere ist reformativ, sie will den fehlerhaften Zustand der Dinge auf einmahl aufheben und einen Waldbestand darstellen, den sie normal nennt. Der Hr Verf. erklärt sich für das erstere Verfahren mit angemessenen Modificationen und führt nun (S. 103), nachdem er so die Leser in den Stand gesetzt hat, selber zu urtheilen, die Länder auf, worin das Forsttaxations = Wesen systematisch und mit einiger Allgemeinheit, mindestens für die Domainal = und Staatsforsten, durchgeführt worden ist.

Preußen steht hier an der Spitze; dann folgen Sachsen, Baden, Württemberg und Bayern; in jedem Lande wird das Taxationsverfahren mit großer Unparteylichkeit geprüft und gewürdigt; namentlich erhält das Sächsische (Gottaische) die verdiente Anerkennung. Aus der am Schlusse dieser Abtheilung geschehenen Zusammenstellung der bey der nachhaltigen Ertragsberechnung bisher gemachten Erfahrungen ergibt sich, im Sinne des Hn Verfs, das allgemeine Resultat, 'daß alle diese Berechnungen einen schwankenden Boden unter sich haben.'

In der zweyten Abtheilung: Von den bey der Ertragsberechnung und Betriebsregulierung vorkommenden Arbeiten (S. 145), werden die Begründungen der Forsttaxation abgehandelt. Zuerst von der Forstvermessung. Sechs verschiedene Karten sollen angefertigt werden: eine Grenz-Karte, Terrain- oder Boden-Karte, Bestandes-Karte, Wirthschafts-Karte, Hauungs-Karte und Situations-Karte! Der Revier-Verwalter soll die Taxation vornehmen (S. 160). Eine ganz in der Natur der Sache begründete Forderung! Niemand kann die Verhältnisse des Waldes besser kennen, als gerade dieser; es ist zu verwundern, daß von dieser Forderung anders, als wenn der Revier-Verwalter gänzlich unfähig ist, eine Ausnahme gemacht werden will. S. 164 u. f. von der Eintheilung der Forsten in Wirthschafts-Figuren, Bestandes-Figuren, Jagen, Blöcke; in mathematische oder physikalische (Proportional-) Schläge zc. Alles mit großer Ausführlichkeit und Gründlichkeit und mit vorzüglicher Hinsicht auf die preussischen Forsten, in denen die Eintheilung in 'Jagen' recht zu Hause.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. Stück.

Den 8. August 1844.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Die Forsttaxation in ihrem ganzen Umfange. Von Dr. W. Pfeil, Oberforstrath u. c. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage.'

S. 190. Von der Anfertigung der Erfahrungstafeln; dieses hochwichtigen Datums aller Betriebs- und Abgaben-Regulierung! Die dabey eintretenden Schwierigkeiten werden hervor gehoben; da aber dabey nothwendig die Rede vom Wachsthumsgange der Bäume ist, so wird in einer Anmerkung ein Seitenhieb auf Hn Oberforstmeister Smalian's Taxationslehre, die mehr oder weniger auf den Wachsthumsgang einzelner Bäume begründet zu seyn scheint, ausgeführt, der uns in Bezug auf das, was wir oben über das nothwendige Bestreben des menschlichen Geistes, die Taxationslehre immer mehr auf feste unwandelbare Grundsätze zurück zu führen bemerkt haben, unverdient zu seyn scheint. — Von der Anwendung der Erfahrungstafeln im Allgemeinen und was dadurch

bezweckt werden soll; wobey mit Recht auf die Nothwendigkeit, auch die Durchforstungs=Erträge zu ermitteln, aufmerksam gemacht wird. — S. 216. Von der Aufnahme der vorhandenen Bestände nach ihrem Vorrathe und Zuwachse. Hier werden die verschiedenen Arten dieser Aufnahme, einmahl durch Auszählung zc. der einzelnen Bäume und dann durch Ausmessung mit Massen auf Flächen als Einheit, recensiert und die Königschen Tafeln mit Recht empfohlen. Die Schätzung der Höhe der Bäume ist immer mit Schwierigkeit und Unsicherheit, selbst nach der Methode des Hn Berfs durch angelegte Stangen zc. verbunden; eine Schätzung nach dem Verhältnisse des Durchmesser zur Höhe, was zwar keinesweges ein constantes, aber in vielen Fällen ein bestehendes ist, möchte vielleicht eben so weit führen. Die Lösung der Frage S. 240, welchen Grad der Genauigkeit man bey der Schätzung des haubaren Baumholzes fordern könne, scheint uns verfehlt oder vielmehr gar nicht geleistet, denn wir finden diesen Grad, objectiv, gar nicht angegeben. Verhältnismäßig leicht ist die Aufnahme vorhandener regelmässiger zc. Bestände, aber schwieriger ist sie bey lückenhaften jungen Beständen, bey Beständen von ungleichem Alter, von verschiedenen Holzgattungen u. s. w. Für alle diese, in den Wäldern so häufig vorkommenden Fälle wird das Aufnahme=Verfahren mit großer Sachkenntnis vortragen. — S. 260 geht nun der Hr Verf. zur Schätzung der Niederwaldbestände und des Unterholzes im Mittelwalde, so wie S. 266 und 268 zur näheren Ausführung der Berechnung des nachhaltigen Ertrages des Kopfholzes und zur Schätzung des Ertrages einzelner Pflanzstämme, über. Die Erträge des Kopfholzes hat er mit besonderer Ausführlichkeit, nach unserem Bedünken sogar mit zu

großer, behandelt, denn im Allgemeinen kommen sie selten in großer Ausdehnung vor und kommen sie vor, so gehören sie doch immer in die Classe der Schlaghölzer, denn auch bey diesen fallen die Mutterstücke doch zur endlichen Benutzung.

§. 268 wird die Berechnung des Zuwachses, des gegenwärtigen und künftigen, (des großen Räthsels der Bäume, was die Forstverständigen bald durch eingehauene Kerben, bald durch in einander geschobene Cylinder zc., bald durch angelegte Formeln zc. zu lösen suchen), nach Masse und nach Procenten, mit Anwendung auf junge Hochwaldsbestände, auf den Niederwald und wiederum auf das Kopfholz, gelehrt und dabey immer auf die Unsicherheit aller dieser Berechnungen, insbesondere wenn sie den Charakter der Vorausagung auf eine entfernte Zukunft annehmen, hingewiesen. Ref. kann nur wünschen, daß die Bemerkungen des Hn Verfs, die auf den eigentlichen Stützpunkt der Taxationen gerichtet sind, in Forstbetriebs = Hinsicht recht ernstlich erwogen werden möchten! — §. 280 rückt der Hr Vf. dem Zielpuncte aller Waldtaxationen in Betriebs Hinsicht, nämlich der Berechnung des nachhaltigen Abgabefahes, gegründet auf die Aufnahme des vorhandenen Holzvorrathes und dessen Zuwachses, näher, und handelt mit besonderer Vorliebe, dem Geiste seines Buches gemäß, (§. 285) von der 'Lächerlichkeit' einen erforschten Abgabefah unbedingt durch alle Epochen, zum Nachtheile der Gegenwart und zum Besten der Nachkommenschaft, durchführen und innehalten zu wollen; weswegen denn auch (§. 287) der Fachwerksmethode in dieser Beziehung der Vorzug eingeräumt wird, weil sie den Wald so benutzen und die Bedürfnisse so bestreiten lasse, als es die Wald = und die Gesellschafts = Bedürfnisse erheischen.

Hier ist abermahls eine von denjenigen Stellen, wo der Hr Verf. Anlaß zu Mißdeutungen seiner eigenen Ansichten geben und als ein Lobredner der Lehre: 'après moi le déluge!' angesehen werden könnte. Sicherlich wird ihm Jeder, der nur einigermaßen mit dem Lebenslaufe der Wälder bekannt ist, darin Recht geben, daß es unmöglich sey, einen erforschten Abgabesaß unter allen Umständen einzuhalten; auch wird Niemand, zum Besten der Nachkommenschaft, unter freyem Himmel liegen, todt frieren oder rohe Speisen essen wollen; aber die Nachkommenschaft hat dieselben Ansprüche an uns, die wir an unsere Vorfahren so gerne geltend machen; die Wälder sind, wie die Bergwerke, ein National-Gut, was von Geschlecht auf Geschlecht gebracht werden muß; es muß Sorge der Regierung seyn, diese Uebertragung so sicher für die Zukunft als unnachtheilig für die Gegenwart einzurichten; thut sie das nicht, so würde ihr der Vorwurf des Zulassens eines forstlichen 'Raubbaues' treffen, der in der That gegründeter erscheinen möchte, als bey dem Bergbau, weil hier der Ertrag doch einmahl zu Ende geht und an einen Wiederwuchs nicht zu denken ist u. s. w.

Begreiflich will der Hr Verf. so etwas durchaus nicht, aber die Fassung seiner Gedanken könnte zu dem Glauben veranlassen, als sähe er den Abgabesaß nur so als einen guten Rath an, den man bald aus den Augen setzen, bald befolgen könne, so wie es das gegenwärtige Interesse erheische. Davor möchten wir warnen und im Gegentheile den Abgabesaß oder, was einerley seyn dürfte, die Productionsfähigkeit des Waldes, als einen Leitstern dargestellt sehen, der den Betriebsbeamten durch die Ansprüche der Gegenwart und der Zukunft sicher hindurch führt. — S. 289 wird

noch von dem Werthe der Hiebs- und Wirthschaftspläne und S. 292 von den Reserven gehandelt und dann S. 295 zu der Lehre von der nachhaltigen Ertragsberechnung im Mittelwalde geschritten. Hier will der Hr Verf., was die Eintheilung betrifft, Proportional-Schläge erst nach mehrmahligen Abtrieben gelten lassen und meint mit Recht, daß bey dem Normalbestande diese wirklichen Abtriebe die besten Anhaltspuncte zur Ertragsberechnung, sowohl des Unter- als Oberholzes, lieferten. Ist der Bestand des Oberholzes nicht normal, unterscheidet der Hr Verf. drey Fälle, nämlich: 1) wenn bloß das haubare Holz berechnet und vertheilt werden soll, das Oberholz und die Laßreiser nicht; 2) wenn auch die Oberständer und Laßreiser abgeschätzt werden sollen und 3) wenn keine jährliche, sondern nur eine periodische Eintheilung im Mittelwalde vorgenommen worden ist, und liefert für alle drey Fälle erläuternde Tabellen. Diese Behandlung führt S. 305 (nach des Ref. Ansicht) ziemlich natürlich zu der Ertragsberechnung des Plenterwaldes, wobey die Regel gegeben wird, 'daß der Etat nur für eine solche Zeit berechnet werden solle, wie er aus dem Holze erfüllt werden kann, was schon jetzt benutzbar ist, bey welchem sich der Zuwachs mit genügender Sicherheit bestimmen läßt und von welchem also auch die Holzmasse, die er liefern wird, so weit dies überhaupt bey jeder Taxation möglich ist, mit Sicherheit voraus bestimmt werden kann.' — Ob diese Regel hinlänglich klar, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Uns dünkt, da ein ängstliches Classenverhältniß im Plenterwalde schwerlich wird durchgeführt werden können, daß die Feststellung eines Nutzungsprocentß oder der mittleren u. Ertragsfähigkeit, die beste Regel zur Bewirthschaftung

des Plenterwaldes sey; weswegen uns hier auch die Ablehnung der Vorwürfe, die man bey der Umwandlung des Plenterwaldes in einen reinen Hochwald der Fachwerksmethode macht, nicht ganz gelungen zu seyn scheint. Von der Anordnung der Holzung (des Abtriebes) nach dem berechneten Abgabefake (S. 309). So wie der Taxation ein Betriebsplan voran gehen muß, so muß ihr eine Hiebssordnung nachfolgen; also die Lehre vom Genuß, nachdem die Lehre von der Herbenschaffung und Abmessung desselben voran gegangen! Der Hr Verf. läßt sich hier sehr ausführlich über die s. g. 'Ausgleichung der Perioden' nach ihren Material- Erträgen aus, erklärt ein zu ängstliches Bestreben danach für 'lächerlich', vindiciert S. 317 den Betriebsbeamten einen größeren Spielraum und will nur für die erste Periode einen speciellen Hiebssplan aufgestellt wissen u. — Von der Nothwendigkeit das Taxations-Verfahren jedesmahl den Verhältnissen anzupassen (S. 321). Der jedesmahlige Waldzustand, die Fähigkeit der Taxatoren u. soll das jedesmahl zu ergreifende Taxations-Verfahren bestimmen; mehrere Fälle werden zur Erläuterung aufgeführt. Dies ist dem Zwecke des Hn Verfs gemäß, der keine neue, einige Taxationslehre aufstellen, sondern nur das Bekannte zur beliebigen Auswahl nach gehöriger Würdigung vortragen wollte, wofür ihm practische Forstleute u. verbunden seyn werden. Wissenschaftlich müßte man die Sache umdrehen und von der Nothwendigkeit, die jedesmahligen Waldverhältnisse dem Taxationsverfahren anzupassen reden, denn es kann nur ein Taxationsverfahren geben, was das richtige ist, oder doch als das richtige gedacht wird. In dies müssen sich alle Waldzustände fügen, wie sich Materie in eine Form, das Concrete in das Allgemeine, fügen muß. Gib

man mehrere Verfahren zu oder bringt sie gar in Vorschlag, so sind dies eigentlich keine wahren Taxationen, sondern nur Ueberschläge, Unterordnungen von Taxationen, die, selbst nach der Ueberzeugung des Ref. in Betriebshinsicht ihren großen Werth haben, in einen rein wissenschaftlichen Vortrag aber nicht hingehören, sondern denselben nur verweiläufigen und zu einem Exempelbuche machen. — S. 325 wird von der auf die Abschätzung des Bestandes gegründeten Eintheilung des Niederwaldes gehandelt, insbesondere von der Frage, wie zu verfahren, wenn z. B. Weideberechtigungen mit Zuschlagsquoten auf Niederwäldern ruhen, wenn gleiche Materialerträge alljährlich erzielt werden sollen, wenn Ellernbrücher vorhanden, die nicht immer zufrieren u. s. w. Alles ungemein practisch.

Ueber die Einrichtung der Controle der Schätzung (S. 329), über die Form der Darstellung der Taxations-Resultate (S. 335), über die die Ertragsberechnung rechtfertigenden und die Betriebsregulierung begründenden Beylagen (S. 342), und über die Aufrechthaltung der Taxation und über die Taxations-Revisionen (S. 351), gehen wir schnell mit der allgemeinen Bemerkung hinweg, daß alle diese, gleichsam den Rahmen der eigentlichen Taxation bildenden und zum Theil sogar von der allgemeinen Forst- und Landesverfassung abhängenden Gegenstände sehr ausführlich und lehrreich und ganz in dem Geiste des Hn Verfs d. h. mit Verwerfung aller überflüssigen Weitläufigkeit und allem pedantischen Festhalten an Taxations-Resultate, die im wirklichen Forstleben nicht Stich halten u. s. w., vortragen sind. Mit vollem Rechte wird auf den großen Werth genauer Verzeichnisse wirklicher Abtriebs-Erträge, wodurch man nur zu richtigen Erfahrungstabelle gelangen könne und auf perio-

dische Taxations-Revisionen (wie z. B. im Königreiche Sachsen), wenn gleich sie kostbar seyn mögen, aufmerksam gemacht und dabey gelegentlich S. 355 die sehr wahre Bemerkung hinzu gefügt: 'Wer einmahl mit den Forsttaxationen anfängt, kann mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß sie nicht wieder aufhören werden!' Freylich! Ein Patient, der einmahl in die Hände eines Arztes verfällt, wird selten davon wieder befreyet; eine gesunde Lebensart (hier auf den Wald bezogen) würde ihn vielleicht retten!

In der dritten Abtheilung (S. 360) wird nun zur Lehre von der Waldwerthberechnung übergegangen. Die Waldwerthberechnung hört, gleich dem Forsttheilungsgeschäfte, auf ein rein forstwissenschaftlicher Gegenstand zu seyn, er ist gemischter Natur; ja die Berechnung des Werthes eines Waldes, wenn der Forstmann allein alle Data dazu gegeben haben sollte, ist ein Rechenexempel, was jeder Andere, mit dieser Rechnungsart Vertraute, auch lösen kann. Sobald ein Wald eine 'Waare' wird, die in den bürgerlichen Verkehr übergeht, treten dabey alle Rücksichten ein, die den Werth derselben überhaupt bestimmen und die wir in national-ökonomischen Schriften ausführlich entwickelt lesen können. Der Werth eines Waldes, als Waare angesehen, wird aber nicht bloß durch sein Holzzeugnis ausgedrückt, seine Bodenbenutzung, seine Nebenbenutzungen (Weide, Mast, Streu, Leseholz zc.), seine Lage (ob z. B. isoliert, anschließend, an Flüßezc. Eisenbahnen zc. grenzend zc.), seine künftige Benutzung, ja sogar seine Gelegenheit zur Jagd u. s. w. kommen dabey in Betracht und machen ihn zum Gegenstande, bey dessen Wertherforschung ökonomische, staatswirthschaftliche, industrielle, juristische, selbst Vergnügens-Rücksichten zc. in Betracht kom-

men müssen. Deswegen sagt unser Hr Vf. S. 378 auch nicht mit Unrecht: 'der wahre Waldwerth ergibt sich nur durch öffentliche Versteigerung, die Taxation, den Einsatz &c.'

Für den Forstmann, als solchen, zerfällt die Waldwerthberechnung eigentlich nur in zwey verschiedene Arten, nämlich: 1) wenn der zu veräußernde Wald Wald bleiben und 2) wenn er aufhören soll Wald zu bleiben und in Ackerland &c. verwandelt werden soll. Im ersten Falle treten rein forstliche &c., im letzteren aber, neben forstlichen, wesentlich ökonomische Rücksichten ein &c. Unser Hr Verf. definiert die Waldwerthberechnung als 'Ermittelung eines Capitals, welches durch seine Zinsen dieselben Einnahmen gibt, die man aus dem Walde, welcher verkauft wird, bey einer voraus gesetzten Art seiner Benutzung zu erwarten hat', und liefert, ehe er zur Anwendung dieses Principes auf die verschiedenen Arten der Waldwerthberechnung schreitet, eine kurze Geschichte der Waldwerthberechnung. Dem sel. und wohlverdienten Professor der Cameral = Wissenschaften in Göttingen, Beckmann, gebührt die Ehre zuerst die Waldwerthberechnung angeregt zu haben; dann folgen Bechstein, Hofffeld, der Begründer der Discontierungs = Grundsätze, Krause (im Preussischen), Hartig, Cotta, der Zinsezinsen nicht gelten lassen wollte und daher etwas Imaginaires, Mittelzinsen, vorschlug; Hundeshagen, Winkler (in Mariabrunn), denen Ref. Smalian noch hinzu fügen will. Hierauf geht der Hr Vf. zu Eintheilungen und zur Werthberechnung der Wälder nach diesen Eintheilungen, z. B. wenn sie fortdauernd nachhaltig benutzt, wenn sie ausgerodet und theils als Land, theils als Holz veräußert werden sollen u. s. w. über und lehrt das dabey

zu beobachtende Verfahren, zu welchem Ende (S. 393 u. f.) eine Tabelle, welche den Werth eines preussischen Morgens Kiefernforst, welcher jetzt angelegt wird, für die Gegenwart nachweist, wenn das dafür zu zahlende Capital mit Zinseszinsen à 5 Proc. zc. berechnet wird, hinzu gefügt worden ist.

Wir können uns leicht mit den hier aufgestellten Grundsätzen und mit der Ansicht über Cottas Mittelzinsen einverstanden erklären und wollen den Streit über Anwendung von Zinseszinsen hier nicht weiter aufnehmen. So wie wir uns aber oben einige Bemerkungen über die Methode des Herrn Berß, für jeden verschiedenen Waldzustand gewissermaßen auch ein besonderes Taxations-Verfahren vorzuschreiben zc. erlaubt haben, eben so müssen wir uns auch einige ähnliche Bemerkungen gegen die hier hinter einander aufgeführten verschiedenen Berechnungsweisen des Werthes der Wälder, je nachdem sie innerlich oder äußerlich unter verschiedenen Verhältnissen belegen sind, in wissenschaftlicher und Vortrags-Hinsicht, erlauben. Die Erträglichkeit eines Waldes ist nur eine 'einige' und sein Werth, als Waare, auch nur ein 'einiger', es lassen sich nicht zwey verschiedene Erträglichkeiten und auch nicht zwey verschiedene Waldwerthe denken, wohl aber verschiedene in ihrem Erfolge zusammen fallende Wege, um zu dem einen oder dem anderen dieser beiden absoluten Gegenstände zu gelangen. Unendlich groß indessen ist die mannigfaltige Verschiedenheit der Waldzustände und der Verhältnisse, unter denen sie belegen sind oder bewirthschaftet oder veräußert werden sollen. Wollte man auf alle diese Verschiedenheiten, auf alle diese Fälle in concreto, Rücksicht nehmen, so würde man (wie wir schon oben bemerkten) nicht ein wis-

fenschaftliches Lehrbuch, was allgemeine Grundsätze aufstellt, unter welche jeder besondere Fall subsumiert werden kann und muß, sondern ein Exempelbuch schreiben, bey welchem leicht dies oder jenes Exempel noch vergessen seyn könnte, was jedenfalls aber zu einer ungemeinen Breite und Wiederholung im Vortrage führt. Wohl kann es seyn, daß die Praxis von der Rigueur der Wissenschaft keinen Gebrauch machen, sondern davon ablassen will; dann ist es leicht mitigantia im Verfahren und in der Rechnung eintreten zu lassen; der Hr Verf. hat selbst neben strengen Taxationen Ueberschläge, Massenerträge u. s. w. aufgeführt; das Augenmaß kann leicht (wie einstens vorgeschrieben wurde) etwas erweitert werden!

Im vierten Abschnitte endlich (S. 421) gelangt der Hr Verf. zu der Taxation zur Widerlegung einer behaupteten Walddevastation.

Da diese Taxation einen von dem vorigen ganz verschiedenen Zweck hat und zwar meistens von außen (von gerichtlichen Behörden etc.) veranlaßt wird, in ihrem Verfahren aber im Grunde rein forstlich ist, so kann man es nur billigen, daß der Hr Verf. ihr einen besonderen Abschnitt gewidmet hat. Auch weiß Ref. nichts gegen die dabey aufgestellten Grundsätze zu erinnern. Nur einen Wunsch kann er bey diesem Anlasse nicht zurück halten, nämlich den:

daß der Begriff, was eigentlich eine Walddevastation sey und darunter verstanden werden solle, unter den Forstverständigen und in den Gesetzbüchern scharf bestimmt werden möge.

Es ist hier nicht der Ort alle die verschiedenen Definitionen einer Walddevastation aufzuführen. Aber jeder Wissenschaftskundige kennt ihre Manigfaltigkeit und mancher unter ihnen gewiß auch die

Processe, die in Folge einer falschen, zweydeutigen und insbesondere zu weiten Definition gewonnen oder verloren worden sind. Unser Hr Verf. definiert eine Walddevastation folgendergestalt:

‘Walddevastation oder Waldverwüstung findet Statt, wenn durch willkürliche Handlungen die Holzbestände eines Waldes in einem solchen Umfange verödet oder verschlechtert werden, daß dadurch die Rechte eines Dritten (oder des Staates) gefährdet werden.’

Wir wollen es dem Hn Verf. überlassen, die Angriffe, denen diese Definition, wie viele andere, ausgesetzt seyn dürfte, zu vertheidigen und dagegen von seinem lehrreichen und wahrhaft practischen Buche mit dem Wunsche scheiden, daß es ihm gefällig gewesen seyn möchte, auf den Stil desselben hin und wieder mehr Aufmerksamkeit zu verwenden. S. 291 z. B. heißt es: ‘die ganze Ertragsermittlung besteht eigentlich, wenn man den Fachwerkmethoden folgt, nur darin, daß man voraus bestimmt, wie alt ein Ort werden wird, um bey dem alten Holze, nach der gefundenen Masse und dem ermittelten Zuwachse, bey dem jungen Holze nach den Erfahrungstafeln, die Abtriebserträge (so wie die bis dahin erfolgte Durchforstung) für diese Zeit voraus bestimmen zu können.’ Wir fragen: ob dieser Satz gut und deutlich construiert sey?

B r ü s s e l.

Gedruckt bey M. Hayez 1844. *Johannis de Los, abbatis S. Laurentii, prope Leodium, chronicon rerum gestarum ab anno MCCCCLV ad annum MDXIV. Accedunt Henrici de Merica et Theodorici Pauli historiae de cladibus Leodiensium anno MCCCCLXV — VII. Edidit*

P. E. X. de Ram. (Collection de chroniques belges inédites, publiée par ordre du gouvernement)*). XXVI und 964 Seiten in Quart.

Jean Peecks, genannt de Los, geboren zu Borchloen im Jahre 1459, hatte als siebenjähriger Knabe seine Aeltern nach Lüttich, deren alter Heimath, begleitet, als diese vor der Pest und den das flache Land verheerenden Parteykämpfen in der bischöflichen Residenz Rettung suchten. Hier begann er seine Studien, trat später in das dortige Lorenzkloster und betrieb, obwohl er sich mit Liebe in die Theologie hinein versenkte, gleichzeitig die Wissenschaft der Geschichte und Astronomie, ohne deshalb seiner Lieblingsbeschäftigung, der Malerey, zu entsagen. Daß er in dieser Kunst mehr als das Gewöhnliche leistete, ergibt sich daraus, daß er auf Betrieb des hoch gebildeten, kunstsinigen Bischofs Eberhard von der Mark die Anfertigung der für die Kirche der Citadelle von Lüttich bestimmten Gemälde übernahm. Nach dem im Julius 1508 erfolgten Tode seines Abtes Heinrich d'Orey wurde Bruder Johann durch den Convent einstimmig zum Vorsteher des Klosters St. Lorenz erwählt, welchem Amte er bis zu seinem Tode (1516) gewissenhaft vorstand, eifrig auf die Verschönerung des Gotteshauses und die Vermehrung der dort gesammelten Bibliothek bedacht. Während dieser Zeit vollendete er die schon in der Zeit, da er als schlichter Mönch lebte, begonnene, von 1455 bis 1514 sich verbreitende Chronik, welche der Hauptsache nach sich allerdings auf das Lütticher Land und das Herzogthum Brabant beschränkt, mit besonderer Vorliebe jedes auf das Kloster St. Lorenz bezügliche Ereigniß mittheilt, nebenbey aber auch fern liegende Begebenheiten nicht ungeschickt in die Erzählung eingewebt

*) Vergl. Jahrgang 1842 Stück 154 dieser Blätter.

zeigt. Dem hier gegebenen Abdrucke liegt das auf der königlichen Bibliothek zu Brüssel befindliche Manuscript von 91 Blättern Folio zum Grunde. Der Erzähler beginnt mit der Entfagung auf den bischöflichen Thron von Seiten Johannis von Heinsberg zu Gunsten Ludwigs, des Sohnes von Herzog Carl von Bourbon, und geht hierauf alsbald zu den Bewegungen über, welche durch die untersten Stände (*viles et inopes personae, homines rurales, homunciones temerarii, se vocitantes teutonice dy cluppelsclagers*) gegen geistliche und weltliche Inhaber des Regiments in Lüttich erregt wurden, Bewegungen, an denen bekanntlich das genannte Hochstift vorzugsweise reich ist. Dann folgen die Verhandlungen und die aus diesen sich ergebenden Zerwürfnisse des meistentheils in Utrecht residirenden Bischofs mit seinen Ständen, der Ausbruch des Bürgerkrieges, die Bildung der Genossenschaft *de viridi tentorio (colubrinarii, coulevriers)*, die Eröffnung der Fehde mit Herzog Carl von Burgund, welche letztere allerdings nicht in der Umständlichkeit vorgetragen wird, wie solches von Barante geschehen ist, aber gleichwohl die Darstellung des Letzteren mehrfach ergänzt. Das politische Getriebe, welches die sämtlichen burgundischen Provinzen nach dem Tode ihres letzten Herzogs in Bewegung setzte, wird weniger beachtet, als man erwarten sollte. Mehr Aufmerksamkeit wendet der Chronist auf Erzherzog Maximilian, vornehmlich — was freylich nicht anders seyn kann — auf den tollen Wilhelm von der Mark und auf Johann von Horne, den Nachfolger des Bourbon im Hochstifte. Die Erzählung der Begebenheiten während der letzten zwanzig Jahre ist ungleich gedrängter als die der voran gegangenen Zeit.

Was die zweyte Chronik anbelangt, so ist der Verfasser derselben Heinrich de Merica (Van der

Heyden), 1479 als Prior des bey Löwen gelegenen Augustinerklosters Bethlehem aus dem Leben gegangen. Als während der Unruhen unter der Regierung Ludwigs von Bourbon zahlreiche Lütticher, welche fest an der Sache des Bischofs hingen, nach Löwen auswanderten, lebte der Chronist mit ihnen in dem freundschaftlichsten Verkehre. Auf diese Weise mußte ihm eine ins Einzelne sich erstreckende, wenn auch natürlich einseitige Kenntniß der in Lüttich geltenden Verhältnisse zu Theil werden. Auf Grundlage derselben verfaßte er 1468 die hier zum ersten Male veröffentlichte Chronik, dessen Autographum (auf der königlichen Bibliothek zu Brüssel) es wahrscheinlich ist, welches dem Drucke zum Grunde liegt. Gleich dem oben genannten Johann de Vos beginnt auch der Augustiner seine in Kapitel getheilte Erzählung mit der Abdankung Sohanns von Heinsberg. Aber er begnügt sich nicht mit der Aufzählung der äußeren Begebenheiten. Er entwickelt die Gründe der Zwistigkeiten, durch welche Lüttich während einer Reihe von Jahren zerrissen wurde, schildert die Bestrebungen, Umtriebe und Kräfte der verschiedenen Parteyen und setzt die Verhältnisse des Hochstifts zu dem Hause der Herzöge von Burgund, zu dem Herzoge von Cleve und dem Drossen (drossatus) von Brabant aus einander und läßt sich gern in die Einzelheiten der Kämpfe selbst ein. Die Darstellung ist fließend, an einzelnen Stellen höchst lebendig.

Die sehr ins Detail sich erstreckenden Erzählungen von Dietrich Pauli (S. 186 bis 232), der, 1416 zu Gorkum geboren, als Vicedechant des Capitels von St. Martin in seiner Vaterstadt hochbetagt starb, verbreiten sich nur über die Unternehmungen Herzog Karls des Kühnen während der Jahre 1465 bis 1468 und beruhen in den wesentlichsten Theilen auf Mittheilungen eines Kriegsgenossen des

Herzogß, viri honesti Jacobi Deyn, qui est juratus balistarius et custos corporis principis Karoli ducis, ac etiam ballivus de Arden, in comitatu de Ghisen (das durch die Zusammenkunft von Franz I. und Heinrich VIII. so bekannte Ardres in der Grafschaft Guisne).

Den bey weitem größeren Theil dieser Sammlung (S. 232 bis zum Schlusse) nehmen die *analecta Leodiensia* ein. Sie zerfallen, dem Inhalte nach, in zwey Abtheilungen, von denen die erste Urkunden und Auszüge aus Chronisten bietet, die sich auf die Einnahme Lüttichs durch Carl den Kühnen beziehen, die zweyte eine von 1433 bis 1505 sich erstreckende Reihe von chronologisch an einander gereihten Actenstücken enthält, welche zur Ergänzung der Regierungsgeschichte der Bischöfe Ludwig von Bourbon und Johann von Horne dienen. Hier stoßen wir zuerst auf eine historische Beleuchtung des im Auszuge mitgetheilten, schon durch Martene und Durand veröffentlichten Gedichtes von Angelus de Curribus Sabinis 'De excidio civitatis Leodiensis' das, ziemlich bar an poetischem Gehalt, für die Geschichte keinesweges ohne Werth ist. Der unverkürzt erfolgte Abdruck des Gedichtes von Bartholomäus von Lüttich 'De guerra Leodina' ist nach einer Abschrift geschehen, welche der um die *Monumenta Germaniae* so hoch verdiente Dr Bethmann von der auf der königl. Bibliothek zu Paris aufbewahrten Handschrift genommen hat. Hierauf folgt ein französisches Gedicht, 'La correxion des Liègois' überschrieben, welches durch Ton und Haltung an das bey Leibniz abgedruckte, gegen Bischof Johann von Hildesheim und dessen Anhänger gerichtete, *Carmen* erinnert. Den nämlichen Gegenstand behandeln ein Schlachtlied (*La bataille de Liège en 1468*) und *Les sentences de Liège*. Auszüge aus Chroniken, Urtheilsprüchen, städtischen u. fürstlichen Urkunden machen den Beschluß des trefflich ausgestatteten Werkes.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 10. August 1844.

M a g d e b u r g,

bey Heinrichshofen 1844. Predigten für Unbefangene von F. W. Hildebrandt, Diaconus an der St. Ulrichkirche in Halle. X und 197 Seiten in Octav.

Während man bey so manchem Buche durch die Frage gequält wird, für wen es wohl eigentlich bestimmt, an welchen Theil des Publicums es adressiert sey? — während der Beurtheiler bey so vielen literarischen Producten lange zweifelhaft bleibt, welchen Ausgangspunct sein Referat zu nehmen habe, wird männiglich bey diesen höchst interessanten Kanzelvorträgen eines reich begabten Predigers durch die offensten Erklärungen seines Buches selbst über alle diese Bedenklichkeiten hinweg gehoben.

Diese Predigten sind 'für Unbefangene' bestimmt. In der That mir schlug recht das Gewissen, als ich darin lesen wollte. Es ist mit der Unbefangenheit eine so eigene Sache, wie mit dem bekannten Mantel am Hofe des Königes Artus, der nicht einmahl der Ginevra paßte, wer recht

scrupulös ist, kann dies imaginaire Ding kaum in Anspruch nehmen, und demnach hätten jene Predigten zum Entsetzen des Hn Heinrichshofen gar kein Publicum. Aber so ist es nicht gemeint. Sene Unbefangenen im Sinne des Verfs sind es natürlich nur im relativen, subjectiven Sinne, nach dem Dafürhalten einer theologisch = philosophischen Richtung. Dies unbefangene Publicum fragt bey einer Predigt nicht zuerst danach, ob sie texterschöpfend, schriftmäßig, erbaulich sey; es geht auf den Geist, auf das Princip, auf die Tendenz ein (Vorwort S. VII); es ist nicht im Starrglauben, in allerley superstitiösen Rücksichten gehalten. Es will nicht einen buchstäblich verknöcherten Christus, bey dem auf übernatürliche Geburt, Zeichen und Wunder, Auferstehung und Himmelfahrt Accent gelegt wird, sondern einen geistig verklärten (S. 11). Dies Publicum verliert den Kopf nicht, wenn in dieser so bewegten Zeit Vieles fällt was sich nicht mehr halten läßt (S. 13); unwandelbar davon überzeugt, daß der Geist des Christenthums nichts antasten kann, spricht es mit dem Verf.: falle denn was fallen muß (S. 26). Es ist mit einem Worte unbefangen. Weil indessen Referent mit demselben bey aller Anerkennung nur einzelne Berührungspuncte gemein hat, so konnte er sich nur an die besondere Autorisation des ihm befreundeten Verfs zu diesem Berichte halten, und sollte er nicht der Mann seyn, das Rechte zu treffen, so hat er es doch treffen wollen (Vorw. S. VIII), und jede Beurtheilung, aus welcher Weltgegend der heutigen vielstrahligen Windrose das Wort auch kommen möge, soll ja dem Verf. willkommen seyn (Vorwort S. VII).

Hätte nun Hildebrandt nicht auch den Recensenten vorgeschrieben, worauf sie besonderes Augen-

merk haben sollten, so würde ich vor Allem auf die formale Abrundung dieser Predigten hinweisen. Alle breiten, langweiligen und formlosen Prediger können hier von dem Verf. unendlich viel lernen. Seine Vorträge, deren viele Ref. selbst gehört, interessiren meist von Anfang herein und lassen die Aufmerksamkeit bis zum Ende hin nicht erschlafen. Die Entwicklung geht Schlag für Schlag in einer Schärfe, Klarheit, Bündigkeit und Präcision vor sich, die in manchen Fällen förmlich überraschend ist. Die Darstellung ist zwar nicht von den wunderbaren Lichtern einer kühnen Phantasie durchzuckt, wie man ihr denn auch immer ansieht, daß sie zunächst vom Verstande ausgeht und an den Verstand sich wendet; — aber was man durch stilistische Gewandtheit, geschmackvolle Anordnung, glückliche Combinations- und Vergleichungsgabe, auch ohne solche Bilder, Blitze und Blumen, leisten und erreichen kann, davon geben viele Vorträge des Verfs Zeugnis. Nur muß an sie gerade nicht mit einem nach einfacher ascetischer Speise verlangenden Herzen heran gegangen werden, eine Gedankenschlacht gibt es. Der Redner fragt weniger danach, daß der Zuhörer am Ende begeistert ausruft: Mein Herze brennt! — Nein von dieser Schlüsse-Phalanx, deren Glieder an einander rühren, 'daß auch kein Lüftlein dazwischen geht', besiegt,, vor dieser mächtigen Verstandesgewalt, die mit unbarmherziger Consequenz jeden Ausweg verlegt hat, überwältigt, soll er die Fahne senken und bekennen: Domine concedo.

Aber auch dem Rec. ruft der Verf. zu: 'Gehen Sie vor allen Dingen auf den Geist, auf das Princip, auf die Tendenz ein. Weisen Sie dem Büchlein auf der großen Tabelle der im gegenwärtigen Reiche Gottes sich kreuzenden Richtungen

die Rubrik an, unter welche es gehört' (Vorw. S. VII). Um dies saure Geschäft zu erleichtern, schiebt denn auch Hildebrandt in der Voraussetzung, daß doch die meisten Leser am Kopfsende der Bücher einsehen, drey Tendenzpredigten voraus: die erste über Luc. 10, 23. 24. Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet. Diese Augen sehen aber in der Gegenwart a) des Gottessohnes geistige Verklärung, b) des Gottesreiches entschiedenen Sieg. Die zweyte richtet den strafenden Ruf: Was suchet ihr den Lebendigen bey den Todten? an alle Ungläubigen, Scheingläubigen, Starrgläubigen, Kleingläubigen. Die dritte wendet wieder ein Strafwort (denn der Redner liebt zu strafen) an den trotz aller Aufklärung nicht aus der Welt weichenden Glauben, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, von denen sich die Philosophie nichts träumen läßt: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Aus dieser Trias muß besonders das Princip und die Richtung des Redners erkannt werden.

Aber wie wir schon oben andeuteten, das ist keine leichte Sache. Sehen wir zuerst aus der geführten Polemik was Hildebrandt nicht seyn kann. Da finden wir ihn denn in unzähligen Stellen entschieden gegen allen Supranaturalismus zu Felde ziehen, in den verschiedenen Formen gilt er ihm als Buchstabenglaube, als Schwachheit, Beschränktheit, Verknochierung. Der Redner ist in diesem Strauß nicht ohne feindselige Befangenheit; er, der so richtiges Augenmaß hat, zeichnet sich hier wohl Caricaturen, wie den verquickten Pietisten auf S. 37, der immer auf den Durchbruch der Gnade wartet, und eine bis zur Vision gesteigerte Gemeinschaft mit Gott erwartet. Keinen Feind weiß

Hildebrandt weniger in seinem Wesen zu erfassen und zu würdigen, und ist zuweilen nicht von jener Polemik fern, die sich für die realen Feindesleiber Figuren von papier maché unterschiebt und denen gemächlich Arme und Beine herunter säbelt. Doch so viel ist gewis, Supernaturalist ist Hildebrandt nicht. So erwartet er vielleicht — dafür scheint schon der Schematismus jener Predigten zu sprechen — ‘die Verklärung des Gottessohnes’ von der neueren Philosophie. Auf diesem Flecke springt allerdings die suchende Wünschelruthe in meiner Hand, aber zur Gewisheit komme ich doch nicht. In der ersten Predigt sieht Hildebrandt des Gottesreiches endlichen Sieg — nach einer späteren fehlt es gerade jetzt der Welt an kirchlichem Sinne, der Kirche an friedlicher Gemeinschaft, der Gemeinschaft an christlicher Liebe, der Liebe an heiliger Gluth. Wie reimt sich das zusammen? Ja auf S. 21. 22 eifert Hildebrandt gewaltig gegen die ganze Christologie jener Schule. Eitelkeit, Thorheit, Unverstand und Hochmuth — diese Eigenschaften muß sie von sich für ihre Verwerfung des historischen Christus prädicieren lassen. So bleibt vielleicht der Rationalismus über? Nun ja, an ihn erinnert so manches selbst in der dogmatischen Terminologie und Sprache. Aber an vielen Stellen thut der Redner doch auch gegen ihn etwas vornehm, auch fehlt ihm in jenen Tendenzpredigten ganz die ehrenwerthe, practische Richtung jener Schule. Nun — so ruft uns der Verf. vielleicht nicht ohne heimliches Wohlgefallen in der Vorrede zu — ‘finden Sie keine Richtung für mein Buch vor, so schaffen Sie eine.’ Aber —

Kann man Tendenzen aus der Erde stampfen,
 Wächst ein Princip mir in der flachen Hand?
 Um unsere Meinung in einen Satz ohne Hörner

und Zähne zu fassen, so liegt in der Sammlung noch gar kein mit Consequenz durchgeführtes Princip vor. Mehr Consequenz, und der Redner wird schon in eine der drey Rubriken hinein passen. In welche, das wollen wir nicht verrathen, wir haben dafür auf Anlaß jener Tendenzpredigten mit dem Verf. noch zwey andere Kapitel durchzugehen.

Als einen unendlichen, nicht genug zu rühmenden Vorzug der heutigen philosophischen Opposition sehe ich ihre ungezwungene, offene, ehrliche Stellung zur Bibel an. Nur nicht Ansichten und Theorien auf die Bibel basiert, von denen sie doch gar nichts weiß, das geben wir auch unserem Hildebrandt zu bedenken. Weil der Herr einmahl unter besondern Verhältnissen gesprochen hat: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht, — so soll das Pointieren auf eine übernatürliche Grundlage des Christenthums eigentlich ein unchristliches und unbiblisches seyn, oder wenigstens dem innersten Sinne Christi nicht angemessen. Als hätte derselbe Christus vor andern Individualitäten nicht auch auf seine Wunder und Zeichen gedrungen. Er hatte den Umständen gemäß zwey Predigtformen; neben den Worten an den Königlichen steht auch die Predigt: Er fing an die Städte zu schelten, in welchen am meisten seine Thaten geschehen waren, und hatten sich doch nicht gebessert. Dem Diaconus Hildebrandt würde der Herr gewiß vor der Hand die zweyte Predigt halten und ihn vielleicht gleich bey der Gelegenheit wegen des letzten Vortrages unserer Sammlung vornehmen. Text: Jesus weint über Jerusalem. Thema: Wie Jesus an den öffentlichen Angelegenheiten seines Volkes sich betheiligte, a) durch einen hellen Blick, b) ein tiefes Mitgefühl, c) ein freyes Wort,

d) eine kräftige That. Nein, ein Prediger wie Hildebrandt kann allerdings, wie wir oben sahen, nie langweilig oder absurd seyn, er ist es auch in dieser Predigt nicht — aber daß er so das Kukucksey der Tagespolitik gerade in dieß schöne Evangelium hinein gelegt hat, kann ihm nimmermehr verziehen werden.

Nun ein Anderes. Wir glauben gern, daß solche Tendenzpredigten für vereinzelte Christen unserer Tage von Nutzen seyn können, für solche Gemüther, die völlig mit dem positiven Christenthume zerfallen nur durch Prediger, wie Hildebrandt einer ist, wenigstens noch in einem gewissen Verhältniß zur Kirche erhalten, vielleicht sogar wieder näher an sie heran gezogen werden können. Wir wissen ferner, wie anziehend diese Vorträge für Theologen ex professo sind, wie der Gelehrte erwartend das Fenster des Kirchstübchens aufschiebt, der Literat, der Studierende gespannt dem Kanzelpfeiler näher tritt, wenn unser Redner erscheint. Aber — aber Hildebrandt ist doch Prediger einer Gemeine, die hoffentlich nicht aus so genannten Mündigen und Wissenden oder — Unbefangenen besteht. Was soll diese mit solchen Tendenzpredigten? O ich sehe sie stehen die guten Bürger, ich sehe sie sitzen die ehrsamten Frauen in ihren sonntäglichen Flügelhauben, wie sie gekommen sind, ein kräftig Stück Hausbrod aus dem Reiche Gottes in Empfang zu nehmen, wie sie warten, daß Hildebrandt seine milde Hand aufthun und sie sättigen soll mit Wohlgefallen — und nun fällt ihnen von der Kanzel ein spiritualisierter Christus herunter, mit dem sie gar nicht wissen was zu thun — nun rauscht vor ihren Ohren der Strom moderner Terminologie, nun hören sie, daß noch Vieles fallen müsse u. dgl. m. Wie können sie

das Alles würdigen und verstehen? Und wenn einmahl ein armes Gretchen die ganze Pointe verstände, würde sie nicht auch wie ihre Namensschwester zu dem Redner sprechen:

Wenn mans so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum —

Der Mensch ist ein wunderliches Wesen, das über sich selbst am schwersten zur Klarheit kommt. Der alte Göthe meinte zu den Naturwissenschaften noch weit mehr berufen zu seyn, als zur Poesie, und über seine Farbenlehre freute er sich mehr, als über alle Dramen und Gedichte zusammen. Ein berühmter Componist wollte weit lieber durch einige Zeichnungen oder Krizeleyen seinen Namen auf die Nachwelt gebracht wissen, als durch seine unsterblichen Tonschöpfungen. So hält nun auch Hildebrandt seine Tendenzpredigten für die besten, darum hat er sie an das Kopfende gestellt. Er hält sich für berufen, ein theoretisirender Principprediger zu werden. Gott behüte! Seine besten, seine unleugbar trefflichen Predigten sind die in bescheidene Mitte gestellten, die Neujahrspredigt über die Zeichen der Zeit, Weihnachten das Fest der Wahrheit, der Vortrag über den Vertrag von Verdun, Simon der Zauberer, Elias auf Carmel u. s. w. Mit einem Worte, Hildebrandt ist eine durchaus practische Natur. Mit dem Scharfblick eines geistigen Falken überschaut er das Leben in seinen verschiedensten Beziehungen, in allen seinen Verhältnissen, in allen Höhen und Tiefen, seine psychologischen Winke sind oft meisterhaft. Alles weiß er zu gruppieren, zu ordnen, Alles mit dem Lichte des Evangeliums zu beleuchten, über das kein Streit ist. Was Vielen so schwer wird, zu individualisieren, concrete Gestalten zu schaffen, ist ihm leicht, er wird, wie wir vermuthen, ein

trefflicher Casualprediger seyn. Darum verkenne der Verf. seine Aufgabe nicht! Zum Tempel — ja zum Tempel des Herrn — hinaus mit jenen Tendenzpredigten, sie gehören als Vorlesungen auf das Katheder, oder in einen mit Gebildeten und Unbefangenen gefüllten Salon. Weg mit diesen Bildern, die, mögen sie so trefflich seyn als sie wollten, höchstens Ahlbornsche Winterlandschaften sind. Anderes thut uns bey der Masse unpractischer, im Allgemeinen verschwimmender Vorträge Noth; frische; scharf gezeichnete, glühend warme, christliche Lebensbilder wollen wir haben, und Hildebrandt ist der Mann dazu, sie zu liefern. D.

G r i m m a.

Impensis Jul. Maur. Gebhardt 1843. *Lectio-
num Venusinarum libellus.* Scripsit
Augustus Weichert. VIII und 115 Seiten
in groß Octav.

Ein kurzer Bericht über den reichen Inhalt dieser Schrift des um die Römischen Dichter hochverdienten Verfassers wird hinreichen, die Verehrer des Venusinischen Dichters auf diese gediegenen Abhandlungen von Neuem aufmerksam zu machen. Sie waren schon früher einzeln erschienen, allein den Meisten unzugänglich geblieben, und selbst die Herausgeber des Dichters scheinen dieselben nur zum Theil gekannt und benutzt zu haben. Namentlich finde ich, daß der gelehrte neueste Herausgeber der Satiren, Prof. Wüstemann, nicht durchgängig auf diese höchst schätzbaren Erörterungen verwiesen hat. Daher ist es alles Dankes werth, daß Hr Weichert dem Wunsche des Verlegers und Anderer nachgegeben und den Wiederdruck obenein durch manche Bemerkungen neu ausgestattet hat.

Die zuerst 1829 erschienene Particula I. behandelt Sat. 1, 3, 24 sq. und sucht die alte Annahme zu begründen, daß Horaz in den dort gezeichneten Zügen auf Virgilius deute und daß der Zweck der Satire darauf hinaus gehe, ein näheres Verhältniß zu Mäcenäs einzuleiten und diesem deshalb zu zeigen, *commodum se fore candidumque familiarem*. Die Beziehung auf Virgilius scheint in der That viel natürlicher und angemessener, als mit Bentley, dem Wüstemann folgt, ein Selbstbild des Horatius anzunehmen. — Die zweyte zuerst 1833 ausgegebene Particula prüft die Stellen des Dichters, durch die man ihn zu einem ungerechten Tadler des Juristenstandes hat stem-peln wollen. Zunächst sieht Hr Weichert in dem Sat. I, 2, 46 genannten Galba den bekannten *scurra* der Zeit, nicht einen Juristen. Uns scheint die gelehrte Begründung noch nicht ganz überzeugend, zumahl die Uebereinstimmung der Quellen bey Juvenalis, Martialis und Plutarch beweiset, daß der Name richtiger Gabba geschrieben wird. Bey Horatius scheinen alle Handschriften in Galba zu stimmen. Allein das ist zuzugeben, daß ein Jurist des Namens nicht nachweisbar ist. Dem-nächst weist Hr Weichert den Sat. I, 1, 11 und 2, fin. verspotteten Fabius als stoisierenden Aretalogen nach, nimmt hingegen den 1, 3, 82 durchgezogenen Labeo allerdings für den nachmahls als Haupt einer Juristenschule berühmt gewordenen M. Antifsius Labeo, den Gegner des Atejus Capito. Eben so soll der B. 130 sq. namhaft gemachte Alfenus mit den alten Erklärern für den berühmten Juristen gelten, der trotz Apelles den Leisten weggeworfen und sich dem *ius* zugekehrt hatte. Indessen weist Hr Weichert klar nach, daß der harmlose Dichter durchaus nirgend eine beson-

dere Bosheit gegen den Stand der Prudentes blicken lasse, ja daß er von einzelnen Männern mit warmer Liebe und Hochachtung rede, wie das an den Beyspielen des M. Cascellius A. P. 366 sq. und C. Trebatius Testa Sat. II, 1 dargethan wird.

So weit reichen diese schätzenswerthen Beyträge zur Horazischen Prosopographie. Ihnen schließen sich noch drey Excurse an, deren zweyter Sat. I, 5, 37 bespricht, der dritte über M. Valerius Messala Corvinus handelt. Ich will bey dieser Gelegenheit ein eben erschienenenes Werkchen kurz berühren, welches den Zweck verfolgt, sämmtliche in Horazens Gedichten berührte Persönlichkeiten zu charakterisiren und dadurch ein eindringendes Auffassen der oft nur feinen Andeutungen des Dichters zu fördern. Dieses Schriftchen erschien zu

A m s t e r d a m ,

bey Fr. Müller 1844, unter dem Titel: *Horatianae Prosopographiae capita duo*. Scripsit J. G. F. Estré, Amstelodamensis. VIII und 168 Seiten in groß Octav. Herr Estré beschränkt sich nicht etwa auf die Zeitgenossen des Dichters, die zunächst von den alten Grammatikern, die de personis Horatianis schrieben, nachgewiesen seyn werden, sondern er bespricht in den vorliegenden Abschnitten die bey Horatius vorkommenden Griechischen und Römischen Dichter und darauf die Philosophen. Das Schriftchen ist nicht eine gewöhnliche Compilation bekannter Dinge: so viel sich im Einzelnen zusehen und aussetzen ließe, wird es doch den Lesern des Dichters gute Dienste leisten, indem es manche für das Verständniß nicht gleichgiltige, von den Commentatoren bisher übersehene Stellen alter Auctoren aus fleißigem Stu-

dium gewonnen hat. Freylich sind die rückständigen Kapitel ungleich wichtiger, deren baldige Nachlieferung wir deshalb sehr wünschen.

Der letzte Theil des Weichertschen Werkes enthält die Prolusio de Horatii Epistolis, die, zuerst 1826 erschienen, die Behauptung zu erhärten sucht, Episteln und Satiren, zusammen Sermones benannt, seyen nicht innerlich nach Zweck und Anlage, sondern lediglich durch den Titel und das sehr divergierende Lebensalter des Dichters verschieden. Diese Ansicht ist, wie Referent dünkt, mit gutem Grunde von mehreren Gelehrten, namentlich von K. Passow, bestritten worden, weshalb wir nicht weiter darauf eingehen wollen. Auch hier machen sechs Excurse den Beschluß: 1) De puteali Scriboniano. 2) Ueber Ep. I, 19, 13. 3) De Horatio Archilochi imitatore. 4) De Epp. I, 19, 37., der reichhaltigste und gelungenste von allen. 5) De Epp. I, 10, 39 sq. und 6) De Epp. I, 13, 11 sq.

Die Person des A. Gabba hat Herrn Weichert veranlaßt, auch auf dessen Erwähnung bey Martial. I, 41 einzugehen und ein eigener kleiner Excurs p. 58 — 60 theilt zu dem schönen Epigramme des Bilbilitaners gelehrte Explicationen mit. Einigen Behauptungen will ich in Kürze meine abweichende Auffassung entgegen stellen. Erstens kann ich nicht beystimmen, wenn B. II ein bestimmter Dichter Urbicus verstanden wird: id sane evidens est, sagt der Hr Verf., Urbici nomen esse proprium poetae cuiusdam non ita clari, quem Martialis in transcurso carpat, et idem esse videtur, qui ab Juvenale memoratur VI, 71 u. s. w. Ich sehe, daß sich auch G. Munke de Atellan. p. 128 zu derselben Meinung bekennt. Eine schlagende Widerlegung scheint mir schon der

Zusammenhang des Gedichtes zu liefern. Martialis macht dem Cäcilius, der Anspruch darauf machte für einen urbanus zu gelten, begreiflich, wie er nur die Caricatur eines solchen und in der That ein elender verna sey. In beliebter Art zählt er nun eine ganze Musterkarte von Handthierungen auf, deren Vertreter ein dem Cäcilius analoges verniles Wesen auszeichne. Da ist es nun nicht denkbar, daß inmitten dieser ganzen Classen ein Vergleich mit einem einzelnen namentlich genannten schlechten Vankelsänger Platz haben sollte. Außerdem würde in diesem Falle die Charakteristik non optimus Urbicus eben so matt seyn, wie non optimus urbicus poeta picant ist, in so fern Cäcilius dadurch selbst den bessern urbici poetae nachgestellt wird. Du bist, sagt der Dichter, nicht einmahl so gut wie einer der bessern urbici poetae. Ferner hat aber schon Turnebus Adverss. III, 17 die Benennung des urbicus poeta durch den urbicarius mimologus bey Fulgent. Myth. II, 17 vollkommen überzeugend belegt und auch in der Stelle des Juvenalis, die freylich ihre besondern Schwierigkeiten hat, darf man schwerlich einen andern Weg der Erklärung einschlagen. Der Grund der Benennung ist nicht ganz klar.

Martialis schließt das Gedicht: Quare desine iam tibi videri Quod soli tibi, Caecili, videris, Qui Gabbam salibus tuis et ipsum Posses vincere Testium Caballum. Hier muß ich, und das ist ein zweyter Punct, gegen die Beybehaltung des wider alle Quellen seit Canter und Scriver gesetzte possis Einsprache thun. Allein posses kann vom Dichter seyn. Cäcilius, der Zeitgenosse des Dichters, berühmte sich, er hätte die alten berühmten Spasmacher Gabba und Testius besiegen können, nämlich hätte er damahls gelebt und mit ihnen

in einen Wettstreit sich eingelassen. Hingegen würde *possis* besagen, daß er im Stande zu seyn sich brüüste, es den Alten gleichzuthun. Hätte der Dichter den *Cæcilius* das sagen lassen wollen, so müßte er nothwendig sagen: *qui vincas*, nicht *possis vincere*. Warum that er es denn nicht, wenn er sich fühlte? Ist dies evident, so folgt, daß wir die Zeit des *Testius* zugleich erfahren; denn Herr Weichert sagt: *qua aetate vixerit ignoratur*. Offenbar war er ein Zeitgenosse des *Gabba* oder etwas jünger. Von der Seite stände also *Kaders* Annahme nichts im Wege, daß *Sestius Gallus* bey *Sueton. Tiber. 42* zu verstehen sey, noch auch der von Herrn Weichert angenommenen Conjectur *Wernsdorfs*, der den vom *Cicero* wegen seiner *dicta* aufgezogenen *Sestius* zu erkennen glaubte. Wenn nur überhaupt von einem *Sestius* die Rede seyn könnte! Herr Weichert hat die critische Lage unserer Stelle zu erwägen versäumt. Sämmtliche Quellen schließen den *Sestius* ganz entschieden aus, indem sie, obgleich in *Testius*, *Tettius*, *Tectius*, *Tertius* auseinander gehend, doch kein anlautendes *S* gestatten. Die *Vulgata* stammt aus ganz willkürlicher *Correctur* einiger alten Ausgaben. Zu den schon früher angeführten Zeugen kommt jetzt noch der alte *Edinburger Codex*, der mit *Perottus Tettius* bestätigt; *Testius* merkt *Scriver* in seinem *Handexemplare*, das zu meiner großen Freude vor mir liegt, aus einem *MS. an*. Der Name *Tettius* ist aus *Inscriben* und *Schriftstellern* bekannt: bey *Cic. Verr. I, 28, 71* herrscht gleiches Schwanken in den *Codd.*, die *Tectius*, *Tertius*, *Cestius* — wie *Aldus* auch bey *Martialis B. 20* geschrieben hat — bieten. Aber auch *Testii* gibt es und es kommt nur darauf an, unter den von den *Schriftstellern* genannten den rechten

Mann für Martials Epigramm heraus zu finden. Davon im Commentar das Nähere.

Möge der würdige Verfasser, dem jetzt nach 34 mühevollen, aber segensreichen Jahren des Wirkens ein *otium honestissimum* vergönnt ist, sich einer dauerhaften Gesundheit erfreuen, um zunächst sein Werk über Caesar Augustus vollenden und andere in seinen *scriniis* ruhende Schriften der Deffentlichkeit übergeben zu können.

F. W. S.

K a r l s r u h e.

Auf Kosten des Verfassers 1844. Das Gebiet der deutschen Reichsstädte, von Gustav Wilhelm Hugo. 14 Seiten in Octav.

Der Verfasser, welcher dem historischen Publicum schon durch seine größere Schrift: 'die Mediatisierung der deutschen Reichsstädte, Karlsruhe 1838', bekannt ist, wünscht diesen Gegenstand durch diese kleine, nicht in den Buchhandel gegebene Schrift noch einmahl von einer andern Seite anzuregen, was gewis als verdienstlich alle Anerkennung verdient. Darüber nämlich, was das Territorium der 140 bekannt gewordenen Reichsstädte betrifft, herrscht ein fast völliges Dunkel, weil noch Niemand sich die Mühe gegeben hat, die unglaublich zerstreuten Einzelheiten zu sammeln. Eine genaue Angabe des Gebietes derselben würde auch schon um deswillen ein wichtiger Beytrag zur inneren deutschen Geschichte seyn, weil dabey die Art und Weise des Ab- und Zuges einzelner Städte so wie die eigenthümliche Art der oft merkwürdig genug zusammen gewürfelten Communal-Verfassung unmöglich übergangen werden könnte.

Durch den Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 wurden allein 41 Reichsstädte mediatisirt, von denen unter andern 15 an Bayern, 9 an Württemberg, 7 an Baden, 3 an Preußen und 1 an Hessen = Darmstadt fielen. Es mußte den occupierenden Fürsten viel daran liegen, über die ihnen zugetheilten Reichsstädte möglichst genaue Nachrichten zu erhalten, und solche konnte Niemand besser geben als die bisherigen reichsstädtischen Regierungen. Hiernach dürften in in den Acten über die Occupation der einzelnen Reichsstädte in den Archiven zu München, Stuttgart, Karlsruhe, Berlin und Darmstadt die genauesten und glaubwürdigsten Nachrichten über den Umfang ihres Gebietes zu finden seyn, und es ist wohl der Mühe werth, daß der Verf. die Archivre auf diesen noch nicht gehobenen Schatz aufmerksam macht.

Alle hierher gehörigen Einzelheiten zusammen zu bringen, wird auch noch um deswillen schwierig und mühsam, weil manche Reichsstadt zwar ihre Chronik hat, diese aber selten bis über die Zeit des 30jährigen Krieges, bey manchen sogar nicht einmahl über das 16. Jahrhundert hinauf geht.

Der Verf. hat hier versuchsweise nur ganz kurz die Größe des Gebietes von 70 ehemahligen freyen Reichsstädten zusammen gestellt, und will diesen Versuch als eine Einladung an alle Sachverständige angesehen wissen, eine größere Arbeit in diesem Fache durch Mittheilungen aller nur hierher gehörigen Nachrichten zu unterstützen, um demnächst dem Publicum über diesen Gegenstand etwas weniger Unvollkommenes vorlegen zu können. Ref. scheint eine solche Arbeit eine höchst verdienstliche, so daß er ihr jede nur irgend mögliche Förderung von Herzen wünscht.

Schaumann.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 12. August 1844.

G r e i f s w a l d e ,

bey C. A. Koch 1844. Des Aeschylos Gefesselter Prometheus. Griechisch und Deutsch mit Einleitung, Anmerkungen und dem Gelösten Prometheus. Von G. F. Schoemann. VIII u. 350 Seiten in Octav.

Ref. ist gewohnt eine jede Arbeit von Hn Schoemann mit den besten Erwartungen in die Hand zu nehmen und mit Befriedigung weg zu legen. Aber bey der vorliegenden dünkt ihn eine solche Bezeichnung des Eindruckes, den ihr sorgfältiges Studium hinterlassen hat, viel zu nüchtern. Es ist ein ganz vortreffliches Werk, welches durch gründliche Gelehrsamkeit, besonnene Klarheit und geistreiche Tiefe die reichste Belehrung gewährt, während zugleich der überall ausgeprägte Stempel einer Gesinnung, die allein das Verständnis der Aeschyleischen Dichtung und einer fast ganz verkannten Seite des Griechischen Alterthums hat erschließen können, zu der Hochachtung für den Schriftsteller auch die Verehrung des Menschen

fordert. Nicht bloß den Philologen, die der Verf. auch nicht ausschließlich im Auge gehabt hat, sondern allen, denen die köstlichste Frucht der Griechischen Poesie und das Verhältniß des geistreichsten aller Völker zu der höchsten Frage der Menschheit der Betrachtung werth scheinen, insbesondere allen denkenden Theologen muß Ref. dieses Werk aufs dringendste empfehlen.

Die Einleitung S. 1 — 89, der eigentliche Kern des Werkes, beginnt mit der Behauptung, daß unter allen auf uns gekommenen Werken der Griechischen Poesie keines an Großartigkeit und Bedeutsamkeit mit dem Prometheus des Aeschylos verglichen werden könne, daß aber auch keines vielfältiger mißverstanden und auf eine der Denkart und Gesinnung seines Urhebers so ganz entgegen gesetzte Weise aufgefaßt sey. Die Schwierigkeit, welche diese Mißverständnisse hervor gerufen hat, liegt hauptsächlich in dem Charakter des Zeus, wie er in dem Verhältnisse zum Prometheus erscheint. Wenn er den Wohlthäter des Menschengeschlechtes, das er selbst vernichten wollte, aufs härteste für seine Menschenliebe straft, trotz dem daß er ihm sogar seine Herrschaft verdankt, so kann man kaum umhin in ihm einen grausamen, undankbaren Tyrannen zu erblicken. Wie konnte aber gerade Aeschylos den höchsten der Götter so darstellen, während kein Dichter des Alterthums reicher ist an Ausdrücken der innigsten und tiefsten Frömmigkeit gegen eben die Götter, die sein Volk verehrt; während keiner die Ehrfurcht vor ihnen, die Anbetung ihrer Weisheit, Gerechtigkeit und Güte mit kräftigern Worten predigt; während keines andern Dichtungen in höherem Maße erfüllt sind von einem Geiste der festesten Religiosität, die auch uns, die wir die Form sei-

nes Glaubens nicht theilen, doch mit verwandten Tönen anspricht und unsere wärmste Sympathie erweckt'; während Aeschylos seine fromme Verehrung vorzugsweise eben dem Zeus zuwendet und z. B. Suppl. 527. Ag. 160 in einer Weise zu ihm betet und ihn preiset, die jeden christlichen Hymnus zieren würde? Man hat die verschiedensten Lösungen versucht, zum Theil ohne die geringste Rücksicht auf die unverkennbare religiöse Gesinnung des Dichters, wie denn z. B. Prometheus mit dem leidenden Christus, sein Gegner Zeus mit dem Satan verglichen ist. Hr Schoemann verwirft mit überzeugenden Gründen alle bisherigen Auffassungen, nur die des früh verstorbenen Klausen ausgenommen, welche in den Hauptpunkten als richtig anerkannt und auf die fruchtbarste Weise weiter ausgeführt wird.

Das Gefühl des Hasses gegen Zeus, welches uns im gefesselten Prometheus aufgedrungen wird, entspringt fast ausschließlich aus den Aeußerungen und Mittheilungen des Prometheus. Aber dieser ist selbst Partey und verdient auch dann keinen unbedingten Glauben, wenn man ihm die volle Ueberzeugung von seinem Rechte und der tyrannischen Ungerechtigkeit des Zeus zutraut. Es bleibt die Möglichkeit, daß die harte Bestrafung des Prometheus vollkommen gerecht und daß der scheinbar entgegen gesetzte Eindruck des erhaltenen Stückes nur eine Wirkung der ungemeynen Kunst sey, mit welcher der Dichter in diesem absichtlich auf den Standpunct des Prometheus gestellt hat, während die beiden andern Stücke der Trilogie die richtige Einsicht in das wahre Verhältniß gewährleisten. — Daß dem nun so sey, zeigt Hr Schoemann zunächst durch die Betrachtung des Mythos vom Prometheus in der ältesten überlieferten Ge-

stalt bey Hesiod, wo die richtigste Einsicht in das wahre Verhältniß des Menschen zur Gottheit gleichsam stammelnd in vielfach unpassender Form und Flußschmückung ausgesprochen wird. Denn Prometheus, sammt seinen Brüdern unstreitig eine Personification des menschlichen Dichtens und Trachtens, zeigt in seinem Thun und Leiden 'die Unzulänglichkeit des Menschen, seine Abhängigkeit von der göttlichen Gnade in jedem Stücke und dagegen seine böse Neigung der Gottheit ihre Ehre zu entziehen und auf die eigene Kraft und Klugheit zu vertrauen.' Daß aber Aeschylos diese Bedeutung des Mythos nicht in das Entgegengesetzte verdreht, sondern mit religiösem und poetischem Tiefsinne den innersten Kern aus der harten Schale gelöst habe, wird dann durch schärfere Analyse nachgewiesen. Das punctum saliens liegt in der Frage: ist denn der Prometheus des Aeschylos wirklich der Wohlthäter des Menschengeschlechtes? Allerdings hat er die thierisch bewußtlosen Menschen vor der von Zeus beabsichtigten Vernichtung gerettet, hat ihnen Vieles gegeben, was das irdische, materielle Leben erträglicher und genußreicher macht, Alles, was der menschliche Verstand ersinnen kann: aber die höchsten und edelsten Güter der Menschheit sind, wie schon der Platonische Protagoras bemerkt, nicht unter seinen Gaben, nicht die Sittlichkeit, deren höchste Blüte im Staate erscheint, nicht frommes Vertrauen zum göttlichen Walten, nicht erhebende Zuversicht auf ein Jenseits. Und gerade der einseitig entwickelte, nur auf das Irdische gerichtete Verstand entfremdet die Menschheit ihrem höheren Berufe und der Gemeinschaft mit dem Göttlichen, je mehr er sie mit selbstzufriedenem Vertrauen auf eigene Kraft erfüllt. Das liegt klar genug in dem Hesiodischen Mythos und

auch in der Heschyaischen Darstellung, nach der die Menschen vom Prometheus den Göttern nur um der Zeichendeutung willen opfern lernen, also aus selbstsüchtigen Absichten. 'Prometheus ist, wie der Entwilderer der Menschen so auch zugleich ihr Verföhler' und spielt in Wahrheit dieselbe Rolle, welche nach der christlichen Idee, zumahl in der Auffassung einiger Kirchenväter, dem Diabolo zugetheilt ist. — Zeus dagegen wollte das elende Menschengeschlecht, das er bey seiner Thronbesteigung vorfand, vernichten um ein höher begabtes, göttlicheres zu schaffen; daran durch Prometheus gehindert beabsichtigte er unzweifelhaft in göttlicher Liebe dasselbe wenigstens zu dem erreichbaren Grade von Vollkommenheit zu erheben. Sein Plan ward durch das vorwichtige Beginnen des Prometheus durchkreuzt, der in seiner eiteln Selbstüberschätzung keine Ahnung von der höheren göttlichen Weisheit und Liebe hat. Mit vollem Rechte trifft den klugen Thoren, der trozig sich noch seiner That rühmt, harte Strafe. Aber während für die gefallenen Engel, wenigstens nach der Ansicht einiger, keine Verföhnung möglich ist, steht dem Prometheus eine solche bevor (in Wahrheit eine christlichere Idee) und diese bildete den Inhalt des gelösten Prometheus. Sie kann aber, wie Hr Schoemann zeigt, nur dann Statt finden, wenn Prometheus sein Unrecht und des Zeus Gerechtigkeit wahrhaft erkennt und der göttlichen Gnade sich unbedingt vertrauend ergibt. Und das wird, wie vortrefflich nachgewiesen ist, hauptsächlich durch Herakles vermittelt. Dieser Sohn des Zeus und Repräsentant der durch des Zeus Liebe wahrhaft veredelten Menschheit überführt durch seine Erscheinung den Prometheus, mit welchem Unrechte er sich als den Wohlthäter, Zeus als den Feind des

Menschengeschlechtes betrachtet. 'Der gottentfremdete, einseitig verstockte Menscheng Geist, der die Götter nur als feindselige Wesen, ihre Macht nur als Fesseln fühlt, kann nur dadurch frey werden, daß ihm die Anschauung der gottbefreundeten und eben deshalb wahrhaft freyen und starken Menschheit vor die Augen tritt, ihn sich selbst erkennen lehrt und das Bewußtseyn seiner eigentlichen Bestimmung in ihm weckt.'

Spezieller zu berichten, wie das Verständnis des gefesselten Prometheus von dem Verf. erschlossen und der Verlust des gelösten Prometheus durch die überzeugende Nachweisung seines wesentlichen Inhaltes weniger fühlbar gemacht ist, muß Ref. sich versagen. Aber die Prometheusche Trilogie, welche schon trotz der Verkennung ihrer wahren Bedeutung Bewunderung abzwang, erscheint durch Hn Schoemanns ausgezeichnetes Verdienst in der That als ein Werk, dem kein poetisches Werk der Griechen oder auch, möchten wir hinzu setzen, irgend eines andern Volkes an erhabener Bedeutsamkeit verglichen werden kann. Wie sehr stehen zwey mit Recht hochgefeuerte Werke der neuesten Zeit, die sich einen ähnlichen Vorwurf genommen haben, Goethes Faust und Byrons Manfred, an wahrer Tiefe dem Aeschyleischen nach! Nicht dankbar genug kann man dem seyn, der diese Tiefe ergründet und zugleich auf den innersten Geist des Griechischen Alterthums ein neues Licht geworfen hat. Denn mit Recht hegt der Verf. die Hoffnung: 'dieses viel verkannte Werk werde einen neuen Beleg der Wahrheit geben, daß die vorragendsten Geister des Alterthums meistens auch die frömmsten der Gesinnung und die erleuchtetsten der religiösen Erkenntnis nach gewesen sind, und daß überhaupt die antike Welt nicht als der Gegensatz

des Christenthums, sondern als eine Vorbereitung zum Christenthume angesehen zu werden verdient, und jene Heiden, da sie höherer Offenbarung entbehrten, dennoch durch den ihnen verliehenen Geist edlerer Menschlichkeit und das davon unzertrennliche Sehnen und Streben nach dem Göttlichen wenigstens zu einer Vorahnung der Wahrheiten geführt worden sind, deren trostreiche Gewisheit erlangt zu haben eine spätere Zeit sich schwerlich zum Verdienst anrechnen darf.'

Besondere Anerkennung verdient noch die Besonnenheit und Mäßigung, die Hr Schoemann in Bezug auf Reconstruction der verlorenen Stücke zeigt. Das tiefere Eindringen in das Wesen der Aeschyleischen Kunst, insbesondere die Entdeckung der trilogischen Composition, Welkers unschätzbare Verdienst, hat sehr natürlich auf den Versuch geführt aus den übrig gebliebenen Trümmern den Prachtbau der Aeschyleischen Tempel möglichst wieder zur Anschauung zu bringen. Aber leider ist dieses lobenswerthe Streben mehr und mehr, und nicht bloß bey Aeschylos, in eine krankhafte Sucht ausgeartet die lustigsten Hypothesen zu haltlosen Gebäuden auf einander zu thürmen. Ueber solche Versuche, zunächst in Beziehung auf Droysens eben so detaillirte als unbegründete und geradezu unmögliche Reconstruction des *Προμηθεὺς Τηροφός*, urtheilt Hr Schoemann sehr gut S. 38, daß man sich dieselben gefallen lasse, so lange sie keine andere Ansprüche machen als für geistreich und *lusus ingenii* zu gelten; daß man sich aber versucht fühle sie zu bestreiten, so bald sie Entdeckungen seyn wollen und sich auf Forschungen berufen. Er selbst bekennt offen nicht ein solches zuversichtliches Vertrauen in seinen Genius zu besitzen, um aus den schwachen Spuren den Gang

jenes Stückes erkennen zu wollen, und läßt auch bey dem gelösten Prometheus, über dessen Inhalt sich bey weitem sicherer urtheilen läßt, viele Fragen offen. Eben so frey ist Hr Schoemann von einer andern seit einiger Zeit grassirenden Sucht, nämlich überall in den Tragödien Anspielungen auf Zeitverhältnisse zu wittern, und zeigt die von Droysen beym gefesselten Prometheus gemachten derartigen Combinationen in ihrer fast überraschenden Richtigkeit.

Die Anmerkungen zur Einleitung S. 90 bis 155 gewähren insbesondere für Mythologie und Geschichte des Griechischen religiösen Glaubens eine reiche Ausbeute, auf welche hier nur hingedeutet werden kann. Es folgen Text und Uebersetzung des gefesselten Prometheus nebst dem gelösten Prometheus S. 157 — 267. Ueber diesen äußert sich der Verf. in der Vorrede und S. 67 mit der lebenswürdigsten Bescheidenheit. Er protestirt lebhaft gegen die Annahme, als habe er den unnachahmlichen Aeschylos nachahmen wollen und spricht sich selbst jedes dichterische Verdienst ab. Nur um seiner Ueberzeugung von dem Inhalte des verlorren Aeschyleischen Stückes mehr plastische Anschaulichkeit zu geben, habe er ihn in eine dramatische Form gekleidet, welche sich der Aeschyleischen wenigstens annähere, dabey alle wesentlichen Gedanken aus Aeschylos und seinen Zeitgenossen entlehnt, so daß, wenn Einkleidung und Ausföhrung auch noch so verfehlt seyn sollten, doch der Inhalt nicht als der antiken Denkart fremd verworfen werden dürfe.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

150. 151. Stück.

Den 15. August 1844.

G r e i f s w a l d e.

Schluß der Anzeige: 'Des Aeschylos Gefesselter Prometheus. Griechisch und Deutsch mit Einleitung, Anmerkungen und dem Gelösten Prometheus. Von G. F. Schoemann.'

Ref. hätte einige Lust sich des Werkes gegen die strenge Selbsterkritik anzunehmen und namentlich dem Verf. malgré lui eine poetische Ader zu vindicieren; hat doch auch Lessing den Namen eines Dichters nicht wegprotestieren können. Aber Hr Schoemann meint es zu ernstlich, als daß man ihm nicht den Willen lassen sollte, und daher begnügt sich Ref. mit der Versicherung, daß er den gefesselten Prometheus mit wahren Genusse gelesen und in ihm eine Erläuterung der Ansicht des Verfs gefunden hat, wie sie keine abhandelnde Exposition gleich klar zu geben vermöchte.

Die Uebersetzung des gefesselten Prometheus zeichnet sich vor ihrer nächsten Vorgängerin, der Droysenschen, die übrigens mit verdientem Lobe erwähnt wird, durch manche Vorzüge aus, nament-

lich im genauen und feinen Verständniß des Originals. Auch solche, denen dieses nicht zugänglich ist, werden durch sie das Aeschyleische Meisterwerk wahrhaft genießen können. Sehr wahr ist, was in der Vorrede über die Gesamttreue des Uebersetzers im Gegensatz gegen Kleinliche Nachäfferey im Einzelnen gesagt wird. Am meisten ist Ref. an einigen Nachlässigkeiten im Versbau angestoßen z. B. am Sambus im anapaestischen Verse

D hätt' er mich tief in der Erde Schooß
wo schon die alte Form Erden dem Rhythmus
mehr Halt geben würde.

Der Text wird nur als eine Zugabe zur Uebersetzung bezeichnet. Hr Schoemann ist deshalb auf eine durchgreifende und consequente Reform desselben ausgegangen, sondern hat sich begnügt in einer beträchtlichen Zahl von Stellen den Wel-lauerschen Text nach andern Ausgaben oder eigenem Ermessen aus Handschriften oder Conjectur zu verbessern. Zuweilen sind, um nur eine Uebersetzung möglich zu machen, sogar solche Conjecturen aufgenommen, welche der Herausgeber selbst für sehr unsicher erklärt, ein Verfahren, dem Ref. nicht ganz seinen Beyfall schenken kann. Warum sollte nicht in der Uebersetzung der muthmaßliche Sinn einer Stelle ausgedrückt, im Texte die Corruptel bezeichnet und in einer Note die nöthige Erläuterung gegeben werden? Uebrigens findet man zwar keine durch überraschende Wahrheit ausgezeichnete neue Emendationen (wie neulich von Meineke *ψήγειν* vs. 695, von Wieseler *γέννησι' ἄφῶν* vs. 852 gefunden sind, vom Herausgeber noch nicht gekannt), aber ein gesundes und besonnenes kritisches Urtheil, dem man fast überall beystimmen kann. Ref. will nur bey einer schwierigen Stelle seine abweichende Ansicht mittheilen.

Die im Texte gegebene Constitution von vs. 420 sq. ist in der Note zurück genommen und Hermanns ältere Emendation adoptirt: "Ατλανθ' ὄς αἰὲν ὑπείροχον σθένος καρτύνων (für κραταιόν) οὐράνιον τε πόλον νότοις ὑποστεγάζει (für ὑποστενάζει). Ref. kann das von Hermann selbst später verworfene καρτύνων durchaus nicht wahrscheinlich finden, da durch die nicht leichte Wendung ein bedenklicher Ausdruck, καρτύνειν σθένος, und eine jedenfalls seltene Anakoluthie erzeugt werden. Vielleicht gefällt der Vorschlag "Ατλαντα als ein Glossem zu Τιτᾶνα auszuwerfen, das vorher gehende θεῶν von σθένος abhängen zu lassen und κραταιοῖς zu schreiben, also Τιτᾶνα λύμαις εἰσιδόμεαν, θεῶν ὄς αἰὲν ὑπείροχον σθένος κραταιοῖς οὐράνιον τε πόλον νότοις ὑποστεγάζει. Atlas trägt mit dem Himmel natürlich auch die himmelbewohnenden Götter.

Die Anmerkungen S. 279 — 348 sollen keinesweges einen vollständigen Commentar geben, sondern nur des Herausgebers Auffassung zweifelhafter und schwieriger Stellen darlegen und, wo es nöthig schien, rechtfertigen. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß man auch in ihnen viele werthvolle Belehrungen findet. H. L. Ahrens.

L e i p z i g.

Weidmannsche Buchhandlung 1843. Theodor Beza, nach handschriftlichen Quellen dargestellt von Joh. Wilh. Baum, Lic. der Theol. a. o. Prof. am protest. Seminar und Vorsteher des Studienstiftes St. Wilhelm in Straßburg. Erster Theil. Mit Bezas Bildniß. XVI u. 525 Seiten in Octav.

Das lange und bedeutungsvolle Leben des Beza,

nächst Calvin die Hauptstütze der französisch reformirten Kirche, ist an vielen Stellen noch mit unbegreiflicher Dunkelheit bedeckt: man kennt es entweder gar nicht oder von einer schlimmen Seite. Anton Fayus schrieb mit befreundeter Hand de vita et obitu Bezae, wie wir für die Reformatoren der deutschen Kirche die Schriften des Mathesius haben. Natürlich fehlt es auch nicht an recht bösen Darstellungen seines Lebens aus den Federn der Gegner: wir nennen nur Bolfec und Laingäus. Nur ist es so auffallend als beklagenswerth, daß die Feinde mit ihren Entstellungen und Verleumdungen so ziemlich das letzte Wort behalten haben. Denn Bayle hat sie zwar mit dem 'Höllenstein' seiner Critik geächt, aber nur stellenweis. Und Schlosser — der einzige, welcher in neuerer Zeit das Leben des Beza behandelt hat — war auf zu dürftige Quellen beschränkt und zu wenig auf die Gesichtspuncte des Theologen hingewiesen, um überall den Zusammenhang richtig zu treffen. So finden wir denn neuerdings noch bey Hase die naive Zusammenstellung Bezas und Abälards, die Guerike gläubig abgeschrieben hat.

Beza ist der einzige unter den reformatorischen Männern, der das 17. Jahrhundert erreicht hat. Länger als 50 Jahre stand er neben und nach Calvin an der Spitze der Genfer Kirche. Und was hieß das für jene Zeit! Außerdem war er classisch gebildet, wie kein Mann seiner Confession. Ist er darin dem Melanchthon ähnlich, so gleicht er ihm noch mehr in der rastlosen Liebe zur Einigung. Wie dieser war er häufig berufen, als Gesandter und Unterhändler bedeutende Vereine oder Menschen anzugehen. Und mehr als Melanchthon ist er als seiner Franzose von vornehmer Geburt und

Erziehung dazu im Stande *). Dies Alles muß uns geneigt machen, eine Schrift über Bezas Leben im Voraus mit freudiger Erwartung zu begrüßen.

Hr Baum hat sich als ein fleißiger und treuer Forscher schon längst um die Reformationsgeschichte der französischen Kirche verdient gemacht. Er schrieb *origines evangelii in Gallia restaurati*, und seines 'Franz Lambert von Avignon' ist auch in diesen Blättern seiner Zeit gedacht. Er wie mehrere seiner Collegen beweist, daß die deutsche Theologie in Straßburg noch immer eine feine Stätte hat. Wir können ihn nicht besser ehren, als daß wir ihn einen Schüler Ullmanns nennen, den er in diesem Werke über Beza zu erreichen im Begriff ist. Wegen dieser Vortrefflichkeit des Buches beeilen wir uns, den ersten Theil sofort anzuzeigen. Wir finden darin einen kräftigen, tapfern Geist, der die Wahrheit unverdrossen aufsucht, unbefangen ausspricht. Eine Menge handschriftlichen Materials besonders aus der Schweiz ist aufgesucht und benutzt; die Beylagen eines jeden Buches S. 82 bis 102, 357 bis 525) geben daraus reiche, dankenswerthe Mittheilungen. Die Nachlese in Deutschland kann voraussichtlich nur gering seyn und wird noch immer eine passende Stelle finden; nur hätten wir gern gesehen, wenn eine vollständige Nachforschung in Paris möglich gewesen wäre. Dasselbe Lob was die unermüdlige, erfolgreiche Forschung, verdient die frische, kräftige und treue Darstellung. Uebrigens gehört der Verf. der französisch-reformierten Kirche nicht an. — Wir betrachten nun den reichen Inhalt des Buches etwas genauer.

*) Bezas Bild zeigt mehr den strengen calvinistischen Hugenotten, als den feinen Theologen. Wir hätten es lieber am Schlusse des Werkes gesehen.

Der vorliegende erste Band erzählt das Leben Bezas bis zu seiner Uebersiedelung von Lausanne nach Genf im Jahre 1558 in zwey Büchern, deren Theilung durch die Flucht Bezas aus Frankreich nach der Schweiz sich von selbst ergibt. So nach ist das erste Buch eine Jugendgeschichte und umfaßt die Zeit 'von der Geburt bis zur Wiedergeburt.' — Theodor Beza war der dritte Sohn Peters von Bèze, Landvogts (Bailly) von Bezelay im ehemahligen Herzogthume Burgund. Seine früheste Erziehung empfing er in Paris, im Hause seines Oheims, welcher Parlamentsrath war. Schon im zehnten Jahre aber ward er nach Orleans in das Haus eines Verwandten gegeben, um mit dessen Sohn zusammen von einem Deutschen — Melchior Wolmar — erzogen zu werden. Als dieser Letztere bald nachher von Margaretha, künftigen Königin von Navarra, als Lehrer der alten Sprachen nach Bourges berufen ward, nahm er den Beza mit sich und las mit ihm sieben Jahre lang die Werke des classischen Alterthums. Zugleich legte er in ihn den Samen eines reinen christlichen Glaubens, dem die französischen Philologen, ungleich den deutschen, damahls vorzugsweise sich zuwendeten. Wolmars Haus ward öfter von dem jungen Calvin besucht, der sich, damahls noch Rechtsgelehrter, in Bourges aufhielt. Doch schon 1535 hörte dieses geistig und gemüthlich fruchtbare Leben für Beza auf. Die scharfen Maßregeln Franz I. trieben seinen väterlichen Freund Wolmar sich in Deutschland zu bergen; während er nach Tübingen wandert, geht Beza auf den Wunsch seines Vaters nach Orleans, um dem Rechtsstudium obzuliegen. Aber der Verf. hat wohl Recht, wenn er sagt: 'nur gewöhnliche wissenschaftliche Tagelöhner oder frühreife nach Ehre und Gut gei-

zende Utilitätsmenschen können in diesem Jugendalter an dem positiven Theile des Rechts ein aus Berechnung entspringendes Interesse finden? Beza aber war weder das Eine noch das Andere. Er bleibt den Mufen des Alterthums, den Pflegerinnen seiner geistigen Kindheit um so mehr treu, als er in der Nichte eines Professors das Ideal seiner ersten Liebe findet. Aber Maria Stella (de l'Estvoile) starb früh und einige Verse auf ihrem Leichensteine sind vielleicht die erste ausgesprochene Liebeserklärung des schüchternen Studenten. Doch fortan wirft er sich, um sein Liebesleid zu vergessen, mehr in das academische Treiben. Er bekleidet die Charge eines Procurators der burgundischen Nation — ein Beweis, daß er geistig und persönlich hervor ragte. Der Verf. gibt uns bey dieser Gelegenheit sehr dankenswerthe Schilderungen des Treibens auf den französischen Universitäten jener Zeit. Auch das Gemählde der reformatorischen Zustände in Bourges ist sehr gelungen; nur vermisst man bisweilen die Quellenangaben. 'So saß Beza — schließt dieser Abschnitt — noch nicht 20 Jahre alt in dem academischen Rathe, als Vertreter seiner Corporation, war thätig in Besprechung der allgemeinen Universitätsangelegenheiten, in den Rectorwahlen, welche sich jedes Jahr erneuerten, ein eifriges Mitglied der damaligen trotz aller Unvollkommenheiten für das Gesamtleben der Wissenschaften und Studien höchst vortheilhaften, im eigentlichen Sinne des Wortes noch frey dastehenden Gelehrtenrepublik. Ein Bild, das uns jetzt in Frankreich um so mehr anlächelt, je höher der administrative Unterrichtsdespotismus in neuerer und neuester Zeit gesteigert worden und in vieler Rücksicht für die allgemeine freye wissenschaftliche Entwicklung hemmend an die Stelle jenes

Lebens getreten ist.' So redet der Verf., Professor an einer französischen Universität — in guter deutscher Sprache. Wir können nur französisch hinzu setzen: c'est tout comme chez nous!

Im Jahre 1539 geht Beza als Licentiat der Rechte nach Paris, theils um die letzten (practischen) Weihen des Juristen zu empfangen, theils um eine Würde und Stelle aus erster Hand zu erlangen. Aber er geht mit innerem Widerstreben. Leider fließen über diesen Pariser Aufenthalt, der neun Jahre dauerte und für das fernere Leben entscheidend ist, die Quellen nur spärlich. Der Verf. orientiert uns auch hier zunächst über die 'Pariser Zustände unter Franz I.', besonders in Betreff der Universität und der religiösen Bewegung. Beza findet mancherley Versuchung; der Einfluß hochstehender Verwandten gibt ihm alsbald eine mühelose, reiche Pfründe und verheißt dem Ehrgeize eine glänzende Zukunft in der juristischen Carriere. Aber dagegen lehnt sich die Schöngesteirey auf, die sich in beschaulicher Stille gefällt — solche Stille mit solcher Pfründe thut nicht gut! Daneben sind die Freunde fern, selbst die treuen, aber in Paris verdächtigen Bücher dürfen nicht aus Orleans nachkommen. So kann es uns nicht befremden, den frischen Jüngling schwanken zu sehen. Bald fleht er kland und mit Thränen zu Gott, diesem Zwange zu entkommen und (etwa bey Wolmar in Tübingen) seinem Gewissen leben zu dürfen, bald lockt ihn poetischer Erfolg und fröhliche Gesellschaft, bisweilen geht er auch den Vorstellungen der Verwandten folgend ans Zus. Auch hier bildet sich die Zukunft aus den Gegensätzen der Gegenwart: der Musendienst ward von den Verwandten getadelt und die Hugenotten verfolgte der König — Beza ist Dichter und wird

Hugenott. Aber der Geist Gottes klärt die Gegensätze ab, und wenn es die Todesnähe wäre, er leitet zu neuem Leben, und wäre es die irdische Liebe — er führt sie zur himmlischen. Eine Krankheit ist es, in welcher Beza sein besseres Selbst zu einem seiner würdigen Entschlusse sammelt: mit seiner (zwar heimlich, doch in Gegenwart zweyer angesehenen Freunde) Verlobten Claude Desnoz flieht er nach Genf, dem Sammelplatze der Diaspora des neuen Glaubens für Frankreich — 1548, während er seiner Pfründen verlustig und sogar in absentia zum Tode verurtheilt ward.

Hier schließt Bezas Jugend. Fortan ist er wenn nicht ein anderer Mensch, doch ein Mann. Was er sey und was er wolle hat er nun erkannt. Fortan ist sein Leben aus Einem Gusse. So war es natürlich, daß alle spätere Anfeindung auf diese schwankende Jugendzeit ihre Angriffe richtete. Und bey großen und guten Menschen ist es der Feindseligkeit nie genug, zu zeigen, daß sie Schwächen hatten, — Verbrechen müssen es seyn. Bezas Verhältnis zu seiner Verlobten wird als das schmutzigste geschildert: — während er in der That sofort sich in Genf mit ihr trauen ließ und in langer vierzigjähriger Ehe glücklich mit ihr lebte. Auch das ist nicht genug: — er soll Päderast gewesen seyn. Man hat nur vergessen, daß Niemand solchen Sinnes und in solcher Lage aus Paris entflieht, um in dem freudenleeren Genf Armuth und Verfolgung zu leiden. Der einzige Schein so schändlicher Anklagen wird aus Bezas Gedichten (die s. g. Juvenilia) hergenommen. Der Verf. hat wohl gethan, sie ausführlich zu besprechen. Tene Zeit der neu erwachten Liebe für das Alterthum gefiel sich bekanntlich in Nachahmung seiner Formen. So finden wir auch bey unserm Beza Ge-

dichte, die an die erotischen der Römer erinnern. Aber so wenig man bey dem niedlichen Gedichte ad bibliothecam, welches eine längere Vernachlässigung entschuldigt, das Versprechen wörtlich nimmt, Beza wolle künftig keinen Tag, keine Stunde, keinen Augenblick von seinen Büchern entfernt seyn, so wenig sind erotische Ausdrücke in der Poesie buchstäblich zu nehmen. Die Poesie, ungleich dem Rausche, erfindet mehr als sie ausschwaht. Für jeden Unbefangenen sind Bezas Gedichte noch immer genussreich, weil sie zart und nicht bloße Form sind, sondern dichterischen Geist enthalten. Die ganze schöngeistige Welt hatte sich daran erfreut, so lange der Dichter in Paris harmlos seine Pfründe genoß. Erst seit er in Genf war, beutete sie der Haß aus. Und doch muß hier wohl der Grund liegen, warum selbst Geschichtschreiber unserer Kirche sich bewogen fanden, Beza mit Abälard zusammen zu stellen. Beza hat nie ein geistliches Gelübde verlezt, nie ein Kind erzeugt, Abälard unsers Wissens nie Verse gemacht, nie in der Ehe gelebt. Die Parallele ist also nicht mehr werth, als so viele ihres Urhebers, die sich nur dadurch auszeichnen, daß man die Pointe nicht finden kann. — Der Hauptgrund der ganzen Verleumdung ist unstreitig, daß Beza selbst und zwar zuerst anfing, von diesen Ergüssen seiner heidnischen Dichterader gering zu denken. Mehr als in seiner eigenen Gemüthsrichtung lag es in der seines späteren Freundes Calvin und des von diesem abhängigen Kirchenwesens, alles weltlich Schöne als einen Schmuck des Lebens zurück zu stellen. Aber in Beza kam die freudige Dichternatur immer wieder hervor, und immer reiner und gläubiger. Das Hauptwerk religiöser Poesie in den Calvinischen Kirchen waren lange Zeit die Psalmen — Bezas.

Das zweyte Buch beginnt mit einer Schilderung der Genfer Zustände. Die so genannte reformirte Kirche ist in den Bergen der Schweiz geboren. Daraus erklären sich zwey ihrer Eigenthümlichkeiten: in den Riesendomen der Alpen wagt sie nicht, Gott mit Menschenwerk zu ehren — sie versucht es, ihn im Geiste anzubeten. Sodann hat sie von Geburt an eine Neigung, den Staat von sich abhängig zu machen. Dies ist ein durchgreifender Unterschied zwischen der Reformation Deutschlands und der Schweiz. Die deutschen Fürsten nehmen sich der wiedergeborenen Kirche an, — und diese weiß es ihnen Dank. In der Schweiz verbindet sich meist mit der religiösen Reaction eine politische gegen die Aristokratie der Patricier. In Frankreich und Schottland will die Kirche den Fürsten selbst in ihre Zucht nehmen; hier gelingt es, dort nicht. Der Calvinismus, aus französischem und Schweizerblute entsprossen, weiß es zu gut, daß die Republik in sich keine Garantie hat, um nicht in jegliche Staatsform ein theokratisches Gemenge oder noch lieber volle Unterwürfigkeit unter die theokratische Zucht zu bringen. Hieraus erklärt sich mehr als man gewöhnlich glaubt: zunächst die Laueheit zwischen den alten Zwinglischen Cantonen und Genf. Von Genf aber geht die französische Kirche aus. Sodann liegt hier eine Wurzel des alten Hasses zwischen Lutheranern und Calvinisten. Wollten diese keine Ubiquität im Abendmahle, so waren sie um so geneigter eine Ubiquität der Kirchenzucht zu begehren.

Als Beza in Genf eintraf war Calvin im vollen Schaffen. Nur in sich war er klar, um ihn her überall Trübung: eine starke und frivole politische Gegenpartey, allzu hitzige Freunde, Erkäl-

tung der Zwinglischen Cantone. Der neue stammverwandte Genosse war ihm in mehr als einem Sinne willkommen: er war fein gebildet, ausdauernd, aber innerlich gemäßigt. So bildet er bey seiner Geistesgröße für Calvin diejenige gleichsam weibliche Ergänzung, deren große und schroffe Charaktere von außen her bedürfen, wenn sie ihnen innerlich abgeht. Er ist im vollsten Sinne Calvins Melanchthon. — Aber längere Zeit verfließt, ehe er die Schwierigkeiten seiner neuen Stellung überwindet. Für die verlorene Liebe seiner Familie tröstet er sich mit dem Troste der Freundschaft in der Gemeinsamkeit des Glaubens. Biret, der Calvin Lausannes, welches damahls zu Bern gehörte, brachte daselbst eine Art hoher Schule zu Stande, und Beza wird für die griechische Sprache angestellt 1549. Er debütierte mit seiner wenig bekannten Zoographia Cochlaei. Dieser Geistesverwandte des Dr Eck hatte Calvins beißende Satire auf den Reliquienhandel sehr plump erwidert und Beza registriert ihn nun als eine merkwürdige Bestie in die Naturgeschichte des Conr. Gesner. Die Schrift ist voll classischen Witzes, der fortan dem Beza in manchem unerfreulichen Kampfe treffliche Dienste leistet. Nehnlich tritt auch die poetische Ader alsbald wieder hervor in dem sacrifice d'Abraham, einem dramatischen Stücke, das die Schüler aufführten. Wir danken es dem Verf., daß er so ausführlich davon handelt, weil es an der Zeit ist, Bezas Verdienst um französische Sprache und Poesie wieder anzuerkennen. Er ist sicherlich dicht neben Rabelais zu stellen. — Mitten in seiner Lehrthätigkeit und im Kampfe für strengere Kirchenzucht befällt ihn die Pest. Alle zagen um ihn und er selbst gibt sich auf. Da sammelt er noch einmahl die unverlorene Dichterkraft und 'hier

auf diesem Schmerzenslager, von dem er kein Aufstehen mehr hoffte, an dem er nebst der ihn pflegenden Gattin nur von Zeit zu Zeit seine wenigen Getreuen, die den Tod nicht scheueten, erscheinen sah, entstanden zwey der schönsten Gedichte, die je aus seiner Seele kamen.' S. die vortreffliche Darstellung S. 154 ff. Aber er sah sich dem Leben wieder gegeben, Badens Heilwasser stellt seinen Körper wieder her. Doch schon nahen andere Kämpfe, die ihn aus dem Frieden seiner Classe oftmahls unfroh hinaus treiben. Es ist zuerst der überläuferische Bolsec, der mit Calvin über die Prädestination hadert, wodurch Beza sich an diesem Dogma betheiliget. Was oft unbegreiflich scheint, daß sanftere Naturen diese Strenge sich aneignen, das zeigt sich in Bezas Auffassung natürlich, und man ist nicht selten versucht, ähnlich dem Agrippa auszurufen: es fehlt nicht viel, du überredest mich, daß ich ein — Prädestinatianer würde. Sodann gilt es, dem Berner Rathe eine strengere Studien-disciplin abzurufen. Aber man sah diese Sympathien Lausannes mit Genf in Bern nur ungern und konnte einiges Mißtrauen in Beza und seine Genossen als heißblütige Franzosen nie ganz los werden. Mochte es immer heißes Blut seyn, das in ihnen wallte, edles war es gewis! das beweisen die Schaaren glaubensfreudiger Jünglinge, die aus der Lausanner Schule nach Frankreich zogen, um ihr Evangelium zu predigen, und von denen schon 1552 zwey der besten in Lyon sich der Ehre des Scheiterhaufens würdig erwiesen, S. 174—81. Inzwischen beendete Beza die von Marot angefangene Uebersetzung der Psalmen, und welchen Anklang diese Töne fanden zeigt sich am besten daraus, daß sie in die Kirchen drangen und dort lange Zeit allein die verbannte kirchliche Kunst

darstellten. Der Verf. wirft bey dieser Gelegenheit einen allgemeinen Blick auf den reformirten Kirchengesang, S. 182 -- 91.

Doch 'Bezas Leben beginnt von Tag zu Tag an jener Köstlichkeit reicher zu werden, von der es heißt, daß sie in Mühe und Arbeit bestehe.' Er ist von jener glücklichen Elasticität des Geistes, die nie gebrochen wird, und die, auch wenn sie sich beugen muß, unerwartet aus einer neuen Quelle sprudelt. 'Wenn Calvin entrüstet, wenn Biret niedergeschlagen und trübsinnig war, und Beide in gerechtem Unmuthe das Schicksal der neuen, von allen Seiten angegriffenen Kirche beklagten, so war er mit dem immer frischen Troste der zärtlichsten Freundschaft und Verehrung oder mit der muntersten Laune bereit. So wie ihm denn, wenn je irgend Einem, bey der Freude oder bey der Trauer das gute Wort zu rechter Zeit nie mangelte' S. 191 f. Welch erquickliches Laugenbad von Satire und Spott wird In Peter Lizet bereitet, der als Präsident des Pariser Parlaments Haupturheber der *Chambre ardente* gewesen war und der nun in seinem Ruhestande als theologischer Schriftsteller gegen die Ketzer kämpfen wollte. Diese Schrift des Beza schließt sich auch äußerlich an Rabelais' *Gargantua* und der Stil übertrifft die berühmten Episteln der *Dunkelmänner*. — Aber bald muß Bezas Feder statt eines scherzhaften Angriffs eine ernstliche Vertheidigung führen: nach Servets Hinrichtung unternimmt er es, diese Art der Todesstrafe, die von Seb. Castellio angegriffen war, zu rechtfertigen, S. 201 ff. Ueber die That, welche Anlaß dieses Streites wurde, ist nur Ein Urtheil: ist das Reich des Herrn nicht von dieser Welt, so darf es auch die Waffen dieser Welt nicht zu den seinigen machen. Davon

aber abgesehen, so können wir die Bewunderung für Castellios Buch, die der Verf. hegt S. 223., nicht theilen. Es ist da eine Toleranz um jeden Preis, wie sie die Aufklärer des vorigen Jahrhunderts wollten; das ist die Toleranz des Scepticismus, nicht der Liebe. Darum ist es allerdings nicht ohne Erheblichkeit, was Beza dagegen aufbringt. Und wenn die That an Servet immerhin eine schwere Sünde des irrenden Gewissens ist, die Glaubensstärke, deren übler Ausdruck sie ist, hat dennoch ein größeres Recht, als die trostlose Toleranz der Baseler Antitrinitarier, denen die Kirche Christi wie die Arche Noä ist, die auf einem Meere von Ungewisheit steuerlos umtreibt und deren Insassen wohl oder übel sich vertragen müssen, da Keiner fester steht, als der Andere. — Fein ist es, wenn der Verf. darauf hinweist, daß Beza, wie Calvin, die Rechte studiert hatte und daher an einer Klippe Schiffbruch litt, die Luther bey Beurtheilung des Bauernkrieges vermied, vielleicht weil er sie nicht kannte.

Das Jahr 1554 bringt eine Entscheidung für Bezas inneres Leben: nach einer ergreifenden Zusammenkunft mit seinem Bruder und Vater scheidet er sich völlig von ihnen geschieden. Er mußte den Herrn mehr lieben, als Vater und Mutter. Daneben aber gelingt es ihm, für das neue Vaterland zu sorgen; das zu Ende gehende Bündnis Berns mit Genf, die Hauptstütze der wiedergeborenen Kirche, wird mit durch Bezas Bemühen erneuert. Doch die Kirche ist größer als das Vaterland, und so sehen wir ihn seit 1557 längere Zeit rastlos umgetrieben, um den gedrückten Glaubensbrüdern und Glaubensverwandten in der Ferne hilfreich zu seyn. Zunächst erschallt über die Berge von Piemont her der alte Waldenser Hilferuf. Frankreich wollte sie politisch und kirchlich zugleich unterwerfen. Da

durchzieht Beza mit dem alten Farel (jetzt in Neuenburg) erst die evangelischen Cantone der Schweiz, um sie zu einer Gesandtschaft an den französischen König für die Waldenser zu einigen, dann die protestantischen Länder Süddeutschlands, um auch ihre Fürsprache zu gewinnen. Er ist hier ganz an seiner Stelle und hätten die Gesandten seine umsichtige Instruction (S. 257 ff.) genauer befolgt, so würden sie nicht so, wie es geschah, mit leeren Worten am französischen Hofe abgewisept seyn. Aber Beza hatte auch außer dieser Erfolglosigkeit viel Kummer von dieser Reise. Am Pfälzischen und Württembergischen Hofe nämlich hatte er auch mit Lutherischen Theologen z. B. Heshusius und Andrä verhandelt. Man fand gegenseitig an sich so viel Freundlichkeit und Einigkeit, daß selbst die Abendmahlsdifferenz zur Sprache kam. Beza hoffte viel für eine künftige Verständigung und gab eine diplomatische Bekenntnisschrift über das Dogma seiner Kirche vom Abendmahle. Später in Zürich und Bern gedachte er nur im Allgemeinen der Unionshoffnungen, für die man dort seit dem Marburger Gespräche die ganze Kälte des Republicanismus hegte. So entstand denn für Beza viel Verdruß, als die Confession nun doch bekannt wurde. Schon jetzt war er berufen, das Loos eines Melanchthon der Schweiz zu fühlen. Unser Verf. verdient für die sorgsame Erforschung und gewiegte Darstellung dieser ganzen Sachlage großes Lob. Die deutschen Schweizer trauten seit Buzers Einigungskünsten den französischen Theologen ihrer Kirche eben so wenig, als die festen Lutheraner dem Melanchthon und seinen Genossen seit dem Interim. Frieden konnte da draußen nicht werden, weil daheim kein Frieden war.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

Den 17. August 1844.

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Theodor Beza, nach handschriftlichen Quellen dargestellt von Joh. Wilh. Baum, Lic. der Theol. a. o. Prof. am protest. Seminar und Vorsteher des Studienstiftes St. Wilhelm in Straßburg. Erster Theil. Mit Bezas Bildniß.'

Neue Verfolgung der Glaubensfreunde in Frankreich, in Paris selbst heischte neue Versuche zur Hilfe. Heinrich II. ließ es zu, daß man die Reformierten bey Hunderten einkerkerete, daß selbst die Inquisition eingeführt ward ihnen den Proceß zu machen. Uebermahlß und in derselben Absicht wie früher machte Beza sich auf den Weg; außer Farel begleitete ihn noch Caspar Carmel, entkommener Prediger der Pariser Gemeinde. So eifrig und freundlich die Intervention namentlich von den deutschen Fürsten betrieben ward, — der Erfolg war wie früher. Viel theures Blut ward vergossen; aber eine religiöse Gemeinschaft ist immer ihrer Dauer gewiß, wenn sie Martyrer hat. Bezas

Reise führte auch nach Worms, wo die Lutheraner Melanchthon an der Spitze mit den Katholiken colloquirten. Wie sehr beide Männer alsbald die Geistesverwandtschaft in sich erkannten, zeigt ein Gedicht Melanchthons an Beza, astrologischen Inhalts. Selbst diese Schwäche Herrn Philippi muß also in Beza Duldung, vielleicht Sympathie gefunden haben. Die Unionsprojecte führten zu einem neuen Bekenntnißschriftchen Bezas. Er wollte ja so gern die große Zwietrachtswunde beider Kirchen heilen, und er glaubte noch an die Einigungsmacht der Colloquien. Es ist rührend zu sehen, wie er bey den Synoden der alten Kirche verweilt, die den Glauben uniform machten, wie er alle Häresie und Spaltung erst von der Zeit datiert, wo die Synoden aufhörten. Bullingers republicanischer Verstand bleibt dagegen mehr bey der Gegenwart, wie durch alle Colloquien das Unheil nur größer geworden und die Lutherischen des Sinnes wären, daß eine Union nur möglich sey, wenn die Conf. Aug. über den Consens. Tigur. gestellt werde. Es hätte nicht einer neuen Aufregung des Prädestinationsstreites bedurft, um diese Zeit für Beza schwer und schmerzlich zu machen. Aber in schwerer Zeit stählt sich ein starker Geist. — Noch eine Reise wird unternommen, da die helvetische Gesandtschaft in Paris gar nichts ausgerichtet hatte, vielmehr die Inquisition inzwischen öffentlich eingeführt war. Und wirklich senden die süddeutschen Fürsten eine männliche Botschaft an den Franzosenkönig, aber es war ein Streich in die Luft. Es war dem Evangelium in Frankreich bestimmt, vielerley Gewalt zu leiden. Und als Beza heimkehrte, brannte es fast im eigenen Hause. Biret wollte endlich die ganze Strenge kirchlicher Zucht durchsetzen und eher das Abendmahl nicht austhei-

len oder sein Amt verlieren, als die Zuchtlosigkeit länger ungestraft lassen. In Bern aber dachte man milder: die Geistlichen wurden vor den Rath geladen, auf ihren Eid verwiesen und — fügten sich. Beza war mit innerem Schmerze dem alten Freunde Biret gefolgt, aber er konnte in dem starren Menschenwillen den heiligen Gotteswillen nicht finden. Als nun Calvin zu gleicher Zeit um ihn warb für das neu gegründete Genfer Collège, da schüttelte er den Lausanner Staub von seinen Füßen um nach Genf überzusiedeln. Lausanne geht von da an kirchlich in Trümmern. — So weit führt der vorliegende erste Band.

Dürfen wir uns bey Einzelheiten noch ein wenig aufhalten, so bedauern wir zunächst, daß beide Mable als Beza nach Genf kam (auf der Flucht aus Frankreich und jetzt nach Verlassung Lausannes) die Verhältnisse nicht ganz deutlich sind. Das erste Mable offenbar aus Mangel an Quellen; aber für den endlichen Abschied von Lausanne vermiffen wir des Verfs sonstige Offenheit, die jedes Ding gern bey dem rechten Namen nennt. Die Darstellung hat sonst eine fast französische Kürze und Kraft, wozu deutscher Ernst wohl paßt. Die sachliche Polemik in den Noten macht sich gegen Schlosser in Kleinigkeiten ein wenig zu oft und zu viel hörbar. — In Bezug auf Geist und Gedankengang des Werkes wüßten wir kaum eine Ausstellung. Nur da, wo die innere Entfremdung der deutschen Cantone bezüglich der französischen betrachtet wird, S. 277, war nicht zu vergessen, daß jene mehr Republicaner, diese mehr Demokraten waren und daß politisches und religiöses Glaubensbekenntnis einander vielfach modificieren. — S. 138 finden wir erwähnt, daß die Sitte, Bücher der Schrift vor einem größern Publicum auch außerhalb der Kirche

populär zu erklären, durch welche Beza in Lausanne für die gute Sache viel wirkte, damahls 'ungewöhnlich' gewesen sey. Dies ist richtig, in so fern fast überall, wo sie vorkommt, einzelne Reformatoren sie als etwas Neues aufbrachten. Aber reformatorische Männer kommen ganz unabhängig von einander darauf. Um die Brüder des gemeinsamen Lebens nicht zu erwähnen, erinnern wir nur an Dekolampads Vorlesungen über Jesaja, die von Basels Bürgern besucht wurden, an Melancthons Erklärung der Perikopen — Sonntag Nachmittags —, woraus die Postille entstand. Dies alles sind die Formen desselben Geistes, der nachmahls die collegia pietatis und das collegium philobiblicum hervor trieb — aber in den Reformatoren war dieser Geist zusammen gedrängt und beherrscht, später über die Menge ausgegossen, wie ein Fieber, ist er verdünnt und verfälscht. — Reich ist unser Werk auch an erquicklichen Einzelzügen z. B. Bezas Schätzung des 91. Psalms, S. 114. Ueber seine Krankheit S. 154 ff. haben wir schon geredet; eben so über die Episode von den Waldensern und den Martyrern in Lyon. Es sey uns nur gestattet zugleich als eine Probe der Darstellung das auszuschreiben, was gleich anfangs von Bezas Mutter erzählt wird. Sie hatte ihren Theodor, als er kaum entwöhnt war, nach Paris begleitet ins Haus seines Oheims. 'Nicht lange nach ihrer Rückkehr in das für eine Mutter nun verödete Haus, fiel sie auf einem Ritze vom Pferde und brach das Bein oberhalb des Knies, aber sie gebrauchte zu ihrer Heilung keine andere ärztliche Hilfe, als ihre eigene. Denn sie hatte von Natur einen für Frauen ungewöhnlich starken Hang zur Heilkunst und hatte sich von Jugend auf gerne mit dergleichen Beschäftigungen und

Curen abgegeben. Es war ihr eine Freude, den Armen der Umgegend ihre Hilfe auch in diesem Stücke, nicht ohne eine gewisse selbst mechanische Fertigkeit in den verschiedenen Krankheitsfällen angedeihen zu lassen. Diese Hilfsleistungen geschahen aber von der vornehmen Dame auf eine solche gutmüthige Weise, daß sie von allen Dürftigen und Nothleidenden weit und breit als eine Mutter geliebt und verehrt wurde, und auch Beza in späterem Alter noch Gott dankte, daß er das Glück hatte, von einer solchen Mutter geboren worden zu seyn. Bald darauf wurde die treffliche Hausmutter von einem heftigen Fieber befallen und in der Blüte des Frauenalters im 32. Jahre plötzlich dahin gerafft, — ein großer Verlust für die ganze Familie, eine Trauer für die ganze Gegend, deren Vorsehung sie gewesen war', S. 7 f.

Der Stil ist nicht ohne Eigenheiten (Elsaismen?): vergl. S. 8. 'dahinserbte' — S. 243. 'Abwillen' = Abneigung. S. 106. 109 u. ö. 'bereits schon' u. s. w. Druckfehler sind nicht selten, wie neuerdings häufig in Brockhaus'schen Drucken; störend ist S. 126. 'dreyßig' statt dreyzehn.

Wir sehen der Fortsetzung dieses trefflichen Werkes mit Erwartung entgegen. R. Kd.

S t u t t g a r t.

Gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins 1843. Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louise. Herausgegeben von Wolfgang Menzel. (Sechste Publication des literarischen Vereins in Stuttgart) XVIII und 527 Seiten in Octav.

Elisabeth Charlotte, Tochter des Kurfürsten Carl Ludwig von der Pfalz und der Charlotte, einer

Tochter der muthigen Landgräfin Amalia von Hessen = Cassel, vermählte sich 1671 mit Philipp von Orleans, dem jüngeren Bruder Ludwigs XIV. Die mit vielem Verstande und mit einer raschen, scharfen Auffassung begabte Frau konnte die am französischen Hofe gewonnenen Eindrücke, die täglich sich ihr aufdrängenden Bemerkungen nicht zurück halten; sie mußte dieselben unverzüglich ihren Lieben mittheilen. Deshalb und weil ihr Herz der deutschen Heimath, vorzüglich allen Gliedern des pfälzischen Hauses, angehörte, war ihr eine unausgesetzte Correspondenz mit den Freunden jenseits des Rheines Bedürfnis. Davon geben die vorliegenden, an die Raugräfin Louise gerichteten Briefe ein beredtes Zeugnis. Reichhaltiger noch, ununterbrochener an einander gereiht, war ihr schriftlicher Verkehr mit der edlen, hochgebildeten Sophia, der Gemahlin von Ernst August, dem ersten Kurfürsten von Hannover, in welcher sie die Schwester ihres Vaters verehrte. 'Nun lebe Ich ohne trost undt habe auch Keinen Nirgendts zu hoffen' schreibt sie in bitterem Schmerz über die Nachricht vom Tode Sophias. Die Veröffentlichung dieser, unstrittig auf dem königl. Archive zu Hannover befindlichen Correspondenz mit der Kurfürstin würde von hohem Interesse seyn; mehr noch die Bekanntmachung der Briefe Sophias an ihre Nichte, falls letztere nicht ihrer an König Georg I. gegebenen Zusage nachgekommen ist und jene Schreiben ihrer Lante der Vernichtung übergeben hat.

Die oben genannten Briefe an die Raugräfin Louise, eine Tochter des Kurfürsten Carl Ludwig und dessen zweyter Gemahlin, der zur Raugräfin erhobenen Louise von Degenfeld, sind, wie Wolfgang Menzel sich in der Vorrede darüber ausspricht, dem literarischen Vereine durch den Gra-

fen von Degenfeld aus dessen Familienarchive mitgetheilt. Daß der Herausgeber in den chronologisch geordneten Schreiben die Orthographie der Brieffstellerin streng beibehalten hat, verdient mit Dank hervor gehoben zu werden.

Man würde sich sehr geteuschet sehen, wenn man in diesem vom April 1676 bis zum September 1722 sich erstreckenden Briefwechsel bedeutende Aufschlüsse über die wichtigsten Begebenheiten jener Zeit erwarten wollte. Nur hin und wieder stößt man auf einige, trotz ihrer Abgerissenheit nicht völlig unerhebliche, Aeußerungen über die politischen Verhältnisse der Höfe zu Heidelberg, Herrenhausen, Wolfenbüttel und London; aber um so reichhaltiger ist die Charakteristik fast aller einflussreichen Männer eben daselbst und vorzüglich der Hofleute von Versailles. Der Vorwurf, daß die Mittheilungen oft gedehnt sind, daß die Schreiberin sich über kleine Vorgänge in den Prachtzimmern von Paris, Versailles und Marly in weitläufigen Berichten ausspricht, daß sie von wiederholten Klagen über körperliche Leiden nicht absehen kann, wird hundertfach durch den Reichthum ihrer Bemerkungen, durch die glücklichste Laune und eine unvergleichliche Gabe der Darstellung aufgewogen.

Mit Sehnsucht gedenkt die Herzogin der deutschen Heimath; sie kann sich einer tiefen Wehmuth nicht erwehren, wenn ihr die Ufer des Neckar, das väterliche Schloß zu Heidelberg vor die Seele treten. Sie fühlt sich fremd, unbehaglich in dieser französischen Umgebung. Und diese Stimmung ändert sich auch dann nicht, als ihr Sohn, über dessen Belastung mit Geschäften sie mehr spricht als über seine verworfene Lebensweise — von letzterer scheint die Mutter niemahls vollständige Kennt-

nis genommen zu haben, wenn sie auch mehrfach sein Haschen nach sinnlichen Genüssen beklagt — die Regentschaft des französischen Reiches übernommen hat. Das Land der Kindheit, ihre frohen Jugendträume kann sie nie vergessen. Mit rührender Treue erkundigt sie sich nach alten Dienern ihres Vaterhauses, nach allen Jugendgespielen in Heidelberg. 'Alle gutte pfälzer von alter Kundtschafft' bittet sie zu grüßen. Sie erinnert sich mit Liebe der alten Lieder und Volksweisen, die, da sie noch Mädchen war, an ihr Ohr schlugen; sie verhehlt ihre Freude nicht, wenn Deutsche, welche durch ihr Erscheinen der Heimath Ehre machen, am Hofe vorgestellt werden. 'Alle teutschen, insonderheit Ehrliche pfälzer, haben Einen freyen Zutritt bey mir' schreibt sie 1709.

So eigenthümlich auch das Gemisch des pfälzischen Dialects mit französischer Redeweise in ihrem Stil hervor tritt, der Grundton bleibt ein rein deutscher, weil die innerste Natur der starken Frau dem französischen Wesen widerstrebt. Eine unverwüßliche Heiterkeit, häufig mit derben Zusätzen versehen, spricht, trotz ihrer körperlichen Leiden, aus fast allen Briefen. Sie bleibt auch dann, wenn die Erinnerung an eine fröhlichere Vergangenheit die Seele mächtig ergreift. 'Ihr seydt woll glücklich noch lachen zu Können, schreibt sie 1699 an die Raugräfin; mir ist Es ganz Vergangen, ob ich Zwar vor dießem mehr als jemandes gelacht habe; wer daß lachen Vertreiben will mag sich nur In Frankreich heürathen, Es wird Einem baldt genung vergehen.' Daß die herrschenden Moden nicht völlig unberücksichtigt bleiben, die kleinen Hofanecdoten ihr Unterkommen finden, wird der Erwähnung kaum bedürfen. Die Kenntniß der Herzogin von der Genealogie deutscher Fürstenhäu-

fer und vieler adligen Geschlechter zeigt sich bey Gelegenheit der Berichte über fast alle Fremde, denen die Gnade der Vorstellung am Hofe zu Versailles zu Theil wurde. In diesen Beziehungen ist Elisabeth Charlotte streng fürstlich und erinnert an ihren mütterlichen Urgroßvater, den König Jacob I.; sie hält auf reines Blut, verzeiht, die sonst so nachsichtige Frau, keine Mißheirath. Daher die Bitterkeit, mit welcher sie der Ehe des würdigen Georg Wilhelm von Celle gedenkt. Man darf annehmen, daß wer in ihre Nähe kommt, in den nächsten Briefen an die Raugräfin mit geübter Hand, in leichten Skizzen, portraitiert wird und meist mit Laune. So heißt es z. B. (S. 210): ‘Man führte Zwey Neue printzen ein, Ein Fürst von anhalt undt Einer von ostfrießlandt, welche die wahrheit zu bekennen 2 so heßliche schatzger sein alß Ich mein leben gesehen habe; der Erste ist dür wie Ein holz, hatt Eine ganz weiße crepirte peruque undt feuer rohthe augen, undt voller Kinderblattern mähler, Eine Naht an die ander, Er ist so mager daß Er darüber gebogen ist, undt hatt Ein abscheulich maul, undt gar wüschte Zähn; der von ostfrießlandt ist dick, den Kopf in Axellen, undt daß ganze gesigt Im fett Versunken, die Naß dick undt blatt, Summa sie seindt beyde gar heßlich.’

In allen Briefen bittet Elisabeth Charlotte um Mittheilungen über Deutschland. Sie kann sich des Mergers über das auch am Neckar aufkommende Franzosenthum nicht erwehren. ‘Es ist Eine thorheit Zu glauben, ruft sie unwillig aus, daß man nichts hübsches noch magnifiques alß In franckreich machen könne.’ ‘Ich höre alß recht gern wie Es in teutschlandt Zu geht, sagt sie ein anderes Mahl, bin wie die alten Kutscher, oder

fuhrleütte die noch gern die peitsch Klacken hören, wen sie nicht mehr fahren können.' Es drückt ihr das Herz, daß die Verworfenheit des französischen Lebens auch in Deutschland Nachahmung finden könne: 'Es ist mir als bang, daß man mit den moden die laster von hir auch wird In unser Vaterlandt bringen.' Die steife Etikette Frankreichs ist ihr in den Tod zuwider. 'Ich Eße, klagt sie (S. 120), daß ganze Jahr durch Zu mittag Mutter allein, Gylle mich so viel möglich, den Es ist Verdrießlich allein Zu Eßen undt 20 Kerls umb sich haben, so Einem Ins Maul sehen undt alle bißen Zehlen.' Mit keiner Neuerung kann die am Alten hängende Fürstin sich versöhnen, am wenigsten mit dem Gebrauche des Tabacks und des Kaffees. 'Es ist Eine abscheüliche sach mit dem Tabaque, Ich hoffe daß Ihr Keinen Nehmt, schreibt sie an die Raugräsfn; Es ärgert mich recht, wen Ich hir alle weibslütt mit den schmutzigen Nasen, als wen sie sie In Dreck mit Verlaub gerieben hetten, daher Kommen undt die finger In alle der Männer Tabactiere strecken sehe; den Mus ich gleich spenen so Eckelt Es mir.' Und (S. 177): 'Ich bin als Bewundert wie so Viel leütte den Caffee Lieben der Einen so bitter übelen geschmack hatt, Ich finde daß Er Eben schmeckt wie Ein stinckendter ahtem, der Verstorben Erzbischoff von paris hatt Eben so gerochen, des Eckelt mich.'

Achtung vor Männern zu gewinnen, mochte freylich in dem Frankreich jener Zeit schwer fallen. 'Es ist woll war daß der ledige standt der beste ist, undt der beste Man daucht den teüffel nicht' ruft sie unmuthig aus. Es geht ein Grauen erregendes Gemählde des unzüchtigen Lebens von Paris und Versailles in diesen Briefen an uns vorüber, schärfer, als selbst ein Richelieu oder St. Simon es zu

zeichnen vermochten, da, was bey Männern dieses Schlages wenig Anstoß erregte, hier von der deutschen, ehrliebenden Frau mit derben Worten ausgesprochen wird. So stoßen wir wiederholt auf die Klage, daß Frauenliebe durch unnatürliche Wollust verdrängt werde. 'Solte der König, heißt es S. 42, alle die abstraffen nach verdienst so lasterhaft sein, würde Er ohne fürsten, Edelleüte undt bedinten bleiben, ja kein hauß In Frankreich würde ohne trawer sein.' Diese Frauen von Versailles, die für alle gebildeten Höfe Europas das Muster des feinen Tones abgeben, gleichen bey genauer Beobachtung mehr den Damen des Brockenweges zwischen Schiercke und Glendt, als den verzagten Schäferinnen der römischen Octavia. 'Das Sauffen, berichtet die Herzogin von Orleans (S. 83), ist Nur gar Zu sehr In der mode unter den Jungen weibßpersonen' und bald darauf: 'Die cavalier trüncken so woll mitt der Camermagt alsß Ihrem freüllin, wen sie Nur coquet ist; Sauffen haben sie auch gern, aber die wahrheit Zu bekennen so seindt Es nicht mägte so sich hir voll Sauffen, sondern leütt von gar großer qualitet.' Wie garstig die gute Herzogin durch ihre Offenheit die moralischen Tendenzen so mancher neuen und alten, deutschen und französischen Anstandsbromane aus dem goldenen Zeitalter feiner Sitte zu Schanden macht!

Ueberall blickt uns aus diesen Briefen eine kräftige, gesunde Natur entgegen. Die Schreiberin klagt, daß es mit der alten Einfalt aus sey, daß Kinder von neun Jahren so superklug zu reden wüßten, als ob sie sich dreyßig Jahre im Leben umgeschaut hätten. Ihre Ironie verkehrt nicht, sie bleibt vielmehr immer gleich gutmüthig. Und eben dieser Ironie gibt die Herzogin so leicht gegen sich selbst Raum, wie gegen Andere. 'Ihr müßt, schreibt

sie schon 1698, meiner sehr Vergessen haben, wen ihr mich nicht mitt unter den heßlichen rechnet; Ich bin Es all mein tag gewesen undt noch ärger hir durch die blattern worden. Zu dem so ist meine taille monstreuse In dicke, ich bin so BierEck wie ein würffel, meine hautt ist retlich mit gelb vermisch, Ich fange an graw Zu werden, habe ganz vermischte haar schon, meine stirn undt augen sindt sehr runkelicht, meine Nase ist Eben so scheff als sie gewesen, aber durch die Kinderblattern sehr brodirt, so woll als beyde backen; Ich habe die backen blat, große Kinbacken, die Zän Verschliffen, das maul auch Ein wenig VerEndert In dem Es größer und rontzeleicher geworden. So ist meine schöne figur besteht.' 'Ich bin noch dazu, sagt sie 17 Jahre später, gritlich wie Eine wandtlauf.'

Aus dem hier Mitgetheilten ergibt sich, daß der Leser ein Abwägen der Ausdrücke von Elisabeth Charlotte nicht erwarten darf. Wie ihr der Eindruck geworden, so gibt sie ihn mit naiver Bequemlichkeit, und immer verständlich, wieder. Sie vergißt selten, der jungen Raugräsln zu erzählen, wer am Hofe 'die frantzosen' habe. Das nennt sie 'Folgen der kleinen gallanterie.' Als Probe der Bezeichnung empfiehlt sich das Schreiben vom 27. Julius 1700 (S. 52).

Einer Persönlichkeit, wie der von Elisabeth Charlotte, mußte vorzugsweise die glatte, heuchlerische Maintenon zuwider seyn. 'Das alt weib' oder 'die alt Zott' nennt sie die mit gesenkten Blicken zur Messe schleichende Sünderin, deren Schmuß Capefigue, trotz aller seiner Farbentöpfe der Historik, nicht hat überstreichen können und deren Verkehr auch eine Sévigné erfreute. Der Herzogin galt Wahrheit über Alles; ihr war der Glaube kein Spiel, wenn sie schon die Grundzüge desselben

weniger aus fest stehenden Dogmen, als aus dem Gefühl, aus den unauslöschlichen Erinnerungen der Kindheit entnahm. 'Man kann, sagt sie, auch ohne den Heidelberger Catechismus lernen, nicht zu fest an der Welt zu hangen'; und: 'Wer seine Sünde recht bereuen will, hat nicht nöthig, nach Rom zu rennen; in der Kammer ist die Reue eben so gut.' 'Meinem Gott diene ich wie ichs kann und verstehe, lasse ihn im Uebrigen walten,' sagt sie bey anderer Gelegenheit. Eine gründliche Verachtung der Eitelkeiten des sie umgebenden Lebens führte sie dem Höheren entgegen. 'Wer Einnen festen glauben auf jene welt haben kan, schreibt sie der Raugräfin, ist woll glücklich, den In dieser ist wenig trost undt vergnügen weder Zu hoffen noch Zu finden.' Noch schärfer sagt sie später (S. 206): 'Ist es ein Zeichen, daß man von Gott geliebt wird, wenn man der Welt überdrüssig ist, so hat mich Gott der Allmächtige gewiß sehr lieb, denn man kann der Welt nicht überdrüssiger sein, als ichs bin.' Wie mehr und von tiefer Frömmigkeit zeugend lauten ihre Worte (S. 82): 'Ich gestehe, daß das Zeitliche nicht viel werth ist, aber das Ewige und Himmlische ist schwer zu verstehen und halte ich es für eine pure Gnade Gottes, wen der Allmächtige erleuchtet das Himmlische zu verstehen und die Seligkeit dazu zu erlangen. Ich glaube man muß Gott fleißig darum bitten, hernach aber sich nicht viel quälen, was Andere thun.' 'Ob ich in der Kirche schlafe oder nicht, sagt sie an einer andern Stelle, wird den Teufel wenig kümmern; denn Schlafen ist eine indifferente Sache, nicht Sünde, sondern nur eine menschliche Schwachheit.' Man möchte behaupten, daß die Herzogin schon aus Opposition gegen eine Umgebung, die eben so ausgelassen der rohesten Sinnlichkeit fröhnte, als

sie, weil der Anstand es erheischte, den Gottesdienst nicht versäumte, nur selten die Kirche betrat. Daß 'die herrn prediger seindt ordinari nicht sehr Zeit vertreiblich' wird sie nicht allein davon abgehalten haben.

Die Notizen historischen und genealogischen Inhalts, welche der Herausgeber hin und wieder dem Texte beygefügt hat, sind mitunter etwas leicht hingeworfen. Das Verhältnis der Kurprinzessin Sophia Dorothea zum Grafen Königsmark so positiv zu bezeichnen, wie es (S. 70) geschieht, liegt, nach den darüber bekannt gewordenen Aufschlüssen, kein Grund vor. Unbedingt falsch ist die hier angegebene Todesart des Grafen. Noch eigentümlicher ist die Behauptung (S. 151), daß Anton Ulrich von Wolfenbüttel aus Dankbarkeit für die ihm widerfahrne Ehre der Vermählung seiner Großtochter mit Kaiser Carl VI. zum katholischen Glauben übergetreten sey. Am auffallendsten, daß die nach französischen Memoiren ausgearbeitete Novelle Zschokkes von der Flucht und dem nachmahligen Aufenthalte in Amerika der Gemahlin von Alexei Petrowitsch hier (S. 167) als ein constatiertes historisches Ereigniß aufgetischt wird. Hav.

D f t h a z,

bey Aldecops Erben 1844. Neue Römersfeldzüge in Deutschland, z. B. thüringische Jesuiten im Sturm auf die preussische Stadt Mühlhausen. Von F. Stephan. 96 Seiten in Octav.

Behufs der Feyer des 14. September 1842, an welchem Tage vor 300 Jahren die Einführung der Reformation in Mühlhausen Statt gefunden, hatte der Stadtrath und Archivar F. Stephan eine kleine Schrift (16 S. in Quart) vertheilt, welche die Bewegungen in Mühlhausen während des thüringischen Bauernkrieges, die Zeit der Unterjochung und

der gewaltsamen Reformation (1525 bis 1547) und schließlich die aus dem Innern hervor gehende Umgestaltung des dortigen kirchlichen Lebens bis zu dessen vollständigem Siege erörtert. Diese kurze Abhandlung, welche dem buchhändlerischen Verkehr nicht übergeben wurde, sollte nur als Vorläufer eines größeren, den nämlichen Gegenstand umfassenden, Werkes gelten, dem der gelehrte Vf. seit geraumer Zeit seine spärlichen Mußestunden zugewendet hatte und dessen Vollendung Hindernisse verschiedener Art entgegen getreten waren. Und in der That trägt sie das Gepräge einer gedrängten, an neuen Ansichten und rasch hingeworfenen Andeutungen reichen Skizze, wie sie nur auf der Basis eines ernstlichen Durchdringens der kirchlichen und weltlichen Verhältnisse Thüringens und der freyen Reichsstadt Mühlhausen erwachsen konnte. Fassen wir hier vor Augen, daß der Vf. sich bey mehr als einer Gelegenheit als ein gründlicher Kenner der Geschichte seiner Heimath bewährt hat, daß seine Stellung als Beamter eines bis dahin wenig benutzten Archives ihm gestattete, den ersten Grund, die Entwicklung und den Ausgang der Bewegungen Mühlhausens überall quellenmäßig zu verfolgen, so darf nicht wundern, wenn Färbung und Zusammenhang der Thatsachen sich häufig bey ihm anders heraus stellen, als sie in gangbaren, jene Zustände im Allgemeinen erzählenden Werken uns vorgeführt werden. Denn wenn in den kirchlichpolitischen Ereignissen jener Lage im Großen und Ganzen überall eine unverkennbare Aehnlichkeit hervor tritt, weil die Bedingungen und Ansprüche meist dieselben waren, so wird doch jeder, der sich mit der Specialgeschichte eines Weichbildes zur Zeit der Einführung der Reformation beschäftigt hat, die Erfahrung gemacht haben, wie wesentlich verschieden sich überall die, localen Stimmungen und

Verhältnissen entsprechenden, Formen gestalteten. So konnte nicht fehlen, daß der Vf. auf den Grund von noch nicht veröffentlichten Recessen und anderweitigen Urkunden des ihm untergegebenen Archives manche von der Darstellung Menzels und des gelehrten Wolf wesentlich abweichende Ansicht bot, daß namentlich die Charakteristik Pfeiffers und Münzers mit der gewöhnlichen Auffassung dieser merkwürdigen Männer nicht immer überein stimmte, daß beide, ähnlich wie z. B. die Stellung Bodensteins zu der Reformation erst durch Ranke in das gehörige Licht gebracht ist, nur durch bepläufige Aehnlichkeit an das gewöhnlich von ihnen entworfene Gemählde erinnern.

Gegen dieses Schriftchen wurde in den historisch-politischen Blättern eine heftige Stimme laut, die, gleichwie eine in ihnen enthaltene Abhandlung über die Reformation der Stadt Hildesheim das Geschehene nur nach den Berichten einer Religionspartey wieder gibt, ohne die von den Gegnern aufgestellten urkundlichen Beschwerden und Thatsachen irgend einer Prüfung zu unterziehen, durch Verdrehung von Worten und eigenwillige Interpretation der aus dem Zusammenhange heraus gerissenen Sätze eine unwürdige nur allzu häufig beobachtete Methode s. g. kritischer Widerlegung anwendet. Der dabey vorliegende Zweck ist freylich unverkennbar und spricht sich in unsaubern Ergüssen über das Reformationsfest als solches aus; selbst das nicht immer erfolglose Mittel der politischen Verdächtigung, und hier eines Mannes, der es wagte, ein wahrheitsgetreues Bild von Pfeiffer zu entwerfen, ist nicht verschmäht. Ref. hat einen großen Theil der Aufsätze in den genannten Blättern mit Interesse durchlesen; er konnte nicht umhin, auch wenn ihm vorwaltende Tendenzen mitunter schmerzlich berührten und die Besprechung protestantischer Zustände fast nie von dem streng historischen Standpunkte herab erfolgte, viel Geist und viel Gelehrsamkeit in ihnen zu erkennen. Um so mehr schmerzt ihn, auf Abhandlungen zu stoßen, die, wie die oben genannte in Heftigkeit und Eifern aufgehen. Gegen sie ist die vorliegende beachtungswerthe kleine Schrift gerichtet. Aber der Verf. geht weit über die nächste Widerlegung hinaus. Er führt die Stellung, welche der Protestantismus in der neuesten Zeit dem Katholicismus gegenüber, namentlich in Preußen, einnimmt, in einzelnen Richtungen scharf und klar und mit dem Freymuth, welchen der Gegenstand erheischt, an uns vorüber und manche Frage, deren Bedeutsamkeit nicht immer gehörig gewürdigt ist, wird durch ihn in die Discussion hinein gezogen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

155. Stück.

Den 19. August 1844.

S t u t t g a r t ,

bey Ebner und Seubert 1842. Ueber spontane und congenitale Luxationen, sowie über einen neuen Schenkelhalsbruch-Apparat von J. Heine.

Der Verf. theilt in dieser kleinen Schrift eine Anzahl von Krankheitsgeschichten mit, welche von wesentlich practischem Interesse sind und deshalb eine aufmerksame Prüfung von Seiten der Chirurgen erheischen. Besonders beachtenswerth sind die 4 Fälle von Heilung in Folge von s. g. spontaner Luxation verkürzter Extremitäten, wodurch die Erfahrungen vermehrt werden, welche uns schon von manchen anderen Seiten mitgetheilt sind, nämlich über Reposition des durch Coxalgie luxierten Schenkelkopfes in die Gelenkpfanne.

Wir wollen kurz die 4 Fälle anführen.

Der erste betrifft ein 17jähriges Individuum, welches dem Verf. nach 8 monatlicher Dauer des Hüftgelenkleidens vorgestellt wurde. Die Verkürzung betrug 2 Decimalzoll (Würtemb.) und Verf. fand den Gelenkkopf vom Acetabulum gerade nach

oben auf das Darmbein gewichen. Der Gelenkkopf war beweglich und keine Zeichen noch dauernder Entzündung wahrzunehmen. Nachdem 4 Wochen lang eine mäßige, allmählich steigende Extension unterhalten war, gelang es durch kräftigere Extension, die Reposition zu bewirken, wobey der Kranke, der auf ein solches mögliches Ereigniß gehörig aufmerksam gemacht war, das Einschnappen des Schenkelkopfes fühlte. Gleichzeitig hatte die Hand des Operirenden, welche drückend auf den Brochanter wirkte, 'plötzlich das Gefühl, wie wenn Etwas von einer Erhöhung in eine Vertiefung hinein geglitten wäre, und fühlte zwey Rucker.'

Das Bein blieb jetzt in seiner gestreckten Lage und zeigte nur noch eine Verkürzung von 3 Linien. Nach einem Monate begannen nun die Gehversuche und allmählich gewann der Mensch den Gebrauch seines Gliedes so weit wieder, daß er nach 2 Jahren, als Verf. ihn wieder sah, Fußtouren von 6 bis 8 Stunden machen konnte. Jede Abweichung des Schenkels vom normalen Verhältnisse war verschwunden.

Der zweyte Fall betrifft einen 19jährigen Zimmergesellen. Das Uebel hatte unter schleichendem Verlaufe und mit Intermissionen fast 2 Jahr gedauert. Die Verkürzung betrug $1\frac{1}{2}$ Decimalzoll (Würtemb.) und der Schenkelkopf war nach oben auf das Darmbein verschoben, wo er aber beweglich war. Das Verfahren war wie bey dem vorigen Falle und das Resultat bey einer nach 4 Wochen angewendeten kräftigen Extension gleich befriedigend. Der Patient 'fühlte und hörte plötzlich, daß Etwas, jedoch nicht schnell, sondern mehr langsam hinein geschnappt sey.' Das Bein war nur noch 3 Linien zu kurz. Nach einem halben Jahre ging Patient 4 Stunden weit zum Verf.

ohne besonders zu ermüden. Der Normalzustand war hergestellt.

Der dritte Fall betrifft ein Mädchen von 16 Jahren. Die Krankheit hatte vor $1\frac{2}{3}$ Jahren begonnen. Die Verkürzung betrug beynabe 2 Zoll, der Schenkelkopf war nach oben und hinten auf das Darmbein getreten und zeigte daselbst eine große Beweglichkeit. Nachdem durch die allmähliche Extension binnen 3 Wochen schon eine bedeutende Verlängerung der Extremität erreicht war, die sich jedoch bey dem Nachlassen der Extension immer wieder verlor, erfolgte die Reposition eines Morgens, als die Kranke durch Hinaufziehen ihres Oberkörpers das Bein selbst strecken wollte. Die Kranke fühlte es und eine in dem Zimmer anwesende Person hörte 'wie etwas hinein geschnappt sey.' Das Bein behielt nun dieselbe Länge wie das andere, und nach 3 — 4 Wochen konnte Patientin Gehversuche machen, ohne daß sich Neigung zur Verkürzung zeigte. Der Erfolg blieb dauernd gut.

Der vierte Fall betrifft ein 16jähriges Individuum. Die Krankheit hatte, nach der Aussage des behandelnden Wundarztes, ihre Stadien durchgemacht und war in 4 Monaten zu einer Verkürzung von $\frac{1}{2}$ Zoll gediehen, als in Folge eines Falles auf das kranke Bein eine Verkürzung von 2 Zoll sich einstellte. Eine Versammlung von Wundärzten, welcher den Kranken vorzustellen sich Gelegenheit fand, bestätigte die Diagnose. Man nahm an, daß der, in Folge von luxatio spontanea, bis auf den Rand des Acetabulum vorgerückte Kopf durch den Fall weiter auf das Becken geschoben sey. Unser Vf. bekam den Patienten einige Tage darauf in seine Behandlung, fand die Verkürzung, aber zugleich den Schenkelkopf auf dem Darmbein durchaus unbeweglich und von den sehr straffen

und gespannt beschaffenen Muskeln festgehalten. Entzündungserscheinungen waren nicht vorhanden. — Nach 10tägiger allmählicher Extension konnte man den Schenkel schon fast so lang strecken, als der gesunde war, aber er wich immer wieder zurück. Trotz dem konnte der Kranke schon besser stehen und gehen. Nach 5 Wochen wurde die Reposition bewirkt, welche ohne wahrnehmbares Geräusch erfolgte, aber daraus geschlossen wurde, daß der Schenkel sich nicht mehr verkürzte. Die Brauchbarkeit der Extremität wurde immer besser, so daß er nach 2 Monaten schon einen 4 Stunden weiten Weg in einem Tage zurück legte.

Ein besonderes Interesse gewährt dieser Fall noch dadurch, daß der Patient kurz darauf starb und sich so eine Gelegenheit zur Section darbot. Die Todesursache war eine Geschwulst im mediastinum anterius (der Beschreibung nach wahrscheinlich eine Degeneration der thymus). Die Untersuchung des Hüftgelenkes ergab Folgendes. Die Muskeln im gewöhnlichen Zustande, nur die 3 Glutäen etwas welk und schlaff. Keine Spuren eines unterminierten Zustandes oder eines Eindruckes auf dem Darmbein. Die Gelenkkapsel entschieden schlaffer als im Normalzustande, sonst äußerlich ganz unverändert. Sie enthielt $1\frac{1}{2}$ Löffel voll einer gelben, mit Lymphe (?) vermischten Flüssigkeit. Die innere Seite der oberen Hälfte des Kapselbandes war dunkel geröthet und mit einer verdickten Membran überzogen; das untere Segment normal. Spuren eines Risses u. konnten nicht entdeckt werden. Nach gänzlich durchschnittenem Kapselbande suchte Verf. den Gelenkkopf, der sich vollständig in der Pfanne befand, heraus zu ziehen, fühlte dabey aber einen entschiedenen Widerstand von Seiten des ligamentum teres (?), welches sich,

nachdem der Schenkelkopf ganz heraus genommen war, 2 Zoll lang fand. Der Grund des Acetabulum hatte ein dunkelblaues Ansehen, das ligamentum teres und die corpora Haversi waren dunkel geröthet. Der Schenkelkopf, obwohl er sonst die gehörige Größe hatte, besaß nicht genau die sphärische Form, sondern war nach der Richtung des Schenkelhalses etwas länglich. Auf der oberen Fläche zeigte er mehrere, nach verschiedenen Seiten gehende längliche Erhabenheiten und Furchen. Der Knorpel war an diesen Stellen durchaus unversehrt, aber unter den Kerben war die spongiöse Knochen- substanz im Umfange von mehreren Linien und in der Tiefe von einer halben Linie etwas erweicht.

Außer den genannten Fällen, welche ein günstiges Resultat gaben, sind dem Verf. 5 andere zur Behandlung gekommen, bey denen aber nichts gegen das Leiden auszurichten war.

Es ist unnöthig auf die practische Wichtigkeit dieser Erfolge aufmerksam zu machen. Abgesehen von jeder theoretischen Erklärung steht so viel fest, daß hier 4 Fälle geheilt sind, welche sonst ein lebenslängliches Hinken zur Folge gehabt hätten, Fälle, in denen man noch ganz allgemein eine Verkürzung durch wirkliche Luxation des Schenkelkopfes annimmt. Ob diese in den vorliegenden Fällen wirklich Statt gefunden habe, steht mir nicht zu beurtheilen. Ich halte es für eine Unmaßung über Fälle, welche man nicht selbst gesehen hat, aburtheilen zu wollen. Darüber aber können wir urtheilen, ob in mitgetheilten Krankengeschichten die charakteristischen Merkmale mit solcher Bestimmtheit wieder gegeben sind, daß kein Zweifel über die Richtigkeit der Diagnose obwalten kann. Die mitgetheilten Beschreibungen entsprechen hierin

nicht allen Anforderungen. Ganz besonders scheinen mir die Messungen nicht mit gehöriger Bestimmtheit wieder gegeben, und doch liegt darin fast das einzige einigermaßen sichere Mittel gegen Täuschung.

Wenn ich etwas näher auf diesen in den letzten Jahren öfter besprochenen Punct eingehe, so geschieht es ohne Beziehung auf die oben mitgetheilten Krankheitsgeschichten, welche zu verdächtigen keinesweges meine Absicht seyn kann. Ich will die Frage zu erörtern suchen, mit welcher Genauigkeit wir uns durch Messung über die Länge der Extremitäten vergewissern können.

Zuerst sollte man bey jeder Beschreibung immer streng zwischen relativer und absoluter Länge einer Extremität unterscheiden. Die erstere Art, wobey die Differenz der Länge des gesunden und kranken Schenkels durch gegenseitige Vergleichung bestimmt wird, ist allgemein als höchst unzuverlässig anerkannt. Jeder gesunde Mensch kann, während er auf dem einen Schenkel ruht, den andern, ohne ihn zu biegen, leicht gegen 2 Zoll verkürzen. Dies geschieht allein durch Schiefstellung des Beckens. Ich kann mich wenigstens nicht überreden, daß durch ein Aneinanderdrängen der Gelenkflächen im Knie und Hüftgelenke die Verkürzung vermehrt werden könne. Die Gelenkflächen sind ja immer in inniger Berührung und die Knorpel nicht bedeutend compressibel. Wenigstens kann eine Verkürzung durch etwa mögliche Compression der Knorpel nicht in unsere Wahrnehmung fallen. Somit kann eine mehrzöllige willkürliche Verkürzung des gestreckten Schenkels nur durch Schiefstellung des Beckens hervor gebracht werden. Aus einer relativen Vergleichung beider

Schenkel würde man in einem solchen Falle einen durchaus irrigen Schluß auf seine absolute Länge machen. Bey krankhafter Schiefstellung des Beckens natürlich eben so gut.

Es bleiben somit nur die directen Messungen der beiden Extremitäten übrig und wir wollen untersuchen, welchen Grad von Sicherheit sie gewähren. Um zuerst die Größe der Beobachtungsfehler zu bestimmen, habe ich Versuche an Leichen angestellt, wo das Object unveränderlich ist und die Messungen mit gehöriger Sorgfalt und Ruhe angestellt werden können. Noch vor einigen Tagen habe ich solche Messungen mit 5 Zuhörern vorgenommen und die Resultate notiert. Am gewöhnlichsten wählt man zu solchen Messungen ein nicht eben dehnbares Band, weshalb wir uns auch eines solchen Materials bedienten. Um Selbsttäuschung zu vermeiden, wurde nicht dasselbe Band benutzt, sondern jeder maß von der spina ant. sup. zur unteren Spitze des malleolus internus und schnitt daselbst das Band ab, dessen Länge auf einem Maßstabe gemessen wurde. Jeder maß jeden Schenkel drey-mahl, so daß wir 36 Maßbänder erhielten. Es ergab sich, daß unter je 3 Messungen desselben Schenkels von demselben Beobachter eine Differenz von wenigstens $\frac{1}{4}$ Zoll P. M. Statt fand; die größte Differenz desselben Beobachters bey den 3 Messungen eines Schenkels war $\frac{1}{2}$ Zoll. Die größte Differenz der Messungen desselben Schenkels bey den verschiedenen Beobachtern betrug 11 Linien. Hieraus geht hervor, daß eine einmahlige Messung eines Schenkels niemahls ein Resultat geben kann, welches vor einem Beobachtungsfehler von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Zoll sichert; nur das Mittel aus wiederholten Messungen kann ein Resultat geben, des-

sen wahrscheinliche Unrichtigkeit die Grenzen einiger Linien nicht überschreitet.

Ein solches Resultat der Versuche ist mir durchaus nicht überraschend gewesen, da weder die spina anter. sup. nach der malleolus so scharf begrenzte Punkte darbieten, daß ein Irrthum von einigen Linien an jeder Stelle leicht zu vermeiden stände. Dennoch sind sie wegen ihrer Lage und anatomischen Gestalt noch die besten Punkte zur Anlegung des Maßes. Wenn nun solche Beobachtungsfehler selbst bey der Leiche nicht zu vermeiden sind, so fallen sie bey dem Lebenden noch viel größer aus, einestheils wegen der Schwierigkeit, die Maßpunkte genau zu fühlen, anderntheils, weil selbst eine geringe Lagenveränderung des Körpers die Maßpunkte in eine verschiedene gegenseitige Lage bringt. Es ist besser, sich hiervon durch Versuche zu überzeugen als sich durch eine zu große Zuversicht auf unsere Hilfsmittel selbst zu trüben.

Angaben über die Verlängerung oder Verkürzung einer Extremität geben also gar keinen Aufschluß über den Zustand des Hüftgelenkes, wenn sie nur auf einer Vergleichung des Standes beider Extremitäten gestützt sind; sie unterliegen einer Unsicherheit von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Zoll, wenn sie durch einzelne directe Messungen gewonnen, nicht etwa die Mittelzahl aus vielen einzelnen Messungen sind. Unsicher sind auch solche Messungen, wenn man sich desselben Bandes zur vergleichenden Messung beider Schenkel bedient, woran die Marken der vorigen Messung sichtbar sind. Bey dem besten Willen sind dann Selbsttäuschungen nicht zu vermeiden.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. 135. Stück.

Den 22. August 1844.

S t u t t g a r t.

Schluß der Anzeige: 'Ueber spontane und congenitale Luxationen, sowie über einen neuen Schenkelhalsbruch-Apparat von J. Heine.'

Eine zweyte Frage ist die, wie groß die Längenveränderung des Schenkels durch eine veränderte Lage des Schenkelkopfes in der Gelenkpfanne seyn könne. Die oft gefundene Verlängerung des Schenkels im zweyten Stadium der Coxalgie wird bekanntlich einem Vorrücken des Schenkelkopfes nach unten und außen zugeschrieben. Die mögliche Verlängerung des Schenkels durch dieses supponierte Vorrücken des Kopfes läßt sich mit mathematischer Genauigkeit bestimmen. Der überknorpelte Gelenktheil des Schenkelkopfes bildet $\frac{2}{3}$ einer Kugel von (im Mittel) 21 Linien Durchmesser. Das Acetabulum mit dem labrum cartilagineum entspricht genau der Form des Kopfes; bey 21 Linien Durchmesser ist seine Tiefe nahe an 13 Linien. Rückt also der Schenkel 3 Linien vor, so tritt schon ein Segment des Schenkelkopfes in

die äußere Apertur der Pfanne, welches dieselbe nicht mehr genau zu schließen vermag, und man muß also sagen, daß er schon aus der Gelenkhöhle ausgetreten sey. Das Vorrücken geschieht nach der Axe des Acetabulum, welche mit der senkrechten Körperaxe einen stumpfen Winkel bildet, der bey dem männlichen Becken gegen 130 Grad, bey dem weiblichen gegen 110, also dem Winkel des Schenkelhalses beynahе entsprechend ist. Daß bey dem Vorrücken des Schenkels in dieser Richtung nur ein Theil auf die senkrechte Verlängerung kommt, lehrt eine einfache Betrachtung, und die Größe ist so gering, daß sie bey dem Vorrücken des Kopfes um 3 Linien ganz in den Beobachtungsfehlern aufgeht. Auch durch directe Messungen habe ich mich davon überzeugt. Präpariert man die Hüftgelenkgegend bis auf die Kapsel rein, bohrt das Acetabulum von der Beckenhöhle aus so an, daß man die superficies lunata trifft (denn in der fossa acetabuli hindern die weichen Gebilde das Eindringen der Luft) und versucht den Schenkel zu luxieren, so wird man keine meßbare Verlängerung zu Wege bringen. Um die Beobachtungsfehler möglichst zu vermeiden, bezeichnet man am besten die Maßpunkte an der spin. ant. sup. dem condyl. int. und dem malleolus int. Deffnet man nun die Gelenkkapsel im ganzen Umfange, so tritt der Schenkelkopf mit Leichtigkeit hervor und man kann die Messungen in jeder beliebigen Lage vornehmen. Zieht man den Kopf so weit hervor, daß er unter dem supercilium acetabuli steht (weiter nach außen läßt ihn das ligam. teres nicht kommen), so erreicht man dadurch noch nicht die geringste Verlängerung. Die Maße sind, bis auf Schwankungen von etwa einer Linie, dieselben, als wenn der Kopf fest ins Acetabulum eingedrückt wird. Aller-

dingß kann man eine Verlängerung von beynahe einem Zoll hervor bringen, wenn man den Kopf gerade nach unten so weit luxirt, als es das lig. teres (wenn es gegen 1 Zoll lang ist) erlaubt. Aber eine solche Lage wird sich in der Natur schwerlich je finden, da der Kopf an dieser Stelle nicht den geringsten Halt findet und alle Momente, die Muskelkraft, die Körperschwere u. s. w. dahin wirken, den Kopf nach oben zu dirigieren. Außerdem müßte eine Zerstörung des Kapselbandes vorher gegangen seyn, da dieß unten gerade durch eine Duplicatur so kurz und so straff angeheftet ist, daß eine Ausdehnung um 1 Zoll sehr unwahrscheinlich seyn dürfte.

Die Annahme einer absoluten Verlängerung des Schenkels im zweyten Stadium der Coxalgie verschwindet schon jetzt immer mehr unter den Chirurgen und wenn wir auch nicht andere Gründe und Thatsachen zu ihrer Widerlegung besäßen, so müßte die einfache Betrachtung der anatomischen und mechanischen Verhältnisse zu ihrer Auflösung führen.

Nun die Verkürzung. Ich rede hier natürlich nicht von der Verkürzung, welche in Folge von cariöser Zerstörung und Vereiterung der weichen Gelenktheile eintritt; die ist durch Präparate hinreichend erwiesen. Ich will nur auf die anatomischen Schwierigkeiten aufmerksam machen, welche der Annahme einer absoluten Verkürzung des Schenkels ohne Zerstörung der festen und weichen Gelenktheile entgegen stehen.

Unser Vf. theilt z. B. einen Fall mit, wo eine 2 zöllige Verkürzung Statt gefunden hatte, welche reponiert wurde und wo die Section ergab, daß keine eigentlichen Zerstörungen in den Gelenktheilen Statt gefunden hatten, nur das Kapselband schlaff und das lig. teres statt eines Zolles 2 Zoll lang war.

Bedenken wir aber, welche Veränderung das Kapselband und lig. teres erlitten haben mußten, während der Schenkelkopf 2 Zoll höher stand, als im Normalzustande, so grenzt dies fast an Unglaubliche. Construirt man sich künstlich diese angegebene Stellung und mißt dann die Wege, welche das Kapselband zu machen hätte, so findet man, daß die obere Wand desselben von $1\frac{1}{2}$ auf 4 Zoll, und die übrigen natürlich in ähnlichem Verhältnisse ausgedehnt seyn mußten. Das lig. teres hat in demselben Falle einen Weg von $3\frac{1}{4}$ Zoll zurück zu legen. Ob solche Ausdehnungen bey dem Hüftgelenke vorkommen können, läßt sich natürlich a priori nicht bestimmen. Anzunehmen ist es aber kaum, bis thatsächliche Beweise dafür vorliegen. Man darf sich dabey nicht auf die Analogie des Kniegelenkes berufen. Einestheils ist bey der dünnen Kapsel desselben eine Ausdehnung sehr viel leichter möglich, als bey dem mehrere Linien dicken Kapselbande des Hüftgelenkes. Anderntheils aber ist die Ausdehnung gewöhnlich gar nicht so abnorm, wie man glauben möchte. Bey der künstlichen Injection dieses Gelenkes sieht man deutlich, welchen großen Raum die Gelenkkapsel hier von Natur einnimmt, und wenn gar, wie ich dies in einigen Fällen gesehen habe, der Schleimbeutel unter den Extensoren des Unterschenkels mit der Gelenkkapsel zusammen hängt, so gewährt die Injection das vollkommenste Bild eines großen hydrops art. genu. Ich glaube recht gern, daß auch im Hüftgelenke Wasserausschwitzung vorkommt, kann mir aber nicht denken, daß eine beträchtliche Ausdehnung dieses festen Gelenkes dadurch veranlaßt werde.

Die oben angeführte Section hat auch kaum noch Spuren einer so enormen Veränderung angehtroffen. Das Kapselband war schlaff, aber es hätte

mehr als sackartig ausgedehnt seyn müssen. Allerdings kann es sich nach der Reposition wieder zusammen gezogen haben, aber eine solche Zusammenziehung von 4 auf etwa 2 Zoll wäre eben so merkwürdig als die vorherige Ausdehnung. Auch das lig. teres müßte sich um $\frac{1}{4}$ Zoll wieder verkürzt haben. Die Möglichkeit aller dieser Annahmen ist natürlich nicht zu leugnen, aber zu einem Beweise scheint mir auch diese Krankengeschichte mit dem Sectionsbefunde nicht hinreichend.

Endlich muß ich noch einige Worte über die Zuverlässigkeit der Messungen bey Verkürzung des Schenkels sagen. Die Beobachtungsfehler werden dabey leicht noch größer, als bey den oben angeführten Messungen, denn wenn man vergleichungsweise den gesunden gestreckten und den kranken leicht gebogenen Schenkel mißt, so ist es sehr schwer, die Leitung der Meßschnur und die Meßpunkte genau correspondierend zu machen. Die Distanz zwischen Trochanter und crista oss. ilium als Maß zum Grunde zu legen, scheint mir eine durchaus fehlerhafte Methode, der aber auch unser Verf. gefolgt ist. Wie kann man die Stellung des Trochanters unter den dicken Glutäen auch nur mit einiger Genauigkeit bestimmen? Wie erhält man einen sichern Punct an der crista oss. ilium zum Gegenmaße? Offenbar ist die Wahl beider Puncte zu sehr der Willkür unterworfen um genaue Resultate geben zu können. Aber es tritt noch eine andere Quelle der Fehler bey dieser Art zu messen hinzu. Je nachdem der Schenkel mehr nach außen oder nach innen rotiert ist, verändert sich der Stand des Trochanters zu der crista oss. ilium bedeutend. Stellt man bey einem, nach der oben angegebenen Art, präparierten Cadaver die Fußspitze mäßig nach außen und mißt von der

Spitze des Trochanter nach der Stelle des Hüftbeinkammes senkrecht über demselben, so findet man diese Dimension um 1 Zoll länger, als wenn man die Messung nach derselben Methode bey einwärts stehender Fußspitze vornimmt. Von der spin. ant. sup. ist die Differenz der Entfernung bey beiden Stellungen nur 8 Linien. Bey der in Frage stehenden Erkrankung des Hüftgelenkes finden wir regelmäßig eine Rotation des Schenkels nach innen und daher bey der angegebenen Art zu messen eine Fehlerquelle bis zu 1 Zoll. — Aber auch bey einer sorgfältigen Messung von der spin. zum condyl. und malleol. darf man, wenn man ein geringeres Maß erhält, nicht bestimmt auf absolute Verkürzung des Schenkels schließen. Geringe Verschiedenheiten in der Adduction oder Abduction des Schenkels oder in der Rotation bringen schon Unterschiede in dem Längenmaße hervor; ganz besonders aber wirkt die Flexion des Schenkels ein. Die Differenz der Entfernung zwischen spin. und condyl. bey sitzender und stehender Stellung ist gewöhnlich über 3 Zoll. Eine Flexion des Schenkels um 30 Grad bringt also schon 1 Zoll scheinbare Verkürzung. Mißt man bey dem künstlichen Skelett die besagte Entfernung und drängt nun das Becken so nach hinten, daß es eine stärkere Neigung mit der Horizontalebene macht, so kann man leicht eine Verkürzung zwischen den Maßpuncten von 8 — 10 Linien hervor bringen. Nun finden wir bey den besagten Krankheiten regelmäßig eine nicht unbeträchtliche Flexion des Oberschenkels und darin schon eine Fehlerquelle bey den Messungen, welche auf $\frac{3}{4}$ Zoll angeschlagen werden kann.

Unter solchen Umständen ist es wohl kein Wunder, wenn mitunter bey den Messungen große

Irrthümer untergelaufen sind. Schiefstellung des Beckens um 1 Zoll, scheinbare Verkürzung durch Flexion 9 Linien, Beobachtungsfehler von 3 Linien, gibt ein Resultat von 2 zölliger Verkürzung, obwohl der Schenkel die Gelenkpfanne nicht verlassen hat.

Die Bestimmung der Stellung der spin. ant. sup. ist bey jeder Messung des Schenkels von der größten Wichtigkeit. Mit ziemlicher Genauigkeit kann man diese durch Messung von der Mitte der incisura jugularis sterni bis zur spin. bestimmen, so lange die Wirbelsäule ihre senkrechte Richtung nicht verlassen hat. Daß hierbey Beobachtungsfehler von $\frac{1}{4}$ Zoll bey einzelnen Messungen unvermeidlich sind, ist aus der Veränderlichkeit der Thoraxwölbung, über welche weg gemessen wird, allein schon erklärlich; bey Weibern, wo die Brüste im Wege liegen, ist die Unsicherheit noch weit größer. Durch wiederholte Messungen wird man im Mittel die Fehler bis auf $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ Zoll vermeiden können und dies ist hinreichend, wenn man anerkennen muß, daß auf Differenzen, welche innerhalb der Grenzen von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Zoll liegen, in Bezug auf eine absolute Verkürzung keine Schlussfolgerungen gebaut werden dürfen.

Ich habe hier nur die Grundzüge, welche bey Beurtheilung der Zuverlässigkeit angestellter Messungen leiten können, aufgestellt; sie weiter auszuführen, möchte hier nicht am Orte seyn. Jedenfalls wird daraus zu entnehmen seyn, daß ich dem Verf. nicht Unrecht thue, wenn ich in seiner Mittheilung der Messungen eine hinreichende Genauigkeit vermissen.

Wenn man sich erst gewöhnt haben wird, die Schwierigkeiten der Diagnose höher anzuschlagen, die genauesten Messungen der Beurtheilung vorher

gehen zu lassen, von der relativen Verkürzung gänzlich zu abstrahieren und die Beobachtungsfehler gehörig in Rechnung zu bringen, dann werden die Beobachtungen über Reposition spontan luxirter Gelenkköpfe eine größere Garantie gewähren, und es wird dann vielleicht möglich seyn diese, practisch so wichtige, Frage mit genügender Sicherheit zu entscheiden.

Außer den mitgetheilten Beobachtungen über Coxalgie enthält des Verf's Schrift noch einen kurzen Aufsatz über luxatio congenita, wobey ein Sectionsbefund mitgetheilt ist, und die Construction eines Bettes, welches bey dem Schenkelhalsbruche angewandt werden soll und einmahl mit günstigem Erfolge angewandt ist, wo der Dzondische Apparat die Theile nicht in der gehörigen Lage zu erhalten vermochte. Es ist mit geringen Veränderungen dasselbe Extensionsbett, auf welchem Verf. die Reposition der Luxationen vornahm. Die Art, wie die Extension vorgenommen wird, ist von keinem wesentlichen Belange; man kann sie auf verschiedene Weise recht gut erreichen. Die Contraextension nur macht Schwierigkeiten und da findet sich hier die Eigenthümlichkeit, daß als Contraextensionspunct ein gepolsterter Querbalken dient, gegen welchen die tubera ischii sich anstemmen. Das Becken wird natürlich festgeschnallt, so daß es nicht über den Balken weggleiten kann. Sollte die Erfahrung bestätigen, daß dadurch der lästige Contraextensionsriemen, welcher sonst zwischen den Schenkeln durchgeführt werden muß, vermieden werden kann, so wäre dies ein großer Gewinn; sonst aber ist die ganze Einrichtung überflüssig. In Hospitälern möchte es zweckmäßig seyn Versuche mit dem Apparate anzustellen. Für die Privatpraxis wird man ihn schwerlich einführen können, obwohl der

Verfasser ihn auch dafür zu vertheidigen sucht. Es ist nicht zu erwarten, daß die Aerzte sich ein theures Bett construieren lassen, um etwaige Kranken hinein zu legen. Wenn sich aber der Nutzen des Querbalkens bestätigt, so kann man nach dem Muster des Verfassers eine zweckmäßige Einrichtung an jedem Bette treffen. Der Querriegel läßt sich anschrauben; ein Paar daran befestigte Stangen können den Befestigungsriemen tragen und die seitliche Verschiebung des Beckens verhindern. Der Extensions-Apparat kann durch das Fußbrett des Bettes geführt und durch einen Knebel, oder eine beliebige Extensionsvorrichtung gespannt werden. Dies alles läßt sich in ein Paar Tagen herbey schaffen, und so lange hat man ja Zeit. Ein Defalcations-Apparat läßt sich freylich nur sehr schwierig an einem gewöhnlichen Bette anbringen, ist aber auch gar nicht so wesentlich nothwendig, wie die Erfahrung lehrt.

Die 4 ersten Tafeln der Abbildungen hätten gespart werden können; aus solchen Zeichnungen ist nichts zu ersehen. D. Koblrausch.

L e i p z i g.

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel 1843. Reise durch einige Gegenden des nördlichen Griechenlands, von Dr. Ludolf Stephani. IV und 107 Seiten mit sechs Stein-drucktafeln in Octav.

Dieses kleine aber anziehende und leicht geschriebene Buch schließt sich würdig und willkommen an die Reiseberichte, durch welche in neuester Zeit der classische Boden Griechenlands, den wir sonst nur aus großen und theueren, englischen oder französischen Werken kennen lernen konnten, auch für das

Bedürfnis deutscher Leser zugänglich geworden ist; und nimmt in dieser Hinsicht für den Nordosten des hellenischen Königreichs eine ähnliche Stelle ein, wie sie Ulrichs für die westlichen, Ross für die südlichen Bestandtheile desselben ausfüllt. Des Verfs Weg geht von Athen aus zwischen Marathon und Dekeleia hindurch nach Dropos und von da über Nulis nach Euboia, das fortwährend durch eine Brücke über den Euripos mit dem Festlande zusammen hängt. Chalkis wird S. 13 — 24 ausführlich beschrieben; dann reitet er auf den schmalen Pfaden, die bisweilen hart über dem Meeresufer hin über die höchsten Bergzüge der Insel führen, nach Dreos (S. 36) und setzt von hier wieder auf das Festland über, wo er von dem Landungsplatze Stylida aus binnen drey Stunden längs dem südlichen Abhange des Othrys nach Lamia oder dem heutigen Zeitun gelangt. Dieser wichtige Platz, die nördliche Grenzfestung des hellenischen Königreichs, wird auch der Grenzpunkt für seine Reise; doch wendet er sich zunächst landeinwärts nach dem Badeorte Hypata, der, wie er S. 54 sagt, reich an Resten des altgriechischen Lebens ist, und kehrt darauf erst nach der Küste und den Thermopylen zurück, von wo ihn dann sein Weg über Elateia nach Chaironeia führt, auf dessen Ruinen jetzt das Dorf Kaprena erbaut ist. Hier beginnt eine neu angelegte mit wenigen Unterbrechungen fahrbare Straße über Lebadeia und Theben bis Athen, die jedoch nur in der Nähe vor Athen von Wagen benutzt wird, weil man nur dort deren besitzt; unser Verf. beschreibt diesen Weg, auf welchem er u. A. auch die Lage der alten Orte Malkomenai und Dinoe bestimmt, und knüpft, nachdem er an 'den großartigen Trümmern der alten Eleusis' vorbehey und über die 'größten-

theils gut bebauter thriasischer Ebene' geritten ist, an das Kloster Daphni, worin er mit Leake (die Demen von Attika übers. von Westermann S. 147 ff.) die Stätte des von Sophokles Oed. Col. v. 1049 angedeuteten Pythion zu erkennen glaubt, einen ausführlichen Excurs über die Metropolitankirche zu Athen selbst, die ihm, wie jenes Kloster, unter der fränkischen Herrschaft erbaut scheint, übrigens aber eine ziemliche Anzahl antiker Ueberreste enthält. Den Schluß machen Bemerkungen über Anchesmos und Lykabetos, worin Hr Stephani mit Forchhammer übereinstimmt; und sodann insbesondere über die Vertlichkeiten des alten Kolonos und seiner Umgebungen mit Rücksicht auf die Scene des Sophokleischen Oedipus, die er S. 104 fgg. in allen Einzelheiten ausführt, und namentlich die Lage des poseidonischen Heiligthums und des Ortes, wohin Oedipus seine Töchter zum Wasserholen schickt, genauer nachzuweisen sucht.

Dies ist jedoch nur ein kleiner Theil der lehrreichen oder wenigstens anregenden Bemerkungen, die durch das ganze Buch zerstreut sind, und von welchen wir gern noch einige Proben aus dem Vorhergehenden ausheben. Namentlich verfolgt er mit Recht den Gedanken, daß sich 'dem Beobachter griechischer Sitte und griechischer Natur eine Menge Dinge darbieten, welche ihm das griechische Leben in der Wirklichkeit so zeigen, wie er es aus den Schilderungen der Schriftsteller oder den Bildwerken der Künstler kennt, und namentlich die Auffassungsweise der Letzteren da rechtfertigen, wo wir geneigt seyn könnten an ihrer Treue zu zweifeln', und gibt davon S. 5 fgg. und 38 fgg. theilweise zwar bekannte, aber jedenfalls anschauliche und lebendige Beispiele, zu welchen sich auch S. 31 eine artige Probe neugriechischer Poesie gesellt.

Nach was er S. 29 von dem heutigen Volksgesange sagt: 'von dem man glauben möge, diese Töne seyen nur erfunden, um jedem von unserer ausgebildeten Musik befolgtten Gesetze Hohn zu sprechen', dürfte sehr geeignet seyn manche Bedenken zu verschweigen, welche die neuere musikalische Theorie gegen die überlieferten Vorstellungen von antiker Rhythmik erhoben hat, und zumahl den Anhängern moderner Tactgleichheit zu beweisen, daß es nicht nur in allgemeiner Möglichkeit, sondern gerade in der griechischen Nationalsitte begründet liege, wenn wir selbst größere Strophen nicht wieder in gleiche Zeitabschnitte zerlegen, sondern wie einen einzigen Tact betrachten, der erst in der Antistrophe sein entsprechendes Gleichgewicht findet: 'zunächst vermißt man jeden Tact; erst nach wiederholter sorgfältiger Beobachtung erkennt man, daß allerdings gewisse Zeitabschnitte zu Grunde liegen; allein diese sind größtentheils von einer solchen Länge, daß sie unserem an kleinere Abschnitte gewöhnten Ohre erst ganz versteckt bleiben, wozu allerdings noch kommt, daß sie durch ein häufiges langes Ueberhalten der Töne sehr verdeckt werden, und daß die in dieselben vertheilten Töne ohne irgend eine bestimmte Zeitbegrenzung auf einander folgen' u. s. w. Andere Bemerkungen betreffen topographische Punkte, in welcher Hinsicht das Urtheil über Kiepert's Atlas beachtenswerth ist: 'so gerne ich auch anerkenne', sagt er S. 26, 'welches Verdienst sich Kiepert durch die Herausgabe seiner Karten von Griechenland erworben hat, und um wie viel dieselben alle früheren übertreffen, so kann doch auch nicht geleugnet werden, daß diejenigen, welche sich nach seinen Karten eine in das Einzelne gehende Vorstellung von den Gebirgen Euboiäs so wie des übrigen nördlichen Griechenlands bilden

wollen nothwendig von der Wirklichkeit weit abweichen müssen' — und spricht dann S. 33 noch besonders über den Namen Drymos, der bey Kiezpert — freylich mit einem Fragezeichen — ungewis ob als Bezeichnung eines Berges oder eines Flusses oder einer Stadt stehe, während es doch aus Strabo X. p. 445 sicher sey, daß so der Berg, auf welchem Dreos lag, geheißen habe, eben deshalb aber jener Name jedenfalls an eine ganz andere Stelle zu setzen gewesen wäre. S. 57 wird auch die Lage von Herakleia aus erhaltenen Mauerstücken bestätigt und näher bestimmt; S. 64 die Trümmer des Löwen von Chaironeia erwähnt, dessen Theile so eben der Bildhauer wieder aufzusuchen und möglichst herzustellen beschäftigt sey; insbesondere aber S. 66 fgg. bey Gelegenheit des Aufenthaltes in Lebadeia über das Orakel des Trophonios eine Vermuthung aufgestellt, die, wenn sie begründet ist, die Mittheilungen von Ulrichs und Göttling sehr wesentlich ergänzen würde: 'Unmittelbar über der Quelle Herkyna erhebt sich ein hoher Felskegel, und auf dessen Gipfel die Ruinen einer mächtigen Festung, die sich durch ihre Bauart deutlich genug als ganz dem Mittelalter angehörend zu erkennen geben; in denselben aber, senkrecht über den früher erwähnten Höhlen der Herkyna, findet man eine kleine zerstörte Kirche mit Malereyen, in deren Boden zwey viereckige Löcher sind; blickt man in diese, so sieht man, daß man auf einer großen in dem Felsen mit vieler Kunst ausgearbeiteten Höhle steht, welche ganz regelmäßige Wände und Pfeiler hat, deren Boden aber einige Fuß tief mit Wasser bedeckt ist; und erinnert man sich nun des allgemein verbreiteten Gebrauches, christliche Kirchen auf die Stelle alter Heiligthümer zu bauen, und vergleicht man mit

dieser Dertlichkeit daß von Pausanias und Philostrat uns über das Drakel des Trophonius Gesagte, so kann man nicht mehr zweifeln, daß dies der noch von keinem Reisenden aufgefundene Ort ist' u. s. w. Auch über den Berg, auf welchen die Sage den Sitz der Sphinx auf dem Wege des Oedipus von Delphi über Daulis nach Theben verlegte, erhalten wir S. 72 ziemlich genaue Bestimmungen; und wenn gleich dasjenige, was er über die Topographie des Oedipus auf Kolonos sagt, theilweise auf falschen exegetischen Voraussetzungen beruht, so wird es doch einem Erklärer, der diesen Gegenstand allseitig zu beleuchten wünscht, manchen fruchtbaren Wink an die Hand geben. Nur von der fortwährenden Beziehung des *πάγος ἐπόπιος εὐχλόου Δήμητρος* v. 1600 auf die *Δημήτηρ γλῶη* am Rande der Akropolis, gegen welche sich schon Müller in dem Briefe an Forchhammer S. 22 und Ref. Quaest. Oedipod. p. 69 entschieden erklärt haben, wird inskünftige um so mehr abzustehen seyn, als Hr Stephani auch bey ihr doch mit dem Texte nicht zurecht kommt und *πηγήν* für *πάγον* zu corrigieren genöthigt ist; und ob die alternative Stellung der *πυθιαί* und *λαμπάδες ἀκταί* v. 1049 es erlaube, beide Dertlichkeiten auf derselben heiligen Straße nach Eleusis anzunehmen, scheint uns wenigstens noch nicht so unzweifelhaft wie Hn Curtius, welcher in seinen Inscr. Att. nuper repertis duodecim p. 5 das nach Reisig auch von Müller Dor. Bd. I. S. 239 und Preller de via sacra Eleusinia disp. II. p. 13 angenommene Pythion bey Dinoe auf dem Wege nach Delphi geradezu für nullum erklärt, ob schon die Vergleichung mit dem Delion bey Marathon für Philochoros Grund genug seyn konnte, auch jenes bey Gelegenheit der Tetrapolis zu erwähnen.

Ganz vorzüglich aber muß die Wissenschaft dem Verf. für die Aufmerksamkeit dankbar seyn, welche er allerwärts auf die Inschriften verwendet hat, die sich ihm auf seinem Wege darbotten und deren Facsimiles, 85 an der Zahl, fünf der beygegebenen Steindrucktafeln — die sechste enthält eine Karte des Weges zwischen Lamia und Chaironeia — einnehmen. Freylich könnte man wünschen, daß er auch sonstige Reste alter Kunst, die er z. B. S. 55, 98, 103 beschreibt, in ähnlicher Art durch Verbildlichung näher gerückt hätte; doch gibt auch schon die Bereicherung oder Berichtigung unserer epigraphischen Schätze dem Werke einen selbständigen Werth, bey welchem nur das zu bedauern bleibt, daß der Verf. nicht immer die nöthige Uebung zum ergänzenden Verständnis seiner Entdeckungen mitgebracht hat. Vor Allem zeigt sich dieses in der Kymäischen Inschrift n. 18, die jetzt aus derselben Quelle im Corp. Inscr. n. 3523, aber dergestalt abgedruckt ist, daß Herr Stephani selbst nicht in Abrede stellen wird, sie nach Form und Inhalt von Anfang bis zu Ende mißverstanden zu haben; aber auch bey n. 3 scheint er weder über den Sinn noch über die ursprüngliche Breite des Steines recht im Klaren gewesen zu seyn, und außer den lamischen Inschriften, auf die wir nachher kommen, lassen n. 9 und 85 noch ziemlich handgreifliche Verbesserungen zu. Was n. 3 betrifft, die besonders durch die Erwähnung einer abantischen Phyle in Chalkis interessant ist, so dürfte Folgendes der ursprünglichen Fassung wenigstens nahe kommen: ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος Ζώσιμον Εὐτύχου τὸν λαμπάδα(ρχον) τῆς Ἀβαντίδος (λαβόν)τα τὸ πρωτεῖον τῆς (τῶν) φυλῶν λαμπάδος (ἐν τῷ με)γάλῳ πενταετη(ρικῷ) τῶν Σεβαστήων (ἀγῶνι κτλ.): in n. 9 aber, einer Inschrift des byzantinischen Mittelal-

ters in den bekannten politischen Skazonten ist v. 3 gewiß nicht *πειρών*, was zu dem Objecte *τὸ κῦμα ῥευστὸν καὶ τὸν ἄστατον σάλον* ein schiefes Bild gäbe, sondern *πεδῶν τέχνης βία* und eben so sicher v. 5 *οἰκείοις πόνοις* zu schreiben; n. 85 endlich, wo Herr Stephani S. 103 unbegreiflicher Weise so interpungiert hat:

Ἀσώπιος, Δημόκλεια, Ἀριστοφῶν
Ἀλαιεύς, Ἀριστοδήμου, Κυθωκίδης
Κυθωκίδου

bietet offenbar nur drey Namen dar, die so zu lesen sind:

Ἀσώπιος Δημόκλεια Ἀριστοφῶν
Ἀλαιεύς Ἀριστοδήμου Κοθωκίδης
Κοθωκίδου.

Inzwischen trifft diese Rüge jedenfalls den Wf. nur als Ausleger; die Verdienstlichkeit seiner Copien als solcher leidet darunter nicht, wie denn in dem letzten Beispiele sein Facsimile selbst die richtige Form *Κοθωκίδης* darbietet; und in so fern bleiben sie immer schätzbare Beyträge zur Epigraphik, aus welchen Böckh selbst mitunter ergänzt oder berichtigt werden kann. So ist gleich n. 1 ein interessanter Nachtrag zu C. I. n. 989 sqq. indem sie ganz mit derselben Beschwörungsformel eine Weihetafel des Herodes Attikos zu Ehren seiner Gemahlin Regilla gibt; berichtigt aber wird C. I. n. 1742, wo nach Hn Stephani vielmehr so zu lesen ist: *ἐπὶ Μ(ενε)λάω Φυλῶ Καλλιδώρου*, und n. 1667, wo wenigstens so viel erhellt, daß die von Böckh angenommene Vocativform *σωτῆρος* schwerlich haltbar ist: Hr Stephani liest *χαίροις σῶτιππε*, was aber sprachlich und metrisch unmöglich ist; vielleicht *χαίροις ᾧ ἀγαπητῆ καὶ ἐν θνητοῖσι ποθητῆ?*

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 24. August 1844.

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Reise durch einige Gegenden des nördlichen Griechenlands, von Dr. Ludolf Stephani.'

Auch von C. I. n. 217. 247. 652. 789. 797 erhalten wir? S. 94 fgg. neue Vergleichen, worunter besonders die der ersten Nummer mit der Copie von Leake Travels in northern Greece n. 58, die neuerdings Keil Schol. Arat. p. 5 benutzt hat, zusammen gehalten werden muß: die Namen *Κλειθμιος Μειδωνος* hat Zener deutlicher als Hr Stephani, dagegen bestätigt letzterer B. 4 einerseits das η in 'Αργήιος, wofür er nur 'Αορηιος gelesen hat, und andererseits die Unleserlichkeit der Flexions sylben nach *HT*, so daß fortwährend ηύλει mindestens eben so berechtigt als Leakes ηύληος seyn wird. Von solchen Inschriften endlich, die bey Böckh noch nicht stehen, sind vor allen die lamischen hervor zu heben, die allein schon hinreichen würden, diesem Büchlein die Aufmerksamkeit des Alterthumsforschers zuzuwenden.

Der größere Theil derselben ist zwar schon in der athenischen *Ἐφημερίς ἀρχαιολογική* vom Jahre 1838 veröffentlicht und sechs davon inmittelst auch in Curtius Anecd. Delph. p. 14 wegen des mit den delphischen Manumissionsurkunden verwandten Inhalts abgedruckt worden; ihre Gesamtzahl aber beläuft sich bey Hr Stephani auf siebenzehn, worunter allerdings auch Ehrendecrete und Grabschriften begriffen sind, und wenn gleich Hr Curtius p. 16 wenigstens die Monatsnamen, die wir aus diesen Inschriften kennen lernen, vollständig nach der *Ἐφημερίς* angegeben hat, so bietet auch gegen diese Hr Stephani eine Vermehrung von zweyen dar, so daß wir von Lamia jetzt nachst Athen und Macedonien den vollständigsten Kalender besitzen, dessen Anfang und Reihenfolge sich auch mit ziemlicher Sicherheit aus den vorliegenden Actenstücken ermitteln läßt. Doch über diesen Gegenstand hat Ref. theils de anno Delphico p. 28, theils in der demnächst erscheinenden Abhandlung über griechische Monatskunde weiter gesprochen, und bemerkt nur noch einstweilig, daß die a. a. D. gegebene Tabelle vielleicht auch so modificiert werden kann: 1) Βώμιος, 2) Ἄρεος, 3) Γενσιός, 4) Θριξάλλιος, 5) Χρυταῖος, 6) (Κ)ρόνος? 7) Λύκεος 8) Ἴπποδρόμιος, 9) Πάναμος, 10) ungewiß, 11) Ἀπελλαῖος, 12) Βουκάτιος: dagegen ist hier allerdings die glänzende Bestätigung nicht zu übergehen, welche eine Vermuthung Niebuhrs über den Gewinn aus der armenischen Chronik des Eusebius in s. Kl. Schriften Bd I. S. 245 durch eine dieser Inschriften erhalten hat. Unter den Strategen des befreiten Thessaliens nach Flamininus nämlich zählt Eusebius auch einen Theodorus Alexandri F. Argivus auf, dessen Gentilname mit Recht Bedenklichkeit erregt hat;

Niebuhr rieth auf die Stadt Atrox, die nach Steph. Byz. das *ἔθνικόν Ἀτροάκιος* bildete, von Manchen aber auch mit *γ* flectiert ward; und wirklich lesen wir jetzt bey Hr Stephani n. 27: (*στραταγέοντος*) *τῶν Θεσσαλῶν Θεοδώρου τραγίου*, wo demzufolge ganz unbedenklich *Ἀλεξάνδρου Ἀτραγίου* zu ergänzen seyn wird. Auch was Niebuhr weiter bemerkt, daß mit dem Verzeichnisse des Eusebius die Zahl der Strategen keinesweges erschöpft sey, findet sich durch die Ueberschriften von n. 20 und 22 bestätigt, deren jene einen *Ἀγαθάνωρ . . υδαμάντος Γομφεύς*, diese nach Hn Curtius unzweifelhafter Ergänzung einen *Ἰσαγόρας Λυσάνδρου Λαρείσιαιος* darbietet; nur in n. 19, wo Hr Stephani *στραταγέοντος Ν ος Λεοναίου* liest, sein Facsimile aber nur *. . . αγεοντος νων ος λεονιου* gibt, dürfte mit derselben Wahrscheinlichkeit schon einer der Pheräer, welche Eusebius nennt, Pausanias Echecratis, Laontomenes Damothonis, oder Pausanias Damothonis substituiert werden können. Von sonstigen Ergänzungen hat bereits Curtius das obige *υδαμαντος* richtig *Κλυδάμαντος* und eben daselbst 3. 2 *ἀπελεύθεροι δωκότες* und 3. 5 *Πύθωνος τοῦ Ἀντιμάχου*, desgleichen n. 22 3. 2 und 11 *Νικαισιβούλου* gelesen; eine ziemlich sichere glauben wir auch zu n. 17 vorschlagen zu können, wo einer *. . . ανα Ἀμύντα Σμυρναία ἐξ Ἰωνίας ποιήτρια* wegen der Gedichte, die sie auf das Volk der Aetolier und die Vorfahren des Demos gemacht hat, sammt ihren *ἐκγόνοις* Proxenie und die sonst mit dieser verknüpften Privilegien ertheilt werden; darauf folgt nach einer Lücke noch einmahl: *τας καὶ ἐκγόνοις αὐτοῦ προξενίαν, πολιτείαν* u. s. w., unstreitig: *εἶναι δὲ καὶ τῷ δεῖνι ἀδελφῶ αὐτᾶς*

καὶ ἐκγόνοις κτλ. Mit kleineren Verbesserungen, wie n. 31 Σωσιπαιτρος für Σωσιπάτιος, wollen wir unsere Leser nicht aufhalten; wohl aber wünschten wir, daß der schöne Stoff, der hier für die innere Kenntniß lamischer Zustände vorliegt, einen jungen Philologen bestimmen möchte, diese Stadt, die schon durch ihre Lage keine unwichtige Stelle in Griechenland einnimmt, hinsichtlich deren aber die alte Geographie noch nicht einmahl enig ist, zu welcher Landschaft sie gehört habe (vergl. Müller zur Karte des nördlichen Griechenlands S. 10 und dagegen Kriegel de Maliensibus p. 34), zum Gegenstande einer monographischen Forschung zu machen.

K. Fr. H.

B e r l i n .

Verlag von Veit und Comp. 1841. Die Elemente der Joachimischen Constitution vom Jahre 1527. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Deutschen Rechts von Dr Ludw. Eduard Heydemann, Königl. Kammergerichts = Assessor und Privatdocenten (jetzt außerordentl. Professor) an der Universität zu Berlin. XXIII und 416 Seiten in Octav.

Bey Anwendung particularrechtlicher Vorschriften ist kein Satz mehr in dem Munde der Juristen, als daß die Particularrechte aus dem gemeinen Rechte zu erklären seyen. Dieser an sich ganz richtige Satz ist aber, besonders in früheren Zeiten, leider oft ganz falsch angewandt, und dadurch jenen Vorschriften ein Sinn untergelegt, der ihnen in der That ganz fremd ist. Das Mißverständniß beruht darauf, daß man bey Anwendung desselben unter dem gemeinen Rechte nur die fremden Rechte, insbesondere das Römische Recht ver-

steht, während doch das eigenthümliche deutsche Recht eben so gut die Grundlage unserer Particularrechte bildet. Belege hierzu enthält die vorliegende Schrift in Menge. So z. B., um nur einen anzuführen, hat die Joachimische Constitution das ältere deutsche Recht, welches bekanntlich auch in der geraden Linie kein s. g. Repräsentationsrecht anerkannte, in so fern beybehalten, daß sie nur die Kindeskinde mit den noch lebenden Kindern zugleich zur Succession beruft, den entfernten Descendenten des Erblassers aber ausdrücklich das Repräsentationsrecht versagt. Die Praxis von dem Grundsätze ausgehend, daß die Particularrechte aus dem Römischen Rechte zu erklären seyen, hat aber dies ganz unbeachtet gelassen, und gestattet dem klaren Buchstaben des Gesetzes zuwider den Descendenten des Erblassers in infinitum das Repräsentationsrecht. — Seitdem man eingesehen hat, wie falsch es sey, die Particularrechte bloß den Grundsätzen des Römischen Rechtes gemäß auszulegen, ist man schon mehrfach bemüht gewesen, in unseren deutschen Rechtsquellen dasjenige, was dem Einfluß des fremden Rechtes beyzumessen ist und daher allein aus diesem erklärt werden darf, von den echt deutschen Bestandtheilen derselben, die den Grundsätzen des deutschen Rechtes gemäß ausgelegt werden müssen, auszusondern. Indessen hat man dies Verfahren bisher weit mehr auf die älteren Rechtsquellen angewandt, als auf die jetzt geltenden, während es doch bey diesen noch von weit größerer Wichtigkeit und für die Praxis unentbehrlich ist. Es ist daher ein sehr verdienstvolles Unternehmen des Verfs der gegenwärtigen Schrift, daß er in derselben eins der wichtigsten Gesetze für die Mark Brandenburg, die s. g. Joachimische oder Märkische Con-

stitution, welche, da in der Preussischen Monarchie die Particularrechte neben dem Allgemeinen Landrechte beybehalten sind, noch jetzt die Hauptquelle für die Beurtheilung der dortigen erbrechtlichen Verhältnisse bildet, auf ihre Elemente zurück zu führen, und auf diese Weise die wahre Bedeutung der einzelnen Bestimmungen derselben fest zu stellen gesucht hat.

Mit dieser Constitution verhält es sich aber folgendermaßen. Nachdem das Römische Recht in der Mark mit dem einheimischen Rechte schon längere Zeit gekämpft und das letztere allmählich immer mehr in den Hintergrund gedrängt hatte, wurde es in einer Ordnung, welche Kurfürst Joachim I. für sein Kammergericht im Jahre 1516, oder vielleicht auch erst im Jahre 1526 erließ, förmlich als gemeines subsidiarisches Recht für die Mark Brandenburg anerkannt, jedoch mit Ausnahme des Erbrechtes, in welchem es bey den alten Gesetzen und Gewohnheiten bleiben sollte. Aber auch das Römische Erbrecht wurde bald darauf aufgenommen, und zwar in weit größerer Ausdehnung, als das übrige Römische Recht, indem die Römischen Gesetze über das Erbrecht eine nicht bloß subsidiarische, sondern principale Geltung haben, und das Gewohnheitsrecht, mit Ausnahme des in Betreff der Ehegatten-Erbfolge geltenden, beseitigen sollen. Dies nun geschah durch jene Constitution, welche am 9. October 1527 von dem erwähnten Kurfürsten, von welchem sie auch ihren Namen führt, mit Einwilligung der Landstände erlassen wurde. Leider ist sie aber gerade in dem, was sie von dem Gewohnheitsrechte beybehielt, über die Maßen dunkel, indem sie, wie nach dem Märkischen Rechte die Ehegatten succedieren, als be-

kannt voraus setzt, und die Succession derselben gewissermaßen nur beyläufig berührt, während diese doch gerade die schwierigste und eigenthümlichste Seite des Märkischen Erbrechtes bildet. Der Vf. hat daher mit Recht der ersten Abtheilung seiner Schrift, in welcher er die deutschen Elemente jener Constitution entwickelt, bey weiten den größten Raum gewidmet, ohne deshalb in der zweyten Abtheilung, in welcher er sich mit der Entwicklung der Römischen Elemente derselben beschäftigt, zu kurz zu seyn. Als Anhang hat er seiner Schrift eine Abhandlung über den erst im zweyten Jahrzehend dieses Jahrhunderts untergegangenen Brandenburgischen Schöppenstuhl hinzu gefügt, welche in so fern mit dem Hauptgegenstande derselben in Verbindung steht, als der fünfte Titel der Joachimischen Constitution der feyerlichen Bestätigung des alten Brandenburgischen Schöppenstuhls gewidmet ist. Es ist diese Zugabe um so schätzenswerther, als der Verf. in derselben mit Hilfe von reponierten Acten des Kammergerichts zu Berlin und des königlich Preussischen Justizministeriums bisher noch nicht zur öffentlichen Kenntniss gekommene Aufschlüsse über die Art und die Zeit des Unterganges jenes Schöffenstuhls gibt. — Was die vorliegende Schrift besonders auszeichnet, ist eine sehr genaue Kenntniss des in der Mark Brandenburg geltenden Rechtes und eine überaus gründliche, oft fast etwas zu sehr gedehnte Behandlung des betreffenden Gegenstandes. Dabey leistet sie in der That weit mehr, als der Titel andeutet, indem der Verf. nicht allein die Joachimische Constitution auf ihre Elemente zurück führt, sondern sich auch auf die manigfaltigen Controversen, welche bey Auslegung derselben entstanden sind, einläßt, und erörtert, ob und in wie weit die

in ihr enthaltenen Sätze noch heut zu Tage anwendbar sind. Auf diese Weise hat er in diesem Werke außerordentlich Vieles zur richtigen Auffassung und Anwendung des Brandenburgischen Particularrechtes beygetragen. Aber auch dem deutschen Rechte überhaupt hat er durch dasselbe Nutzen geschafft. Zwar ist durch ihn nicht der eine oder der andere Punct der deutschen Rechtswissenschaft aufgeklärt oder neu begründet worden; vielmehr wendet er nur schon die längst bekannten Sätze auf seinen Gegenstand an. Allein für die practische Anwendbarkeit des deutschen Rechtes ist sein Werk von der größten Wichtigkeit, indem sich darin eine Masse von Belegen für die Behauptung findet, daß in unserem heutigen Rechte noch außerordentlich Vieles vorkommt, was man bisher entweder aus dem Römischen Rechte hat ableiten wollen, oder auch als ein in der Praxis einmahl geltend gewordenes Mißverständnis desselben betrachtet hat, während es der That nach mit den älteren deutschen Rechtsätzen aufs Engste zusammen hängt. Denn je mehr dieses erkannt wird, um so mehr muß auch die practische Anwendung des deutschen Rechtes wieder Leben gewinnen, und es die Anwendung des Römischen Rechtes in die gehörigen Schranken zurück drängen. Wir möchten in dieser Beziehung das deutsche Recht mit einem kräftigen Eichenstamme vergleichen, neben welchen man Staliänische Pappeln gepflanzt, und, um Raum für diese zu gewinnen, allmählich ihm einen Ast nach dem anderen genommen hat, dergestalt daß er dadurch in den Augen des großen Haufens schon als verdorrt erschien, welcher aber durch geschickte Behandlung auf einmahl wieder neues Leben gewinnt, und, indem er einen Ast nach dem anderen treibt, für jene Pappeln nur noch da Platz läßt, wohin

seine Zweige nicht reichen. Da die Grundsätze des noch heut! zu Tage geltenden deutschen Rechtes größtentheils dem Particularrechte angehören, oder doch sich an particularrechtliche Institute anschließen, so müssen, wenn dem deutschen Rechte wieder die ihm gebührende Geltung verschafft werden soll, zu der Bearbeitung des gemeinen deutschen Rechtes nothwendig Bearbeitungen der einzelnen noch geltenden Particularrechte von des deutschen Rechtes kundigen Verfassern hinzu kommen. Wo nicht etwa wie in Württemberg und Sachsen für das ganze Land gültige Rechtsquellen mit einer, wenigstens zum Theil echt deutschen Grundlage vorhanden sind, wird sich jener Zweck schwerlich schon jetzt durch eine Bearbeitung des im ganzen Lande geltenden Particularrechtes erreichen lassen. Vielmehr muß man hier mit der Bearbeitung des Particularrechtes einer einzelnen Provinz, wie in dem vorliegenden Werke, oder auch nur des Particularrechtes einer einzelnen Stadt den Anfang machen, da in solchen Ländern das, was von dem deutschen Rechte noch in dem ganzen Lande gilt, im Verhältnis zu dem, was sich in kleineren Bezirken erhalten hat, nur gering seyn wird. Leider ist aber gerade in diesem Stücke bisher noch wenig geschehen, und es ist sehr zu beklagen, daß so manche, eine Masse echt deutschen Rechtes in sich enthaltenden Rechtsquellen, wie namentlich das Lübbische Recht, noch heut zu Tage nach der Erklärung angewandt werden, welche ganz in den Römischen Rechtsansichten befangene Rechtsgelehrte, zu welchen auch der berühmte Commentator des Lübbischen Rechtes, Mevius nicht weniger, als alle seine Zeitgenossen gehört, ihnen gegeben haben. Erst wenn man auch auf diese Weise das deutsche Recht gehörig bearbeitet, und so gewis noch

viele jetzt noch unbemerkt da liegende Goldkörner ans Tageslicht gefördert haben wird, läßt sich wünschen, daß man an die Abfassung eines Gesetzbuches denke. Es wird dann aber auch nicht fehlen können, daß man manchen deutschen Rechtsatz, welcher sich vielleicht nur an einem einzelnen Ort erhalten hat, wieder Giltigkeit für das ganze Land beylegt, weil er dem Rechtsgefühl und den Bedürfnissen des Volkes mehr entspricht, als das bis dahin in diesem geltende gemeine Recht, ganz so wie man bey Abfassung des Code Napoléon nicht selten das bis dahin nur in den Coutumes einzelner Provinzen oder Städte sich findende Recht aus gleichem Grunde zu einem Recht für ganz Frankreich erhoben hat. Sene Arbeit müssen aber vorzugsweise in die Praxis auf die eine oder die andere Weise eingeweihte Rechtsgelehrte übernehmen, da ein bloßer Theoretiker selten die Mittel besitzen wird, um sich die hierzu erforderlichen Kenntnisse zu verschaffen, und eben so oft ihm ganz der Sinn für dergleichen Studien fehlt. Es besaß daher der Verf. der vorliegenden Schrift, da er Theoretiker und Practiker zugleich ist, ganz die Eigenschaften, welche zu einer solchen Arbeit erforderlich sind, und wir können sie mit voller Ueberzeugung als ein Muster für Arbeiten dieser Art empfehlen. Sehr zu bedauern ist es, daß er seinem Werke nicht wenigstens ein Quellen-Register hinzu gefügt hat, da es bey den vielen Stellen aus den verschiedenartigsten Rechtsquellen, die er in demselben oft nur beyläufig erklärt, hierdurch sehr an Brauchbarkeit gewonnen haben würde. Auch wird das Nachschlagen sehr durch den Mangel von Columnen-Titeln erschwert. — Gewissermaßen als ein Vorläufer zu dem vorliegenden Werke kann desselben Verfassers Inaugural-Dissertation: De

iure successionum ex statutis Marchicis antiquioribus (Berolini 1840. 8.) betrachtet werden, auf welche wir hier nachträglich aufmerksam machen.
Kraut.

L e i p z i g,

bey K. Fr. Köhler 1844. Die rechte Union. Eine offene Erklärung von Dr. H. C. F. Guericke, Professor der Theologie zu Halle. 23 S. in Octav.

Vorstehendes Schriftchen ist nach der Lage der Verhältnisse gewis Manchem sehr unerwartet gekommen. Der Mann, der nächst Scheibel sich als den entschiedensten Gegner der Union bewiesen, zeigt in ihm nicht nur die Nothwendigkeit der Union, sondern er vertheidigt sie. Seine Hauptgründe sind die, daß die lutherische und die reformirte Kirche von je Eins gewesen, Rom gegenüber, daß Rom sie auch seinerseits so angesehen, daß man sie im Westphälischen Frieden politisch so ansah, daß keine von den theologischen Bewegungen in der anderen Kirche, weder auf dogmatischem noch auf practischem Gebiete, unberührt geblieben, vielmehr und namentlich in neuerer Zeit, jede von den destructiven, wie conservativen Bestrebungen in der anderen aufs tiefste erschüttert oder glücklich erregt und gestärkt worden sey, wozu endlich die Union als Factum komme, welcher nur der 'Separatismus' widerstreben könne. Diese Betrachtungen sind nun freylich nicht neu, und schon lange (namentlich von Pischon, auch vom Referenten) so ausgesprochen gewesen, eben so wenig der Vorschlag des Verfs einer Union auf Grund der Conf. Aug. v. 1530. Dazu lassen die Clauseln, welche der Verf. für die Union macht, daß sie den 'wesentlichen Grundsätzen' der lutherischen Kirche

nicht widersprechen dürfe, keine positiv antilutherische Lehre im Abendmahl, über das Schlüsselamt, keine Verpflichtung auf das Gemeinsame der Bekenntnisse, keine Subsumtion beider Bekenntnisse unter eine unvermittelte und unvermittelbare Einheit u., gerechten Grund zur Befürchtung übrig, daß dogmatisch die wahre Einigung in der vom Verf. vorgeschlagenen Weise nicht wohl zu erreichen sey. Wir unsererseits sehen in der Union der reformierten und lutherischen Kirche und deren Fortbildung und Fortentwicklung zur wahren (evangelisch-) katholischen Kirche eine Lebensfrage und das alleinige Heil des evangelischen Bekenntnisses, wenn wir die politisch-kirchliche Seite der Frage betrachten, und halten in der dogmatischen allerdings eine Verständigung für möglich. Aber eben so entschieden achten und ehren wir die Ueberzeugung der so genannten starren oder Alt-Lutheraner, gern bekennend, daß sie kirchenrechtlich in gutem Rechte sind, daß Gewalt gegen sie das beklagenswertheste Mittel zur Union gewesen, und daß der Segen ihrer Renitenz und zwar ein großer Segen darin gelegen und liege, daß man die Union nicht ohne Bewußtseyn des wahren Werthes der Differenz vollziehen könnte und vollziehen dürfe.

Je mehr wir aber, wie das Streben der ganzen Parthey, auch bey abweichender Ansicht über die Wichtigkeit der Differenzpunkte, so auch den Charakter und die offene glaubensmuthige Haltung der Führer, und namentlich auch des Verfassers, achten, um so mehr freuen wir uns über die vorstehende Erklärung des Verfassers. Sie beweiset, daß auch das strengste (alt-) lutherische Gewissen durch die Macht der Ereignisse und die factische

Fortentwicklung der kirchlichen Verhältnisse über sich selbst hinaus getragen wird, und daß — wo einzelne nach einzelnen überschätzten Momenten ihrer subjectiven Ansicht sich nicht mit neuen Entwicklungen befreunden können, — eine höhere Hand nach den practischen Momenten das Gute gedeihen läßt, und der Subjectivität nur übrig bleibt, sich mit der Objectivität der real gewordenen Idee wieder auszugleichen. Köllner.

L e i p z i g.

In Commission bey Eduard Kummer 1843.
Erklärungsversuch einer noch nicht bekannt gemachten Abraxas = Gemme. 15 Seiten in groß Quart.

Diese kleine Schrift, ein Brief des Hn Staatsraths und Ritters Carl Morgenstern zu Dorpat an Hn Staatsrath und Ritter Johann Friedrich von Recke in Mitau, zeichnet sich eben so wohl durch Umsicht der Forschung aus, als sie ein seltenes Zeichen eines auch in höherem Alter und in ehrenvoller Muße jugendlich thätigen Strebens für die Wissenschaft ist.

Wo sich das Original der in der Schrift erläuterten, auf dem Titelblatte abgebildeten Gemme, eines Doppelintaglio, wie der Hr Vf. mit Recht behauptet, befindet, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Die Hn Morgenstern vorliegende Gypsform erstand einst Hr von Recke in Dresden aus einer Doubletten = Versteigerung der königlichen Kunstsammlungen. Inzwischen gab ein dabey liegender Zettel über Fundort und Beschaffenheit der Gemme in folgenden Worten Auskunft: 'Abdruck eines Steins, welcher bey Pleskau in Livland (so!) im Ucker gefunden worden; er war gelb, halb durch-

sichtig, dem Bernsteine ähnlich und sieben bis neun Linien dick.' Wir haben es nach des Hn Verfassers unzweifelhaft richtiger Bemerkung mit einem gnostischen Denkmahl zu thun, welches nach der Bellermannschen Charakteristik nicht sowohl Abraxas als Abraxoid zu nennen wäre, und, wie auch die eben angegebene Farbe wahrscheinlich macht, einst als Amulet diente. Als der Ort, woher die Gemme stamme, wird Alexandria vermuthet, als die Zeit, in welcher sie gearbeitet worden seyn möge, das vierte Jahrhundert nach Chr. Geb. angenommen. Letztere Annahme basiert einzig auf der Hauptdarstellung der Gemme einerseits und der Kunde von der enthusiastischen Verehrung des Helios durch den Kaiser Julianus andererseits, dessen hoher Geist nach des Herrn Verfassers Ueberzeugung 'bey seinem Helios vor Allem an den höchsten Urgott, übrigens in Verbindung mit der Götter- und Dämonenschaar im Reflex der in seiner Zeit vorzüglich von Alexandria aus verbreiteten Emanationslehre,' dachte. Indessen gesteht der ehrwürdige Veteran selbst ein, daß in Hinsicht der nicht schlechten Zeichnung und Gravierung der Figuren und der Bilderschrift das Werk sich wohl anderthalb hundert Jahre hinauf rücken ließe. Die Darstellungen auf unserer Gemme sind folgende: Auf der vorderen Seite finden wir 'zu oberst einen Profilkopf des Helios, dessen Haarwulst von sieben Strahlen umgeben, und dessen Büste von einem nach oben offenen Halbmond geschlossen ist. Unmittelbar darunter erscheint ein Adler mit aufgeschlagenen Flügeln, auf dessen Haupte sich eine runde Scheibe oben mit zwey Federn, auf jeder von beiden Seiten aber mit einer hornförmigen Krümmung befindet, und zwar so, daß auf jeder der beiden Seiten des in Profil gesehenen Adlerkopfes drey

Pfeile hervor gehen, die somit eine Art von Nimbus oder aureole um dasselbe bilden. Auf jeder von beiden Seiten des frey, ohne Basis, dastehenden Königes der Vögel erblickt man neben ihm eine ihm zugewandte, mit einer Windung sich empor ringelnde Schlange.' Auf der Dicke des Steins sind einige Schriftzeichen eingegraben, in welchen der Hr Verfasser mit Scharffsinn jenes allbekannte IAW sucht. Besonders reich an Zeichen ist die Rückseite. Darunter ist, wie auf Werken dieser Art nicht selten, Räthselhaftes und Unverständliches. Anderes hat durch die Gelehrsamkeit und den Scharfblick des Erklärers eine wahrscheinliche Deutung erhalten. So erkennt Hr Morgenstern die Zeichen der Trias, Heptas und Pentas, das Fünfeck bey oder auf einer geraden Linie, das gehenkelte Kreuz, die Zodiakalzeichen der Herbstmonate, Waage, Skorpion, Schütze und überdies das des Steinbocks.

D o r p a t,

bey Fr. Kluge. 1844. Die Quellen des Revaler Stadtrechts. Herausgegeben von Dr F. G. von Bunge. Dritte Lieferung: Ordnungen des Rathes der Stadt Reval (Schluß). XII und Seite 321 bis 511.

Ueber die beiden ersten Lieferungen dieses Sammelwerkes wurde im 88. Stück unserer Anzeigen berichtet. Mit der 3. Lieferung ist der erste Band der Quellen des Revaler Stadtrechts geschlossen, dessen Haupttitel auch hier beygegeben ist.

Nach dem Vorworte des Herausgebers soll der 2. Band enthalten: die Schragen der wichtigsten Corporationen (namentlich der großen und der St. Ganutigilde, so wie des Schwarzenhäuptercorps), die Verträge zwischen Rath und Bürgerschaft, die landesherrlichen Privilegien und die übrigen für Reval erlassenen singulären Gesetze. Die verheißene Ein-

leitung (Geschichte sämmtlicher Revaler Rechtsquellen) soll, so wie ein alphabetisches Register, dem 2. Bande beygegeben werden.

Die Sammlung wird für Reval große Vollständigkeit erhalten, da der Herausgeber seinen Wohnsitz in dieser Stadt genommen und (als Syndicus) in den Rath eingetreten ist, in welcher Stellung ihm das reichste Material zu Gebote steht; doch der ursprüngliche umfassendere Plan der damahls als Professoren vereinigten Herausgeber (Bunge und von Madai) zu einer Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Esth- und Curlands scheint aufgegeben zu seyn.

Die vorliegende 3te Lieferung enthält, nach dem Schlusse des Berichtes des Rathes über das gerichtliche Verfahren vom 8. Nov. 1784: N. Kastenordnungen (aus dem 16. und 17. Jahrhundert). O. Instructionen für die Vorlegungskammer, bis zur Allerhöchsten Genehmigung. P. Handelsordnungen (aus dem 17. und 18. Jahrhundert). Q. Reglement für die Handwerksämter der Gouvernementsstadt Reval vom 19. September 1822, mit Anhängen. R. Bauordnung für die Stadt Reval und deren Vorstädte vom 14. April 1825. S. Feuer- und Brandordnung vom 14. August 1825.

Wenn auch viele der in dieser Sammlung enthaltenen älteren Verordnungen und Gesetze nicht ausdrücklich aufgehoben sind, so gelten sie doch gewis de facto nicht mehr. Wir führen nur eine Stelle an aus der Gemeinen Gotteskastenordnung S. 357: ‘. . . Ueber vorgesezte Stipendiaten sollen 6 Knaben, so der Unteutschen und Schwedischen Sprache kundig, zur Beförderung der Kirchenceremonien angenommen, in der Schule fleißig unterwiesen und alle Vierteljahr mit 1½ Thaler nebst freyer Institution verehret, und ins Künftige, ihrer Qualität nach, weiter befördert werden.’

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

157. Stück.

Den 26. August 1844.

Z ü r i c h,

bey S. Höhr und Meyer und Zeller 1844. Archiv für Schweizerische Geschichte herausgegeben auf Veranstaltung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Zweiter Band. XXXVII und 414 Seiten in Octav.

Wir haben in diesen Blättern (Jahrgang 1843. St. 208. S. 2070 fgg.) die Erscheinung des ersten Bandes dieses Archives begrüßt, und den zweyten Band für die erste Hälfte des vorigen Jahres angekündigt. Die Redaction und Herausgabe desselben wurden aber aus verschiedenen Ursachen, hauptsächlich durch die eintretende Krankheit eines Mitarbeiters, nachdem die aufzunehmenden Stücke schon bestimmt waren, um einige Monate verspätet.

Dieser Band enthält —, außer der Vorrede des Hn Prof. J. J. Hottinger, dem Protocoll der zu Basel am 20. Herbstmonat 1843 gehaltenen Versammlung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, den (sechs) Berichten der

Cantonalgesellschaften, dem Arbeitsplane für die Regesten und der Fortsetzung des Verzeichnisses der Mitglieder — die eigentlichen historischen Materialien, nämlich:

1) Eine Arbeit des Herrn Baron Fr. von Gingins-La-Sarraz unter dem Titel: Développement de l'indépendance du Haut-Vallais et conquête du Bas-Vallais (S. 1 — 26). Walthers von Supersax (auf der Flue) Besteigung des bischöflichen Stuhles in Sitten bezeichnet den Anfang einer neuen Periode in der Geschichte von Wallis. Unter der festen und weisen Regierung dieses Prälaten entwickelte sich die Nationalität der Walliser, und indem diese das Joch der Schirmvogten, unter welcher das mächtige Savoyen sie bisher gehalten, abschüttelten, erhob sich ihr Land zum Range eines Freystaates. Seine bis dahin schwankenden Verhältnisse zu den Eidgenossen dauerten in der Folge ohne Unterbrechung fort, und bereiteten dessen Aufnahme in den Bund vor.

Ueber diesen wichtigen Moment der Geschichte von Wallis, so wie über dessen Verhältnisse, sey es zu den Cantonen der Schweiz, oder zu den angrenzenden Staaten, besaß man bis jetzt bloß unvollständige und zum Theil unzuverlässige Berichte. In dieser Hinsicht bot die allgemeine Geschichte der Eidgenossenschaft zahlreiche Lücken dar, welche der durch mehrere gediegene Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte rühmlichst bekannte Hr von Gingins theilweise auszufüllen unternahm. Dieser ausgezeichnete Gelehrte gibt uns im gegenwärtigen Bande des 'Archives' die erste Hälfte einer interessanten Abhandlung über die frühere Geschichte von Wallis, nämlich über den politischen Zustand des bischöflichen Wallis vor der Erhebung des Bischofes Walthers von Supersax, — welcher

beträchtliche, bis jetzt nicht veröffentlichte Urkunden als Belege beygefügt sind, die über das besprochene Moment der Geschichte von Wallis ein helleres Licht verbreiten. Die zweyte Hälfte, nebst urkundlichen Beylagen, ist dem dritten Bande des Archives aufgespart.

Die weltliche Herrschaft der Bischöfe von Sitten bestand ursprünglich aus einer Zusammensetzung verschiedener, in Ober- und Nidewallis zerstreuter Lehenbesitzungen, welche, weit entfernt ein geschlossenes Territorium zu bilden, durch die mittelbar oder unmittelbar von Savoyen abhängenden Lehen von einander getrennt und durchschnitten waren. Die Mischung von Gerichtsbarkeiten in Bezirken, welche in dem Gebiete von zwey verschiedenen Oberherren an einander grenzten, oder sogar in einander eingeschlossen waren, konnte nicht anders als dem Lande und dessen Bewohnern äußerst nachtheilig seyn. Der scharfe Blick des Grafen Peter von Savoyen, den man nicht ohne Grund *le petit Charlemagne* genannt hat, durchschaute leicht die Vortheile, welche aus einer Vertauschung mit dem Bischofe von Sitten entspringen könnten, und traf 1260 mit demselben einen Vergleich, der jedoch 1268 durch seinen Nachfolger, den Grafen Philipp, mit Zustimmung des Prälaten aufgehoben ward. So blieb noch über ein Jahrhundert bey dem Alten, bis der Vertrag von 1384, welchen der von 1392 bestätigte, dem Uebelstande abhalf. Durch diesen Vergleich, der von beiden Fürsten, nicht ohne Zustimmung und Mitwirkung der dabey betheiligten Landesgemeinden, getroffen wurde, trat der Bischof mit seinem Domcapitel die alten Rechte auf die kirchlichen Besitzungen in Unterwallis und Chablais dem Grafen von Savoyen ab, der seinerseits auf die Lehen seines

Hauseß in Oberwallis verzichtete. So wurde gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts Wallis sowohl geographisch als politisch in zwey Theile abgetheilt.

Aus der neueren Geschichte der Walliser läßt sich leicht vermuthen, daß die erwähnte Trennung ihres Landes in zwey, in Hinsicht des Umfangs, der Politik und der Sprache, ungleiche Theile, zu wiederholten Reibungen Anlaß gab. Wirklich entstand in jedem Theile eine vorherrschende Partey, welche ihren Einfluß im ganzen Lande zu gründen suchte. Die bischöfliche oder savoyische, auch die romanische Partey genannt, fand in Bern und den westlichen Cantonen Unterstützung; die patriotische oder deutsche Faction hingegen hatte die Waldstätte auf ihrer Seite. Die sich entgegen wirkende Gemischung der Eidgenossen in die Angelegenheiten der Walliser war nicht dazu geeignet die Erbitterung zu besänftigen und einen fortdauernden Frieden zu stiften: sie nährte vielmehr das Feuer des Bürgerkriegs. — Der Verfasser der Abhandlung, welcher wir Einzelnes entnommen, um unsere Leser auf deren Werth aufmerksam zu machen, hat in derselben die Verhältnisse von Wallis zu Bern, zu den vier alten Orten und zu Mailand, aus einander gesetzt und urkundlich beleuchtet. Durch die Entwirrung der früheren, sehr verwickelten Zustände von Wallis, so wie durch die Erörterung der Rechte, welche der Bischof von Sitten, einerseits, und der Graf von Savoyen, andererseits, in demselben ausübten, hat sich Hr von Gingins den verbindlichsten Dank der Geschichtsfreunde erworben.

Auf diese Arbeit folgen, S. 29 — 176:

2) Regesten des Archives der Stadt Baden im Aargau, zusammen getragen durch

Hn Carl von Reding, alt = Reg. Rath in Baden, umgearbeitet und heraus gegeben durch Hn Th. von Mohr, alt = Bundesstatthalter von Chur. Diese Arbeit enthält in gedrängter Kürze den Hauptinhalt von 543 Urkunden, von 1286 bis 1520. Ihr ist ein Personen = und ein Ortsregister beygefügt S. 177 — 198.

3) Urkunden oder Beylagen zu der Abhandlung des Hn von Gingins S. 201 — 248.

4) Facsimile von Bruder Clausens Dankschreiben von St. Barbarentag 1482. Mitgetheilt und mit Erklärung begleitet von J. Amiet, Fürsprech und Notar in Solothurn S. 249 — 269.

‘Veranlaßt durch ihren verdienstvollen Vorsteher ließ die geschichtsforschende Gesellschaft in Verbindung mit der antiquarischen Gesellschaft in Zürich zu Solothurn ein Facsimile des in neuerer Zeit viel besprochenen Dankschreibens des sel. Bruders Nicolaus von Flue verfertigen.’ Es mag für die Eidgenossen erfreulich seyn zu vernehmen, daß der in Bullingers Historien der Stadt Zürich mitgetheilte Brief von Bruder Claus noch in Originali existiert. Diese schätzbare Reliquie liegt jetzt im Staatsarchive des Cantons Solothurn. Der Brief ist auf Papier geschrieben, seit langer Zeit aber auf ein Pergamentblatt und dieses wieder auf ein dünnes, tannenes Brettchen geklebt, so daß die ursprüngliche Ueberschrift nicht mehr ermittelt werden kann. — Mehrere Schriftsteller, unter andern Busfinger und J. v. Müller, behaupten Nicolaus von der Flue habe weder schreiben noch lesen können. Hr Amiet hat die doppelte Frage, an welchen Stand das Schreiben gerichtet, und ob es von Bruder Clausens eigener Hand sey, einer neuen Prüfung unterworfen. Da Bern, nach der Tag=

sagung in Stanz, dem Eremiten einen Brief mit einer Gabe an seine Capelle überbringen ließ, und ihrerseits Solothurn und Freyburg ihm auch jeder ein Dankschreiben mit einem Geschenke übersandten, als Anerkennung für die wichtigen Dienste, welche er der Eidgenossenschaft, und ihnen insbesondere erwiesen hatte, da sie durch seine Fürsprache in den Bund aufgenommen worden, so ließ sich vermuthen, daß Dankschreiben des frommen Unterwaldners, in welchem die Eidgenossen wiederholt zur Erhaltung des Friedens ermahnt werden, sey nicht speciell an diesen oder jenen Stand gerichtet, sondern für die oben erwähnten bestimmt gewesen, welche es einander mittheilen sollten. Hr Amiet ist, aus mehreren Gründen, der Ansicht, der Brief sey an Bern gerichtet gewesen, von der dasigen Obrigkeit den Solothurnern zur Einsicht übersandt, hingegen niemahls zurück gefordert worden. — Man glaubte bisher der selige Bruder im Ranst habe jenen merkwürdigen Brief entweder seinem vertrauten Freunde Heinrich am (oder im) Grund, Pfarrer zu Stanz, oder seinem Sohne, dem Landammann Johann von der Flüe, dictiert. Dem Hn Amiet scheint dies unwahrscheinlich, weil Claus (der übrigens ein eigenes Sigill hatte) als Landrath und Richter 19 Jahre seinem Vaterlande diente; und er neigt sich zu der Annahme hin, der im Facsimile mitgetheilte Brief dürfte ein eigenhändiges Schreiben des urkundlich anerkannten Rathgebers und Mittlers, von jedem Eidgenossen hoch verehrten Friedensstifters seyn.

Wenn die Abhandlung des Hn Amiet für die eigentliche Geschichte auch keinen vorzüglichen Werth hat, so ist sie doch, als ein pietatis opus betrachtet, den Vaterlandsfreunden eine willkommene

Gabe, welche auch im Auslande vielleicht sich einer günstigen Aufnahme erfreuen dürfte.

5) Relation de ce qui s'est passé en Suisse depuis la résidence de Monsieur Miron, à sca-voir depuis le 17 Novembre 1617 jusqu'au 2 Mars 1624, et continuée jusqu'en Décembre 1627. S. 270 — 321. Dieses Actenstück, welches mit einer statistischen Uebersicht der XIII Cantone und der zugewandten Orte beginnt, ist ein ausführlicher Bericht über die schweizerischen Angelegenheiten und die Verhandlungen des französischen Gesandten, um den Einfluß Frankreichs in der Schweiz zu gründen oder zu erhalten.

6) Beyträge zur Geschichte des letzten Decenniums der alten Eidgenossenschaft (Fortsetzung) S. 321 — 344. — 'Noch gegen Ende des Jahres 1791 sah sich die Eidgenossenschaft ernstlich durch die Vorgänge im Bisthum Basel bedroht.' Der eidgenössischen Correspondenz über die Vorfälle jener Zeit sind die bedeutendsten Actenstücke enthoben, und der Inhalt der übrigen summarisch angegeben.

7) Endlich die Literatur von 1841 als Fortsetzung zu G. G. von Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte. Von Herrn Gerold Meyer von Knonau. S. 347 — 414.

Man erstaunt bey dem Umfange dieser Rubrik! Die zahlreichen hier bezeichneten Schriften, welche Hr Meyer, des goldenen Spruches: *ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ* eingedenk, mit einer ihm Ehre machenden Humanität, und in wenigen Worten, beurtheilt hat, verdanken großentheils ihr Daseyn dem Kampfe der politischen und religiösen Parteyen. Ihre beträchtliche Anzahl (gegen 300) ist eben kein Beweis einer zunehmenden Geistesbil-

dung im Schweizerlande. Hier mögen einige wichtige Worte des Herrn Meyer folgen: 'Wie glücklich war Haller! Sein Werk schrieb er in einer Zeit, in welcher jenes herrliche Aufblühen der profaischen wie der poetischen Literatur sich auch in unserm Vaterlande Bahn gebrochen hatte, wozu sein Vater, mit Recht der Große genannt, mächtig mitgewirkt, und in der, ungeachtet die Presse noch sehr überwacht war, manch' freyes Wort nicht nur geschrieben, sondern gedruckt werden durfte, was jedoch stäts mit Würde geschah. Daher kömmt es, daß er in seiner Arbeit nie Schriften aufzeichnen mußte, die anzuführen uns vor dem deutschen Publicum mit Scham erfüllt, noch mehr aber vor kommenden Geschlechtern, die erstaunen werden, daß die Presse einst so entfesselt war, und daß erbärmliche Papierverderber auf die Entfittlichung des Volkes planmäßig hinsteuerten. Non si male nunc et olim sic erit.'

Nachdem wir den Inhalt des gegenwärtigen Bandes angezeigt, erlauben wir uns noch einige Bemerkungen. — Mit Freude erfahren wir aus der Vorrede des Herrn Gottinger, daß in der zu Basel gehaltenen Versammlung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Beschluß der Herausgabe eines besonderen Regestenwerkes gefaßt wurde, durch welchen für die Zukunft eine wesentliche Veränderung in der Anlage des Archives eintritt. Es wird nämlich dasselbe mehr den Charakter einer Zeitschrift annehmen können und für Abhandlungen ein größerer Raum gewonnen werden.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. 139. Stück.

Den 29. August 1844.

B ü r i c h.

Schluß der Anzeige: 'Archiv für Schweizerische Geschichte, herausgegeben auf Veranstaltung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Zweiter Band.'

Wenn die Redactions-Commission es sich angelegen seyn läßt, der Gesellschaft bey ihren zweyjährigen Zusammenkünften die Berichte von den Arbeiten der historischen Vereine in einzelnen Cantonen mitzutheilen, so erhält ein solcher Entschluß gewiß allgemeinen Beyfall, weil der Hinblick auf das rege Leben und die Thätigkeit in mehreren Theilen des gesammten Vaterlandes auf andere Gegenden desselben eine rühmliche Nacheiferung wecken, und die Wirksamkeit der Geschichtsfreunde auf diesen oder jenen Gegenstand gelenkt werden kann. Daß aber Berichte, wie die mitgetheilten, in das Archiv aufgenommen werden, können wir schon deshalb nicht billigen, weil deren Herausgabe der Abtheilung des Archives vorgreift, welche eine möglichst vollständige Anzeige der Literatur

für schweizerische Geschichte und Landeskunde je eines Jahres enthalten soll, und wir also den meisten, wo nicht allen, in den Berichten angezeigten Schriften in einem folgenden Bande noch einmahl begegnen. Und diese Rubrik ist schon übermäßig groß, und möchte es auch noch lange seyn. Jedensfalls sollten aber, nach unserer Ansicht, in den Berichten bloß die auf die Schweiz sich beziehenden Arbeiten erwähnt werden. Nun haben wir in diesem Bande des Archives einen 10 Seiten langen 'Bericht über die Thätigkeit der historischen Gesellschaft zu Basel während des Zeitraumes 1840 — 1843', in welchem nur wenige Abhandlungen über schweizerische Geschichte und Alterthumskunde, mehrere aber über Gegenstände erwähnt sind, welche das Vaterland nicht berühren: Abhandlungen über den Propheten Samuel und seine Zeit; über Ursprung und Bedeutung homerischer Religion; über die deukalionische Fluthsage; über die Zünfte in Rom; über Kunst, Literatur und Philosophie; über Mahommed, u. s. w. Wir fragen: Was hat das Alles mit der Geschichte und Alterthumskunde des Vaterlandes gemein? Basel ist allerdings einer der bedeutendsten Sitze schweizerischer Bildung. Diese alte Universitätsstadt besitzt vortreffliche Lehrkräfte, von deren Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft wir gerne hören. Sed nunc non erat his locus.

Schließlich drücken wir den Wunsch aus, daß unsere Bemerkungen nicht als Tadel, sondern als ein Beweis aufrichtiger Theilnahme am glücklichen Erfolge einer vaterländischen Unternehmung mögen betrachtet werden.

Die Ankündigung der für den dritten Band des Archives bereit liegenden Materialien berechti-

get zu der Hoffnung, daß derselbe sehr interessant seyn wird.

H — y.

L e i p z i g,

bey K. Fr. Köhler 1843. *Philoxeni, Timothei, Telestis Dithyrambographorum Reliquiae. De eorum vita et arte commentatus est, carminum fragmenta collegit et explicuit Dr. Georgius Bippart, Societatis Graecae Lipsiensis sodalis.* XII und 98 Seiten in Octav.

Schwerlich darf man hoffen, der reizenden, aber namentlich durch ihre enge Verbindung mit der Musik erschwerten Forschung über die Attische Dithyrambik noch viel neue und fruchtbare Seiten abzugewinnen. Manche Andeutungen der Alten behalten immer etwas Räthselhaftes, oft lassen sie im Stiche; die Bruchstücke sind dünn gesäet. Eine Betrachtung einzelner Meister des dithyrambischen Stils der Lyrik kann nicht wohl mehr als die hervortretendsten Züge zeichnen, da die ganze Gattung durch zu bunte und feine Fäden in die ganze Bildung und Sitte des Athensischen Volkes zur Zeit seiner im Laufe des großen Principienkampfes beginnenden Abweichung von alter Sitte und altem Geschmacke verwoben ist. Die speciellen Unterschiede in der Kunst und Art der Individuen treten hier durchaus nicht mehr in so kenntlichen Umrissen hervor, als es in der Zeit der harmlosen, naturgemäßen alten epichorischen Lyrik der Fall ist. Denn obschon die meisten der zunächst für Athen thätigen Dithyrambiker Einwanderer aus meist Dorischen oder Aeolischen Ländern waren, so zwang sie doch die Rücksicht auf Erfolg, sich den Launen des verwöhnten Publicums und

der einmahl geheiligten Norm im Ganzen zu fügen. Nachdem in Attika der Aeolisch=Dorische Festgesang auf Bakchos zur Tragödie herangereift war, da sehen wir freylich den alten Stamm neben dem frisch empor wachsenden Senker fortleben, wie bey andern Gattungen dieselbe Erscheinung wiederkehrt. Der Bakchische Cult forderte einmahl neben den scenischen Darstellungen den kyklischen Festchor. Aber die Versuche, der vor dem Glanze der Tochter erbleichenden Mutter durch neuen Schmuck aufzuhelfen, konnte nur zu allerley Neuerungen führen, um einigermaßen mit der bevorrechteten neuen Art Schritt zu halten und dem überreizten Gau-men durch schärferes Gewürz einen neuen Kizel zu schaffen. So erklärt sich, warum Lasos von Hermione, dessen Aufenthalt in Athen den Anfängen des Drama ziemlich gleichzeitig ist, neue Bahnen für den Dithyrambus einschlug und von den Alten gar als Erfinder des (Attischen) Bakchusliedes angesehen werden konnte, dem er namentlich durch die Einführung regelmäßiger Wettkämpfe neuen Reiz und gleiche Berechtigung mit dem Drama zu verleihen wußte. In ähnliche von der Natur der Dinge angewiesene Richtungen gedrängt mußten sich die folgenden Dichter der einmahl gebildeten Manier bequemen und so kommt es, daß man die Einzelnen fast nur nach dem höheren oder geringeren Grade der Keckheit im Neuern des Musica-lischen und Rhythmischen und des immer maßlose-ren Ueberladens mit Schwulst in Inhalt und Form zu beurtheilen im Stande ist, wozu die Zeitfolge und Pherokrates berühmte Klage einen sicheren Leit-faden an die Hand gibt. An Lobern und Tadlern fehlt es Allen nicht, wie es der Fall zu seyn pflegt, wo ein großes, gemischtes Publicum zu Gericht sitzt; was im Augenblicke der Schöpfung Man-

chem, der mit dem Strome zu schwimmen zu verständig war, einen Seufzer abpreßte, erschien kurz nachher muthwilligerm Schalten gegenüber noch mäßig und nüchtern. Es ist ein stätes Ueberbieten der Dichter unter einander, die auch die Interessen und Controversen ihrer Kunst und die ästhetische Beurtheilung derselben vor den Augen des Publicums, um dessen Gunst sie buhlten, in den Dithyramben verhandelten, wie namentlich den Vorzug der Flöten vor den Kitharen oder umgekehrt. Man denke an Melanippides Marsyas Ath. XIV, 616, E. und die verächtliche Behandlung der Auletik, deren sich dann Telestes mit aller Kraft annahm. Das Princip der Neuerungen spricht Timotheos recht unumwunden aus Ath. III, 122, D. *Οὐκ αἰῶν τὰ παλαιά· καινὰ γὰρ ἄσματα (oder μέτρα) κρέσσον· νέος ὁ Ζεὺς βασιλεύει· τὸ παλαιὸν δ' ἦν Κρόνος ἀρχὼν· ἀπὶ τῷ Μοῦσῃ παλαιά*, eine Stelle, die zugleich zeigen mag, wie nach dem Aufgeben der alten sicheren Haltung die spätere Dithyrambik zu Extremen getrieben bald in weitschichtigsten Satzmassen sich verläuft, bald in zerhackten Gliederchen Abwechslung sucht. Aber obwohl wir von dem stufenmäßigen Fortschritte zu immer frecherer Ausgelassenheit und größerem Borgreifen der musicalischen Begleitung im Ganzen unterrichtet sind, so bleibt doch das Bild von der Dithyrambik noch immer ein sehr unvollkommenes. Jeder Versuch, unsere Erkenntnis auf diesem Felde zu fördern, muß deshalb doppelt willkommen seyn.

Der bescheidene Verf. der vorliegenden Schrift wurde durch eine im Jahre 1837 den Studierenden der Universität Jena gestellte Preisaufgabe zu seiner Schrift veranlaßt, die im folgenden Jahre den ersten Preis erhielt. Aber erst nach Beendi-

gung seines in Berlin und Leipzig fortgesetzten academischen Cursus im Jahre 1840 ging er daran, seiner Arbeit die Feile angedeihen zu lassen, die sie der Herausgabe würdig mache. Nun zwang aber ein hartnäckiges Augenübel die Arbeit abubrechen, die erst im vergangenen Sommer beendigt wurde, so daß Müllers Litt. Gesch. und Bergks Poetae Lyrici zu benutzen noch gestattet war. Unseres Berglein Abhandlung über Philoxenos konnte erst nach Abschluß des Ganzen verglichen werden, weshalb einige Hauptdifferenzpunkte nachträglich im Vorworte zur Sprache gebracht werden. Wie die Schrift nun vorliegt, verdient sie das Lob einer fleißigen Erstlingschrift, deren Verfasser ein besonnenes Urtheil zeigt und sich einer kurzen, ansprechenden Darstellung befließigt. Wichtige neue Aufschlüsse wolle man in solchem Schriftchen nicht suchen: wir erhalten eine gedrängte Uebersicht der Hauptsachen nach ziemlich sorgfältig benutzten Quellen und mit Berücksichtigung der neueren Forschungen. Manche Punkte würden anders gefaßt seyn, hätte nicht Herrn Bippart manches Buch gefehlt, aus dem er mit Nutzen hätte lernen können, wie z. B. Meinekes und Bergks Schriften über die Komödie ihm nicht zur Hand gewesen sind. Auch hat das an sich preiswürdige Bestreben nach einer gefälligen Darstellung Herrn Bippart abgehalten, manche philologische Nebenfragen aufzuwerfen und namentlich die Quellen überall critisch und exegetisch mit schärfster Akribie zu untersuchen. Wären die Stellen der Alten immer vollständig mitgetheilt, wie es für Specialuntersuchungen Gesetz seyn muß, so würden sie ihn oft gezwungen haben, auf eine genauere Prüfung einzugehen. So aber eilt Herr Bippart über Schwierigkeiten oft hinweg oder gibt die Zeugnisse in corrupter Gestalt, die ein philolo-

gisches Auge beleidigt, wie p. 64 die Stelle des Alexander Metolus und manche andere. Hätten solche Stellen genauer betrachtet werden sollen, so konnte dagegen manche ganz bekannte Sache wegbleiben, wie z. B. das p. 84 sqq. über die Flötenmusik Gesagte und manche Bemerkungen zu den Fragmenten.

Eine Einleitung geht die Hauptstadien der Entwicklung des Dithyrambus in Kürze durch, wobey Hr Bippart mit Recht sich eng an Welckers schöne Untersuchungen anschließt. Den Lasos hebt er als Ausbildner der Gattung gut hervor, wobey indes einige Aeußerungen unterlaufen, die nicht Stich halten, wie z. B. p. 7 ihm ein Hymnus auf Diana zugeschrieben wird statt auf Demeter und Meliboia, wie denn Lasos ganze Poesie im Cerealischen und Bakchischen Cultus seiner Vaterstadt Hermione wurzelt. Daß er bereits die strophische Responzion aufgegeben habe, ist p. 8 übereilt behauptet und richtig im Vorworte einer spätern Zeit und namentlich dem (jüngern) Melanippides zugeschrieben. Freylich war Lasos ein schöpferischer Mann und ein Neuerer schon indem er den dithyrambischen Ton überhaupt in die Lyrik einführte und ein freyeres Schalten mit den Rhythmen und der Musik aufbrachte. Aber obschon von ihm der Anstoß ausging, der Dithyrambik allmählich alle übrigen Arten der Lyrik unterthan zu machen, so wird er doch nirgend von den Alten den verderblichen Neuerern zugezählt. Die Vermuthung, Lasos habe wohl besonders Anlaß gegeben, Lieder dithyrambischen Stils, auch wenn ihr Inhalt nicht Bakchisch war, Dithyramben zu nennen, wie Simonides Memnon, scheint unbegründet. Denn der dem Lasos beygelegte, aber, was Herr Bippart nicht hätte unbemerkt lassen sollen, von den Alten

ihm, wahrscheinlich mit Recht, abgesprochene Dithyrambos *Κένταυροι* läßt sich leicht mit Bakchus in Verbindung setzen, s. meine Abhandlung de Laso Hermionensi p. 13., und es ist gar nicht ausgemacht, ob Simonides Memnon nicht ebenfalls mit Bakchus näher oder entfernter zusammen hing, s. M. Schmidt Emendationes Fortuitae, Schweidnitz 1843 p. 7., dessen Vermuthung freylich sehr ungewis ist. Hätte Hr Bippart die oben genannte Abhandlung über Lasos benutzt, so würde er p. 8 nicht ganz falsch gesagt haben: Minus liquet, quid Lasus per *ἑριστικοὺς λόγους* assecutus sit, quos choro dithyrambi dicitur (?) tribuisse. Fortasse ad actionem dithyrambis illatam referri possunt. Aber jene haben mit den Dithyramben gar nichts zu schaffen, s. de Laso p. 18 *). Was vom Simonides bemerkt ist: victoriam de Laso cum cyclicis (cycliis) choris deportavit, ist nicht bestimmt überliefert, wir erfahren nur, daß Beide den Wettstreit bestanden haben, ohne den Sieger zu kennen. Daß Pindar die strophische Responzion bereits hätte fallen lassen, wie p. 10 zweifelnd vermuthet wird, ist um so weniger glaublich, je strenger Pindar am Alten und Einfachen festhält und je gewisser es ist, daß Dionysios bekannte Worte: *παρά γε τοῖς ἀρχαίοις τεταγμένος ἦν ὁ διθύραμβος* im Gegensatz eines Philoxenos, Timotheos, Telestes, auf Simonides und Pindar zunächst gehen. Auch hat Bergk den Versuch gemacht, ein Paar Pindarische Stücke in Responzion zu bringen, s. Fragmm.

*) Gelegentlich bemerke ich, daß von den eben da angeführten Gnomen die zweyte: *Ἐρωτηθεὶς κτλ.* bey Stob. Floril. XXIX, 91 dem Demades zugeschrieben wird, wodurch das dort ausgesprochene Urtheil auch äußere Bestätigung erhält.

Pindari 48. 49. (47. 48. Boeckh). Zu den älteren Athenischen Dithyrambikern rechnet Hr Bippart noch Pratinas, Lamprokles, Kekeides, Likhymnios. Ueber Lamprokles kann jetzt M. Schmidt Emend. Fort. p. 10 sqq. nachgesehen werden, dem übrigens meine im Ganzen auf die nämlichen Resultate hinaus laufende Erörterung zu Eustath. Prooem. Pind. p. 20 entgangen ist. Vom Kekeides sagt Hr Bippart viel zu zaghaft: De nomine ambigitur, num (utrum) Cecidas, an potius Cydias habeat. Fortasse his nominibus diversis diversi poetae audiebant. Ohne Zweifel. Kekeides, ein alter schon vom Kratinos (Panopt. fr. 6) als altfränkisch betrachteter Dithyrambopöös, war wohl aus Athen; denn sonst würde er, falls er Dorier war, wie die meisten, *Κηκεΐδας* heißen; Kydias aber war ein Lyriker von Hermione, dessen Lieder den alten Athenern große Freude machten und viel gesungen wurden. Nach einer guten Entwicklung über die allmähliche Erweiterung der Herrschaft des Dithyrambus bey zunehmender Pracht und Ausdehnung der Dionysischen Feste den Apollinischen gegenüber, widmet Hr Bippart den drey letzten großen Meistern eine sorgfältigere Betrachtung.

Zuerst Philoxenos von Kythere, seine Lebensverhältnisse und seine Kunst. Mit Vergleins Abhandlung hält das hier Gegebene die Vergleichung nicht aus. In manchen Punkten weichen die Ansichten beider von einander ab; Einzelnes hätte sollen von Hr Bippart gründlicher untersucht werden. Ueber den Beynamen *Μύρμιξ* läßt sich Hr Bippart gar nicht aus. Schon Winkelmann zu Plut. Erotik. S. 202., dessen gelehrte Auseinandersetzung über den Dichter auch Hr Berglein entgangen ist, hat den Anlaß in den künstlich ver-

schlungenen Windungen der Dithyramben zu finden geglaubt und gut an Pherokrates dem Timotheos vorgeworfene *ἐκτραπέλους μορμηκιάς* erinnert, wobey sich Herr Berglein p. 8., dem die Beziehung ebenfalls nicht verborgen geblieben war, hätte beruhigen sollen. Aehnliches hat Meineke p. 330 angeführt. In der Unterscheidung der Homonymen gehen Beide aus einander. Während Hr Bippart, dem neuere Forschungen über die schwierige Frage nicht zu Gebote standen, es nur für probabel erklärt, daß Philoxenos Leukadios und Eryxis Sohn dieselbe Person sey und darin mit Berglein stimmt, so versäumt er es, den Parasiten, mit dem Beynamen *περνοκοπίς* (nicht *περνοκόπις*; wie *Χαιρεφῶν ἡ νυκτερίς*, *Εὐρυμεδοντιάδης ἡ ποντοχάρυβδης* u. s. w.) abzusondern, was Berglein richtig gethan hat p. 76. Auch über den Aufenthalt des Kytheriers bey Dionysios und namentlich über die schwierige Frage nach dem berühmtesten Gedichte desselben *Κυθίων* sind die Ansichten verschieden. Herr Bippart läßt den Dichter mit einigen hyperbolisirenden Alten das Gedicht in den Steinbrüchen dichten, während doch viel glaublicher klingt, was die gelehrten Scholl. Arist. Plut. 290 berichten, daß er nach glücklicher Flucht *εἰς τὰ μέρη Κυθήρων* sich am Tyrannen gerächt habe. Suidas läßt ihn nach Tarent, die von Hr Bippart übersehenen Scholl. Aristid. p. 264 nach Kroton entkommen; an den oben angeführten Worten der Scholl. Aristoph. nimmt Herr Bippart keinen Anstoß. Der codex Venetus bietet *εἰς τὰ ὄρη Κυθήρων*. Mit Beidem ist nichts anzufangen. Sicher ist *Κυθήρων* aus unzeitiger Reminiscenz der Heimath verschrieben. Ich vermuthete, daß es heißen sollte *εἰς τὰ περὶ Κρότωνα*, wohin auch andere vom Dio-

nysios Verbannte geflohen seyn sollen. Ueber die Tendenz des Kyklops kann nach den Zeugnissen kein Zweifel seyn, aber die Vorstellungen über die ganze Anlage sind sehr unbestimmt. Schon die Alten schwanken in der Benennung Drama, Dithyrambos, Tragodia, Komodia. Herr Bippart denkt sich p. 34 ein dithyrambisches Gedicht von einer indoles plane dramatica: ein Chor von Satyrn (??) nunc fabulam cantibus intercepisse, nunc cum ipsis personis egisse putandus est. So sieht er im Kyklops ein Beyspiel, wie der Dithyrambus auch das Gebiet des Drama an sich gerissen habe. In diesem Punkte stimmt Herrn Bergleins Ansicht von der Sache: einige Differenzen bespricht Herrn Bipparts Vorwort p. IX sq. Darin scheint uns nun Herr Berglein, um andere streitige Punkte zur Seite zu lassen, entschieden richtiger zu urtheilen, daß er ein Auftreten der Galateia durchaus verwirft, wofür Herr Bippart eifrig sacht. Die Vergleichung von Theokrits dem Kyklopen nachgebildeten Gedichte spricht für jene Annahme und Philoxenos ließ ja selbst den Kyklopen den Delphinen auftragen, der Nymphe Galateia im Meere zu melden, daß er seine Liebe durch die Musen heile, Scholl. Theocr. 11, 1. *). Auch besagen die Worte des einsichtigen Erklärers des Aristophanes: εἰς ἠνεγκε τὸν Κύκλωπα ἐρωῶντα τῆς Γαλατείας streng gefaßt dasselbe. Erscheint

*) Auf die Worte Μούσαις εὐφρόνις ἰώμενος τὸν ἔρωτα zielt der bisher vernachlässigte Philodemus de Musica Col. XV. p. 67. Καὶ μὴν οὐδὲ παραμυθεῖσθαι δύναιται μουσικῇ τὰς ἐν ἔρωτι δυσπραξίας· λόγου γὰρ μόνου τὸ τοιοῦτον. — Ποιήματα δ' εἰ προαιρεῖται, δεδούσθω καὶ Φιλόξενον, εἰ τοῦτ' ἤνιπτετο, μὴ τελέως ψεύδεσθαι. In einer lückenhaften Stelle Col. XIII. p. 59 kommt ein Urtheil über Timotheos nur durch die Musik gehobene Gedichte vor, dem der Epikureer widerspricht.

doch die Liebe zur Galatea nur als Nebensache für die Intention des Dichters, den ungeschlachteten Riesen durch den schlauen Odysseus, d. h. den Dionysios durch seine eigene Schlaubeit, überlistet darzustellen. Herr Berglein verwirft die Vorstellung von einem Chore und hält den Kyklops für ein Lesestück, das sich für öffentliche Schaustellung nicht wohl eignete, gleich wie Chäremon und Likhymnios von Aristoteles Rhet. III, 12. ἀναγνωστικοί genannt werden. Dagegen verlangt Herr Bippart für einen dithyrambus publice editus durchaus einen Chor, allein die gegen obige Vorstellung beygebrachten Gründe wollen nicht viel bedeuten und namentlich kann man auf die Worte eines Scholiasten zum Plutos, der von einem auftretenden ὑποκριτῆς redet, gar nichts geben. Ich halte das für ausgemacht, daß der Dichter den Polyphemos ganz nach der Homerischen Darstellung und nach den Andeutungen im Plutos inmitten seiner Herde auftreten ließ und daß ein solches Zweckgedicht nicht nach den gewöhnlichen Anforderungen zu betrachten ist und als ein Zwitterding gewiß nicht zur Aufführung geeignet war. Man kann damit die chorischen Partey = Gedichte des Timokreon von Rhodos vergleichen, die gewiß niemahls von einem Chore dargestellt worden sind. Auch von dessen κωμῳδίαι reden die Alten. Dabey muß man aber doch zugeben, daß der Kyklops von einzelnen Künstlern vorgetragen zu werden pflegte, so daß auf ihn, als ein bekanntes Stück, Aristophanes anspielen konnte.

In der Behandlung der geringen Fragmente bleibt Manches zu wünschen übrig. Zu fr. 4 heißt es: Scripsi συγκατεῖοξεν pro vulg. συγκατεῖοξεν. Dies muß ein Versehen seyn, da nirgend so steht. Fr. 5. Εὐρείας (vielleicht ἐυρείας) οἶνος

πάμφωνος wird erklärt durch Πινδαρὸς φιάλαν ἀμπέλου καχλάζουσαν δρόσω. Allein dann ist εὐρείτας nicht wohl zu verstehen. Herr Berglein p. 62 mit Meineke Com. 3, 645. vinum largiter fusum et clamosum combibonum tumultum excitans, wofür man Sonß von Chios ἀδιοτον πρόπολον βαρυγδούπων ἐρώτων anführen könnte. Doch dünkt es mir wegen εὐρείτας wahrscheinlicher, daß der Dichter die vom Son so sinnreich Eleg. fr. 1. durchgeführte Allegorie von den Kindern der Rebe im Sinne hatte: παῖδες φωνήεντες, ὅταν πείσῃ ἄλλος ἐπ' ἄλλω, — πανοἰμένοι δὲ βοῆς νέκταρ ἀμέλγονται. — Fr. 6 widerspricht auch Hr Bippart der Annahme Herrn Bergk's, daß dieser Vers, den Hr Berglein p. 34 am richtigsten geschrieben hat, zum Κύκλωη gehöre. Hierin hatte übrigens Herr Bergk einen Vorgänger in Winckelmann l. c. Allen Herren ist eine Stelle des Dionys. Hal. C. V. p. 5. Rsk. unbekannt geblieben, in welcher M. Schmidt l. c. p. 17 sehr gut die Anspielung auf dieselben Worte erkannt hat: *Eis δὴ τοῦτο τὸ μέρος, ὃ δεῖ πρῶτον νέοις ἀσκεῖσθαι, συμβάλλομαί σοι μέρος εἰς τὸν ἔρωτα*, wo Hr Schmidt richtig μέλος verbessert. — Fr. 7 gehörte, als ein Witzwort, nicht in die poetischen Fragmente. Bey fr. 8 fehlen einige Zeugnisse und überhaupt ist es zu arglos hingesezt. S. Berglein p. 37 sq. Aber fr. 9 muß gestrichen werden, da nach Meineke Hist. Crit. p. 89 Hemsterhuisens Conjectur der Zeit wegen nicht zutrifft, Berglein p. 63. Eben so können die Worte, die hier als fr. 10 erscheinen, nicht vom Philoxenos herrühren, an den die Scholiasten zu den Wolken zuerst denken mußten, da er aus dem Plutoß ihnen am bekannteste-

sten war, s. Meineke l. c. p. 228. und Dindorf zu den Scholl. Nubb. l. c. Noch weniger sollte fr. 11 eine Nummer erhalten haben, da es nur durch einen Gedächtnisfehler von Grotius dem Philoxenos statt dem Aristias beygelegt ist. Daß fr. 12 nicht vom Kytherier seyn kann, hat Herr Berglein p. 63 so evident gezeigt, daß die Praef. p. XII offen gelassene Ausflucht nicht helfen kann. Auch hat Berglein sehr richtig eingesehen, daß die hier und bey Bergk als Epigramm aufgeführten Zeilen fr. 13 Iyrisch sind. Außer ein Paar Stückchen, die weder hier noch bey Bergk sich finden, die man aus Berglein p. 36 sqq. ergänzen mag, ist noch aus Plin. N. H. 37, 2. Sol Elector (man sehe M. Schmidt l. c. p. 20) und aus Antiphanes Ath. X, 446, A. (3, 120. Meineke) οἶνος ἀρκεσιγυιος nachzutragen und zu fragen, warum fr. 12 bey Bergk: *Γάμος θεῶν λαμπρότατε* gänzlich mit Stillschweigen übergangen ist? Richtig hat Berglein p. 74 sq. erinnert, daß Bergk eignen früher ausgesprochenen bessern Ansichten zuwider Unrecht gethan hat, diesen Anfang eines alten Liedes von einem unbekanntem Verfasser dem Kytherier zuzuschreiben.

Das *δειπνον*, welches ganz nach Bergk abgedruckt ist, ohne sich in der Restitution zu versuchen, erklärt Hr Bippart p. 49 als einen langweiligen Küchenzettel des Dichters für unwürdig und will es mit Andern dem Leukadischen Gourmand abtreten. Ueber diesen Punct hat aber Hr Berglein so umsichtig und überzeugend verhandelt, daß es Wunder nimmt, wie Hr Bippart trotz dem seine Ansicht in dem Vorworte festhalten konnte. Daß Athenäus durchaus keinen Zweifel an der Autorschaft des Kytheriers andeute IV, 146, F. ist von

Berglein klar gezeigt, wie denn Athenäus sonst überall den Kytherier ohne Weiteres nennt. Wenn man sich über die dithyrambische Behandlung eines solchen Inhalts verwundert, so bedenke man, daß wir gar nicht wissen, welcher Zufall oder Scherz dem Dichter zu dem trockenen Spiel Anlaß gegeben haben kann.

Es folgt Timotheos von Milet. Die wichtige Stelle des Alex. Aetolus ist erst von Meineke Anal. Alex. p. 227 sqq., wo er auch eine Beziehung auf Timotheos Hymnos auf Artemis von Ephesos bey Hesych. s. v. Πολυθύσανε vermuthet, überzeugend aufgeklärt und Niemand wird ferner, wie Hr Bippart p. 59 an dem Ausdrucke des Macrobius *dedicato templo anstoßen*, auch nicht sagen: *Ephesii illum hymnum mille aureorum praemio dignum censuerunt*, da die *ἑσθὴ χιλιάς* sich auf die tausendjährige Jubelfeyer des Tempels bezieht. Die Lebensnachrichten, die wir sonst haben, sind gering. Ueber das Epigramm, welches ihm nach Steph. Byz. s. v. *Μίλητος* in Makedonien, wo er wie Euripides und Agathon bey Archelaos sich aufhielt, gesetzt war, s. Passow's Opuscc. p. 254.

Außer den Iyrischen Gedichten des Timotheos nennt Suidas noch *νόμοι μουσικοί* in Hexametern, *προοίμια, διασκευαί*; Stephanus hingegen *νόμων κιθαρῳδικῶν βιβλοὶ ὀκτωκαίδεκα εἰς ἐπῶν ὀκτακιοχιλίων τὸν ἀριθμὸν, καὶ προοίμια ἄλλων χίλια*. (Die *νόμοι κιθαρῳδικοί* erwähnt auch Ezekeß de metr. Pindaricis, Cramer's Anecd. Par. I, 64, 22., wo er sie aus Confusion als Beyspiel der *μέτρα ἀπολελυμένα* auführt). Mit den letzten, offenbar corrupten Worten des Stephanus kommt Hr Bippart p. 67 nicht

ins Reine: daß er *προνόμια* nicht in *προοίμια*, wie man gewollt hat, verwandelt, ist gut; man vergleiche Dio Chrys. Or. 5. p. 189. Rsk. *Τόδε μὲν δὴ προοίμιον, ὡς ἔφη τις, τοῦ νόμου.* Auch das ist gut, daß er die arge Verschlimmbeßerung *αὐλῶν*, die bey Westermann in den Text gedrungen ist, nicht angenommen hat. Denn der *κιδάρης δεξιὸς ἡνίοχος* hat mit Flöten nichts zu thun. Es ist zu schreiben *καὶ προνόμια ἄλλα ὡς χιλίων, scil. ἐπῶν.* Die *διασκευαί* beurtheilt Hr Bippart ähnlich wie Meineke Hist. Crit. p. 32: de iis aliorum poetarum carminibus intelligenda videntur, quorum modos Timotheus refinxerat et ad eam, quam ipse sequebatur, in re musica rationem attemperarat, wie es auch dramatische *διασκευαί* in Menge gab.

Timotheos Weisen gehörten zu den auch noch später geschätzten; seine berühmte *Σεμέλης Ὀδὴν* wurde als Flötenstück später mit großer Kraftanstrengung der Gesichtsmuskeln vorgetragen, s. Dio Chrysost. LXXVII. p. 426. Rsk. und Meineke Hist. Crit. p. 280. Erwähnung verdiente auch die Belobung eines Menekles von Teos von Seiten der Kosmen und der Gemeine der Knossier, weil er die Gedichte des Timotheos und seines Nebenbuhlers Polyidos so wie der alten Kretischen Dichter *μετὰ κιδάρας πλεονάκις ἐπεδείξατο, καθὼς προσῆκον ἀνδρὶ πεπαιδευμένῳ,* Corp. Inscr. 3053. Diese Zusammenstellung erinnert an ähnliche beider Meister, die bey Welcker Trag. 3, 1043. und Meineke Hist. Crit. p. 239. zu finden sind.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 31. August 1844.

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Philoxeni, Timothei, Telestis Dithyrambographorum Reliquiae. De eorum vita et arte commentatus est, carminum fragmenta collegit et explicuit Dr. Georgius Bippart, Societatis Graecae Lipsiensis sodalis.'

Nur vermisset man eine Stelle, über die von jeher hin und her gerathen ist, Incert. post Censorin. IX. Hos secuti sunt Musici Timotheus et PONDOS et Hyperides et FOLLIS et clarissimus cum peritia tum eloquentia Aristoxenus, modulati protinus cantus. Ruhnken corrigierte CONNUS, worauf auch M. Schmidt l. c. p. 18 verfallen ist; zu meiner Freude sehe ich jetzt aus Burmanns Bemerkung zu Vales. Emendatt. p. 118, daß längst J. Scaliger nach handschr. Notiz POLYIDOS (PONDOS ist aus POLIDOS entstanden) erkannt hat. Im Hyperides hat Hr Schmidt den Theorenides von Siphnos, genannt 'Προτρονίδης, zu finden geglaubt. Schwerlich. Aber FOLLIS ist

schon von Cauchius richtig in Phyllis verbessert, der auch Scholl. Plat. p. 341 mit Aristorenos zusammen gestellt wird. Vielleicht schreibt man indes richtiger Phillis, wie denn bey Athenäus immer *Φίλλις* steht, s. Meineke Delect. Epigr. p. 134, dem entgangen ist, daß in Bekkers Anecd. 2, 783 schon von Miksch Melett. Hom. 1, 79. richtig *Φίλλις ὁ Ἀήλιος* und außerdem sehr probabel *ἐν τῷ περὶ χορῶν* statt *περὶ χρόνων*, emendiert war. Einen *Φιλλέας* Inscr. Delph. 9, 13 wollte Curtius mit Unrecht in *Φιλέας* ändern.

Die Fragmente konnten wohl sorgfältiger behandelt werden. Das erste aus dem *Κύκλωψ* kann unmöglich richtig so geschrieben seyn:

*Ἐχευε δ' ἐν μὲν δέπας κίσεινον
μελαίνας σταγόνας ἀμβρότας, ἀφρῶ βρονάζον,
εἴκοσι δ' ὕδατος μέτρον ἀνέχευεν.
ἔμισγε δ' αἶμα Βακχίου
νεορόντοις δακρύοισι Νυμφᾶν.*

Die Quellen geben *ἔχευεν δέ, ἔχυνε δέ, ἔχυνεν δέ*, die Epitome läßt es weg. Bergk vermuthet *Ἐν μὲν ἦν δέπας*. Aber eine Vergleichung der Musterstelle Odyss. I, 208. *ἐν δέπας ἐμπλήσας, ὕδατος δ' ἀνά εἴκοσι μέτρα* Xesüs zeigt, daß Timotheos schrieb: *ἐπλήσε δ' ἐν κτλ.* *Ἐχευε* hat sich aus dem Folgenden irrthümlich eingeschlichen. Das im dritten Verse stehende *ὕδατος* ist wohl unwillkürliche Zuthat Hn Bipparts, da im Athenäus nichts davon steht. Mit dem Ausdruck *νεορόντα δάκρυα Νυμφᾶν* vergleicht Meineke Euphor. fr. 91. Anall. Alex. p. 123. *πολύτροφα δάκρυα Βύνης*. — Fr. 3 steht nicht Cramer. IV, 72, wie Hn Bergk falsch nachgeschrieben ist, sondern IV, 12, und nicht *διὰ μυελοτροφῆς*, wie gleichfalls nach Hn Bergks Angabe gesagt wird, sondern *δμοελοτροφῆς*. Auch ist zu 4, 1 Hn

Bergk nachgesagt, Casaubonus habe *καινά* emendiert, während so schon Aldus hat (VL). — Fr. 8. "*Αρης τύραννος· χρυσόν Ἑλλάς δ' οὐ δέδοικεν* ist wohl nicht der Gegensatz fortitudo und opes, sondern habitus auro ornatus, wie so oft der Hellenischen schmucklosen Bewaffnung das Goldtragen der Orientalen entgegen gesetzt wird, z. B. bey Simonides *χρυσοφόροι Μῆδοι*. Vergl. Iliad. B, 873 sq. — Fr. 11 zu verbessern bin ich durch die unerschöpfliche Güte unsers berühmten Landsmanns Carl Bened. Hase zu Paris in Stand gesetzt. Der alte Thuanus des Macrobius, aus dem ich schon manche Graeca hergestellt habe, liest, im Uebrigen nur unbedeutend von der Vulg. abweichend, zum Schlusse *ΚΑΚΑΠΟΝΕΥΡΑΚΩΙΕ ΠΑΙΑΝ*, statt der Vulg. *σᾶς ἀπὸ νευρᾶς, παιάν*. Ein zweyter weit jüngerer Codex, nr. 8678. saec. XV, bietet, wie mir mein Freund Dr Pressel mittheilt, *νεῦρας ᾧ παιάν*. Es ist zu schreiben:

*Σὺ τ' ᾧ τὸν αἰεὶ πόλον οὐράνιον
ἀκτίσι λαμπραῖς Ἥλιε βᾶλλον,
πέμπων ἑκαβόλον ἐχθροῖς βέλος
σᾶς ἀπὸ νευρᾶς, ᾧ ἰὴ παιάν.*

So gewinnen wir das stehende Pāanenephymnion, wie im Pāan auf Eysandros Plut. Lys. 18. *Τὸν Ἑλλάδος ἀγαθείας στραταγὸν ἀπ' εὐρυχόρου Σπάρτας ὑμνήσωμεν, ᾧ ἰὴ παιάν!* — Fr. 12, das Bergk wegläßt, ist wohl im ersten Verse so zu schreiben: *Μακάριος ἦσθα, Τιμόθεε, ὅτε κᾶρουξ ἀνεῖπεν* oder *ἔειπεν*. — Fr. 13 steht nicht Append. Flor. 8, 3., wie wiederum Bergk nachgesagt ist, sondern 8, 2. p. 23, 8. Im zweyten Verse ist *Κύπριδος* zu lesen. — Fr. 14 ist der angeführte Grund, die zwey Verse seyen ganz vom Timotheos, was die Dorische Form *διανεκῆ* beweise, nicht richtig, da das auch Attische Form

ist. — Fr. 15 ist " *Ἀσος* und *μαῖλα* zu schreiben. Das Erstere bemerkt auch nach codd. Arist. Rhet. 3, 4. Meineke Com. 3, 58. — Daß Epigr. 16 gegen Bergk lieber dem Timotheos als dem Thukydides vindiciert wird, kann man nur gut heißen; aber B. 2 ἢ καὶ zu schreiben ist ganz unnütz, da die handschr. Lesart ἢ γὰρ völlig tadellos ist.

Der letzte bedeutende Meister ist Telestes von Selinus, über den Meineke Com. 2, 793 eine eigene Untersuchung ankündigt. Ueber seine Lebensumstände haben wir nur sehr dürftige Andeutungen. Nicht einmahl durfte Hr Bippart p. 83 sagen: Plinius narrat (XXXV, 56.) poetam apud Aristratum, Sicyoniae tyrannum, vixisse, quem non ante Olymp. CIV. hunc dominatum occupasse verisimile est. Letztere Zeitbestimmung glaubt Hr Bippart aus Xenophons Hell. 7, 1, 44 zu gewinnen, nach welchem Euphron Ol. CIII, 3 sich an die Spitze von Sikyon gestellt habe, tunc primum dicit tyrannum in hac civitate existisse. Aristratos werde sonst nirgend erwähnt, so viel er wisse. — Hier irrt Hr Bippart in vielfacher Hinsicht. Erstlich erzählt Plinius nichts von einem Aufenthalte des Telestes bey Aristratos, sondern daß Nikomachos, Aristodemos Sohn, den Auftrag des Tyrannen, quod is faciebat Telesti poetae monumentum, zu mahlen, erstaunlich schnell ausgeführt habe. Das setzt einen Aufenthalt bey Aristratos, wenigstens seitdem er die Tyrannis an sich gerissen, durchaus nicht voraus und ein solcher ist schon wegen der Zeitverhältnisse nicht wahrscheinlich. Telestes Blüte wird Ol. 94 oder 95 vom Marm. Par. und Diodor ange setzt: Aristratos aber heißt bey Plut. Arat. 13. ὁ κατὰ Φιλίππον ἀκμύσας und als dessen Parthey erge-

ben wird er vom Demosthenes de Cor. p. 242. neben Epichares als Landesverräther dargestellt, der jetzt, wo Demosthenes redet, mit vielen Andern zur Seite geworfen und verachtet sey, p. 324. Plutarch läßt uns wie Plinius den kunst sinnigen und prachtliebenden Tyrannen in ihm erkennen; ein schönes Gemählde des Melanthos, dem selbst Apelles geholfen haben sollte, stellte ihn dar ἄρματι νικηφόρον παροιστώτα: Aratos wollte bey der Befreyung Sikyons aus Haß gegen den Tyrannen das Bild vernichten, s. Preller zu Polemon. fr. p. 47. Herrn Bipparts Behauptung aber, erst nach 104 könne er Tyrann geworden seyn, ist nun freylich sehr wahr, aber aus Xenophons Stelle — nach Diodor. XV, 70. ward Cypbron schon Ol. 102, 4 Tyrann — geht was er behauptet nicht hervor. Denn weder liegt in dessen Worten noch kann es bekannten historischen Verhältnissen nach darin liegen, daß Sikyon bis dahin keiner Tyrannis verfallen gewesen sey, worüber an die bekannte Stelle des Aristoteles bey Plut. Arat. 2. zu erinnern genügt. Aristratos Macht fällt in die Zeit des Philippos und da müßte Telestes sehr alt geworden seyn, wenn er bey dem Tyrannen von Sikyon sich aufgehalten hätte. Dies zu glauben ist nicht nöthig, da der Tyrann eine nicht so nahe Veranlassung, ein Gemählde zur Erinnerung an den beliebten Dichter zu stiften, haben konnte.

Die Bruchstücke sind umfangreicher als die der meisten übrigen Dithyrambiker. Die Critiker haben neuerdings viel zu ihrer Herstellung gethan. Fr. 1 ist von Meineke Com. 3, 637 sq. großentheils berichtigt. B. 10 ist mit Jacobs & γε geschrieben, wofür richtiger vielleicht von Dobree

Adverss. 2, 347. ἄπερ oder ἄ — so hat Bergk auch geschrieben — vorgeschlagen ist. B. 12 ist bey Herrn Bergk βροτοῖς wohl nicht mit Vorbedacht weggefallen. B. 13 ist die Vermuthung τὰν οὖν ἐριβρομωτάταν nicht übel; näher liegt den Jüngen Empetius Versuch Zimmermanns Zeitschrift 1835. p. 8. γάνους μερίδ' ἰσοτάταν dulcedinis sanctissimam partem, obwohl dagegen sich Einwendungen machen lassen. — Fr. 2 ist nicht glücklich constituirt: viel besser hätte Herr Bippart sich an Bergk gehalten, dessen Fassung er nicht einmahl erwähnt. Huschke zum Tibull. p. 361. hat den richtigen Weg gezeigt: die richtige Aenderung νόμιον αἰολον bey Hn Bergk war längst von Dobree p. 347 gefunden. Außer Μούσας muß übrigens dem Dialect zu Liebe ἄμοιουσε hergestellt werden, was auch Bergk unterlassen hat, obschon er B. 3 Ἑλλάων richtig setzt. — Fr. 4 constituirt Meineke Com. 3, 180 etwas anders und entschieden besser als Hr Bippart und Bergk thun.

Der Druck ist gut und im Ganzen fehlerfrey. Der Lateinische Stil ist fließend ohne durchweg rein zu seyn: adiuvasse p. 35. liest man hier nicht zum ersten Mahle. F. W. S.

Paris und Hamburg,

bey Cherbuliez und Compagnie und Herold 1844. Histoire de la vie et de la philosophie de Kant, par Amand Saintes. Ornée du portrait et d'un facsimile du philosophe. XX und 487 Seiten in Octav.

Mit je größerer Theilnahme wir die in neuester Zeit vervielfältigten Bestrebungen, der deutschen

Philosophie in Frankreich einen ausgebreiteteren Kreis der Bekanntschaft zu erringen, verfolgen müssen, desto mehr müssen wir auch wünschen, daß ein Gedankenkreis, dessen allseitige richtige Würdigung ohnehin bey unserm Nachbarvolke ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten finden wird, diesem wenigstens in einer möglichst genauen objectiven Darstellung dargeboten werde, die sich nicht nur von jeder Parteyfarbe frey hält, sondern auch einer übrigens parteylosen Critik nicht die leise Einwirkung auf die Relation des wirklich Vorliegenden verstattet, durch welche so oft alle Verhältnisse eines Lehrgebäudes verfälscht werden. Wenn der Verf. dieser Schrift sich von dem letztern Vorwurf ziemlich frey gehalten hat, obwohl ein leichter Anflug jener Polemik, die von der feyerlichen Stimmung des Glaubens aus alle Philosophie zuletzt mit einer gewissen Behmuth sich in ein ergebnisloses Spiel auflösen sieht, durch das ganze Werk hindurch geht, so kann man dagegen von Seiten der Genauigkeit in der Darstellung des vorliegenden Stoffes so wie rücksichtlich der Ungemessenheit der Auswahl schwerlich mit ihm sich einverstanden finden.

Die äußerliche Veranlassung zur Abfassung dieses Werkes war, wie die Vorrede sagt, das Vorurtheil, welches der Verf. in Frankreich gegen Kant als einen pedantischen Träumer herrschend gefunden haben will. So wie er vor zwey Jahren durch das Leben Spinozas denjenigen geantwortet habe, die diesen für einen atheistischen Philosophen ausgegeben, so solle dieses Werk anderen Landsleuten ihre ungünstige Meinung von Kants geringer Beweglichkeit und Eleganz im Leben zu benehmen suchen. Und fast allerdings scheint es,

als habe der Verf. diesen Theil seiner Aufgabe ganz besonders im Auge gehabt, denn mit großer Ausführlichkeit und nicht selten in unangenehm mahlerischer Weise finden wir den biographischen Theil des Werkes abgefaßt; daß Kant in Königsberg der schöne Magister hieß, daß er sehr gut über Spitzen und Damenkleider zu sprechen wußte, findet sich allzu oft erwähnt, und daß er den Freunden der Tafel nicht abgeneigt war, brauchte wohl nicht S. 307 und 315 durch die doppelte Anführung einer und derselben Specialität eindringlich gemacht zu werden. Wenn solche Dinge zu den *longueurs* gehören, die dem Buche nicht fehlen, so scheint uns ein eben so überflüssiger Auswuchs das Bestreben, Kants Eigenthümlichkeit aus allerley äußern Umständen erklären zu wollen, deren an sich geringe Bedeutsamkeit ganz verschwindet, wenn wir bedenken, wie wenig wir von Kants innerem Bildungsgange im Verhältnis zu dem Großen seiner Leistungen wissen. Die aus Rosenfranz entlehnte Schilderung von Königsberg steht müßig, sie erklärt nichts in Kants Charakter; eben so müßig ist die Annahme, daß die Provinz Preußen vermöge ihrer großen Sandflächen und ihrer Einförmigkeit besonders geeignet sey, Philosophen zu producieren; wenn endlich aus der Bekanntschaft mit dem Seeleben und dem Treiben der Matrosen sich *bien des comparaisons*, *bien des images* erklären sollen, die Kant in seinen Schriften gebraucht habe, so fehlt zur vollendeten Feinheit dieser Bemerkung nichts als der Nachweis, daß Kant wirklich solche Bilder mit Vorliebe gebraucht habe; und dieser dürfte schwer seyn. Wenn wir in diesen Betrachtungen nur jene *Hypercritik* unserer Zeit ausgedrückt finden, die mit

geringen Mitteln und auf einer nadelspitzigen Basis eine vollkommene durchdringende Menschenkenntnis entwickeln möchte, so wollen wir doch nicht länger mit dem Verf. rechten über dasjenige, was in seinem Werke überflüssig ist, sondern lieber zu dem kommen was uns zu fehlen scheint.

Für jeden, der Kants Philosophie, namentlich die Critik der reinen Vernunft für Ausländer darstellen will, ist die schwierigste Frage die, welchem Gange des Gedankens er folgen soll. Die Entwicklung der Ansicht ist in Kants Werke keinesweges selbst so klar, so ohne alle überflüssige Längen und dunkle Knoten, daß man es für ersprießlich halten könnte, ihm hier Kapitel für Kapitel zu folgen. Immer vielmehr wird zu einer gelungenen Darstellung eine durchdringende Kenntnis des Ganzen erforderlich seyn, die mit dem völlig bezwungenen Stoffe in freyerer Weise zu schalten verstattet. Der Verf. hat es vorgezogen, dem Philosophen Schritt für Schritt zu folgen, und nur in wenigen Fällen hat er die Ordnung verlassen, in der sich bey Kant die Gedanken entwickeln, aber wir zweifeln, ob gerade in diesen Fällen mit Glück. Wie dies aber auch sey, einen sehr ernsten Tadel verdient der Verf. deswegen, weil er, obwohl er durch eine Darstellung der bedeutenderen Resultate eben so viel erreichen konnte, als durch Wiederholung aller einzelnen Gedanken Kants, sich dennoch vielmehr diesen letztern angegeschlossen hat, in ihrer Relation aber so flüchtig gewesen ist, daß das Meiste, was sich auf jenes Detail bezieht, als ganz unbrauchbar betrachtet werden muß. Dieses harte Urtheil mögen folgende Proben aus der Darstellung der ersten Theile der Vernunftcritik rechtfertigen. Nachdem Verfasser

S. 91 den Satz, daß alle Radien des Kreises gleich seyen, als ein synthetisches Urtheil aufgeführt, ohne zu zeigen, wie wohl ein von ihm vorgestellter Kreis aussehen mag, bevor er dieses in ihm nicht enthaltene Merkmal synthetisch hinzugefügt, nachdem er S. 92 behauptet, daß der Unterschied zwischen *sentir* und *penser* den Unterschied zwischen transscendentaler Elementarlehre und transscendentaler Methodenlehre begründe, beginnt er S. 93 die transscendentale Aesthetik mit den Definitionen: 1) l'intuition (Anschauung) c'est l'impression que le moi humain reçoit d'un objet quelconque, obwohl in den ersten Zeilen der Aesthetik Kant genau dieselbe Definition für die Empfindung gibt, die ihm gewis nie gleichbedeutend mit Anschauung war; 2) la sensation c'est l'effet de l'intuition, c'est la puissance de recevoir de telles impressions, eine Definition, die nicht nur Sinnlichkeit und Empfindung in dem Ausdruck *sensation* vermengt, sondern uns auch lehrt, daß ein Effect zugleich das Vermögen sey, diesen Effect zu erleiden. Sehr unpassend hat nun der Verf. zwischen diese leichten Präliminarbemerkungen Kants hier den Satz eingeschoben: lorsque l'impression d'un objet nous fait apercevoir son état, nous donne connaissance de quelque changement qu'il éprouve, nous disons alors que nous en avons le sentiment, et l'objet qui nous le fait éprouver, et qui est la cause de cette sensation, se nomme lui même phénomène. Man weiß hier wirklich nicht, was der Verf. sich unter jenem objet denkt, da es als Gegenstand der Erfahrung doch eben nur in der Wahrnehmung die Eigenschaften annimmt, die es zu einem objet machen, also als

objet nicht wieder die Ursache dieser Wahrnehmung seyn kann. Abgetrennt von diesen Eigenschaften aber als Ding an sich betrachtet kann es gewis nicht Kants Sinne gemäß als la cause de cette sensation betrachtet werden.

Vom Raume behauptet der Verf.: tout ce qui désigne un rapport des phénomènes en dehors de nous mêmes, ou en dehors les uns des autres, nous le saisissons dans l'espace par l'intuition, ein mindestens ganz zweydeutiger Ausdruck, der Lockes Meinung vom Raume eben so gut bezeichnen könnte, als die Kants. Eben so unpassend ist es, Kant die Bemerkung unterzuschreiben: l'espace est la forme, dont notre sens intérieur (ein übel gewählter Ausdruck bey der Beziehung, die nach Kant der Raum ausschließlich zu den äußern Sinnen hat) a besoin, pour regler ses sensations; d'ou il s'en suit que nous ne pouvons pas appliquer l'idée de l'espace aux objets mêmes, mais seulement aux rapports dans lesquels ils se trouvent envers nous. Den Beziehungen der Dinge zu uns hat Kant gewis keine räumliche Gestalt gegeben, höchstens den Dingen, so fern sie in ihnen stehen. Verf. fährt fort: nous ne pouvons pas dire: cet objet est dans l'espace; pour parler exactement il faudra dire: cet objet nous apparait dans l'espace. Dieser Ausdruck würde im Gegentheil sehr ungenau seyn; denn jenes cet objet, das im Raume zu seyn uns nur scheinen sollte, müßte ein Ding an sich seyn, dann wäre es aber kein objet in Kants Sinne, nämlich kein Gegenstand der Erfahrung; am allerwenigsten könnte es ein cet objet seyn, als vermöchte man es mit Fingern zu weisen, so wie es nicht im Raume ist,

und dann mit der andern Hand die Stelle im Raume zu bezeichnen, die es einzunehmen scheint. Wenn nun der Verf. unmittelbar darauf fortfährt: de sorte qu' après Kant l'idée de l'espace n'a qu'une réalité empirique et une idéalité transcendentale, so wird man sehr zweifelhaft, wie weit Verf. den Sinn dieser beiden Prädicate und die Natur der Kantischen Philosophie überhaupt oder des transcendentalen Idealismus begriffen hat.

Nicht weniger flüchtig sind die Beweise für die apriorische Natur des Raumes erwähnt. Comme il n'est donné à personne, de se représenter un objet sans un espace qui le contienne, bien que l'on puisse concevoir un espace sans objets, il s'ensuit que son idée est une intuition nécessaire a priori. Also: Niemand kann sich ein Dreyeck ohne Winkel vorstellen, aber sehr wohl einen Winkel ohne Dreyeck, also ist der Winkel eine nothwendige Anschauung a priori. Solche Fehler sind unbegreiflich; der Verfasser hätte nur zu übersetzen brauchen, was Kant sehr präcis sagt: man kann sich niemahls eine Vorstellung davon machen, daß kein Raum sey; auf die Unmöglichkeit den Raum weg zu denken, nicht auf die Denckbarkeit des leeren Raumes gründet er seine Ansichten.

Doch genug hiervon. Diese Bemerkungen sollten nur zeigen, daß der Verfasser übel gethan hat, in ein Detail einzugehen, das er nicht genau genug darstellt. Fragen wir jetzt, in welchem Lichte das Gesammturtheil des Verfassers Kants Lehre erscheinen läßt, so können wir nach den S. 165 ff. geäußerten Ansichten über die Cri-

tik der reinen Vernunft nicht sehr in Zweifel seyn. Kants Ankämpfen gegen den Skepticismus sey vergeblich gewesen; ne voyez vous pas, qu'il se relève de toute votre foiblesse, si vous n'avez pas encore la philosophie de la foi, qui commence par une affirmation du sens commun? Auch habe Kant eigentlich wenig Neues gebracht, Aristoteles, die Scholastik, die schottische Schule gegen Locke und Hume enthielten den Keim zu seiner ganzen Vernunftcritik. Das Resultat endlich so angestrenzter Arbeiten sey trostlos, denn wenn Kategorien und Anschauungen nur subjective Auffassungsformen sind, il s'en suit, que toutes les notions généralement admises et que le sens commun de l'universalité des hommes a toujours accepté et accepte encore comme vraies, ne doivent plus revêtir que des formes subjectives, varier, comme varient les subjectivités humaines, et dépendre ainsi des caprices de l'individualité. Dies ist des Verfassers Verständnis vom transcendentalen Idealismus. Es ist wirklich merkwürdig noch die Fortsetzung zu vergleichen: si c'est une illusion, d'appliquer aux objets l'intuition du tems et de l'espace, parcequ'une pensée subjective réalise seule tout le mouvement du monde phénoménal, si toutes les notions de l'unité et du multiple, de substance et d'inhérence, de positif et de négatif, de cause et d'effet ne sont que des concepts de notre entendement, vous dérobez à l'esprit humain toute connaissance réelle, vous le plongez dans un scepticisme plus radical que celui de Hume, dont on pouvait encore sortir par les lois de l'induction et de l'analogie. Néan-

moins il sera toujours juste, d'apprécier et d'admirer la tendance éminemment morale du philosophe etc. Und hiermit kann wohl unser Urtheil über dieses Werk geschlossen seyn; der Verfasser, der nur die moralische, nicht die speculative Seite des Kantischen Systems zu appreciiren vermag, würde ohne Zweifel auch jene darzustellen im Stande gewesen seyn, während ihm die Darstellung dieser mißlungen ist. Wir erwähnen nur noch, daß sich von Kants übrigen Werken kürzere Analysen finden und das Ganze mit einigen Betrachtungen über Nachwirkungen und Veränderungen der Kantischen Philosophie in den neueren Systemen schließt. L.

N o t o d,

bey J. M. Deberg. 1843. Beiträge zur Geschichte Europas im sechszehnten Jahrhunderte aus den Archiven der Hansestädte, von Dr. G. C. H. Burmeister. 194 Seiten in Octav.

Die Veröffentlichung dieses Büchleins hat der Vf., welcher seit einer Reihe von Jahren mit unermüdetem Fleiße für die Geschichte seiner Heimath (Wismar) arbeitete, und dessen kleine Abhandlung über die Sprache der Obodriten=Wenden auch in diesen Blättern (Jahrgang 1842. St. 9) eine Anzeige gefunden hat, leider nicht erlebt. Der Bruder des thätigen Mannes ist es, der dem Publicum die letzte Arbeit des zu früh Verstorbenen übergibt. Trotz der Forschungen von Sartorius und besonders des gelehrten Lappenberg, wird sich jeder kleine Beytrag für die Entstehung, Fortbildung und den Untergang der Hanse einer freund-

lichen Ausnahme zu erfreuen haben, besonders wenn, wie hier, die gebotenen Ergänzungen und Ausführungen auf archivalischen Quellen beruhen.

In der 'Uebersicht' bekämpft der Verf. die verschiedentlich hingestellte Ansicht, daß durch das zur Zeit der Reformation hervortretende demokratische Element der Untergang der Hanse herbey geführt sey und fügt die begründete Erklärung hinzu, daß zu keiner Zeit die Geschlechter, auch wenn sie allein im Rathe saßen und sich selbst ergänzten, der Beaufsichtigung der Gemeinde entzogen gewesen seyen. Die wachsende Macht der Fürsten, die aus bekannten Gründen sich ergebende Umgestaltung der Bedingungen des Handels, die selbständige Entwicklung, welche außerdeutsche Reiche nahmen, mußten den Verfall des mächtigen Städtebundes herbey führen. Die Abhandlung mit der Ueberschrift 'Handelspolitik und Diplomatie der Hansestädte' gibt eine, allerdings nicht durchaus neue, Beschreibung der hanfischen Handelsstraßen zu Land und Meer und der Maßregeln, die man zur Sicherstellung derselben anwandte. Interessanter und reichhaltiger ist die Erörterung über das Gesandtschaftswesen im 16. Jahrhundert, hauptsächlich nach den in Wismar aufbewahrten Rechnungen zusammen gestellt, welche sich auf die durch Gesandtschaften verursachte Ausgaben beziehen. Hiernach wendet sich der Verf. zu der Stellung, welche die Hanse im 16. Jahrhundert in den verschiedenen europäischen Reichen einnahm. Er beginnt mit Deutschland und verbreitet sich über die angeknüpfte Verbindung der Hansestädte mit deutschen Reichsstädten, über den Inhalt des 1606 zwischen ihnen eingegangenen Vertrages, besonders über die Verhältnisse während der Zeit des dreyßigjährigen

Kriegeß. Kurze und aphoristisch hingeworfene Bemerkungen, unter denen besonders die aus dem Tagebuche des Bürgerworthalters entnommene Uebersicht der Bedrängnisse Wismars in den Jahren 1627 bis 1632 die besondere Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nehmen wird. Von geringerer Bedeutung, meistentheils bekannten Inhaltes und nur hin und wieder durch kleine Zusätze aus dem Wismarer Archive gewürzt, sind die Mittheilungen über die eigenthümlichen Berührungen der Hanse mit den scandinavischen Reichen, mit Frankreich, Polen und Rußland, Portugal, Spanien und Italien, bey welcher letzteren Gelegenheit namentlich die Unrichtigkeit der Angabe Fischers hervor gehoben wird, wonach das deutsche Haus in Venedig eine Niederlage der Hanse bezeichnet habe; eine Unrichtigkeit, die übrigens schon früher aufgedeckt war. Bedeutender sind die Mittheilungen über England und Schottland, wo namentlich über das Comptoir zu London sich manche werthvolle Erörterungen finden. Dasselbe gilt von der auf die Niederlande bezüglichen Abhandlung.

Was die Beylagen anbetrifft, so gibt die erste einige artige Beyträge für den Handel der Hanse mit dem Inneren von Deutschland, die zweyte für das in den Hansestädten geltende Zunftwesen. Von den zehn vollständig abgedruckten Urkunden, welche den Schluß bilden, kann der in der Vorrede besonders hervor gehobenen Nr. 8, auf den Kampf der Stadt Braunschweig mit dem Herzoge Heinrich Julius bezüglich, kein besonderer Werth bemessen werden.

Hav.
